SILAS WRIGHT DUNNIN[illegible]

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1850

Zweiter Band.

Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland,
herausgegeben

von

Guido Görres.

Sechsundzwanzigster Band.

München, 1850.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

*

. —ſſum. — Krieg[illegible]

Oeſterreich. — Pius verweigert die Kriegserklär

Die Civica vollſtreckt die Befehle der Clubs. —

waltthat gegen die Cardinäle. — Abberufung des

rigen öſterreichiſchen Geſandten Grafen Lützow von

— Eröffnung der Kammern; Vertrauensvotum f

kriegsluſtigen Miniſter Mamiani. — Die Verni

des oberſten Pontificats und der zeitlichen Mach

Papſtes iſt Zweck und Bedeutung des Laien-Miniſter

— Schüchterner Jammer der buoni cittadini. —

gemäßigten Liberalen ſehnen ſich nach den parlamen

ſchen Debatten einer diéta italiana, die Häupter

radicalen Fortſchritts nach Kampf und Mord. — [illegible]

thiger, doch vergeblicher Widerſtand des Papſtes ge

die Uebermacht des Verderbens. — Die Clubs decreti

ſeine, des traditore gesuita, Abſetzung. — Die r

cale Journaliſtik unter der Leitung von Sterbini wi

mit Kraft und Geſchick für die Republik. — Apothe

Gioberti's. — Die von den Oeſterreichern entwaffn

aus Vicenza entlaſſene Falſtaffscompagnie der modern

römiſchen crociati wird mit Siegsgepränge zu Rom e

pfangen. — Vertagung der Kammern. — Beabſichti

Gefangennehmung des Papſtes und die Rede deſſelben

der Kirche der Piariſten. — Ernennung des Grafen P

legrini Roſſi zum Miniſter. — Prüfender Rückblick a

die ſtufenweiſe Entwicklung der römiſchen Revoluti

und auf die journaliſtiſche Haltung, zunächſt der Aug

burger Allgemeinen Zeitung, in der Darſt[illegible]

Seite

397

405

421

447-

465

492

513

I.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 13. Juni 1850.

Das wichtigste Ereigniß in der jüngsten Verfassungsgeschichte Deutschlands ist das preußische Preßgesetz vom 5. Juni. Mit diesem ist der Krieg zwischen gesellschaftlicher Ordnung und Revolution in eine neue Phase getreten. Diese Maßregel ist mehr als ein Gesetz, sie ist ein Ereigniß, und zwar ein solches, welches der Betrachtung zahlreiche Seiten und Gesichtspunkte bietet. Wir wollen kraft der Unparteilichkeit, die wir uns von jeher zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht haben, so viel wie möglich jedem dieser Standpunkte sein Recht widerfahren lassen.

Ein empörendes Attentat auf das Leben König Friedrich Wilhelm's IV. hat den preußischen Ministern und allen preußischen Unterthanen, ja allen Deutschen, die noch der Besinnung und des Nachdenkens fähig geblieben sind, neuerdings die Frage aufgedrängt: ob zwischen der Ordnung, dem Rechte, der Existenz der Gesellschaft auf der einen und dem Geiste der Revolution auf der andern Seite ein Friede, ja auch nur ein erträglicher Waffenstillstand möglich sei? Mußte diese Frage, wie sie in der That bei jedem Vernünftigen längst entschieden ist, selbst

in der ministeriellen Sphäre mit einem kurzen und einfachen: Nein! beantwortet werden, so liegt die weitere Frage: was solchem Stande der Dinge gegenüber zu thun sei? in der That ungemein nahe. In dieser Beziehung kann sich nicht leicht Jemand über die Bedeutung der heutigen, zumal der deutschen Presse täuschen. Die von allen ehemaligen, guten und schlechten, wirksamen und unwirksamen Fesseln befreite Journalistik hat, wie ruhige und nüchterne Beobachter es lange vor dem Beginne unsrer Revolution voraussagten: in kurzer Frist das Angesicht der deutschen Erde erneuert, freilich nicht in der Richtung, daß wir uns der freien und edeln Haltung von England angenähert hätten, sondern umgekehrt, daß wir den Zuständen von Aargau und Basellandschaft gleichförmiger geworden sind. Nachdem die Grundsuppe der tiefsten Gemeinheit und Schlechtigkeit aufgerührt worden, hat eine Demoralisation, wie sie glücklicherweise in der Geschichte selten ist, (um das Mindeste zu sagen) einen großen Theil der Gesellschaft, besonders aber die mittlern und untern Schichten des deutschen Volkes ergriffen. Wie ein Zugpflaster wirkend haben die radikalen Zeitungen den atheistischen Wahnsinn des Verbrechens auf die Oberfläche getrieben. Es hat sich — leider ist dieß unläugbar — gezeigt, daß die früher latenten, erhaltenden Kräfte, die allerdings durch die allgemeine Freiheit auch entbunden wurden, sich auf dem Felde der praktischen Politik zur Summe der maaßlosen Stupidität und Verworfenheit wie der Tropfen zum Eimer verhielten. Sefeloge's Versuch des Königsmordes ist ein grelles Symptom der sittlich-intellectuellen Krankheit, die in den Eingeweiden unsers Volkes haust, leider aber noch nicht das schlimmste. Dem Tieferblickenden wird die Haltung eines großen Theiles der Berliner Presse nach der verruchten That noch schwerere Bedenken einflößen. Was war natürlicher, als der Gedankengang der preußischen Minister: daß, weil die Presse zum großen Theile die Verbrechen der Revolution in's praktische Leben gerufen und großgesäugt hat, der nächste und erste Act des Vertheidigungskrieges auch gegen die verbrecherische Presse ger

einfachen:
age: was
der That
icht leicht
deutschen
:d schlech-
ournalistik
vor dem
Frist das
der Rich-
England
lnden von
d. Nach-
lechtigkeit
glücklicher-
zu sagen)
e mittlern
Wie ein
n atheisti-
getrieben.
, daß die
ch die all-
dem Felde
Stupidität
elten. Se-
Symptom
weiden un-
ıfte. Dem
heiles der
werere Be-
dankengang
um großen
e Leben ge-
ct des Ver-
esse gerichtet

seyn müsse. Die relative Berechtigung dieses (
muß man anerkennen. Dieß zuzugeben und ausdr
räumen, fühlen wir uns verpflichtet, selbst wenn
Verlauf der Untersuchung herausstellen sollte, daß
Tragweite und Wirksamkeit des Preßgesetzes and
seyn müßten als die preußischen Minister.

Wer einen Splitter aus einer Wunde zieht,
dieselbe noch mit nichten geheilt. Aber man ka
sagen: die Entfernung des, die verletzende Stell
reizenden und stachelnden Gegenstandes war die ers
wendigste Bedingung des Besserwerdens, und ohne
Möglichkeit einer künftigen Heilung ausgeschlossen.
ist in Beziehung auf die Wirkungen der freien Pres
land nur die: ob nicht das Uebel sich bereits so t
und in's gesunde Fleisch gefressen hat, daß mit
regel, wie die vorliegende, allein und für sich ga
gerichtet ist, ja ob nicht, wenn die Durchführung
verfahrens in die unrechten Hände geriethe, der
ärger werden müßte, als der erste? —

Nach dieser Darlegung des nächsten, unmit
schen Gesichtspunktes, aus dem billigerweise das pr
gesetz zuerst betrachtet werden muß, können wir
umhin die dornenvolle Frage aufzunehmen: wie eb
setz sich in Betreff seiner äussern Legalität zu de
debattirten, revidirten, emendirten und demnächst
heiligen Eiden beschwornen, jüngsten Verfassung
Preußen, demnächst aber zum Geiste des Consti
verhalte, aus dessen Tiefe das eben besagte Papie
gen ist?—

Es ist ein Dogma des Constitutionsglaube
Presse nicht nur souverän, sondern jeder göttlichen
lichen Autorität gegenüber unumschränkt sei und
wegen seyn und bleiben müsse. — Sie soll, —
lange sie der Bewegung, dem Zeitgeiste, den glor
lutionen dient; denn gegen die „Reaction“ ist jedes

Beschränkung der Preßfreiheit erlaubt! — das Recht haben: das Königthum, die Ordnung der Gesellschaft, das Eigenthum und die Ehe, ja Gott den Herrn auf seinem himmlischen Throne selbst, nöthigenfalls mit allen Mitteln des Hohnes und der Lüge, anzugreifen. Aber die Gesellschaft und die Obrigkeit soll nicht das Recht haben, sich dagegen durch directe oder indirecte Mittel zur Wehre zu setzen. Wer dieß thut, ist ein Hochverräther an dem Geiste der Zeit und an der Idee des Fortschritts. Es soll ein Grundrecht jedes Einzelnen seyn, auch das Unsinnigste, Verruchteste, Gräßlichste, was je menschlicher Wahnsinn erdacht hat, lehren, ihm Anhänger werben, es zur Herrschaft in den Gemüthern bringen zu dürfen. Die Gesellschaft aber soll sich erst dann zur Vertheidigung anzuschicken das Recht haben, wenn die Lehre in den Glauben, der Glaube in die That übergegangen ist, das Heilmittel also in zehn Fällen wenigstens neun Mal zu spät kommt. Am kürzesten und bündigsten drückt dieß die „Charte Waldeck" (vom 5. Dec. 1848) in ihrem 24. Artikel aus: „Jeder Preuße hat das Recht durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Gedanken frei zu äussern. Die Preßfreiheit darf unter keinen Umständen und in keiner Weise, namentlich weder durch Censur, noch durch Conzessionen und Sicherheitsbestellungen, weder durch Staatsauflagen noch durch Beschränkungen der Druckereien und des Buchhandels, noch endlich durch Postverbote und ungleichmäßigen Postsatz oder durch andere Hemmungen des freien Verkehrs beschränkt, suspendirt oder aufgehoben werden."

Diese Fassung, die freilich durch ihre schrankenlose Allgemeinheit auch der guten Presse zu Gute kommen, ja selbst die früher in Preußen geübte, schnöde und auch das abgestumpfteste Gerechtigkeitsgefühl empörende Willkühr gegen die katholische Literatur wenigstens gesetzlich unmöglich machen mußte, — diese Fassung hat bei der spätern Revision der Charte eine Aenderung erlitten, über deren gute oder üble Motive und mögliche Wirkungen wir uns hier nicht auslassen wollen. Der 27. Artikel der vereinbarten Verfassungsurkunde vom 31. Jan

t haben:
igenthum
n Throne
und der
igkeit soll
der indi-
in Hoch-
es Fort-
m, auch
nschlicher
, es zur
e Gesell-
zuschicken
r Glaube
ehn Fäl-
sten und
5. Dec.
as Recht
seine Ge-
inen Um-
Censur,
der durch
reien und
ungleich-
eien Ver-

lose All-
nen, ja
das ab-
gegen die
machen
er Charte
otive und
llen. Der
31. Jan.

1850, welche gegenwärtig als Staatsgrundgesetz
gelten soll, lautet wie folgt: „Jeder Preuße ha
durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellu
nung frei zu äussern. Die Censur darf nicht ein
den; jede andere Beschränkung der P
nur im Wege der Gesetzgebung.“ Daß nach
staben dieser Vorschrift, wenn man sie im guten G
legt, den bekannten, constitutionellen Factoren de
(der Krone und den beiden Kammern) das Recht
ist, Ausnahmen von dem oben bezeichneten Prinz
freiheit zu verhängen, dieß dürfte in der That
seyn, als daß jedwede jener Beschränkungen, welc
Waldeck als ein für alle Mal unzulässig namhaft
durch Gesetze, nicht durch Verordnungen, weder
noch der Minister eingeführt werden soll.

Vier Monate, nachdem König Friedrich Wil
Urkunde, welche diese Satzungen enthält, unter de
früher schon beleuchteten Vorbehalten beschworen ha
die Preßverordnung vom 5. Juni, welche auf folg
den Grundsätzen beruht. Die Postverwaltung kan
ständen die Annahme und Ausführung von Best
Zeitungen und Zeitschriften ablehnen. Ob die Aus
ser Bestimmung und die Auswahl der auf solche A
bietenden Publikationen dem Ermessen der Postver
der lokalen Regierungsbehörden oder der Minister
geben sei, ist in der Verordnung selbst nicht gesagt
nach einem vom Handelsminister erlassenen Circ
Regierungspräsidenten und die Oberpostdirectoren
der erstern die Entscheidung darüber gelegt zu seyn
dem betreffenden Regierungsbezirk erscheinende Z
Zeitschrift eine strafbare, gehässige, der Staatsreg
liche Tendenz verfolge. Nach derselben Quelle sol
dere Verfügung über die vom Postvertriebe aus
Zeitungen und Zeitschriften des Auslandes erge
ner werden die, seit der Revolution factisch nicht z

teten, ältern Bestimmungen der Gewerbeordnung, wegen Ertheilung und Zurücknahme einer besondern Regierungserlaubniß zum Gewerbebetriebe der Buch- und Kunsthändler, Antiquare, Inhaber von Leihbibliotheken oder Lesekabinetten, Verkäufer von Flugschriften und Bildern, Lithographen, Buch- und Steindrucker, auf's neue für gültig und verbindlich erklärt. Es wird der Grundsatz aufgestellt, daß die Verbreitung von Druckschriften jeder Art, welche ausserhalb des preußischen Staats erscheinen, vom Minister des Innern verboten werden könne. Für Zeitungen oder Zeitschriften, die in monatlichen oder kürzern Fristen erscheinen, werden Cautionen eingeführt, deren Maximum die Summe von fünftausend Thalern ist. — Der Richterspruch wegen Verbreitung ausländischer verbotener Druckschriften oder Herausgabe einer Zeitung oder Zeitschrift ohne Bestellung der gesetzlichen Caution wird den Schwurgerichten entzogen, denen der Art. 9 der Verfassungsurkunde die Entscheidung zuweist, „bei allen Preßvergehen, welche das Gesetz nicht ausdrücklich ausnimmt." —

Sind diese Bestimmungen im Sinne der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 legal und constitutionell? und wenn diese Frage etwa verneint werden müßte, ist es heute überhaupt noch und war es namentlich unter den in Preußen vorhandenen Umständen, bei der Stellung, welche die Presse dortlandes genommen hat, noch möglich mit der constitutionellen Gesetzlichkeit und nach dem Buchstaben einer Verfassungsurkunde weiter zu regieren, die nicht das geschichtliche Factum sondern die Doctrin erzeugt hat? In diesen beiden Fragen liegt der Maaßstab, welcher an die preußische Preßverordnung vom 5. Juni gelegt werden muß. Unsers Dafürhaltens wäre es offener, gerader, aufrichtiger und somit auch wohl klüger gewesen, wenn die Minister diese Fragr frank und frei gestellt, und ehrlich und sans phrase verneint hätten. Statt dessen geben sie sich heute noch die undankbare Mühe, ihre Gegner begütigen und alles Ernstes darthun zu wollen, daß sie sich durch den Schritt, den sie gethan, auch nicht um eines Haares

egen Er-
erlaubniß
lntiquare,
iufer von
d Stein-
Es wird
rudschrif-
aats er-
n könne.
oder für-
ren Ma-
der Rich-
: Druck-
ift ohne
gerichten
Entschei-
etz nicht

sungsur-
ll? und
es heute
Preußen
te Presse
itutionel-
fassungs-
: Factum
Fragen
rordnung
ens wäre
hl klüger
t gestellt,
itt dessen
: Gegner
ß sie sich
s Haares

Breite vom Boden der constitutionellen Gesetzlichkeit
Ob sie selbst, ehrlich und aufrichtig, im eignen st
kämmerlein daran glauben? Darüber zu richten,
sers Amtes; aber wie groß wird, selbst wenn n
wissensfrage bejahen wollte, um von den Feinden
selbst im eignen Lager der Freunde die Zahl de
diesen Glauben zu theilen vermögen? Sehr bald
denz der Thatsachen es unmöglich machen, länger
daß Preußen durch die Gewalt der Dinge auf's
selben Macht der revolutionären Presse in einen
gerathen ist, welche es abwechselnd durch Geld
cheleien zu gewinnen trachtete, um sie seinen Zwe
zu machen, oder die es mit Füßen trat, wenn si
Ansinnen versagte und ihr Geschäft auf eigne Ha
fortfuhr. Wer daran denkt, mit wie bittrer Geh
von preußischer Seite, in den periodisch wiederke
menten einer (gewiß uneigennützigen!) deutschen
sterung und überwallenden Freisinnigkeit der ehem
Bund gehöhnt und gelästert wurde, weil er scho
als 30 Jahren die volle Gefahr erkannt hatte, w
land, mehr noch als alle andern Länder Europ

---

*) „Eure Königliche Majestät bitten wir unterthänigst u
ziehung der nach diesen Gesichtspunkten entworfene
Dieselbe wird insofern nur einen vorübergehende
haben, als sie entweder durch ein Unionspreßgesetz
finden wird, oder den preußischen Kammern der G
umfassenden Preßgesetzes bei deren nächstem
vorzulegen seyn dürfte."

„In jedem Falle unterliegt auch diese Verordnung,
laß wir die volle Verantwortlichkeit übernehmen, be
chen Genehmigung der Kammern. Es wi
— so hoffen wir — nicht versagt werden, wenn
rathungen der Blick für die dringende Gefahr un
welcher die Gesellschaft beim ungestörten Treiben der
den Presse in stets wachsendem Grade ausgesetzt ist.

„Inzwischen hat sich", sagen dieselben, „bin
eit geboten, die Ueberzeugung von der Unzulä
:n Preßgesetzgebung zu befestigen."

„Eine große Menge neuer Blätter ist mit
eben gerufen, mit Beharrlichkeit verbreitet worl
Beruf und Befähigung, die Dolmetscher der öffe
i seyn, haben durch Gründung neuer, oder bi
n schon bestehenden Blättern sich Existenz und B
haffen gesucht, und aus ihrem eigensüchtigen (
Reizmittel verschmäht, den Kreis ihrer Leser zu
Regeln der Schicklichkeit sind keine Gränzen meh:
breitung man scheuen zu müssen glaubt. Das H
gste wird herabgezogen und bis zur Verwirrung l
e Grundpfeiler des Christenthumes und des Staa
Gotteslästerung, in unwürdigster Weise besproche
es Umsturzes erblickt in der ungezügelten Presse
Mittel der Agitation, sie wird nicht müde, dieselb
n dienstbar zu machen, und es würde nur zu lei
ne große Reihe von Blättern und Artikeln dar
erderblicher, bald offener, bald versteckter Weise
üht ist, auf diesem Wege die Gottesfurcht, den
e Achtung vor dem Königthume, vor den Perso
nd vor der Regierung zu untergraben."

„Mit großer Vorsicht bestrebt, den bestehenden
n nicht zu verfallen, vermeidet sie das ...

unausgesetzt daran, die Ueberzeugungen im Volke wa[...]
machen, welche die Grundpfeiler der staatlichen Ordnung

„Man würde sich einer gefahrvollen Täuschung
wollte man annehmen, daß die Bestrebungen erfolglo[...]
könnten. Der Umfang des Leserkreises, welcher sich
jener verderblichen Blätter zugewendet hat, die Eil, mi[...]
gerade die schnödesten Artikel ihre Weiterverbreitung durch
Lokal- und Provinzialpresse finden, lassen erkennen, wie
bereits gelungen ist, die Empfänglichkeit für die Lehren
sturzes rege zu machen, und die thatsächlichen Wahrne[...]
welche nicht nur seitens der Behörden über die in ver[...]
Kreisen verbreiteten Ansichten und Meinungen zur Kenn[...]
Regierung gebracht worden, sondern Jedem sich aufdrän[...]
jene Kreise zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, stellen
Zweifel, daß die tiefste Demoralisation, ja politischer W[...]
die wohlberechneten und leider mehrfach erreichten Fol[...]
heillosen Lehren sind. Bedarf es noch eines Beweises
Thatsache, daß auf diesem Gebiete mitten im Staate [...]
den Augen seiner Behörden ein gegen seine Existenz [...]
Angriff vorbereitet und organisirt wird, so mag derselb[...]
unbestreitbaren Verbindungen gefunden werden, in we[...]
Herausgeber einzelner radikaler Blätter mit den im Aus[...]
verborgen haltenden Hochverräthern und Feinden des Lande[...]

„Die Ereignisse der neuesten Zeit öffnen selbst dem [...]
ten die Augen über den Abgrund, vor welchem der S[...]
die Gesittung stehen, und in welchen sie stürzen müssen,
Regierung nicht schleunig, in der Ueberzeugung von der
öffentlichen Sicherheit und von der Unzulänglichkeit der g[...]
Vorschriften, zu denjenigen Mitteln greift, welche der A[...]
der Verfassungsurkunde ihr bietet. Die Regierung ist
Pflicht, diese Mittel in Anwendung zu bringen, bewußt,
zu ihrer Erfüllung von allen denjenigen gedrängt, welche
Staat und Königthum mehr als bloße Worte sind, und
sich nur noch darum handeln, innerhalb der durch das [...]
zogenen Schranken Zweckmäßigkeitsgründe über die Art [...]
wendenden Mittel entscheiden zu lassen.“

Wer hätte den Muth zu behaupten, daß diese

Schilderung der Preßerrungenschaften nicht der Wirklichkeit und der wahren und eigentlichen Sachlage entspreche! Aber wenn dieß im guten Glauben nicht in Abrede gestellt werden darf, so möge es auch erlaubt seyn, einen Blick rückwärts auf die Ursachen dieses Zustandes und den Boden, aus dem die heutigen Früchte erwachsen sind, und vorwärts auf die muthmaaßlichen und menschlichem Ansehn nach unvermeidlichen Folgen des Schrittes zu werfen, durch welchen das preußische Ministerium heute dem unläugbar vorhandenen Uebel zu steuern sucht.

Wir haben von jeher die Behauptung für Thorheit und Frevel gehalten und erklärt: es sei ein Urrecht der Menschheit, daß jeder Einzelne jedweden unsinnigen oder verbrecherischen Gedanken, der durch sein Gehirn geht, ohne das geringste Hinderniß, und noch dazu mit möglichst garantirter Straflosigkeit drucken lassen dürfe. Diese Freiheit der Presse ist Anarchie. Ordnung dagegen ist es, wenn das Gute ungehindert zur Oeffentlichkeit gelangt, das Verkehrte, das Schlechte, das Gottlose und Verderbliche durch die in der geordneten Gesellschaft waltende Autorität und Obrigkeit, ehe es den beabsichtigten Schaden gestiftet, in der Geburt erstickt wird. Jede weitere Frage nach den hierzu am meisten dienlichen Mitteln ist lediglich Frage der Zweckmäßigkeit.

In soweit sind wir mit Denen, welche die preußische Preßverordnung gegeben haben oder sie vertheidigen, vollkommen einig und einverstanden.

Aber ist die heutige Anarchie in der Presse etwas Anderes, als der Wiederschein und das Spiegelbild der Anarchie in den Geistern? Gab es in Sitte, Glauben und Institutionen der Deutschen, auch bereits geraume Zeit vor unserer Revolution, noch irgend etwas unantastbar Heiliges und Festes? Und hatte die Haltungslosigkeit, die Auflösung, die Verwirrung der Gedanken, nicht längst schon den Boden unter unseren Füßen weggewühlt, ehe die Preßanarchie hereinbrach? Hat die Revolution, indem sie die Presse freisprach und der

Gemeinheit, der Unwissenheit, oder der erklärten Schlechtigkeit fast ausschließlich das Wort gab, mehr gethan, als daß sie einen dünnen Schleier von der längst vorhandenen, aber heuchlerisch verhüllten Schande wegzog? und ist die vormärzliche Präventivpolizei in Preußen wie in Oesterreich im Stande, sich von der furchtbaren Anklage weiß zu waschen, daß sie hauptsächlich es war, die jenen namenlosen Zustand der Abstumpfung des sittlichen Instincts und der intellectuellen Verdumpfung, jenen moralisch-dialectischen Marasmus, kraft dessen es bei den heutigen Deutschen eine offene Frage ist: ob ein Gott sei oder nicht? jenen Zustand, dessen Geburtsstunde dreihundert Jahre hinter uns liegt, daß sie diesen auf die Spitze getrieben habe, indem sie das Böse gut, und das Gute bös nannte, das Gute zum Schweigen verurtheilte, das Böse aber zu bekämpfen weder den Muth, noch die Einsicht, noch selbst den guten Willen hatte!

Unter diesen Umständen dürfen wir nicht verkennen, daß der durch die Revolution und ihre Errungenschaften offen erklärte, und durch die freie Presse über alle Lande ausgerufene Bankerott, wie alles Uebel in der Schöpfung, auch seine gute und wohlthätige Seite hatte, zumal der früheren Heuchelei und Lüge und heimlichen Schlechtigkeit gegenüber. Gerade in Folge der Preßanarchie hat sich aus der breiartigen Fäulniß der allgemeinen Auflösung und Gährung ein kleiner fester Kern von religiösem Sinne, von sittlicher Ehrenhaftigkeit, von gesundem Menschenverstande ausgeschieden, der seit den Märztagen an Bedeutung und Ausdehnung bedeutend gewachsen ist, und in dessen Händen das Heil unserer Zukunft liegt, wenn anders dieses Wort in Deutschland noch einen Sinn hat. Denn das war die Sendung an Deutschland, welche unseres Bedünkens die Preßfreiheit, selbst mit allen ihren Thorheiten und Gräueln, von Gott empfangen hatte: eine Sonderung von Licht und Nacht, von Land und Wasser herbeizuführen oder vorzubereiten; zu retten und zum Bewußtseyn zurückzurufen, was zu retten war; der herz- und gedankenlosen, zwischen Himmel und

Hölle schwankenden Jämmerlichkeit aber die entscheidende Wahl gebieterisch aufzuzwingen. Hat sie diese Mission erfüllt, so wird und muß sie fallen. Denn wer immer in dem großen „Kampfe der Extreme“, vor dem die absolute Bureaukratie und der doctrinäre Liberalismus gleichmäßig zurückschaudern, Sieger bleibt, — nehmen wir es als gewiß und ausgemacht an, daß er dem Gegner, den er endgültig zu Boden geworfen, auch nicht mehr die Macht lassen wird, den Krieg durch Wort und Schrift fortzusetzen.

In diesem Augenblicke sind wir jedoch noch nicht bei diesem entscheidenden Momente angelangt, und die Zeit scheint noch nicht reif zu einer Schilderhebung gegen den Geist der schlechten Presse. Die an die Beschränkung derselben sich knüpfende Gefahr liegt, wie wir auch sonst über die momentane, polizeiliche Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit solcher Maßregeln denken mögen, unläugbar darin: daß in Deutschland nicht zwei, sondern drei Parteien einander kampfgerüstet gegenüber stehen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Anwendung der Beschränkung des Preßunfugs nicht in die Hand Derer fallen werde, die da wissen, was sie wollen und was sie sollen, sondern in die der geist- und grundsatzlosen, aber perfiden, durch und durch glaubenslosen, falschen Mitte, deren Fundament in seiner tiefsten Wurzel nicht minder faul und unsittlich ist, wie das des rothen Communismus. Wird diese ihre Gewalt nach kurzem Zaudern, und wenn die erste Scheu überwunden ist, in einem andern Geiste handhaben, als vor der Märzrevolution? Wird sie, unter dem Vorgeben: daß sie berufen sei, unparteiisch „die Extreme“ zu bekämpfen, ihre vernichtendsten Angriffe nicht gerade gegen die spärlich auftauchenden, wahrhaft conservativen Elemente wenden? Werden nicht gerade die gefährlichsten und bösartigsten Organe der falschen Lehre (z. B. die Cölner Zeitung und jenes Blatt, welches die namenlose Demoralisation der öffentlichen Meinung in Oesterreich zu verantworten hat) leer ausgehen? Und werden dann dieselben Ursachen nicht in kürzester Frist dieselben Wirkungen hervorrufen?

Es scheint uns, daß das einzige ehrlich und wahrhaft conservative Organ in Preußen ähnliche Gedanken hegt.

„Wir fürchten die gegenwärtige Gestalt der Presse", sagt die neue preußische Zeitung, „was wir aber noch mehr fürchten, das ist die Geldherrschaft, und das willkürliche bureaukratische Regiment, welches bei uns den Tag der Schande möglich gemacht hat, und das, wenn es so fortgetrieben wird, wie es leider wiederum begonnen ist, einen zweiten und letzten 18. März unausbleiblich im Gefolge hat. Zugleich kennen wir unsere eigene Stellung zu genau, um nicht zu wissen, daß ein liberaler geheimer Rath zwar recht gern die rothen demokratischen Blätter, als für die Gemüthlichkeit störend unterdrückt sähe, daß er aber, wenn gleich mit verschwiegener Inbrunst, doch nichts sehnlicher wünscht, als uns „„aus der Naturgeschichte schwinden zu lassen"", und daß wir deßhalb bei der vorliegenden Frage auch persönlich durchaus nicht unbetheiligt sind. Wir wollen nicht die bisherige Frechheit und Zügellosigkeit der Presse, aber wir wollen noch weniger unsere Politik und unsern Glauben in den beschränkten, vorurtheilsvollen Gesichtskreis eines liberalen Bureaukraten bannen lassen; wir wollen nicht, daß die Presse in einem mangelhaften Gesetze und in einem übel componirten Gerichte einen Freibrief für alle möglichen Infamien und Verbrechen besitze; aber wir wollen noch weniger, daß man die frühere Censur in einer schlimmeren Gestalt wieder herstelle, und nicht mehr bloß einzelne Artikel, sondern ganze Zeitungen von dem unverantwortlichen „„plaisir"" eines voraussichtlich nicht besser als früher qualificirten Censors abhängig mache. Es ist wahrhaft betrübend, wenn man für Treue und Zuverlässigkeit, für Bildung und Gesittung keinen festern Anhalt und keinen bessern Maßstab mehr zu finden weiß, als den Groschen und den Thaler, aber es ist mehr als betrübend, es ist unbegreiflich und unverantwortlich, wenn man Furchtsamkeit und Kurzsichtigkeit so weit gewähren läßt, Einrichtungen, bei denen wir schon einmal schimpflichen Banquerott gemacht, unter anderm Namen wieder einzuschmuggeln, und verzweifelte Zustände mit überjährigen Medicamenten und abgestandenen Palliativ-Mitteln hinzuhalten. Als Provisorium und bei der Unmöglichkeit sofort ein erschöpfendes passendes Gesetz herzustellen, mögen die in Aus-

sicht gestellten Maßregeln vor einem ängstlichen Gewissen Entschuldigung finden, sollen dieselben aber die Summe der Weisheit, und die schließliche principielle Lösung der obschwebenden Frage seyn, dann verwahren wir uns feierlich vor jeder Identificirung, und werden keinen Anstand nehmen, die Regierung, so wie der Verletzung der Verfassung, so auch der Beeinträchtigung der vernünftigen und möglichen Preßfreiheit anzuklagen."

Noch schärfer äußert sich der, durch seine tiefe Abneigung gegen die demagogischen, wie gegen die absolutistischen Formen der Revolution, hochachtbare „norddeutsche Correspondent", über die neuesten Preßbeschränkungen in Preußen.

„Die preußische Staatsregierung möge einen Blick auf den Gang werfen, den sie vom 18. März 1848 an gegangen ist, und sie kann bei Gott sich nicht wundern, wenn einerseits Mangel an Vertrauen, andererseits gänzliche Grundsatzlosigkeit und wieder andererseits heftige revolutionäre Erbitterung im Volke herrscht, und in zahllosen Organen der Presse sich kund thut. Wer hat der Revolution nachgegeben, und den Rechtsboden fallen lassen? Wer hat den revolutionären Frevel gelobt und heilig gesprochen, und dadurch die Pöbel- und Barrikaden-Souverainetät proclamirt? Wer hat die Kopfzahlwahlen, die neue Verfassungsmacherei vorgeschlagen? wer die Deputirten nach Frankfurt geschickt und den revolutionären Einheitsschwindel genährt? Wer hat alle jene revolutionären Gesetze, Bürgerwehr u. s. w. proclamirt, wer hat mit Hochverräthern unterhandelt und sie mit Zärtlichkeiten überschüttet? Wer hat die Verfassung vom November leichtsinniger Weise gegeben und hat sie nachher drei, viermal wieder verläugnet und verrathen? Wer hat unumstößliche Eigenthumsrechte willkürlich abgeschafft, und wer hat zur Rechtfertigung dieser und noch unzähliger anderer grundloser Maßregeln immer das glatte Wort und die Irrlehren bereit gehabt?"

„Wer hat — doch wozu das lange Sündenregister noch weiter ausführen? Die preußische Regierung möge des Spruches wohl eingedenk seyn, daß, wer Wind säet, Sturm ärndtet, **auch in der Presse.** Sie möge wohl bedenken, daß der von ihr ausgestreute böse Saame tausendfältiger aufgeht, als aus jeder

andern Hand, auch in der Presse. Und sie möge um
Willen, wenn sie einmal von Mitschuld spricht, ihre Händ
in Unschuld waschen. Glaubt man etwa, daß unter einem
herzigen Charakter, wie etwa dem Freiherrn von Stein, d
des Unrecht ein Gräuel, dem jede unwahre Ausflucht un
war, eine solche Presse, wie jetzt sich hätte bilden können?
das englische Ministerium einige Jahre so handelte, wie die
sche Regierung, die bösen Geister würden dort eben so e
werden, die Presse würde dort eben so verwildert seyn,
Preußen. Ihr sprecht von einer bösen Presse, — leset E
genen Blätter, leset die deutsche Reform, rückwärts seit
Jahre, und — verstummt. Nicht die in der Form ext
Blätter, nicht die Blätter, welche falsche Grundsätze mit ei
wissen ehrlichen Logik auf eine desperate Spitze treiben, s
schlimmsten in ihren Folgen. Sie erzeugen oft das Ge
und rufen den besseren Gegensatz hervor. Sie demoralisiren
nicht so, wie jene grundsatzlosen sophistischen heute so, mo
sprechenden Blätter, die Niemand zum Guten bekehren u
Falschheit und Charakterlosigkeit verbreiten."

Sollte sich die Geschichte Deutschlands durch diese
kehr in Zustände, die wir längst überwunden glaubten,
lich nur in einem vitiösen Cirkel bewegen? Wir fürchte
nicht; auch unsere Geschichte schreitet voran, aber in
Spirallinie. Wenn die Zeit und Stunde erfüllt ist,
wir inne werden, wozu auch dieser scheinbare Rückschr
thig war.

II.

Aufklärung und Humanitä

Eine Parole der Revolution lautete eh
rung, heut zu Tage gewöhnlicher einsylbig:
sind zwei sehr schöne Worte, und die Absicht
sprechen wäre ganz vortrefflich, wenn nur der
Halten damit zusammenstimmte. Licht ist das
die Seele der Welt, die Bedingung alles Leben
Gottes in der sichtbaren Schöpfung, und wo
es auf. Das Licht der Geister ist Gott selber,
Gabe Gottes an Erkenntniß und Wissenschaft.
die höchste Position, und seine Natur ist darum,
zu bereichern. Wie kommt es nun, daß dasje
heut zu Tage Licht und Aufklärung nennen, hö
Wesens ist, und fast einer Art Beraubung un
ähnlich sieht? — Wir erklären uns deutlicher

Sonne leuchtete, der wäre weit entfernt, lichtlos heißen zu können, und er könnte sogar, käme es darauf an, aller andern Lichter entbehren. Die Lichter, die wir uns auf Erden zünden, dort wo die Gegend nicht von der Sonne erleuchtet wird, sind gut und nützlich, und löblich in ihrer Art, und wohlthätig, vorausgesetzt, daß sie nicht blenden, nicht qualmen, nicht am unrechten Ort, mit leicht feuerfangenden Gegenständen in Berührung gebracht werden. Es gibt auch Irrwische oder Irrlichter, brennenden Sumpfboden, der den Wanderer in Morast und Pfützen lockt. Man wird sie nie brauchen können, um etwas dabei zu erkennen, oder richtig zu betrachten. Dann gibt es auch Etwas, was wie Licht aussieht, es ist aber faules Holz. So ist denn das aufklärendste, und vorzugsweise, am nöthigsten und herrlichsten aufklärende Licht auf Erden die Sonne. Zu ihr gehört der Mond, der sein Licht von der Sonne empfängt. Nützlich und wohlthätig sendet allerlei Geleuchte von Fackeln und Kerzen und Lampen und Leuchtthürmern seine Strahlen herum. Das andere alles zählt nicht, sein scheinbares Licht ist zum Sehen nicht brauchbar. — Die Lichter der Geister und der moralischen Welt entsprechen völlig und genau jener physischen. Das höchste, reichste, herrlichste, nothwendigste, unentbehrlichste Licht ist die Sonne des heiligen Glaubens. Gott hat sie selbst entzündet, er ist ihr Urheber und Erhalter. Ohne diese erleuchtende und erwärmende Sonne kann der Mensch nicht leben; sie wäre Licht, wenn er auch kein anderes Licht kennte, und alle anderen Lichter und Flammen der Erde können sie ihm nicht vertreten. Zum Glücke kann man die Sonne nicht austhun, nicht putzen, nicht wegnehmen, sie den Menschen nicht verbergen, obschon man sich ihr entziehen kann. Dem Monde zu vergleichen sind die alten Väter, Lehrer, Ausleger, Erläuterer des heiligen Glaubens und Gesetzes. Sie haben all ihr Licht von der Sonne genommen, obwohl sie es von eignem Grunde wiederstrahlen. Alle sonstige menschliche Erkenntniß, Einsicht, Wissenschaft, Verständniß ist irdisches Geleuchte, höchst ehrenwerth und vor-

gar nichts, und hierin hinkt unser Gleic
die physische Sonne jedem anderen Gele
alle menschliche Erkenntniß und Wissens
des Glaubens der vollkommeneren Entfalt
entgegen geht. — Den Irrlichtern sind
vergleichbar, die nur wie solche aussehen,
zündete Dünste des physischen Menschen,
Kern, eben so ohne Wurzel, und mit nich
als mit der Eitelkeit oder Hoffart. — F
lenthalben auf den Waldwegen; es leuchtet
ser Nacht, gleich den morschen Resten un
seln einer in besseren Zeiten blühenden ge
dung und Gesittung.

Laßt uns nun zusehen, wie die Rev
Feldgeschrei von Licht und Aufklärung sich
Lichtern und Schimmern gegenüber verhält
sten und fast gar nicht spricht sie von dem
und wenn sie ihr im Vorbeigehen ein kühles
so geschieht es mehr, die Schwachen nicht
ihren Vorschlägen zur allgemeinen Lichtref
Eingang zu verschaffen. Zu allererst ...

gen könne. Ohne Bild weiter zu sprechen, so ist der Aufklärungsversuch der revolutionären Weisheit vor Allem gegen den christlichen Glauben gerichtet, und indem sie Licht zu verbreiten vorgibt und zum Schilde nimmt, beginnt sie mit einer so furchtbaren Beraubung, und, so viel an ihr ist, Vertilgung des Lichts, daß die entsetzliche Lüge hier alles andere übertrifft, was die Revolution auf irgend einem Gebiete an Lügenhaftigkeit geleistet hat. Furchtbarer ist nie der Ausspruch wahr geworden: „Sie werden Licht Finsterniß, und Finsterniß Licht nennen." Das ewige und einzige Licht, das in die Welt gekommen ist, um alle Menschen zu erleuchten, verrufen sie als Finsterniß: und ihre eigene, schauerliche Finsterniß, eine undurchdringliche, durch keine Erwartung eines zukünftigen Morgens erhellte Nacht, geben sie für Licht aus. Auf Zerstörung des Glaubens der Völker, auf Vernichtung alles kirchlichen Gehorsams, auf Hinwegnahme der Leuchte von Israel geht die eigentliche Absicht und das Ziel dieser Aufklärung. An Ort und Zeit, wo sie mit diesem letzten Gedanken noch nicht ohne Hülle hervorrücken will und kann, geht sie dahin auf allerlei gewundenen Wegen; sie spricht von der Schönheit der reinen Christusreligion, und bedauert nur, daß durch menschlichen Trug und Beschränktheit so viel Unechtes und Unreines sich daran gesetzt, sie drückt sich über diese Entstellungen, und was dahin zu rechnen sei, vorsichtig gar nicht aus, damit Jeder darunter verstehen kann, was er je nach dem Maße der Entwickelung seiner negativen Gesinnung dabei verstehen will. Oder wenn sie, etwas deutlicher zu reden Beweggrund hat, so verschmäht sie, wieder nach Maßgabe der Stufe des angeredeten Publikums, entweder nur die Gebilde, oder Außenwerke der Religion, sie tadelt die heilige außer den Wegen des alltäglichen Lebens wandelnde Begeisterung, sie rechtet mit jedem Akt einer über die streng vorgeschriebene Pflicht hinausgehenden Frömmigkeit, sie hadert vor Allem mit jeden Früchten und Erzeugnissen des ascetischen, innerlichen und contemplativen Geistes, verwirft Orden und Klöster, Wallfahrten und Bruder-

schaften, viele besondere, in der Kirche geheiligte Andachten, — oder auch, wenn sie allernächst an's Ziel zu rücken vortheilhaft findet, befehdet sie Hierarchie und Kirchendisciplin als solche, und gibt einzelne Dogmen, mehr im Vorübergehen und gleichsam Anderes sich zum Zwecke setzend, dem Zweifel oder auch dem Spotte preis. In den meisten Landen ist sie aber heut zu Tage über alle diese Stufen schon hinaus. Sie zeigt frech und unverlarvt ihr Angesicht, und mit lauter Verhöhnung und Lästerung erklärt sie offenen, äußersten Krieg nicht nur der Kirche, nicht einmal nur dem Glauben an den Erlöser, sondern der Idee Gottes. Verruchter, trostloser, grinsender Atheismus ist das heutige Wort dieser Aufklärung, in toller, pantheistischer Umredung, und im Gefolge seiner nothwendigen Consequenzen, der Verläugnung des Unterschiedes zwischen Gut und Böse und der persönlichen Fortdauer des Menschen nach dem Tode, mit welcher verneinten Unsterblichkeit die ebenfalls im Pantheismus gelegene Selbstvergötterung und Selbstanbetung des Menschen einen schneidenden und schauerlich ironischen Gegensatz bildet. Wer da weiß, was die neueste, gottverhöhnende Literatur im Wahnsinne des Verbrechens auf französischem, besonders aber auf deutschem Boden geleistet, — entsetzliche Leistungen, gegen welche selbst die materialistischen Tendenzen des abgewichenen Jahrhunderts in Frankreich theilweise fast nur wie Anfänge und Versuche in der Gottlosigkeit aussehen, — und die damit Hand in Hand gehenden Theorien des sittlichen Gräuels in's Gedächtniß zurückruft, der wird uns Zeugniß geben, daß wir in Allem auch kein Wort zu viel gesagt, sondern noch weit hinter der gräßlichen Wahrheit im Ausdrucke zurückgeblieben. Wer so glücklich ist, von allen diesen Erscheinungen nichts zu kennen, den preisen wir selig, verlassen aber für alle Fälle dieses äußerste Gebiet der menschlichen Verworfenheit, auf welchem ohnehin für weitere Rede nicht Raum ist, und kehren auf den Boden jener, so zu sagen, gemäßigten und mitigirten Gottlosigkeit zurück, deren Larve noch so viele Menschen täuscht, und deren Lüge noch

von Manchen für Wahrheit gehalten wird. Diese also geht wie jene auf den Umsturz des Christenthums aus, es fragt sich nun, was sie an dessen Stelle setzen will, da sie doch etwas setzen will, und von absoluter Negation noch nicht Profession macht. Sie spricht auf manchen Seiten recht schön und mit Salbung von Tugend und Sitte, von Gott und Unsterblichkeit. Sie spricht darüber viel, und was sie sagt, ist oft auch recht annehmbar. Woher sie nur das Alles weiß? — Sie sagt: aus der Vernunft. Wohl, die Vernunft ist das Auge der Seele zur Erkenntniß der übernatürlichen Wahrheit, allein um viel und detaillirt zu sehen, müssen sich Gegenstände in erforderlicher Menge und Nähe darstellen. Wollte sie die Wahrheit sagen, so müßte sie antworten: „Ich weiß das Alles aus dem Christenthum, so hat es in meinem Katechismus gestanden, so ist mir in meiner Jugend gepredigt worden. Ich habe unter dem damals Vernommenen gewählt; das Eine, zu dessen Annahme ich meine stolze Vernunft hätte unterwerfen müssen, habe ich verworfen; das Andere, was ich mit meiner Vernunft einstimmig fand, habe ich behalten.“ Diese großen, sogenannten Vernunftergebnisse oder Vernunfterrungenschaften sind also eigentlich Reste und Erinnerungen christlicher Wahrheiten, denn es macht noch immer einen großen Unterschied, ob man erkennt, das eine Lehre mit der Vernunft einstimmig sei, und ihren Forderungen und Bedürfnissen entspreche, oder ob man behauptet, daß die Vernunft eine Lehre, und zwar in vollkommener Klarheit, Gewißheit und Entwicklung aus sich allein geschöpft habe. Es sind Ruinen christlicher Lehre, in denen man genau so sicher, gedeckt und geschützt wohnt, wie in Ruinen. Das „Gott ist“ des Glaubens, ist von weit höherer, unumstößlicher und unentreißbarer Gewißheit, als ein Vernunftbeweis für das Daseyn Gottes. Das ewige Leben des Glaubens hat ganz anderen Klang, als die von Metaphysikern und Naturalisten gelehrte Unsterblichkeit. Das „Du sollst“ der zehn Gebote geht auf ganz andere Weise in Nieren und Herzen ein, als alle Vorschriften und Ermunterungen ei-

nes Compendiums der Moralphilosophie. Alles mithin, was auf diesem Gebiete geleistet wird, gehört in das Kapitel der Beraubung einer- und Verarmung andererseits; diese Aufklärung ist Lichtentziehung, also das Gegentheil von dem, wofür sie sich ausgibt, also Lüge.

Es handelt sich nun um die Stellung, welche die Partei der Aufklärung dem menschlichen Lichte und der Wissenschaft gegenüber einnimmt. Von dem Menschen soll alles Licht kommen, dieß ist der erste Grundsatz jener Lehre; es ist natürlich, daß sie dabei der Wissenschaft das große Wort redet, und ihres Preises voll ist. Es fragt sich dabei doch aber, ob sie ihr die rechte Ehre gibt, ob sie der Wissenschaft nützlich und förderlich zu werden versteht, ob sie die Wissenschaft überhaupt kennt. Man scheint den Bergmann nicht recht zu loben, wenn man ihn als Gärtner preist, oder den Feldherrn, wenn man ihn als Staatsmann anrühmt. Die Ehre eines Jeden ist, das ganz zu seyn, was er ist, und das jenseits seines Wesens Gelegene nicht einmal zu begehren. Wer Jemanden außerhalb des Bereiches seiner Kräfte und auf fremdem Gebiete rühmt, verunglimpft ihn, denn er wird auf diesem Gebiete zu Schanden. Wenn die Wissenschaft die Functionen des Glaubens übernehmen soll, wenn sie Gott offenbaren, über himmlische Dinge belehren, dem Menschen die Kraft zum Guten geben, ihn trösten, stärken und erquicken soll, so wird sie verächtlich und lächerlich; aber diese Schmach kömmt der echten Wissenschaft unverdient, denn es ist nicht ihre Schuld, was die Verkehrtheit der Menschen ihr zumuthet; und es trägt sich die Geschichte von Pegasus im Joche auf umgekehrte Weise zu; wir haben hier das schöne, edle, kräftige Erdenpferd, dem man einen von der Natur versagten Flug zumuthet, und es so lange in die Höhe schleudert, bis es schmählicher Weise den Hals bricht. Welcher Nutzen nun und welche Förderung der wirklichen Wissenschaft aus so unvernünftigem Begehren und fremdartiger Anwendung kommen soll, ist in sich selber klar, denn

sie muß das Ihrige versäumen, wenn sie das Fremde thun soll. Woher kommt es, daß so große, leuchtende Geschlechter der Wissenschaft den gläubigen Zeiten und Ländern entsprossen sind, während die Tage des Unglaubens dürre und unfruchtbar zu seyn pflegen, wenigstens an großem, zusammenhängenden wissenschaftlichen Gewinn? — Wir wissen, daß wir hier ein Wort aussprechen, welches in den Ohren Vieler paradox klingt. Am wenigsten sind wir geneigt, und haben es schon ausgesprochen, den wirklichen wissenschaftlichen Gewinn auch unserer Tage zu läugnen, aber abgesehen davon, was daran von gläubiger Seite ausgeht, gehört das Meiste in das Gebiet der Fachwissenschaften, wo die redliche wissenschaftliche, nicht absichtlich wider den Glauben betriebene Forschung ihrer Früchte nicht entbehrt. Daß aber das eigentlich negative Gemüth, der feindselig gegen den Glauben gerichtete Wissenshochmuth jemals auf dem Gebiete der Wissenschaft Großes und Ersprießliches geleistet, und dankeswerthe Eroberungen für die Menschen gemacht — es ist von kleinem Detailerwerb keine Rede — das ist es, was wir durchaus läugnen. Denn der Geist der Lüge kann nicht die Wahrheit erwerben, und ein also gerichtetes Streben, wie wir voraussetzen, muß die Wahrheit, auch auf wissenschaftlichem Gebiete, wo sie der vorgefaßten Absicht widerstrebt, übersehen, die Unwahrheit aus den Ideen oder Thatsachen heraussehen wollen. Namen werden uns nicht widerlegen, denn der Ruhm ist in den Händen der Welt, und sie vergibt ihn nach Herzens Lust und Meinung; und im Gegensatze mit dem Spruche des Dichters geht oft gerade das Größte, Erhabenste klanglos zum Grabe hinab, weil es die Welt nicht erkannt hat, oder nicht feiern will, während das Gemeine Jahrzehende, oft selbst Jahrhunderte nachhallt, und der große Name Generationen betrügt, das sie das Geringe für großartig, und die Lüge für Wahrheit halten. — Es sei uns erlaubt, zu fragen, ob irgend einer von den Anführern und Standartenträger der Revolution — nach unserer öfteren Erklärung verstehen wir das Wort nicht ausschließend in politi-

scher Bedeutung — zu den großen und reichen Besitzern und Erwerbern auf dem Felde der Wissenschaft genannt oder gezählt werden dürfe? Freilich müssen solche Leute, um zu schimmern und zu täuschen, allerlei durcheinander wissen; dieses vielartige und ungeordnete Halbwissen, die eigentliche Mittelmäßigkeit der Wissenschaft, ist nicht selten Verderb für Geist und Seele, der Wissenschaft wie dem Glauben gefährlich, und der Vortheile beider beraubend. Es gilt in aller Wissenschaft, was Einer von der Philosophie gesagt hat, daß nämlich ein wenig Philosophie von Gott abführe, die völlige Ergründung dieser Wissenschaft aber wiederum zu Gott zurückführe. Wir sprechen darum einen Satz aus, der freilich vielen obskurantistisch dünken wird, den wir aber im Interesse der Wissenschaft eben so wohl, als des Glaubens und des Lebens zu verfechten bereit wären: daß nämlich die Wissenschaft weder gemacht noch bestimmt ist, Gemeingut zu werden, wenn gleich Vielen oder Allen ihre Früchte zu Gute kommen, und daß sie ihrer Natur nach einer Klasse von Berufenen angehört, weil die zur Ergründung der wissenschaftlichen Aufgaben erforderlichen Talente und Lebensbedingungen gleichfalls nicht der Masse angehören können. Es bleibt dabei gesunden, geistigen Naturen von festem Lebensboden und ohne hochmüthige Prätensionen unversagt, an der Hand tüchtiger Führer der wissenschaftlichen Resultate, so viel sie deren habhaft werden können, zu genießen; ihre Beschaffenheit wird sie den Standpunkt der Bescheidenheit, der besonders ihrer Lage eigen bleiben muß, niemals aufgeben, und den aus der entgegengesetzten Gemüthsstimmung erwachsenden Nachtheil nicht erfahren lassen. — Es würde übrigens durchaus irrig seyn, wollte man in der Revolution ein wirkliches Interesse für Wissenschaft voraussetzen. Ein solches war ihr niemals und nirgends eigen, und Alles, was sie an großen Worten darüber verloren hat, läuft auch in dieser Beziehung auf ihre gewöhnliche Täuschung und Lüge hinaus. Ihre ewig unruhige und zerstörende Natur kann mit dem ernsten und ruhigen Bau der ächten Wissenschaft sich un-

möglich befreunden, sie muß ihn zuletzt sogar feindlich behandeln, wie man auf der Höhe der ersten französischen Revolution mit Verwunderung gesehen hat. Auch die Gelehrsamkeit sei Aristokratie, hieß es damals, und die Republik bedürfe keiner Gelehrten, sondern patriotischer Bürger. Es ist nicht der wissenschaftliche Geist, sondern der Schöngeist, mit dem die Revolution vor einem Jahrhundert debütirt hat, nämlich eben so wenig der Geist der Poesie, aber eine Prätension darauf, wie doch auf Wissenschaft zugleich, welche eigenthümliche Verquickung wissenschaftlicher Brocken in halbpoetischer Auffassung, in rhetorischem Vortrag, eigentlich den Schöngeist charakterisirt. Derselbe radotirt; dieses französische Wort bezeichnet allein erschöpfend seine Art zu lehren; er spricht nicht, um Wahrheit zu sagen, sondern um sich zu zeigen, oder um zu bereden; er bedarf dazu keiner geschlossenen Gedankenkette, sondern bloß Gedankenschnitzel, lose gereiht, mit Declamation zwischen den Fugen, und über das Ganze schimmernden rhetorischen Anwurf. In den rationalen Disciplinen macht sich dieses Manöver vor Unkundigen am leichtesten; aber er hat die Keckheit gehabt, mit den allerpositivsten, strengsten und exactesten Wissenschaften in derselben Weise vorzugehen, und hat Geschichte und Sprachwissenschaft, Physik und Astronomie, Staatswissenschaft und Finanz gemacht, wie man die Hand umkehrt. Wenn er davon wenig Ehre hat, so haben seine Zuhörer nicht mehr. Es ist ein unglaublicher Verderb in alle Zweige der Wissenschaft gekommen. Die Philosophie wurde leichtsinnig, dreist, selbstgenügsam und tyrannisch. Sie hatte im Glauben ihren nothwendigen Gegensatz aufgegeben, den Plato, ohne ihn zu kennen, so schön postulirt hatte; sie griff zutäppisch in die Erscheinungen des Lebens, um sie nach ihren Forderungen von gestern her zu reconstruiren, oder für ungültig zu erklären; auf andern Seiten sagte sie sich vom Leben völlig los, und brütete einsiedlerisch über einer neuen Gedankenwelt; ihr Königthum der profanen Wissenschaften übte sie nicht mehr in milder Anerkennung des gegenüberstehenden Rechts, gleich einem Könige

der alten christlichen und ständischen Welt, sondern in absolutistischer Weise und mit Niederschlagung jedes historischen Anspruchs gegen ihre rationelle Majestät. — Die Mißhandlung der Geschichte war am grausamsten. Man behandelte sie als fortlaufende Exempelsammlung für pseudophilosophische Theorien. Die Quellenforschung unterblieb; sie war mühsam und unnöthig. Man decimirte die Thatsachen, kleidete die übriggebliebenen in beliebige Farben, und exercirte sie zu bestimmter Ausrichtung, so daß die Geschichte nicht mehr aussagte, was sie enthielt, sondern was man ihr absolterte. Zuweilen verschmähte man die gerade, nackte Lüge nicht; öfter wirkte man mit falschen Beleuchtungen, Entstellungen, Verzerrungen der Thatsachen, man gab der Geschichte den Auftrag, der Revolution zu dienen, und sie mußte ihn gezwungen erfüllen. So wurde aus der Berichterstatterin der Zeiten und dem Lichte der Wahrheit eine Verhüllerin der Vergangenheit und eine ägyptische Finsterniß, die das Urtheil derjenigen rechtfertigte, welche die damalige Historie eine übereinkunftsmäßige Fabel nannten. Dieser Verderb der Geschichte war noch von unendlich größerem Schaden, als das in der Philosophie gestiftete Unheil, denn abgesehen davon, daß er eine größere Anzahl von Menschen verführte, bleibt gegen die historische Lüge auch der bewaffnetste Geist, wenn er nur nicht selbst die geschichtliche Quellenforschung sich zur Lebensaufgabe gestellt hat, völlig und unbedingt wehrlos, während aus dem philosophischen Irrsal Beruf und Talent sich etwa noch herauszuwinden im Stande sind. — Von der Sprache wußte man damals noch wenig; je weniger man wußte, desto mehr hatte man Raum zum Philosophiren und Theoretisiren; die große Anzahl sprachlicher Thatsachen, welche das gegenwärtige Jahrhundert nachgebracht, hat freilich alle jene bodenlosen sprachphilosophischen Versuche sehr in's Lächerliche gesetzt; man könnte aus diesem einzigen Beispiele sehr gründlich einsehen lernen, was der Hochmuth leistet, der die Welt nicht kennt. — Die Physik wurde vor Allem hypothesensüchtig, bei den Resultaten der Beobachtung

oder Rechnung stehen zu bleiben, war zu nüchtern und alltäglich, die Hypothese brachte den Rausch der Begeisterung, je kühner, paradoxer, excentrischer sie lautete, um so besser; glaubte man damit unumstößliche Wahrheiten befehden zu können, am allerbesten. Die physischen Thatsachen erfuhren das Loos der historischen, man spaltete an ihnen und verzerrte. In der Astronomie war der Raum zur Hypothese endlos, man benutzte ihn. Vor Allem die populären Handbücher, die zum Unterricht der Laien in diesen Disciplinen ausgingen, enthielten fast nichts anderes; je abentheuerlicher, desto poetischer schienen die Annahmen; die Leser lasen mit Enthusiasmus, und glaubten das Unglaubliche am liebsten. Jetzt erst, meinte man, sei die Wissenschaft aus dem Staube der Studierstube in's frische, volle Leben hinausgetreten; jetzt erst gehöre sie der ganzen Menschheit, und man könne sich in einigen Lektüren vor dem Mittagschläfchen unterrichten, wie vordem in langen qualvollen Studienjahren. Daß man aus der Studierstube nichts bekommen habe, als den Rauch, und von der Wissenschaft nichts, als den Abhub, das freilich konnte man nicht einsehen, ohne eben so gründlich und gelehrt zu seyn, als man oberflächlich und unwissend war. — Die Staatswissenschaften, besonders der ökonomische und finanzielle Theil derselben, erregten das allgemeine Interesse, weil sie mit der Steuerzahlung zusammenhingen; es fehlte nicht an dienstfertigen Autoren, dieses Interesse zu befriedigen. Daß hier die Masse der Thatsachen, nicht selten der verborgensten Thatsachen, denen allein ein genügendes Resultat entschöpft werden könne, wirklich ungeheuer sei; daß ihre Kenntniß am natürlichsten nur dem ein Lebelang mit solcher Verwaltung betrauten zuzumuthen bleibe, ließ man sich nicht irre machen. Man kam aus der Schule und schrieb, und man kam aus dem Theater und las; Ziffern wurden hingeschrieben, und auf guten Glauben als richtig angenommen; Reformprojekte über Nacht improvisirt, und als Rettungsmittel des Staates gepriesen. Bürger, Damen, Knaben sprachen Finanz, wie sie schon vordem Philosophie und Physik gesprochen hatten; die

Unwissenheit wurde rettungslos, weil man Alles zu wissen glaubte.

Wir haben bei diesem Ueberblick vorzüglich, wie wir angedeutet, auf den ersten Debut der revolutionären Wissenschaft, und zwar in Frankreich, Rücksicht genommen. Für die deutschen Erscheinungen müßte man einige Modificationen im Ausdruck eintreten lassen; wir verkennen nicht, was in der deutschen Wissenschaft, wenn auch in irrthümlicher Richtung, wenigstens mit Ernst gearbeitet wurde; aber es gab auch hier eine Schichte von Autoren und Publicum, die mit den französischen vollkommen auf gleichem Niveau standen. Die negative Richtung der Ideenrevolution blieb auch den ernsteren und fleißigeren Bestrebungen eingeboren, und was daneben wirklich Gründliches und Tüchtiges geleistet wurde, gehört eben nicht der revolutionären Gattung an, und bildet also keinen Einwand gegen unsere Behauptungen. Die eigentliche politische Revolution, in so fern sie sich um wissenschaftliche Stützen umsieht, hält sich aber nach dem Zeugnisse aller Erfahrungen an die leichte und seichte Art, denn sie geht mit den Massen um, und bedarf, was diesen verständlich und gefällig ist. So erzeugt sie denn auch in allen Landen, wo sie zur beginnenden oder vollendeten Herrschaft gelangt ist, eine große Anzahl Irrwischgeister, in denen der Dunst des Hochmuths und der Begierde brennt, und die mit trügerischem Schimmer über die literarischen Gefilde hüpfen, eine leichtgerüstete Schaar Journalisten, Pamphletisten und Brochurenschreiber, den Unerfahrenen bethörend und in den gewissen Sumpf verlockend. Zum ungeheuern Schaden jeder wirklichen literarischen Thätigkeit beschäftigt jetzt die Zeitung und das Flugblatt den Schreiber, den Drucker und den Leser, nicht ohne wissenschaftliche Prätensionen ihrerseits, und wenn man zu Ablauf des vorigen Jahrhunderts beklagt hat, daß die Wissenschaft „leicht wie der Kork in Almanachen schwimme", so hätte man um die Mitte des laufenden zu beweinen, daß sie noch leichter im Zeitungsblatte flattere. Wir

kennen eine Zeitung, die in fortlaufenden Beilagen alle möglichen Fragen der Wissenschaft und des Lebens, von Gott und der Welt, von Philosophemen und Staatsverfassungen, von Astronomie und Finanz, von Poesie und Physik jedesmal auf einigen Blättern abmacht, in geschickter Rede und geläufigem Ausdruck, einige Male mit, mehrere Male ohne Sachkenntniß, aber allemal entscheidend, zur staunenden Befriedigung ihrer zahlreichen Leser, die sich aus diesen schimmernden Zeitungsspalten ihre Wissenschaft, Bildung, Politik und leider auch ihre Religion zu holen gewohnt sind. Wenn dieser Zeitungsterrorismus fortwährt, so bleiben den Büchern, und vor Allem den ernsten Büchern, am Ende weder Käufer noch Verleger übrig, die Wissenschaft wird sich, bei aller scheinbaren Ausbreitung, völlig aus der Welt verlieren, und jene Frage, die ein berühmtes Buch auf dem Titel führt, ob wir nämlich einer neuen Barbarei entgegen gehen? wird sich in furchtbarer Weise bejahend beantworten. In dieser Weise macht sich die Revolution um die Wissenschaft verdient.

Vordem wußte sich die Revolution auch viel mit dem Anspruche auf Humanität. — Das Wort ist nicht mehr sehr gebräuchlich, und fängt schon an, nach „Zopf" zu schmecken. Da es jedoch noch jezuweilen auftaucht, in ältern Schriften aber herrscht, so verdient es immerzu einige Berücksichtigung. Echte Humanität wäre schöne Vollendung der Menschennatur nach allen Seiten hin, und soweit hätte das Wort seine Wahrheit. Unter allen Seiten wäre aber, gerade wie beim Fortschritt, die wichtigste Seite: die ewige Bestimmung und darnach gerichtete Vollkommenheit des Menschen nicht zu übersehen. Die wahre Humanität kann also keine andere, als eine christliche seyn. Das ist es aber gerade, was man nicht will,

ja das Wort scheint im feindseligen Gegensatze gegen das Christenthum erfunden, und dieß ist seine innere Lüge. Während die früheren Generationen das Ideal der menschlichen Vollkommenheit in dem Christenthum verehrten, bedurfte es, dieses Wort zu verdrängen, da man die Sache nicht wollte, ein anderes; das oben genannte bot sich dar, wurde mit Liebe ergriffen, und da es an großer Unbestimmtheit leidet, mit besonderem Eifer in Curs gesetzt. Wirklich enthält es eigentlich gar keine Antwort auf die Frage, was die Aufgabe des Menschen sei, denn daß er ein Mensch seyn soll, hat er vorher gewußt; man hat ihm idem per idem erklärt, und überläßt ihm die Auslegung. Zuweilen gibt man sie ihm freilich; in beiden Fällen hat die Partei ihren Zweck erreicht; im ersten Falle kann er nehmen, was er will; ihm zweiten kann man im geben, was man will. Was man gewöhnlich gegeben hat, war das Ideal des griechischen Lebens: ein ungeheurer Betrug. Man hat dem griechischen Volke eine Schönheit zugeschrieben, welche die Schriften einiger bevorzugten Geister an sich trugen; man hat sich von dem Schimmer der in jenem Volke wirklich vorhandenen verständigen und ästhetischen Bildung blenden lassen, und die schauerliche sittliche und religiöse Nacht, die es bedeckt, darob übersehen; man hat in jenen Geistern die Schrift und das Leben verwechselt, man war unfähig, den abgründlichen Unterschied zu fühlen, oder wollte ihn nicht anerkennen, der noch immer zwischen den glänzendsten sittlichen und religiösen Gedanken der edelsten griechischen Philosophen oder Dichter, und dem Lichte der Offenbarung besteht. Wir sind weit entfernt, nicht nur die herrlichen Gaben, sondern auch die großen Seelen mehrerer jener trefflichen Griechen und Römer verkleinern, oder wie immer gering achten zu wollen, wir verehren die Bestrebungen, die im Dunkel nach Licht suchten, während Andere heute das Licht zu verdunkeln sich Mühe geben; wir halten Jene unendlich hoch über diese, und glauben, daß ihre redlichen Bemühungen nicht ohne Segen blieben. Aber die

Wichtigkeit des Gegenstandes zwingt uns zu entschiedenen Worten, und abgesehen davon, daß es nicht immer die Besten waren, die man als Muster der Humanität anpries, so kann auch in den Besten der Mensch mit seinem Streben uns nicht die göttliche Mittheilung ersetzen wollen. Eigentlich dieses göttliche Christenthum verneinend war nun aber diese Anpreisung der griechischen oder sonstigen Menschlichkeit, die man mit dem Ausdrucke Humanität bezeichnete, und darum ist dieses Wort selbst ein negatives, und im Dienste der Revolution brauchbares geworden. Würde man nun fragen, warum sie diese Parallele aufzugeben anfängt, so dient als Antwort einerseits die, auch in solchen maßgebenden Schlagwörtern entscheidende Mode, und das Bedürfniß, die schon oft gebrauchten und in etwas angelaufenen, durch neue, glänzende Schaumünzen zu ersetzen, andererseits die Entwickelung der Revolution, die es ihr räthlich macht, manche allzugroße Unbestimmtheit des Ausdrucks, der nur zum ersten Angriff gut und nützlich war, allgemach zu beseitigen, und mit ihrem eigentlichen Wollen und Meinen deutlicher hervorzurücken. Was ihr jetzt Ziel und Gipfel des Menschenthums ist, hat sie uns schon unverhüllt genug gesagt, und sie braucht keine griechischen Ideale mehr dazu.

III.

Skizzen aus der römischen Revolution von 1848.

(Mittheilungen aus den Tagebüchern von deutschen Augenzeugen.)

Fünfter Artikel.

Wer es weiß, wie innig das Priesterthum mit der Kirche verkettet ist, der begreift auch, wie natürlich die Bekämpfung des Clerus mit der Kirche selber zusammenhängt. Wäre die römische Bevölkerung bereits jener moralisch-religiösen Zerrüttung verfallen gewesen, die in vielen andern Ländern Platz gegriffen, hätte der Geist der Irreligiosität und des Unglaubens in die unteren Schichten des Volkes freieren Zugang gehabt: dann wäre es auch damals in Rom schon ein Leichtes gewesen, einen allgemeinen Sturm auf die gesammte Priesterschaft zu beginnen, und die „freiheitsmörderischen Pfaffen" gänzlich auszurotten, wie die Blutmänner der Revolution schon längst es gewünscht. Aber das tief im Herzen wurzelnde religiöse Element mit einem Male der Masse aus dem Inneren zu reißen, das konnte doch selbst dem kühnsten der kühnen Griffe nicht gelingen; die Leiter der Bewegung sahen sich daher genöthigt, stufenweise ihre Plane durchzuführen und die

„Vorurtheile der Schwachen“ einstweilen noch etwas zu schonen. Die Priester als Solche konnte man auf diesem Boden nicht verfolgen; es mußten also spezielle Titel aufgesucht werden, unter denen man die einzelnen Angehörigen der „Priesterkaste“, und zwar von diesen so viele, als nur immer möglich der Masse verhaßt, oder doch verdächtig machen konnte. Unaufhörliche Verationen sollten die tüchtigen und talentvollen Geistlichen einschüchtern; Lügenberichte sollten die, welche trotzdem sich kräftig dem Sturme entgegenstellen zu wollen schienen, ihres Einflusses berauben; meuchlerische Dolche sollten endlich das Ihrige thun, wo die Verdächtigungskünste sich als unzureichend erwiesen. Die edlen und wahrhaft würdigen Priester sind es stets, welche die Verfolgung trifft, und während man mit pomphaften Perorationen gegen das „Pfaffenthum“ declamirt, läßt man schlechte und sittenlose Glieder dieses Standes ungestraft durchkommen; ja man lobt und ehrt sie, während man dem besseren und reineren Theil die Sitten jener bereits im Herzen apostasirten Glieder zum beständigen Vorwurf macht. In Rom war wenig mit Anklagen gegen die Moralität der Geistlichen auszurichten, desto mehr aber mit steten Hinweisungen auf die Privilegien dieses Standes und auf die Güter, in deren Besitz er war; nebstdem war es leicht, ihn als der „Freiheit“ widerstrebend, als stationär und reactionär gesinnt zu bezeichnen, wodurch er natürlich als volksfeindlich erschien. Es fehlte dabei nicht an Versuchen, einzelne Geistliche für die „Sache des Fortschritts“ zu gewinnen; aber zum großen Ruhme des römischen Clerus muß es gesagt werden, daß nur ein verhältnißmäßig sehr geringer Theil sowohl von Regular- als von Säcularclerikern von der radikalen Seuche ergriffen ward, ja daß vielmehr der bei weitem größere Theil eine sehr feste und männliche Stellung einnahm, die am besten die hie und da von der akatholischen Presse verbreiteten Gerüchte über die sittliche Verkommenheit und Verderbtheit der römischen Priesterschaft widerlegt. Außer den Cardinälen that sich besonders Monsignor Canali, lateinischer Patriarch von Constantinopel

und vices gerens des Cardinal Stadtvikar, hervor, der namentlich in den Tagen der „glorreichen römischen Republik“ eine apostolische Standhaftigkeit bewährte; nicht viel geringeres Lob verdienen der Prälat Moricchini, der Canonikus Valentini, den Pius IX. selbst „die Perle des römischen Clerus“ nannte, so wie J. B. Palma, einst Professor der Kirchengeschichte an der Propaganda, der leider ein Opfer der Revolution geworden ist; und Professor Arrighi, bekannt durch die Annali delle scienze religiose, nebst vielen Anderen, deren Aufzählung uns zu weit führen würde. Unter den ausländischen Geistlichen, die in Rom eingebürgert waren, ragte auch der Rector des irischen Collegs, Monsignor Cullen, jetzt Primas von Irland, hervor.

Nachdem die Jesuiten im engeren Sinne entfernt waren, dehnte sich bald die Verfolgung auf Jesuiten im weiteren und weitesten Sinne aus. Zu den Ersteren wurden natürlich die mächtigeren geistlichen Orden gerechnet, zu den Letzteren die Weltgeistlichen und zuletzt Alle, die nicht zu den Radikalen gehörten. Bald nach Entfernung der Gesellschaft Jesu wurden bereits den Dominikanern drohende Demonstrationen bereitet; vor ihrem Kloster Santa Maria sopra Minerva versammelten sich Pöbelhaufen, und das A basso i frati! nahm seinen Anfang; selbst die ganz von der Welt abgezogenen Carthäuser blieben nicht verschont. Immer maßloser trat jetzt die Frechheit hervor, selbst Cardinäle wurden insultirt; den ehrwürdigen Lambruschini wagten nun die elendesten Buben zu verhöhnen. An verschiedene Klosterpforten schrieb das raublustige Gesindel: dieses Haus ist feil, ist Nationalgut, ist ein Eigenthum der „Patrioten“ u. s. f.; an einzelne Nonnenklöster hing man sogar das Aviso: Verlasset dieses Haus, sonst wird es ein öffentliches Schandhaus werden. Viele Gutherzige wunderten sich, wie Pius das Alles könne geschehen lassen; sie sahen nicht, daß die Macht bereits seinen Händen entwunden war, und daß sie selbst durch ihre Feigheit und Unthätigkeit ei-

nen Theil der Schuld an dieser traurigen Verwandlung trugen. Manche wurden irre an dem Papste, den sie im vollkommenen Einverständniß mit den radikalen Häuptern wähnten; man raunte sich heimlich alle möglichen Befürchtungen in die Ohren. Eine Römerin aus den niedern Ständen, die eine Tochter in einem der Frauenklöster hatte, denen der freche Muthwille der Radikalen jene Drohung vor die Thüre geheftet, äußert einem Weltgeistlichen ihre Besorgnisse mit der größten Lebhaftigkeit. „Wie? das Alles kann der Papst mit ansehen und dulden? Es wird immer schlimmer und schlimmer; und er — er neuert und neuert fortwährend. O ich fürchte“ — sagte sie bebend sich umsehend, als fürchte sie sich, gehört zu werden — „der Papst ist vielleicht“ — — — Nun, was denn? fragte der Geistliche. — „Ein Ketzer!“ erwiederte sie leise flüsternd — é forse eretico. — Jener suchte sie lächelnd zu beruhigen; es gelang aber nicht. „Aber seine Neuerungen, seine Reformen“? — — fuhr sie fort. — Sie sind ganz politischer Natur; in kirchlichen Dingen denkt Pius, wie jeder andere rechtgläubige Priester; die Furcht ist grundlos. — „Wer kann das wissen?“ sagte die Frau ungläubig; und mit diesem Chi l'o sa? ging sie von dannen.

Seit dem Beginne des Aprils ward der Ruf nach Säcularisation der Kirchengüter immer stürmischer; dadurch hoffte das arbeitsscheue Gesindel, das von den Klöstern und geistlichen Stiftungen bisher manche Wohlthaten genossen und sie fortzugenießen keine Scheu hatte, sich ein neues Elysium zu erringen. Während nun mehrere Standesherren ihrer Patrimonialjurisdiction zu entsagen sich genöthigt sahen, sollten auch die „gesalbten Despoten“ immer mehr ihre Macht verlieren und nach und nach aus allen öffentlichen Stellen vertrieben werden. Daß die abgehenden geistlichen Magistrate durch taugliche Laien, die der „Sache des Volkes“ mindestens nicht entgegen waren, ersetzt werden, dafür trug die Circolo populare Sorge. In den Provinzen wollte man keinem geist-

lichen Beamten mehr gehorchen; man legte selbst solchen, die früher allgemein geschätzt und geliebt waren, die größten Schwierigkeiten in den Weg, und so war das Gouvernement gezwungen, nach und nach immer mehr Laien mit der Regierung in den Provinzen zu betrauen. Es lag aber nun im Interesse der Radikalen selbst, lärmenden Demonstrationen gegen die Geistlichkeit Einhalt zu thun, um die für jetzt noch nicht ganz entbehrlichen gemäßigteren Liberalen nicht aufzubringen, und auch den überwiegenden Theil des Volkes nicht zu reizen, der nun einmal nicht ohne Priester seyn wollte; hatten doch die wackeren Trasteveriner, obschon ohne einen geeigneten Führer, eine drohende Stellung eingenommen, darin lag der Grund, warum nach einigen starken Ausbrüchen der inneren Wuth gegen den Clerus weitere Angriffe einstweilen sistirt wurden. Das Thema von der Säcularisation der Kirchengüter ließ die radikale Presse natürlich nicht fallen; der Gedanke war für die geld- und kreditlosen Patrioten viel zu reizend, als daß er nicht immer von Neuem hätte vorgebracht werden sollen. Man schrie über die ungeheuern Summen, die der Clerus beziehe und verprasse; man sprach von den verborgenen Schätzen der Jesuiten und anderer Orden, und klagte die gesammte Geistlichkeit an, als spotte sie in ihrem luxuriösen Aufwande der drückenden Noth des gemeinen Mannes, als wolle sie gar nichts leisten, dem Vaterlande zu helfen und — was die Hauptsache war — die hungernden Patrioten zu unterstützen. Selbst als der Clerus später sich bereit erklärte, zwar nicht für die heißhungerigen Volksfreunde, wohl aber für die finanzielle Verlegenheit des Staates alle möglichen Opfer zu bringen, die ohne Veräußerung der den Kirchen zugehörigen liegenden Gründe gebracht werden konnten, und die Summe von vier Millionen Scudi anbot, wobei Manche, die keine überflüssigen Einkünfte bezogen, allerdings ein schweres Opfer brachten: da war man immer noch nicht zufrieden und murrte fort über die Hartherzigkeit der habsüchtigen Preti, die kein Vaterland und keinen Patriotismus anerkennen woll-

ten. Da waren Alle Jesuiten, die nicht den communistischen Tendenzen ihre Huldigung brachten.

So kam das Ende des Aprils heran. Eine furchtbare Gährung war jetzt allenthalben verbreitet; Alles sympathisirte mit dem lombardischen Aufstand; die maßlosen Schmähungen der Flugblätter wider Oesterreich hatten ja schon längst den Haß gegen diese Macht entflammt, und die Märzdemonstrationen ihn bereits auf das Höchste gesteigert. Da stießen, wie auf Commandowort, alle liberalen und ultraliberalen Blätter in die Kriegsposaune; Krieg gegen die Barbaren! Damit begrüßte man sich in den Versammlungsörtern der Vereine; Krieg gegen die Barbaren! damit begann und schloß der große Volkstribun Brunetti seine feurigen Reden. Als nun der Ruf nach Krieg bereits überall sich hören ließ und die friedeliebende Bürgerschaft sich geängstigt mehr und mehr von den öffentlichen Plätzen zurückzog: da fand es endlich der „Volksverein" an der Zeit, dem Papste den „Willen der Nation" kund zu geben, und seine Organe verkündigten, es werde bald dem heiligen Vater dieser Wunsch eröffnet werden, und es sei mit Gewißheit zu erwarten, der große Pius, der bisher fast immer den gerechten und heiligen Wünschen seines treuen Volkes Gehör gegeben, werde auch diesesmal dem Ansinnen einer Kriegserklärung gegen Oesterreich nicht widerstreben, unbeirrt von den Einflüsterungen reaktionärer und volksfeindlicher Berather. Aber wie jeder Vernünftige vorhersagen konnte, wies Pius die Forderung entrüstet ab, und sprach sich insbesondere im Consistorium der Cardinäle mit aller Energie seines Geistes dagegen aus. Jetzt war schon eine völlige Revolution zu erwarten. Am Morgen des folgenden Tages erklärte ein an den Straßen angehefteter „Aufruf an das Volk" ohne Unterschrift den Papst und die Minister für Verräther; in den Klubbs ward die Einsetzung einer provisorischen Regierung vorgeschlagen, die aber aus dem Grunde nicht beschlossen ward, weil man noch versuchen wollte, den Papst zur Beistimmung für

die Kriegsideen zu zwingen. Noch wagte man sich aus Furcht vor dem Volke nicht an Pius selbst; aber durch die Maßregeln, die man gegen die Cardinäle, als die Urheber der päpstlichen Allocution, beschloß, sollte Pius zum Nachgeben genöthigt werden. Die Bürgerwache war die Vollstreckerin der Befehle, die von den Klubbs ausgingen; alle Thore sollten geschlossen, kein Geistlicher herausgelassen werden, am wenigsten ein Cardinal, auch nicht der Papst selber, von dem man besorgte, er möge Rom verlassen, um sich nach Subiaco zurückzuziehen. Die Civica begriff die ihr zugetheilte Rolle; sie meisterte und regierte Alles. Die meisten Cardinäle wurden durch sie in ihren Wohnungen förmlich blokirt; der Cardinal della Genga (Nepot Leo's XII.) ward am längsten von ihr in Arrest gehalten. Morte ai Cardinali! hörte man brüllen. Inzwischen dachte der Volksverein an das neue Ministerium; Graf Mamiani sollte Ministerpräsident werden an der Stelle des Cardinal Antonelli, des vierten Staatssekretärs; dadurch trat dann ein Laie an die Spitze des Ministeriums, und noch dazu ein Solcher, dessen Ideen sich alle auf den Krieg concentrirten. Das eigentliche Volk zitterte für Pius; aber es war unfähig, sich zu rühren. Nur die Trasteverianer zeigten auch hier einigen Muth gegen die übermächtige Civica, und brachten mehreren gefangen gehaltenen Cardinälen Entsatz. Seit dieser Zeit wohnten die Cardinäle, die den Radikalen am meisten verhaßt waren, namentlich Lambruschini, im Quirinal beim Papste, bereit, mit ihm zu stehen und zu fallen. Pius war in der höchsten Bedrängniß; seine Peiniger hatten für ihn kein Gefühl. Die Axt war gelegt an den Baum der Kirche; die Wurzel war nicht auszureißen; aber viele Zweige konnten abgetrennt werden, der Baum selber war den härtesten Wunden ausgesetzt. Er suchte sich Kraft im Gebete; seine Stunde war noch nicht gekommen. Er ward herüber und hinüber geworfen von den schäumenden Wogen; er aber hielt fest am Felsen Petri und konnte den Sturm erwarten. Er hatte ge-

sprochen, wie sein heiliges Amt, wie es seine hohe Pflicht erheischte. Was zur einstweiligen Beschwichtigung des Sturmes geschehen konnte, das that er. Er berief sich auf die konstitutionelle Verfassung des Staates, und verwies die Kriegsfrage an die zu wählenden Deputirten; er erkannte das Recht der Vereine nicht an, in solchen Fragen die Initiative zu ergreifen; Mamiani wies er für jetzt ab vom Ministerium, und ernannte den Cardinal Ciachi, den man seit der Affaire von Ferrara allgemein gerühmt hatte, zum Ministerpräsidenten. Daß Pius bald darauf den Grafen Mamiani doch zum Minister machte, war in seinen Augen eine politische Nothwendigkeit; er glaubte in solcher Lage kleinere Uebel wählen zu müssen, um die größeren so viel möglich zu verhüten.

Damit hatte der Kampf gegen den Clerus nicht minder ein neues Stadium gewonnen: die Cardinäle waren herabgewürdigt in den Augen der Menge, und welches Ansehen sollte der niedere Clerus genießen, wenn die Patres Purpurei also erniedrigt waren? Ferner hatte die Civica ihre Brauchbarkeit erwiesen für ähnliche Fälle, die nicht allzulange ausblieben; endlich hatte sich gezeigt, wie man die päpstlichen Erlasse respektirte, während Alles den Beschlüssen des Volksvereins mit blindem Gehorsam nachzukommen sich beeilte. Was nun weiter erfolgte, war nichts Anderes, als wiederholte Siege der Revolutionspartei; alles Andere war von untergeordneter Bedeutung. Pius that, was ein Steuermann thut, der das Steuerruder nicht mehr in seiner Gewalt hat. Er sandte einen apostolischen Delegaten in die Lombardei, um Frieden zwischen den kämpfenden Parteien zu ermitteln, ganz der Aufgabe seines Amtes entsprechend. Am 20. Mai ward endlich der bisherige österreichische Botschafter, Graf Lützow, einer der edelsten deutschen Männer, abgerufen; die kaiserliche Regierung hatte eine beispiellose Langmuth bewiesen, die in Rom ihr die Bewunderung der wenigen Gutgesinnten zusicherte, die freier sich noch zu regen wagten. Graf Lützow hatte, nebst seiner ganzen Familie, die

freundschaftlichste und glänzendste Abschiedsaudienz beim heiligen Vater, den er mit der innigsten Rührung verließ. Nur die allseitige Liebe und Achtung, die sich dieser Staatsmann seit Jahren in Rom erworben, schützte ihn vor den Mißhandlungen der tobenden Radikalen; indessen war er wirklich in augenscheinlicher Lebensgefahr, so lange er noch in Rom sich befand, so daß aus diesem Grunde seine Abreise seinen Freunden sehr willkommen war. Am 22. Mai war die Deputirtenwahl vorgenommen, wobei sich die Theilnahmslosigkeit und Schlaffheit des besseren Theils der Bürger von Neuem kund gab. Am 5. Junius, wo zugleich die Nachricht von Peschiera's Uebergabe eintraf, wurden die Kammern durch Cardinal Altieri eröffnet. Das Staatssekretariat war inzwischen nur provisorisch vom Cardinal Orioli versehen worden, da Ciachi und Amat es abgelehnt; ihm folgte Cardinal Soglia. In diese Juniustage fällt auch die Anwesenheit des berühmten Abbate V. Gioberti in Rom; über seine Besprechung mit Pius verlautete Vieles; es war aber meist grundlos; die Unterredung blieb ohne Resultat. Daß man dem Papste hier Manches in den Mund legte, was er unmöglich gesagt haben konnte, war nicht anders zu erwarten; entstellte man ja doch sogar seine deutlichen und unverholenen Aeußerungen über die Deserteurs von Cornuda. Nach Gioberti's Abreise am 10. Junius, der nun Bologna mit seiner Anwesenheit beglückte, begannen die Kriegsrüstungen von Neuem, und die ungestümsten Forderungen wurden wieder laut, so sehr auch der zum Präsidenten der Deputirtenkammer gewählte Advokat Sereni, ein eifriger Revolutionsmann, aber ein klarer und besonnener Kopf, zu beschwichtigen suchte. Seit die Kammer dem kriegslustigen Minister Mamiani ein Vertrauensvotum bewilligt (21. Juni), und dieser mit den übrigen weltlichen Ministern immer mehr nach Unabhängigkeit von den Cardinälen und vom Papste selber strebte: trat auch die sichtbarste Spannung zwischen dem Souverain und seinen ihm meistens aufgedrungenen Ministern ein, in Folge deren Pius sich immer

mehr von diesen entfernte, und einzig an die Cardinäle sich anschloß.

Jetzt stand nicht mehr das Bestehen einzelner religiösen Congregationen, oder die Herrschaft der clericalischen Partei auf dem Spiele; sondern es handelte sich um die Macht des obersten Pontificats selbst. Die Revolutionspartei fand die päpstliche Würde und Souverainetät über eine freie Nation für unvereinbar, und der Conflict zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt lag bereits vielfach zu Tage. Entweder sollte der Papst in dem (scheinbaren) Haupte der liberalen Faction aufgehen, oder seiner Souverainetät nach und nach beraubt werden. Pius mußte der Vernichtung seiner kirchlichen Würde widerstreben; man suchte daher ihn der weltlichen Oberhoheit allmählig zu entkleiden. Das erste Expediens hatte man in dem verantwortlichen Laienministerium gefunden, welches die gesammte zeitliche Macht des Papstes in sich vereinigen sollte, womit der Kirchenstaat als solcher schon vernichtet war. Sich ganz seiner weltlichen Herrschaft begeben, konnte und durfte Pius nicht, schon nicht wegen seines Eides und seiner Verpflichtung gegen seine Nachfolger; war ihm aber auch bei der neuen Regierung seine Oberhoheit gewahrt, so mußte die Umsturzpartei immer mehr auf deren Verkümmerung und Schmälerung bedacht seyn. Wollte Pius nicht seine größte Ehre darin finden, als das Haupt der neuen Bewegung in Italien zu gelten, so mußte er darauf beschränkt werden, einfacher Bischof von Rom zu seyn, der von der Gnade der radikalen Häupter seine kümmerliche Existenz noch gefristet erhalte. Mamiani, der nach der Dictatur strebte, worin Fürst Canino und Mazzini seine Mitbewerber waren, schmeichelte den Klubbs unaufhörlich, und strebte seine prekäre Stellung als Minister zur Erlangung der ausgedehntesten Popularität zu benützen, während er den Papst fortwährend zu täuschen suchte, was ihm aber nicht gelang. Pius war des Ministerwechsels überdrüssig, und erwartete von dem Einen so wenig Heil, wie vom Andern;

daher acceptirte er auch die Demission der Minister nicht, die sie in pleno verlangten, auf Mamiani's Betrieb, den die Vernachlässigung seiner Person von Seite des Papstes verdroß. So blieb Mamiani, und die „Volksfreunde" beehrten ihn mit einem solennen Fackelzug. Aber das Volk dachte anders, als die „Volksfreunde." Wie Einzelne bereits den Senator Corsini ausgepfiffen, so ward auch dem mächtigen Minister als Gegenstück zu dem ihm gebrachten Fackelzug noch vor dem Ende des Juni eine Katzenmusik zu Theil, mit den Segenswünschen: Morte a Mamiani! Morte al ministero laico! Nicht minder stürmten die loyalen Bürger, Trasteverianer an der Spitze, mehrere Casino's, und ließen wieder das fast verklungene Viva Pio Nono! erschallen. Aber die geschäftige Civica legte sich in's Mittel, sowohl bei der Katzenmusik, als bei dem Casinosturm; dieselbe Bürgermiliz, nach der man früher die Kehlen sich heißer schrie, ward bereits von dem eingeschüchterten Volke verwünscht; das Laienministerium, das man so sehnsüchtig erwartet, ward jetzt als das Unglück des Volkes angesehen. Der gemeine Mann wollte keinen Krieg, nur die arbeitsscheuen Proletarier, nach Plünderung lüstern, wurden nicht satt, nach Blut und Krieg zu rufen; der friedliche Bürger verabscheute die Kriegsgedanken und liebte den Papst; er klagte und seufzte heimlich; aber damit hatte es sein Bewenden. Es bluteten zahllose Herzen und zitterten für den geliebten Pius, von dem es hieß:

> Ai dolci guardi, alla serena fronte,
> Bell' iride di pace e di perdono,
> All' atto della man', che il benedetto
> Segno formava, sotto umane spoglie
> La Clemenza parea scesa dal cielo.

Doch die Liebe weinte, die Tücke handelte; die Treue zagte, die Hinterlist triumphirte.

Aber die Schmach dieses herabgewürdigten und bereits von der elendesten Rotte tyrannisirten Volkes sollte noch höher steigen. Seit alle Autorität in wildem Freiheitstaumel mit

Füßen getreten ward, seufzte der ruhige Bürger unter dem Joche der Klubbisten und der Bürgermiliz, von der die meisten Offiziere selbst Glieder der radikalen Klubbs waren, und fürchtete diese neugeschaffenen Gewalten mehr, als sonst Polizei und Inquisition. O wenn Gregor wieder lebte! sagten die buoni cittadini; oder wenn jetzt Radetzky käme; das wäre ein wahrer salvatore di Roma! Die Freiheit und der Fortschritt führen uns zum Ruin. — Aber indessen stolzirten die schön uniformirten Civicisten, ihrer Macht bewußt, durch die Straßen, oder musterten von ihren Wachposten aus, die meist in der Nähe von Kaffeehäusern errichtet waren, die Vorübergehenden, höhnten bisweilen die, welche sich noch nicht unter ihre Herrschaft beugen zu wollen schienen, und vertrieben sich so, die Zeitung in der Hand, die Cigarre im Munde, oder in patriotischen Gesprächen die Zeit, thaten sich mit der Ascese des Patriotismus gütlich an den Erfrischungen, die sie auf den zierlichen Tischen vor den Restaurationslokalen verzehrten, und klagten dabei über das hungerige Volk und die hartherzigen Aristokraten. „O diese schönen Uniformen“ — sagte ein begüterter Kaufmann einem Vertrauten — „sie bergen lauter Kanibalen, wahre Blutsauger und Menschenfresser.“ — Man kann sagen, daß zu keiner Zeit der wohlthätige Sinn der Römer mehr hervortrat, als gerade in diesen Tagen; schon im April hatte der Papst aus seinem Privatvermögen eine Geldspende von viertausend Scudi an die Armen vertheilen lassen, und die meisten römischen Großen wetteiferten, sich freigebig und mild vor dem Volke zu zeigen. Doch ist der Grund von vielen dieser Spenden in der Furcht zu suchen, die aus der wilden Erregung der Proletarier entstand; was aber diese erlangten, reizte sie nur, noch Mehreres zu begehren; sie waren bald nicht mehr zufrieden, sich satt essen zu können, sie wollten nun auch einmal im Ueberfluße schwelgen. Viele, die sich sonst auf ehrliche Weise ihren Lebensunterhalt verschafft, waren nun arbeitsscheue Anhänger der süßen poltroneria geworden, die dafür, daß sie Zeitungen lasen, oder doch über Politik redeten,

schon auf öffentliche Kosten sustentirt werden wollten; je mehr die finanzielle Noth des Staates sich steigerte, desto mehr drangen die müssigen Patrioten auf Befriedigung ihrer communistischen Gelüste.

Inzwischen bildete den größten Theil des Tagesgespräches immer noch die italienische Nationalversammlung, die aber nicht zu Stande kam, und deren Resultat so ziemlich mit dem der Frankfurter zusammengetroffen wäre, falls diese schöne Idee hätte verwirklicht werden können. Die Eifersucht der einzelnen Staaten der Halbinsel trat mehr als je zu Tage; jede der Hauptstädte wollte es der anderen zuvorthun; Turin, Genua, Livorno gaben glänzende Proben ihres Fortschritts; Florenz, in dem der fanatische Mönch Gavazzi seine Straßenpredigten hielt, wetteiferte mit Rom. Bereits in der zweiten Hälfte des April hatte man in Rom die Präliminarien der dièta italiana begonnen; doch waren damals nur einige wenige Repräsentanten des „Volks von Sicilien" erschienen. Die gemäßigten Liberalen wirkten unermüdet für die Sache der italienischen Union; aber alle ihre Bemühungen vereitelten die kriegerisch gesinnten Klubbs. „Wir haben keine Zeit zu Parlamentsdebatten; erst müssen wir kämpfen und dann ist es Zeit, das Wohl der befreiten Italia zu berathen", das war stets ihre Antwort; Hin- und Herreden verzögerte ihre Sache; es galt zu handeln. Dessenungeachtet fanden die Koryphäen des Fortschritts es in ihrem Interesse, das Thema von der dièta nicht ganz fallen zu lassen; es war vor Allem geeignet, die Illusion der „Moderirten" zu nähren und den Schein der Gesetzlichkeit für die nöthigen Operationen und Manoeuvers zu wahren. Daher mußte auch die Deputirtenkammer in ihrer Adresse an den Papst das „dringende Bedürfniß" einer dièta nazionale in Rom aussprechen, worauf Pius natürlich nicht sogleich eingehen konnte, so sehr er auch eine innigere Verbindung der einzelnen italienischen Staaten wünschte. Wie nun der eine Theil der Fortschrittsmänner beständig den Krieg im

Auge hatte, der andere hingegen einen italienischen National-konvent als erstes Postulat der Unionsmaxime hervorhob, und so die Partei unter sich getheilt war: so ging auch die Sache des Umsturzes langsamer vorwärts, bis endlich nach mehreren Monaten die Klubbs zu jenem Gewaltstreich sich vereinigten, der lange vorhergesehen werden konnte, aber nur durch ihre Uneinigkeit verzögert ward. Während dieser Zeit verfolgten auch die getrennten Parteien Ein Ziel: das Chaos zu mehren, was eine leichte Sache war unter einem Ministerium, das in Händen von theils schwachen und feigen, theils dem Papste aufgedrungenen Männern lag. Der Papst hatte sogar den fremden Botschaftern erklärt, er könne nicht mehr den offiziellen Theil der Staatszeitung garantiren; seine schriftlichen Erlasse blieben unvollzogen, oder würden entstellt, kaum sei er mehr im Stande, die grauenvollsten Excesse von seiner Hauptstadt abzuhalten. Doch hatte er noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, mit Hülfe einiger gewandten Männer und des besseren Theils der Bevölkerung Ordnung und Ruhe wieder herzustellen; Anträge, die seiner unwürdig waren, wies er fein, aber bestimmt von sich ab; so das Project Mamianis, die Güter der Jesuitencollegien, die dem Orden bei der Märzkatastrophe als dem rechtmäßigen Besitzer zwar nicht faktisch, aber de jure verblieben waren, zu verkaufen. So oft der Papst ein Ansinnen der Klubbs oder Mamiani's abwies, brach in den Zirkeln der aufgeklärten Patrioten ein neuer Sturm gegen ihn los; man nannte ihn traditore Gesuita u. s. f.; man decretirte seine Absetzung, wie z. B. am 27. Junius geschah. Doch legten sich immer noch einige ruhigere Köpfe in's Mittel; die Zeit der Entthronung des „verrätherischen Priesters" sei noch nicht gekommen, hieß es. Der Papst zeigte sich nun so selten als möglich dem Volke; man wollte ihn ignoriren; kaum nahm man mehr den Hut ab, wenn er ausfuhr. „Der Papst muß lernen, daß er vom souverainen Volke abhängt."

Unter allen Journalen traten nur die Epoca und der Contemporaneo als die Leitsterne der Journalistik auf. In dieser

Zeit, wo die Epoca wirklich Epoche machte und das Organ der prädominirenden Faction zu werden begann, erhoben sich noch einigermaßen die conservativen Blätter; aber sie waren ohne die bedeutenden Mittel der radikalen Presse und fanden nur geringe Theilnahme, aber desto mehr Verfolgung. Vom Papste selbst unterstützt, gab Domenико Batelli seit dem ersten Julius seinen Constituzionale Romano heraus, der Tüchtiges zu leisten versprach trotz der zahllosen Hindernisse, die man ihm bereitete, trotz der Lebensgefahr, in die der wackere Redacteur mehrmals gekommen ist. Die radikale Presse entfaltete alle ihre Reize und die frivolsten Spottbilder, die auch auf die des Lesens Unkundigen ihre Wirkung nicht verfehlten, wirkten harmonisch mit ihr; selbst die Person des Papstes, die religiösen Ceremonien, die Heiligenverehrung blieben nicht verschont. Sterbini, einer der erfahrendsten Radikalen, den auch Levin Schücking (Römerfahrt S. 169) richtig geschildert hat, trat jetzt immer mächtiger hervor, und wirkte, im Einverständnisse mit dem unermüdlich mit den römischen Brüdern korrespondirenden Mazzini, für die Sache der Republik mit Geschick und Thatkraft. Außer der freundschaftlichen Audienz des französischen Gesandten beim heiligen Vater (7. Juli) und dem Sturm gegen den Senator Corsini, der, ein alter Geck in seinem Auftreten, mit jeder Partei liebäugelte, und den Bewegungen, welche die aufgefangenen Depeschen des Cardinal Staatssekretärs Soglia an Viale Prêla und andere päpstliche Geschäftsträger hervorriefen, so wie den vielfachen Gerüchten über die nächtliche Unterredung der Minister Mamiani und Galletti (welcher Letztere bekanntlich von Gregor XVI. zum Tode verurtheilt, und dann mit Gefängniß begnadigt worden war) mit dem Papste (am 17. und 18. Juli), wobei vielfache Mystificationen und das Gaukelspiel des ränkevollen Mamiani zu Tage traten, erregte der energische Protest, welche der Papst der Deputirtenkammer gegenüber abgab, der aber in dieser nicht einmal verlesen werden durfte, großes Aufsehen. Die aufgeblähten Volksrepräsentanten setzten dem Papste die Verachtung des Stillschweigens

entgegen; die Presse berührte seine Worte kurz und hob bedauernd hervor, daß Pius noch nicht zu der Einsicht gekommen, wie wenig Heil für das Volk aus seinem Anschluß an die clerikalische Partei erwachsen könne, und wie unpolitisch es gewesen, nicht der am 17. Julius an ihn gelangten Petition zu entsprechen, welche auch das Präsidium des Ministerrathes einem Laien übertragen wissen wollte; statt thatkräftiger, opferwilliger Volksfreunde müßten nun tonsurirte Figuranten an der Spitze des Staates stehen, deren engherzige Vorurtheile sie zu erpichten Gegnern des wahren Volkswohl mache — ein Vorwurf, der natürlich den Papst selber nicht weniger berührte, als den Ministerpräsidenten Soglia und die Cardinäle überhaupt. Das Erscheinen des Lichtensteinischen Corps bei Ferrara und die Instructionen des dahin abgesandten Monsignor Pentini gaben zahllosen Vermuthungen Raum, und während Pius immer mehr in den Hintergrund gedrängt ward, erschien Gioberti jetzt als der Retter Italiens, von dessen enthusiastischen Empfang in Genua die radikalen Blätter nicht genug zu erzählen wußten. Gioberti war der Held des Tages, jener Priester, der seine Mutter, die Kirche, rücksichtslos zerfleischte, und dessen demagogisches Treiben großen Theils die Ursache ist, daß eben jetzt die katholische Kirche in Sardinien so hart bedrängt und verfolgt wird. Mamiani fühlte es damals wohl, daß der Boden unter seinen Füßen wanke, und daß der Weg zur Dictatur noch nicht ganz geebnet sei; er bot Alles auf, um den Eindruck der trefflichen, gegen ihn gerichteten Rede Orioli's in der Kammersitzung vom 21. Juli zu verwischen. Sein Portefeuille gab er gerne auf, wenn er darüber das Vertrauen der herrschenden Partei einbüßen sollte; doch kostete es ihn einen schweren Kampf; er gab mehrmals seine Dimission ein und blieb dann wieder, so daß öfter Leute aus dem Volke fragten: Ist Mamiani noch Minister? ohne daß die Gefragten ihnen sichere Antwort geben konnten, ob er es noch sei, oder Graf Fabbri, von dem viel geredet ward, bereits an seine Stelle getreten. Die Sitzungen der Deputirten-

kammer, obschon oft sehr lebhaft und sogar stürmisch, waren von geringem Interesse; man sah nur Wirrwar und hörte Lärm, und es war manchmal schwer herauszubringen, worüber man debattirte.

Auf den 23sten und 25sten desselben Julius fällt ein Ereigniß, das wahrhaft eines der ekelhaftesten Spektakelstücke enthält, und die Charakterlosigkeit der revolutionirten Bevölkerung der alten Roma von ihrer verächtlichsten Seite darzustellen geeignet ist. Es kehrten nämlich sechshundert Mann, die in den „heiligen Krieg" gezogen waren, aber außer einigen Räubereien an wehrlosen Dorfbewohnern der Romagna keine Heldenthaten verrichtet hatten, nach Rom zurück und wurden trotzdem, daß sie schimpflich in Vicenza die Waffen hatten strecken müssen, nach vorher geschehener Aufforderung des Senats, von diesem und dem gesinnungstüchtigen Pöbel vor der Porta del popolo feierlich empfangen und mit excentrischen Jubelrufen, die in sich die beißendste Satyre waren, stürmisch begrüßt. Da sie alle ihre Gewehre an die Oesterreicher hatten abliefern müssen, und ohne dieselben doch nicht wohl als „Sieger", wie der Senat sie angekündigt, im Triumphe einziehen konnten, so sandten ihnen diese auf einige Stunden Gewehre entgegen, mit denen sie dann unter dem großartigsten Siegesgepränge in Rom ihren Einzug hielten. Und um das Maß voll zu machen, ward der Oberst dieser Bravi von dem Senator selbst öffentlich umarmt und mit Lorbeeren gekrönt, bei welcher ekelerregenden Komödie die freudentrunkene Menge in donnernden Beifall ausbrach. Dahin war es mit dem Senatus Popolusque Romanus gekommen, daß die elendesten Feiglinge nun die gefeiertesten Helden waren und die, welche das alte Rom mit Entrüstung und Abscheu von sich ausgestoßen hätte, im neuen Rom sich mit Triumph empfangen und mit Lorbeeren gekrönt sahen! Aber so sehr auch die Menge über diese Heldenschaar frohlockt hatte, so scheuten sich doch die Meisten mit denselben in Berührung zu kommen, und da

noch nicht für ihre Unterbringung gesorgt war, wählten sie sich das Profeßhaus der Jesuiten, worin noch das deutsche Colleg sich befand, zu ihrem Quartiere aus — mit Zustimmung des Ministers Mamiani, der natürlich ganz für diese hochherzigen Freiheitskämpfer begeistert war. Um aber die Kriegslust noch mehr zu reizen, kamen nun Siegesberichte auf Siegesberichte an, die aber alle in Rom selbst geschrieben waren; es kam darüber am 30sten und 31sten Julius zu neuen Straßenskandalen. Der bedeutend hervortretende Geist der Widersetzlichkeit und Anarchie veranlaßte den Chef der Civica, Fürst Aldobrandini, zu wiederholten ernsten Ermahnungen, denen aber die wackeren Civicisten nun mehr kaum etwas Anderes, als ein höhnisches Lächeln entgegensetzten. Alle Subordination war verschwunden; man wollte nichts vom ancien regime; es gab keinen Gemeinen und keinen General, es gab nur Bürger, nur Glieder des einen freien und souverainen Volkes.

Hatten die römischen Kammern, wie vorauszusehen war, in endlose Debatten sich verloren und sklavisch den Klubbs gehuldigt, so daß sie bereits den Nimbus ihrer Herrlichkeit mit dem Reiz der Neuheit einzubüßen begannen: so traten sie jetzt einer neuen Verwirrung entgegen, in Folge derer sich ihre Taktlosigkeit und politische Ohnmacht noch deutlicher herausstellte. Der Advokat Sereni, welcher, obschon mit großer Mühe, unter den erhitzten Köpfen als Präsident die Ordnung gehandhabt, nahm am 1. August seine Entlassung. Ein Haufe des elendesten Volkes hatte ihn auf offener Straße beleidigt; die Kammer war zu feig, auch nur daran zu denken, wie sie ihrem Präsidenten Genugthuung verschaffe; die demokratischen Vereine sahen ihn mit nicht geringerem Mißtrauen an, als die scheugemachten Conservativen; nach Popularität hat er lange gestrebt, und nun sah er mit einem Male, wie wenig er sein Ziel erreicht. Aber mit seiner Abdankung wich auch der letzte Schein einer geordneten Versammlung aus dem Sitzungssaal

der Deputirten; immer tobender war der Lärm; Jeder wollte zuletzt nur sich hören. Leere Journalberichte, haltlose Conjecturen, die unglaublichsten Lügen waren Gegenstände, um die man hitzig stritt und herumzankte. Als man von der Abreise des päpstlichen Beichtvaters Monsignore Stella nach Neapel hörte, wurden tausend Vermuthungen laut; Antrag auf Antrag ward gestellt, und doch konnte man sich nicht zu einem Beschlusse vereinigen. Mamiani, dessen Ministerium aus Mangel eines besseren unter den wenigen „politisch-möglichen" abermals prolongirt worden war, blieb die Seele des Ganzen; die gemäßigten Liberalen fingen bereits an, Einer nach dem Andern, aus der Kammer zu scheiden. Dazu kamen die Unruhen in Rimini und Bologna, die Entwürfe eines neuen verschärften Protestes gegen Oesterreich, endlich die wieder neu cirkulirenden Gerüchte von einer Abdankung des Papstes; so stieg das Mißtrauen und die Unruhe auf das Höchste. Da wurden am 17. August die Kammern bis zum November vertagt; Niemand sprach dagegen; es war Alles gleichgültig. Diese Abgeordneten hatten nichts für den Papst, nichts für das Volk gethan. Bekannt ist, wie mächtig ehedem jedes Wort des geliebten Pius auf die Menge wirkte; jetzt riß man alle seine Plakate ab, ohne sie nur zu lesen; und bei seinem öffentlichen Auftreten stand zu befürchten, daß das Ansehen seiner apostolischen Würde durch die maßlose Rohheit und Gewaltthätigkeit seiner Bedränger compromittirt werde. Dennoch suchte Pius jede Gelegenheit auf, dem Ausdruck seiner Gesinnungen die möglichst ausgedehnte Publicität zu geben, und mit dem unerschrockensten Freimuth hat er bei mehrfachen Anlässen sich über die Theorien der neuen Volksbeglücker geäußert. In dieser Beziehung ist eine von ihm im August in Gegenwart einiger Cardinäle, des gesammten Hofstaats, vieler Geistlichen und der fast vollzähligen guardia civica gehaltene Rede besonders wichtig, die wir dem Leser nicht vorenthalten zu dürfen glauben, wenn wir sie auch nur in einem beschränkten Umrisse

aus dem Gedächtniß herzustellen vermögen. Es war am Feste des heiligen Joseph von Calasanza im Hause des von diesem Heiligen gestifteten Ordens der Piaristen (delle scuole pie), wo die Seligsprechungsbulle des ehrwürdigen P. La Nuzza, Priesters der Gesellschaft Jesu, feierlich verlesen ward. Nach der Publication derselben sprach der Papst auf seinem Thronsessel sitzend mit seiner sonoren Stimme so laut und kräftig, daß er von den nicht allzuweit entfernt Stehenden recht wohl verstanden werden konnte, folgende Worte: „Leider hört man immer von der Unabhängigkeit und Freiheit Italiens predigen. Aber von wem haben denn wohl diese Prediger ihre Sendung? Von wem, frage ich, ist ihre Mission? — Aus der Hölle. — Ja, ich weiß es wohl, wornach sie streben, was sie bezwecken. Sie möchten den Unglauben und die Häresie nicht bloß auf unsere Halbinsel, sondern sogar hieher, in das Centrum der Christenheit, verpflanzen, diesen heiligen Stuhl des Apostelfürsten, ihn möchten sie stürzen. Ich weiß es. Auf meinem Tische habe ich Documente hiefür liegen. — Aber der da gesagt hat: Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo Ecclesiam meam, der lebt noch, der hat sich noch nicht seiner Allgewalt begeben; die Pforten der Hölle kämpfen vergebens. Non praevalebunt, hat Er gesagt, — hört ihr's? — non praevalebunt adversus eam." — Eine dunkle Röthe heiligen Zornes durchflog sein schönes Antlitz, und lebhaft schlug er mit der Hand auf die Armlehne seines Stuhles, da er diese kurzen Worte mit immer gesteigerter Kraft aussprach. Alles war erschüttert; die Offiziere der Civica waren wie versteinert. Es hatte der Papst gesprochen; Gedanken, die sie von dem betrogenen Pius längst aufgegeben wähnten, traten da mit aller Kraft und Entschiedenheit hervor. Mit ernstem, fast drohendem Blick, wie man noch nie an ihm gesehen, ging er von dannen; man hätte glauben mögen, es sei einer der alten Propheten erstanden, dem glaubenslosen, gottvergessenen Geschlecht die Schmach seines Undanks und die Thorheit seines

Beginnens in das betäubte Gewissen zu donnern und die Strafgerichte der verhöhnten Gottheit zu verkünden. So und nicht anders hätte der große Leo, so der gewaltige Gregor VII. gesprochen; die einst geträumt, — in Pius IX. werde das Papstthum sich selbst vernichten, sind enttäuscht und beschämt.

Diese energische Rede scheint ein Vorfall in den ersten Tagen des Augusts hervorgerufen zu haben, der nicht weniger die muthige Entschlossenheit des Papstes bezeugt. Fortwährend hatten die Brauseköpfe der extremsten demokratischen Richtung beantragt, man solle den Papst mit Gewalt in den am Südende Roms gelegenen lateranischen Pallast abführen, wo er als Bischof fernerhin benediciren und salben könne, aber von der Regierung entfernt bleibe, der er doch nicht gewachsen sei. Die gewandteren Revolutionäre hatten heftig gegen dieses Ansinnen sich erhoben; dazu sei die Stunde noch nicht gekommen, erklärten sie; die Weiber, die Heuchler, die Schwachköpfe seien noch zu sehr für ihren Pio eingenommen, als daß man etwas der Art wagen dürfe, ohne die „gute Sache“ in die größte Gefahr zu bringen. Allein bei der Aufregung der letzten Julitage drangen die des langen Wartens überdrüssigen Exaltirten durch, und so wurde denn mit ziemlicher Stimmeneinhelligkeit beschlossen, gleich im Anfange Augusts an einem Morgen den Quirinal zu überfallen, die Schweizer zu entwaffnen und mit Hülfe der Civici, die bei der nicht weit von der Residenz entlegenen Hauptwache aufgestellt waren, Pius IX. nach dem Lateran zu bringen, und ihn dort als Gefangenen zu verwahren. Als dieses Vorhaben ruchbar wurde, geriethen die besser gesinnten Bürger in die äußerste Angst und Bestürzung; sie schloßen ihre Läden und Werkstätten und zogen sich in das Innere ihrer Häuser zurück. Alles schien bereits verloren; wer zum Papste halte, hieß es, werde als Hochverräther bestraft. Die Furcht vergrößerte das Uebel, und während eine kleine Schaar entschlossener Männer hinreichend gewesen wäre, die elende Rotte zu

zerstreuen, zogen sich die rath- und thatlosen Conservativen scheu zurück, und überließen im panischen Schrecken ihren und des Papstes Todfeinden den Schauplatz. Aber Einer erschrack nicht — es war Pius selber.

Am Morgen des gefürchteten Tages begab er sich in einfacher Haustracht, zu Fuße und nur von zwei Prälaten begleitet, zu einem Kloster der Kapuzinerinnen, in deren Kirche er das Meßopfer feierte und mehreren Andächtigen die Communion austheilte. Wie ein Lauffeuer drang die Nachricht durch die Stadt; Einige wollten den „gütigen Pius" noch einmal sehen; Andere dachten, wenn er zu Fuß erscheint und ohne militärische Bedeckung, so kann die Gefahr doch nicht so groß seyn, als man geglaubt hat; Andere wollten es versuchen, ob das „treue Volk" nicht ihn beschütze; kurz in weniger als einer Stunde hatten sich viele Tausende um Pius geschaart. Die Spione der Radikalen hatten das Alles wohl bemerkt und berichtet; die Revolutionsmänner waren zwar niederträchtig genug, an dem wehrlosen Papste, ihrem Souverain, sich zu vergreifen, aber zu feige, um es auf offener Straße und unter den Augen des Volkes zu thun; es blieb Alles still. Als der heilige Vater nach dem Quirinal zurückkehrte, folgte ihm eine große Menge Volkes unter steten Aeußerungen der treuesten Liebe, die zwar wegen der gedrückten Stimmung nicht in stürmischen Jubelrufen, aber doch so unzweideutig hervortrat, daß die Republikaner wohl einsahen, es sei noch zu frühe gewesen, an die Gefangennehmung des Papstes zu denken. Aus vielen Augen quollen Thränen; Pius selbst war tief gerührt, aber ruhig und männlich. Er hatte Kunde von dem verruchten Plane erhalten; er ging mit Muth der Gefahr entgegen; sein bloßes Erscheinen hatte sie beseitigt. Manche fromme Seele jubelte und lebte neu auf; die Ruchlosen knirschten mit den Zähnen und murrten über den blinden, unverbesserlichen Pöbel, der niemals sich erhebe und dem geistlichen Despotismus im-

mer noch ergeben sei, so viel man aufgeboten, ihn über seine Rechte zu belehren und aufzuklären. Hier hatte Pius seine moralische Macht wiederum gebraucht; aber nicht oft mehr konnte ihm ein ähnliches Unternehmen gelingen; es war das letztemal vor dem Ausbruch der Novemberkatastrophe, das Loos, das am 3. August das Plakat des Papstes traf, sollte ihm selber bereitet werden.

Die warnenden Stimmen, die öfter laut geworden waren, wurden auch jetzt noch nicht gehört. Die berühmte Grabrede Orioli's auf das kriegslustige Ministerium Mamiani's, dessen Intriguen so ziemlich offenkundig waren, hatte keinen Einfluß geübt, alle Maßregeln des Papstes, selbst seine Ernennungen von fünf Visitatoren, welche das ganze Land bereisen und an Ort und Stelle die wahren Bedürfnisse seiner Bewohner erforschen sollten, erfuhren die unwürdigsten Schmähungen, oder wurden gänzlich ignorirt. So blieb auch der päpstliche Verhaftsbefehl gegen den auf demagogischen Missionsreisen begriffenen Mönch Gavazzi unvollzogen; die Bürgermiliz war aller Orten dieselbe, wie in Rom; sie wollte sich nicht dazu hergeben, „einen Verrath an den Volksrechten zu begehen." Die wiederholten Ruhestörungen in Bologna hoben den Muth der patriotischen Kämpfer; der Senat ward bestürmt, neue Ankäufe von Munition und Waffen für die Civica zu genehmigen, und der Papst sollte das bisher nur interimistisch besetzte Kriegsministerium definitiv einem patriotischen Helden übertragen, der freilich nicht so leicht unter den zungenfertigen Patrioten zu finden war, mit Ausnahme von Garibaldi, den man aber doch fürchtete. Bereits begannen die Sicarii ihr edles Geschäft; der wackere Geistliche Ximenes, welcher das witzige Blatt Cassandrino im Sinne der conservativ-clerikalischen Partei redigirte, war wegen einiger Ausfälle gegen den „Volkstribun" und wegen einiger, den Papst vertheidigenden Artikel schon am Ende des Julius unter ihren

Dolchen gefallen, und Anderen stand ein gleiches Schicksal in Aussicht, da die konspirirenden Fractionen beschlossen, aller freiheitsfeindlichen Obscuranten auf eine ähnliche Weise sich zu entledigen. Es wäre nun bereits der völlige Umsturz erfolgt, hätte nicht die Vorsehung den entscheidenden Schlag verzögert, und durch ein unerwartetes Ereigniß wenigstens auf eine kurze Zeit Ruhe und Ordnung wiederkehren lassen. Ein solches Ereigniß war die Ernennung des Grafen Pellegrino Rossi, früheren französischen Gesandten, zum Minister. Zwar hatte derselbe in seinen Jugendjahren in der Verschwörungsgeschichte der Carbonaria eine nicht unbedeutende Rolle gespielt und war von der päpstlichen Regierung verurtheilt worden. Allein mit dem Heranreifen zum Manne entwickelte sich an der Hand der Erfahrung und eines eifrigen Studiums in ihm eine gediegenere, mit seiner jugendlichen Handlungsweise in tiefem Contrast stehende Lebensanschauung. Rossi zählte schon in der Schweiz, wo er als Gesandter von Genf einer der Urheber des Bundesrevisionsprojects von 1834 war, nicht mehr zu den radikalen Elementen; als Professor an die Juristenfakultät nach Paris berufen, wurde er dort von der radikalen Studentenschaft mit einem wüthenden Pereat empfangen, und ihm durch ähnlichen mehrmals wiederholten Unfug das Betreten des Lehrstuhles faktisch für längere Zeit verunmöglicht; als eine Stütze des Conservatismus durch Gesinnung und Talent wurde er sogar bald darauf zur Pairswürde erhoben. — So durfte später Guizot ihn als französischen Gesandten nach Rom senden, ohne sich gegen diplomatischen Takt zu verfehlen, ohne befürchten zu müssen, den päpstlichen Hof durch Abordnung eines ehemaligen römischen Staatsverbrechers als Gesandten zu beleidigen. Dessen Gesinnung und Würden hatten das Urtheil, das ihn zum politischen Verbrecher gemacht, in den Augen der päpstlichen Regierung und der ganzen Welt faktisch vernichtet, ohne daß es einer richterlichen Zurücknahme bedurfte.

Man hielt Rossi für den Mann, welchem wegen seiner großen politischen Erfahrung, seiner mit feinem diplomatischen Takte gepaarten Energie und seiner Kenntniß der Zustände Italiens, namentlich des Kirchenstaates, unter den obwaltenden schwierigen Umständen mit Aussicht auf Erfolg das Ministerium anvertraut werden könnte. So kam es, daß, obwohl nicht unerwartet, doch zum Erstaunen Vieler, ein ehemaliger Staatsverbrecher von seinem Souverain mit der höchsten Würde des Landes bekleidet, und derselbe als ein beinahe einzig noch übrig gebliebener Damm gegen den Hereinbruch einer alles umstürzenden Revolution angesehen wurde. Daß man Niemand Anderen mehr dieser Aufgabe gewachsen, oder überhaupt für brauchbar hielt, liefert ein trauriges Zeugniß von dem Zustande, in welchen der Staat durch die Ideen und Wühlereien der giovine Italia geschleudert worden war; eben so beweist aber auch die Gräuelthat, welche nach einer kurzen zweimonatlichen Geschäftsleitung, an Rossi verübt wurde, daß diese Wahl eine gelungene, die Hoffnungen, die man auf ihn setzte, nicht ungegründet waren.

Wir stehen jetzt nahe an dem letzten entscheidenden Moment der römischen Umwälzung; werfen wir einen Rückblick, wie man sie in ihren Anfängen zu umhüllen, sie zu verbergen und die Welt darüber zu betrügen versuchte. Hat eine Bewegung ihren Kreislauf bis auf einen gewissen Grad durchgemacht, so gewährt dieß wenigstens den Vortheil, daß man dann die Einsicht, die Zuverlässigkeit, die Ehrenhaftigkeit, die Wahrheitsliebe und die Prophetengabe ihrer Betreiber und Beschreiber und Lobpreiser besser beurtheilen kann. In dieser Beziehung mußten die römischen Vorgänge für die sehr lehrreich seyn, die die Allgemeine Zeitung von Augsburg noch immer für ein unparteiisches Archiv der Zeitgeschichte ansehen; denn wurde jemals ein Journal auf eine klägliche Weise in seinen Berichten bloßgestellt, so geschah es der Allgemeinen

durch den Ausgang der römischen Dinge. Was muß ein urtheilsfähiger Leser von der Gründlichkeit, der Zuverlässigkeit und fernsichtigen politischen Weisheit ihrer Berichterstatter denken, wenn er ihre Artikel aus dem Jahre 1848 mit denen des Jahres 1849 über Rom und Pius IX. und seine Geschicke vergleicht, und zwar der großen, ja fast ausschließlichen Mehrheit ihrer Correspondenten nach! Vernahm er seit der Wahl Pius IX. und noch aus den ersten Monaten 1848 nur Jubelstimmen und überschwengliche Lobpreisungen und Verheißungen der glücklichsten und ruhmvollsten Zukunft, so klangen die Töne vom April 1848 bis Ende 1849 ganz anders; es ist ein salto mortale wie aus einem heiteren, rosigen Lichtgemälde in ein düsteres Nachtstück, von einer übermüthigen, rauschenden Festmusik zu einem trübseligen Grabgesang, aus einem siedenden Schwitzbad in ein erstarrendes Eisbad. Sucht er aber mit historischem Forschergeist in den Blättern der Allgemeinen nach einem vermittelnden Uebergang aus dem einen in das andere, wodurch ihm die überraschende Umwandlung und der klägliche Ausgang all der glückverkündenden Verheißungen dieser europäischen Sphinx doch einiger Maßen erklärlich würde, so wird all sein Suchen vergeblich seyn: minima non curat praetor.

Wie grausam hat doch der Ausgang diese trügerische Effectmalerei gerichtet! Und gehörte bei aufrichtigem, unbefangenem Sinne viel Prophetengabe dazu, diesen traurigen Ausgang, auf den schon frühzeitig so manches Vorzeichen hindeutete, zu ahnen, wenn man nur sich ein offenes Auge für die Wahrheit bewahrt hatte? Nach den Erfahrungen, die wir in Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland gemacht, konnte ja der verderbliche Geist, der hinter der italienischen Bewegung lauerte, und mit jedem Tage kühner hervortrat, um sie zum rothen Umsturz auszubeuten, keinem tiefer blickenden Auge lange verborgen bleiben. Statt aber uns die Wahrheit zu enthüllen,

und neben den Lichtseiten des Bildes auch auf die dunkelen Schattenseiten hinzuweisen, warum waren diese Correspondenten gar so eifrig bemüht, so manche bedenkliche Anzeichen eines drohenden Sturmes hinweg zu phantasiren, so manche gefährliche Aufregungen und theilweise so scandalöse Auftritte zu beschönigen, oder als ganz unschuldig und harmlos darzustellen, wie es z. B. bei den Vorgängen an den Gränzscheiden des Jahres 1847 und 1848 noch der Fall war? Warum suchten sie jeden nur etwas energischen Schritt der päpstlichen Regierung, der dem Ungewitter vorbeugen zu wollen schien, mißtrauisch und gehässig zu behandeln, oder in zweifelhaftem Lichte darzustellen? Warum legten sie der Welt so Manches als chimärische und übertriebene Besorgniß der Priesterpartei aus, was doch der Erfolg nur zu sehr begründet gerechtfertigt? Warum suchten sie den Grund der Ruhestörungen und der Straßenscandale einzig und allein nur in der Neuheit der Sache und der Lebendigkeit der ersten Volkseindrücke, da doch die eigentlichen Treiber und Führer im Hintergrunde kaum ein öffentliches Geheimniß aus ihren Absichten machten! Warum mahnten diese Schönredner, gar so mild und menschenfreundlich, nach der einen Seite hin, die späteren Gewaltschritte, wie die an den Cardinälen verübten, nur dem urplötzlichen Aufschwung des öffentlichen Lebens und dem Erwachen aus langjährigem Schlafe zu Gut zu halten? Warum ward z. B. die brutale Art des Verfahrens gegen die Jesuiten und andere Klassen der Geistlichkeit so wenig gerügt, die einzelnen Umstände mit geflissentlichem Verschweigen so wenig angedeutet, und das bei Vorgängen, die das gemeine Gerechtigkeitsgefühl in jeder Menschenbrust empören mußten? Warum traten in all diesen Beziehungen nur einseitige Parteischilderungen zu Tage, wie z. B. in der Darstellung des Einflusses der Jesuiten in Piemont, die ganz auf Gioberti's Ideen basirt war, während so vieles Andere von unendlich höherer Wichtigkeit gar keiner Erwähnung gewürdigt wurde! Und warum wurde

so oft das, was nur die Klubbs und ihre Führer bewegte, als die Gesinnung des römischen Volkes ausgegeben? Und wenn auch die Facta in einzelnen Berichten richtig angegeben wurden, warum suchten die eingestreuten Reflexionen ihren Eindruck wieder zu schwächen und das Urtheil auf Abwege zu führen, und warum wurden diese Facta durch künstliche Lichteffecte und irrige Combinationen bei der Darstellung so in Wirkung gesetzt, daß der Leser nie ein vollständiges Bild der Wirklichkeit erhielt, sondern das Große für klein und das Kleine für groß halten mußte, während er Anderes gar nicht erfuhr? Von der crassen Unbekanntschaft mit den religiösen Einrichtungen, den Gebräuchen und den vorgeschriebenen Obliegenheiten der geistlichen Würdeträger und den näheren Verhältnissen des päpstlichen Hofes wollen wir gar nicht reden.

Sind nun diese Uebertreibungen im Lobe, diese Gehässigkeit im Tadel, diese ungerechten Verdächtigungen, diese Reticenzen und Beschönigungen, die den Leser gänzlich irregeführt, und die durch den Ausgang so kläglich Lügen gestraft wurden, bloß zufällig, oder liegt Methode in diesem Wahnsinn? Gleich dem deutschkatholischen Doviat gestanden Mazzini und seine rothen Genossen, nachdem sie ihr Ziel erreicht zu haben vermeinten, daß sie mit Pius IX. nur eine Komödie politischer Heuchelei gespielt, daß ihre Evivas etwas ganz Anderem gegolten, als dem heiligen Vater, nun aber sei die Zeit gekommen, die Maske abzuwerfen, die sie nur gezwungen getragen. Es gehörte in der That wenig politischer Scharfblick dazu, dieses Maskenspiel radikaler Heuchelei zu durchschauen, und darum ist die Frage wohl erlaubt: nahmen die Correspondenten der Allgemeinen als Mitacteure an diesem mazzinischen Heuchelspiel Antheil, oder waren sie so unendlich kurzsichtig, die groben Fäden dieses Gespinnstes nicht zu durchschauen? Eines steht jedenfalls fest, daß sie nicht das Mindeste gethan, diese welthistorische Heuchelei zu entlarven, daß

sie vielmehr das Ihre in vollem Maße beigetragen, das öffentliche Urtheil zu verwirren, und jene verdächtigten und anfeindeten, die es wagten, in dem allgemeinen Rausche die drohenden Vorzeichen des nahenden Verderbens der Wahrheit gemäß zu deuten.

Wo sind nun die Bewunderer des römischen Volkes, wo die Lobpreiser der Weisheit Pius IX., wo die glückverkündenden Propheten seiner Zukunft! Sie schweigen wie jene, die einst in demselben Blatte dem Frankfurter Parlament zuriefen: „Ihr könnt, was ihr wollt"; oder die den österreichischen Erzherzogen nicht einmal das Recht zugestehen wollten, als die Monarchie durch „das Schwert Italiens" mit dem Untergang bedroht war, in Mitte ihrer Armee für das Vaterland zu kämpfen und zu sterben, und die seiner Zeit dem bayerischen Ministerium mit der Gazette zuriefen: „il faut passer par la republique", wenn es sich nicht unter das schmachvolle Joch des kleindeutschen Verfassungsprojectes beuge. Sie schweigen, und fahren fort, als ob nichts geschehen, mit dem gleichen flachen Liberalismus in ihren stehenden Artikeln das katholische Tirol anzufeinden, die der Kirche in Oesterreich gewährte Freiheit zu verdächtigen, der Judenemancipation das Wort zu reden, und Tag für Tag ihre Leser mit Kinkel und wieder Kinkel und abermal Kinkel zu behelligen, hinter dem Pius IX., der einst so Hochgefeierte, einer geleerten Flasche gleich, ganz in den Hintergrund getreten.

Nennen Einige dieß Verfahren: den Ehrendienst der öffentlichen Meinung, so nennen es Andere den Schranzendienst der öffentlichen Thorheit des Tages, der nur auf den Augenblick sieht und auf die Vergeßlichkeit des Publikums rechnet; der Leser mag sich darüber sein Urtheil selber fällen.

Der Dualismus in dem großen Weltkampf der Gegenwart hat sich neu gezeigt; nur zwei Heerlager bleiben stets

am Ende übrig: das Reich Gottes und das Reich der Finsterniß; der religiöse Radikalismus geht Hand in Hand mit dem socialen, und die einzig wahre Politik ist nur die, welche nicht der Wankelmuth der Menschen, sondern das ewige Gesetz Gottes zur Grundlage nimmt; die Ordnung des Staates und das Glück der Völker ruht auf dem Grundpfeiler des Christenthums, und seit der Sohn Gottes Hülfe spendend zu den Menschen herabkam, ist alle wahre Entwickelung des Einzelnen wie der Gesammtheit nur durch den vollständigen Anschluß an die von ihm gegründete Ordnung bedingt. Und daß unsere Staatstheorien und Systeme dieß verkennen, das ist der Grund ihrer Halt- und Bestandlosigkeit, so wie der Grund unserer moralischen Zerrüttung, die in dem Maße sich steigert, als sie von diesen obersten Principien uns entfernt. Alles, was weder warm noch kalt, was weder christlich noch unchristlich seyn will, muß zerrinnen; es geht über auf die eine oder die andere Seite, und nur weil die Halbheit bei uns Alles beherrscht, fühlt man sich durch eben die Halbheit wieder befriedigt, dagegen beengt und belästigt von Allem, was sich über deren Sphäre erhebt. Dieser Halbheit huldigt heute mehr als die Hälfte „der gebildeten Welt", und ihr dient auch die Allgemeine, die sich Jahr aus Jahr ein abmüht, zwischen Wahrheit und Lüge die richtige Mitte einzunehmen, nach der Weise jenes Philosophen, der da sagte: „Die Einen lehren, es gibt einen Gott, die Anderen lehren, es gibt keinen Gott; die Wahrheit liegt hierin, wie in allen Dingen, in der Mitte."

So wie die gesammte Weltgeschichte nur vom Standpunkte des Christenthums aus richtig erfaßt und begriffen werden kann: eben so werden auch die Erscheinungen der Gegenwart nur von ihm aus ihr wahres Licht erhalten; die künstlichen Truggebilde der sogenannten öffentlichen Meinung, müssen vor ein höheres Forum gezogen werden, wo nach stabilen Gesetzen entschieden wird, sonst verfällt Denken und Leben einer alles

festen Bodens entbehrenden Illusion, die oft weit schlimmer ist, als gänzliche Blindheit, und gleich verderbliche Wirkung hat, mag sie aus einem verkehrten System, oder aus systemloser Willkür den Ursprung haben. Aber diese klare Einsicht will man nicht gewinnen; sie zerstört ja den holden Traum des Lebens, und dieser Traum, er ist zu schön, er ist zu reizend! Das selbstgeschaffene Ideal, den Gott der Zeit, läßt sich Keiner rauben; lieber will man mit Augen nicht sehen und mit Ohren nicht hören. Was der Ruf in dem Munde unserer Zeitgeistshelden bedeutet: Wir wollen nur Fortschritt in liberalen Institutionen, aber keine Anarchie und keinen Umsturz — das hat die neueste Geschichte der alten Roma gezeigt. Weil man fest hielt an dem Satze: in Rom ist keine Revolution möglich, gerade darum ward sie nicht bloß möglich, sondern wirklich; ohne diese Täuschung wäre sie nicht geglückt. Nie ist der Feind furchtbarer, als wenn man sich über seine Nähe getäuscht hat und er unerwartet daherstürmt. Nichts ist einfacher, als diese Wahrheit, aber nichts wird weniger verstanden, als sie.

IV.

Auch eine Mahnung zur Einigung an den Clerus von Oesterreich.

Es ist uns jüngsthin eine Beilage zur Salzburger Constitutionellen Zeitung zu Gesichte gekommen, worin ein offenes Sendschreiben des Verfassers der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts in Salzburg, Herrn Joseph Schöpf an Herrn Dr. Halter, Leiter der „Neuen Salzburger Zeitung" enthalten ist. Wir hielten die Sache im ersten Augenblicke für einen gewöhnlichen Streit von zwei Publicisten, und warfen nur mit einigem Widerwillen einen oberflächlichen Blick auf den Inhalt dieses Sendschreibens; allein wir überzeugten uns bald eines Anderen, und fanden darin jene schmerzliche Wunde aufgedeckt, welche, wenn sie nicht geheilt wird, tiefer in den Lebensorganismus von Oesterreich einschneiden würde, als dieses je bei den von der Revolution geschlagenen der Fall war; wir sahen, daß eine große Lebensfrage für Oesterreich darin berührt wird, und das, was zwischen einzelnen Personen in Salzburg vorgeht, nur eine Wiederholung der Vorgänge in anderen deutschen kaiserlichen Provinzen ist.

Das Sendschreiben ist eine Mahnung oder Aufforderung eines Geistlichen der Diöcese Salzburg, der zugleich eine Zei-

tung redigirt, an einen anderen Geistlichen, unter dessen Einfluß ebenfalls eine Zeitung steht, die gegenseitige Befehdung auf dem kirchlichen Gebiete fallen zu lassen, und von nun an, zur Ehre und zum Nutzen der Kirche Gottes, welcher durch die Befreiung von der Bevormundung des Staates eine neue große Zukunft in Oesterreich bevorstehe, gemeinsam und in brüderlicher Eintracht, statt wie bisher in Zwietracht, zu arbeiten; es bestätiget somit die Thatsache, daß es unter dem Clerus von Oesterreich, insonderheit in den deutschen Provinzen, eine Zahl Solcher gibt, welche sich nicht nur nicht über das wahrhaft kaiserliche Geschenk der Befreiung der Kirche von der Bevogtung des Staates freuen, sondern es sich zur Aufgabe machen, als Gegner dieser Großthat aufzutreten, und dadurch leider auf gemeinsamem Pfade mit jener zu einem guten Theile mit Juden besetzten Litteratenrotte zusammentreffen, welche mit allem Positiven in Kirche und Staat, mit dem Dogma und dem historischen Rechte aufgeräumt, unbedingt der Fahne des revolutionären Molochs zugeschworen hat, welche den Kaiserstaat Oesterreich an den Rand des Abgrundes brachte, nun aber seit seiner glorreichen Rettung aus ihren Händen durch die treue Armee wieder zu ihrem alten Handwerk, der Befehdung der katholischen Kirche, zurückgekehrt ist.

Diese Leute und ihr Treiben sollten mehr als alles Andere den Clerus von Oesterreich belehren über das, was er zu thun und was er zu lassen habe; wahrhaftig, Wunder des Himmels könnten nicht eine deutlichere Sprache hierüber an sie sprechen, als dieses durch die Gesinnungen, Worte und Handlungen dieser Leute geschieht. Es ist eine krasse, für Kinder handgreifliche Heuchelei, wenn Solche, denen kein Recht und kein Glaube heilig ist, nun auf einmal eine ganz übertriebene Sorgfalt für sogenannte Rechte des Staates, eine rührende Zärtlichkeit für abgeschaffte, zur Knechtung der katholischen Kirche früher eingeführte bureaukratische Zustände an den Tag legen, und in weinerlichem Tone klagen, als stürzte

in Kurzem der Staat zusammen, weil er die Fesseln der Kirche gelöst hat. Diese Heuchler wehklagen nur, weil sie in der Freilassung der Kirche eine neue gewaltige, lebenskräftige Stütze für den Staat, das Object ihrer Gier, erblicken; weil sie wissen, daß die freie Kirche ihre Gottesaufgabe besser, als die geknechtete, lösen, daß diese in Banden des Staates möglicherweise mit dem Staate zertrümmert werden kann, während jene nicht nur in einem von den Zerstörungswerken der Revolution unerreichbaren Gebiete sich bewegt, sondern auch von da aus hinreichende Kraft zum Siege dem Staate herbeibringen wird, wenn er in sich selbst, wie dieses ihm vielleicht allenthalben bevorsteht, dieselbe nicht mehr zu finden vermag.

Wie kann ein katholischer Geistlicher, ein treuer Sohn der Kirche und ein gehorsamer Unterthan seines Fürsten mit diesen Leuten gemeinsame Sache machen, ohne nur durch den bloßen Anblick dieser seiner Umgebung, mit Vermeidung jeder tieferen Prüfung der Sache und einer eigentlichen Gewissenserforschung, sogleich überzeugt zu werden, daß er auf einem Irrwege ist; ohne es sich sogleich zu sagen, die Bahn, welche diese Leute wandeln, darf ich nicht einschlagen, sie führt nicht zum Heile; und ohne sofort umzukehren und jener Bahn zuzulenken, die er von diesen seinen Genossen verhöhnt sieht! —

Wir sind mit dem Verfasser des Sendschreibens einverstanden, daß die josephinische Zeit eine abgethane für Oesterreich ist. Mag es seyn, daß einzelne Glieder der Kirche unter den Gesetzen und Zuständen derselben sich behaglich fühlten, während die Kirche seufzte und litt; gewiß ist und bleibt, daß weder für die Einzelnen, noch für die Kirche im Allgemeinen der gleiche Zustand wieder zurückkehren wird. Die Weltgeschichte ist keine Wiederholungsmaschine; sie ist ein Produkt des Geistes, der allgütig leitenden Hand der Vorsehung, dann der Freiheit des menschlichen Willens und endlich jenes Geistes, welcher ein Verführer von Anbeginn die Ablenkung des

Menschen von Gott im Verlaufe der Zeiten sich zur Aufgabe gemacht hat. Die Quellen des Geistes, sogar des armseligen menschlichen, sind zu reichhaltig, als daß sie eine Wiederholung gestatten.

Wenn der gesammte Clerus in Oesterreich einig und frischen Muthes in die neue geöffnete Bahn einlenkt, wenn die niedere Geistlichkeit zutrauensvoll an die höhere sich anschließt, die höhere sich erinnert, daß sie das aufgetragene große Werk nur mit und durch die niedere durchzuführen vermag, und sie als gleiche Arbeiter im Weinberge des Herrn, und nicht wie Herrn die Knechte zu sich ruft und um sich schaart, dann hat die Kirche in Oesterreich und mit ihr das ganze Land eine große Zukunft vor sich. — Würde davon das Gegentheil eintreten, die wahrhaft kaiserliche Gesinnung, welche dem Patent vom 18. April zu Grunde liegt, von Seiten des Clerus selbst dauernd verkannt werden, und dieser die zum Gotteswerke gegebene Zeit mit feindseligem Groll gegen die Staatsregierung, mit Befehdung ihrer Schritte, Verdächtigung ihrer Absichten, mit Widerspenstigkeit gegen die Kirchenobern, Zänkereien unter sich vergeuden, dann sind sie Arbeitern gleich, die vom Herrn gerufen wurden, aber nicht erschienen sind, dann wird die Zukunft schlimmer, als es die jüngste Vergangenheit war, weil die Revolution sogar in die Reihen der Kirche eingebrochen wäre; dann aber wird auch eine josephinische Zeit nicht mehr wiederkommen, sondern jene Zuchtruthe das Land treffen, die der Herr bereits über die Länder des Orients geschwungen hat, als sie die Nähe der Stätten des Heils, ihre große vom Herrn ihnen gewordene Aufgabe vergessend, in spitzfindige Grübeleien, Zank und Ketzerei sich verloren, und statt der Leuchte ein Aergerniß der Kirche wurden. — Die Revolution müßte siegen, weil die einzige Kraft, die sie dauernd zu besiegen vermag, die Kirche in Oesterreich aus selbsteigener Schuld ihrer Diener und Arbeiter gebrochen wäre; die siegende Revolution aber, die von Verachtung aller mensch-

lichen und göttlichen Autorität ausgeht, und mit ihrer Vernichtung endet, würde die falsche josephinische Bureaukratie, wie die wahre Hierarchie mit gleichem Ingrimm und gleichem Halloh in Trümmer legen.

Es ist aber unser festes Vertrauen, daß es in Oesterreich nie dahin kommen wird. Ueber ihm waltet besonders gütig die Hand der Vorsehung; sie hat es nicht umsonst aus den Stürmen der Revolution gerettet und neugekräftigt hervorgehen lassen; Oesterreich hat noch sicher eine providentielle Zukunft. — Dann sind wir auch überzeugt, daß die Besorgnisse, welche ein Theil des niederen Clerus über Willführherrschaft der Kirchenobern gegenwärtig noch hegt, durch die That werden gehoben werden. Die Zeit der Herrschaft absoluter Willführ ist für Staat und Kirche eine hinter uns liegende; die Kirchenobern von Oesterreich wissen das so gut, wie wir, kennen den dieser Herrschaft fremden Geist des Christenthums besser, als wir; sie haben nicht Befreiung aus den Banden des Staates verlangt, um sie selbst dann dem gesammten niederen Clerus umschlagen zu können, sondern sie verlangten sie aus den edelsten Motiven, die die Brust eines Kirchenfürsten bewegen können; keine That, die von ihnen seither ausgegangen, rechtfertiget einen solchen Verdacht, vielmehr enthalten die von den hervorragendsten Kirchenfürsten Oesterreichs ausgegangenen Erlasse eine Bestätigung der so eben von uns ausgesprochenen Erwartungen. Und es ist eine unedle Handlungsweise, wenn man mit den von allen Feinden des katholischen Glaubens gebrauchten und abgenutzten Schlagwörtern, wie Römlinge, Ultramontane, Hierarchen, diesen Verdacht immer wieder aufwärmt.

Und wenn einmal, was in nächster Zukunft geschehen muß, diesen Besorgnissen die Thaten beruhigend entgegentreten, die Bischöfe durch diese beweisen, daß es ihnen um nichts als die Reinigung der Kirche, Beförderung und Kräf-

tigung des kirchlichen Lebens zu thun ist, dann zeichnen sich die Stimmen von selbst, die fortfahren mit Verdächtigungen sie zu befehden; sie drücken sich selbst ein Brandmal auf die Stirne, das keine, auch nicht eine josephinische Vermummung zu decken vermögend seyn wird.

Doch was sagen wir, es bedarf zur Entlarvung dieser Leute nicht einmal so viel; sie sind eigentlich jetzt schon kenntlich, und nicht bloß dem Gebildeten, oder einem Geistlichen, sondern jedem schlichten Katholiken sollte es augenfällig seyn, daß Solche hinter den Schlagwörtern, mit welchen sie die sogenannten äußeren Formen der katholischen Kirche zu bekämpfen vorgeben, nur schlecht ihren Haß gegen den Kern, das Wesen derselben zu verbergen suchen. Mit diesen ist eine Einigung, eine Versöhnung nicht möglich, wäre selbst wieder ein Frevel gegen die Kirche und unseren heiligen Glauben; ihnen gegenüber hat der Katholik, der einen Beruf zum Kampfe für seinen Glauben in sich fühlt, und nicht etwa bloß einen solchen sich anmaßt, nur in Stahl gekleidet und mit dem Schwerte eines Streiters Christi umgürtet, zu erscheinen; seine Losung kann nur unerbittlicher Kampf seyn, wie der zwischen den guten und bösen Mächten es ist; und der gehört zu den Gefallenen, welcher noch vor dem Kampfe das Schwert weglegt, und in sogenannter Versöhnung mit den Feinden seines Glaubens sich zusammenthut und damit an diesem zum Verräther wird.

Wir sind übrigens überzeugt, daß die Zahl solcher vermummter Glaubensfeinde, namentlich unter dem Clerus von Oesterreich, sehr gering ist, und daß, wenn geschieht, was wir wünschen und angedeutet haben, ihr Anhang zerstäuben wird, wie der Nebel vor der aufgehenden Sonne.

V.

Die socialen Zustände des hebräischen Volkes im Alterthume.

III.

Mit dem Auszuge des Volkes Israel aus Aegypten setzt sich der sociale Zustand desselben aus dem bloß naturwüchsigen Familienstaate in ein auf Offenbarung gegründetes, durch eine positive, alle Lebensbeziehungen umfassende Gesetzgebung geordnetes, irdisches Gottesreich um. In die Stelle der patriarchalischen Stammesfürsten tritt Moses, ein von Gott berufener Prophet, der größte Gesetzgeber aller Zeiten und Nationen, an die Spitze seines Volkes. Die Verfassung Israels wird von jetzt an eine Theokratie, im eigentlichen und engsten Sinne. Zwar liegt in jedweder Gesellschaft der Menschen in sofern ein theokratisches Element, als Gott nicht nur dem freien Willen der Sterblichen sein Gesetz gegeben hat, sondern durch seine Fügung und Zulassung die Staaten und alle sonstigen gesellschaftlichen Zustände entstehen, sich entwickeln, sie wieder untergehen läßt, und überhaupt die Schicksale der menschlichen Vereine, wie die der Einzelnen, lenkt und regiert. Allein das Wort „Theokratie", in sofern es eine eigene Verfassungsform bedeutet, hat einen engeren Sinn. Es besagt:

daß Gott einen gewissen Staat nicht bloß, wie alle andern erschaffenen Dinge, durch seine Vorsehung und durch sein Gebot regiert, sondern daß er, wo es nöthig ist, seinen Willen in einzelnen Fällen durch außerordentliche Offenbarungen kund gibt, und im eigentlichen und engsten Sinne politischer Regent und Gesetzgeber ist. In dieser Bedeutung hat es, seit Anfang der Geschichte, nur einen einzigen wahrhaft theokratischen Staat gegeben, den hebräischen. Jede Obrigkeit auf Erden soll in allen Verhältnissen des geselligen Lebens auch den göttlichen Willen thun. Aber sie soll ihn mit den gewöhnlichen, dem Menschen verliehenen Mitteln, aus den Umständen erkennen. Den Juden dagegen verkündete ihn Gott in religiösen, wie in rein politischen Fragen, förmlich und ausdrücklich, durch wunderbare, geheimnißvolle Mittel und auf übernatürliche Weise. Er kömmt in der Gestalt der drei Männer schon zu Abraham im Haine Mamre; er erscheint Jakob im Traume und Moses im brennenden Dornbusch. Er offenbart ihm das Gesetz, welches den Söhnen Israels eine Leuchte auf ihrem Pfade durch die Jahrhunderte seyn soll. Dann spricht er durch die Propheten, oder gibt dem Hohenpriester seinen Willen durch das Urim und Thumim kund. Hierin liegt der wesentliche Unterschied zwischen dem jüdischen Gottesstaate, und jeder anderen, nicht minder von „Gottes Gnaden“ regierenden Gewalt. Gott hat dem Volke Israel verheißen, Propheten zu senden (V. Buch Mosis Cap. 18. v. 15—22), und die Hoffnung auf die übernatürliche Hülfe hat im Staatsleben derselben ihren ordentlichen, gesetzlich anerkannten Platz.

Warum aber Gott vor allen andern Nationen des Erdbodens das jüdische Volk in solcher Weise begnadigte? Darauf ist vom christlichen Standpunkte aus die einfache Antwort: weil Israel das Werkzeug der wichtigsten Angelegenheit der Menschheit, die Brücke zur Erlösung werden sollte. — Diesem höchsten und obersten Zwecke dient die Geschichte nicht minder, wie der Staat des hebräischen Volkes in allen und jeden Be-

ziehungen. In diesem Sinne sagt auch Sigonius *) sehr treffend: Christus sei das Ziel und Ende der gesammten, hebräischen Geschichte gewesen. Darum hat Gott zu den Erzvätern gesprochen, wie es die Genesis berichtet, darum hat er mit Abraham, Isaak und Jakob einen Bund gemacht. Als aber das erwählte Volk ihrer Nachkommen vierhundert dreißig Jahre nach der Einwanderung in Aegypten unter der harten Knechtschaft Pharao's schmachtete und weinend zu Gott schrie, hörte der Herr sein Seufzen und sandte ihm einen Retter. Es war Moses aus dem Stamme Levi, der auf Gottes Geheiß und Eingebung den Kindern Israels ein Gesetz verkündete, welches ihnen hinfort Regel für alle Lebensverhältnisse wurde. Wie dieses kennt die Weltgeschichte kein zweites, und neben ihm erscheinen alle anderen Priesterstaaten anderer Zeiten und Völker nur als Bruchstücke und unvollständige Versuche einer Theokratie. Von Moses aber, der im Alter von hundert und zwanzig Jahren starb, sagt die heilige Schrift: „und es stund hinfort kein Prophet in Israel auf, wie Moses, den der Herr gekannt hätte von Angesicht zu Angesicht, und der Zeichen und Wunder gethan, wie er, dazu ihn der Herr gesandt hatte, daß er sie thäte im Lande Aegypten an Pharao, und an allen seinen Knechten und an seinem ganzen Lande, und der diese mächtige Hand gehabt, und so große und wunderbare Thaten gethan hätte, wie Moses gethan hat vor ganz Israel."

Die mosaische Gesetzgebung ist demnach eine durch und durch theokratische. Die Religion ist in ihr nicht etwa ein, um staatspolizeilicher Zwecke willen gelegentlich auch berücksichtigtes Etwas, kein Gegenstand wie andere Gegenstände. Sie ist geradezu die Hauptsache, die Achse, um welche sich das Leben des Einzelnen, wie der Gesellschaft dreht, der Herzschlag des Lebens, der Mittelpunkt, um dessentwillen Staat und Volk

*) De republica Hebraeorum.

telbar oder unmittelbar,
nungen und Vorschriften,
tendsten, gerichtet und be
tes besonderes Eigenthum
Berge Sinai zu Moses:
verkünde den Söhnen Is
ich den Aegyptern gethan,
tragen und zu mir genom
Stimme höret, und meine
zum Eigenthum seyn
ganze Erde ist mein.
Königreich seyn." (2. Buch
verkündet der Herr unter
seiner zehn Gebote. Er ern
reb aufgerichteten Bund, u
im Namen Gottes jenen pr
Israel aus, der sich erfüllt
füllen wird bis an das
Cap. 28 u. 29.)

die innere
sagen, der
in diesem
ıcks zu be-
im Volke
rden sollte,
sind, mit-
n, Anord-
r unbedeu-
wird Got-
ı auf dem
Jakob und
hen, was
lügeln ge-
nun meine
ihr mir
denn die
priesterlich
— Dort
Grundgesetz
en zu Ho-
licht Moses
Fluch über
, und er-
uch Mosis
in Israel,
König ver-
verworfen,
(1. Buch
ıte die mo-
te Leben in
he, Völker-
Ehe, Ei-
vor Christo
st ein Na-

tionalinstitut des Volkes, dem die Verheißung ge
aus ihm der Erlöser geboren werden sollte. Staat
sind deßhalb auch nicht in christlicher Weise geson
ihre Unterscheidung bei den Juden durch die T
königlichen Würde vom Hohenpriesterthum doch
bildet, und mehr wie bei einem andern Volke des
angedeutet ist. Eben so wenig sind dort Recht
streng von einander geschieden; die Wohlthätigkeit
facher Beziehung eine politische Pflicht, und be
Gesetzes trifft umgekehrt eine Reihe von Uebertre
schwerlich je zur Kenntniß eines irdischen Richte
werden (z. B. die heimliche Aufstellung eines G
Aus demselben Grunde sind in der mosaischen
ihres theokratischen Charakters halber, die Gese
Cultus und das religiöse Leben, augenscheinlich da
Neben diesen und den Vorschriften, welche die ökon
des Volkslebens regeln, treten sogar die Bestimm
die politische Form der Regierung völlig in
grund. Ob Israel unter einem Richter, einem
einem hohen Rathe stehe, erscheint als das viel m
tige und Bedeutende. In dieser Beziehung ist, na
Umständen, sogar ein Wechsel denkbar, der sich
oder zum Lohne als nothwendige Folge aus den
und Lebensverhältnissen, aus den Sünden und
oder aus der Bekehrung Israels von selbst ergibt.
daß es, unter welcher Form der politischen Regie
den Bund halte, den es mit Gott gemacht, und
des Herrn erfülle, daran ist Fluch oder Segen g

Wie streng und folgerichtig aber auch der
Charakter der Gesetzgebung Mosis allenthalben
möge, dennoch geht dieselbe nicht aus den überall
den, unerläßlichen und nothwendigen Lebensbedin
menschlichen Gesetzgebung heraus. Das mosaische
nicht unnöthigerweise mit dem Herkommen un

überhaupt vorhanden sind, die Wurzel, aus welcher die innere wie die äußere Politik hervorgehen soll. Man kann sagen, der hebräische Staatszweck, wenn es erlaubt ist sich in diesem Zusammenhange eines vielfach mißbrauchten Ausdrucks zu bedienen, war: der künftigen Erlösung der Menschheit im Volke Israel, aus welchem das Heil der Welt geboren werden sollte, eine Stätte zu bereiten. Auf diesen höchsten Zweck sind, mittelbar oder unmittelbar, alle mosaischen Einrichtungen, Anordnungen und Vorschriften, von der wichtigsten bis zur unbedeutendsten, gerichtet und berechnet. Das Volk Israel wird Gottes besonderes Eigenthum. Denn also spricht Jehova auf dem Berge Sinai zu Moses: „Dieses sprich zum Hause Jakob und verkünde den Söhnen Israels. Ihr habt selbst gesehen, was ich den Aegyptern gethan, wie ich euch auf Adlersflügeln getragen und zu mir genommen habe. Wenn ihr nun meine Stimme höret, und meinen Bund haltet, so sollt ihr mir zum Eigenthum seyn aus allen Völkern, denn die ganze Erde ist mein. Und ihr sollet mir ein priesterlich Königreich seyn." (2. Buch Mosis 19. v. 4 u. 5.) — Dort verkündet der Herr unter Donner und Blitz das Grundgesetz seiner zehn Gebote. Er erneuert im Lande Moab den zu Horeb aufgerichteten Bund, und vor seinem Ende spricht Moses im Namen Gottes jenen prophetischen Segen und Fluch über Israel aus, der sich erfüllt hat bis auf diesen Tag, und erfüllen wird bis an das Ende der Zeiten. (5. Buch Mosis Cap. 28 u. 29.) Fortan ist Jehova der König in Israel, und als das Volk von Samuel einen menschlichen König verlangt, antwortet ihm Gott: „sie haben nicht Dich verworfen, sondern mich, auf daß ich nicht herrsche über sie." (1. Buch Samuels Cap. 8. v. 7.). Eben deßhalb aber mußte die mosaische Gesetzgebung, wie sie es that, das gesammte Leben in allen seinen Richtungen umfassen: Staat und Kirche, Völker[illegible] in Kriegs- und Friedenszeiten, Familie und Ehe, Ei[illegible] Volkswirthschaft. Die Kirche vor Christo [illegible] katholische; sie ist ein Na-

tionalinstitut des Volkes, dem die Verheißung geworden, daß aus ihm der Erlöser geboren werden sollte. Staat und Kirche sind deßhalb auch nicht in christlicher Weise gesondert, obwohl ihre Unterscheidung bei den Juden durch die Trennung der königlichen Würde vom Hohenpriesterthum doch schon vorgebildet, und mehr wie bei einem andern Volke des Alterthums angedeutet ist. Eben so wenig sind dort Recht und Moral streng von einander geschieden; die Wohlthätigkeit ist in mehrfacher Beziehung eine politische Pflicht, und der Fluch des Gesetzes trifft umgekehrt eine Reihe von Uebertretungen, die schwerlich je zur Kenntniß eines irdischen Richters gelangen werden (z. B. die heimliche Aufstellung eines Götzenbildes). Aus demselben Grunde sind in der mosaischen Gesetzgebung, ihres theokratischen Charakters halber, die Gesetze über den Cultus und das religiöse Leben, augenscheinlich das Wichtigste. Neben diesen und den Vorschriften, welche die ökonomische Seite des Volkslebens regeln, treten sogar die Bestimmungen über die politische Form der Regierung völlig in den Hintergrund. Ob Israel unter einem Richter, einem Könige, oder einem hohen Rathe stehe, erscheint als das viel minder Wichtige und Bedeutende. In dieser Beziehung ist, nach Zeit und Umständen, sogar ein Wechsel denkbar, der sich zur Strafe oder zum Lohne als nothwendige Folge aus den Schicksalen und Lebensverhältnissen, aus den Sünden und Irrthümern, oder aus der Bekehrung Israels von selbst ergibt. Daran aber, daß es, unter welcher Form der politischen Regierung immer, den Bund halte, den es mit Gott gemacht, und das Gesetz des Herrn erfülle, daran ist Fluch oder Segen geknüpft.

Wie streng und folgerichtig aber auch der theokratische Charakter der Gesetzgebung Mosis allenthalben hervortreten möge, dennoch geht dieselbe nicht aus den überall wiederkehrenden, unerläßlichen und nothwendigen Lebensbedingungen jeder menschlichen Gesetzgebung heraus. Das mosaische Recht bricht nicht unnöthigerweise mit dem Herkommen und Brauche,

den es beim jüdischen Volke vorfindet, sondern es knüpft sich an diesen an, oder verändert und veredelt ihn, wo es der oberste Zweck der Gesetzgebung fordert. Dieß gilt z. B. in Betreff der Blutrache, welche im Strafrechte der Hebräer dieselbe Stellung hat, wie bei allen andern Völkern des Orients. Jehova verbietet sie nicht, aber er ordnet das Asylrecht an, welches dem, wegen einer bloß fahrläßigen Tödtung Verfolgten Schutz und Sicherheit gegen die Härte und Grausamkeit des Richters gewährt. Auch bei der Ehescheidung hat Gott, nach dem Worte Christi (Matth. XIX. 8.), Nachsicht mit der Herzenshärtigkeit des hebräischen Volkes, dem keine Last aufgeladen werden soll, welche die vorchristliche, der Stärkung der Sacramente entbehrende Menschheit zu tragen noch nicht stark genug gewesen wäre. Endlich entzieht sich, trotz seines göttlichen Ursprungs, das mosaische Recht in Nebendingen keineswegs jeder künftigen Veränderung nach Zeit und Umständen. Droht Moses als Strafe des Diebstahls fünffachen Ersatz der gestohlenen Sache (II. B. Mos. Cap. 22. v. 1.), so schei[illegible] fünfhundert Jahre später die Buße auf deren siebenfa[illegible] Werth erhöht zu seyn. (Sprüche Salomons 6, 31.) Dieß ist bei einer streng theokratischen Gesetzgebung um so w[illegible] und beachtungswerther, als in unsern Tagen gerade j[illegible] fassungen und Gesetzgebungen, welche sich von jed[illegible] lage einer göttlichen Offenbarung am meisten losgef[illegible] am meisten auch dem Aberglauben huldigen, daß der [illegible] Buchstabe ewig und allmächtig, und die gesetzgeberisch[illegible] kommenheit weder von dem Herkommen und der G[illegible] keit der Völker abhängig, noch an die Natur [illegible] bunden sei. Dieß ist die stillschweigende, aber unbestrittene Voraussetzung des modernen Gl[illegible] sche Constitutionsurkunden: daß ihr jedesmali[illegible] ihre Satzung der Wandelbarkeit aller mensch[illegible] niemals unterliegen werde. Aber wie we[illegible] politisches Gesetz, selbst das von Gott ge[illegible] rischen Thatsache verwechselt werden [illegible]

die Kluft zwischen der geschriebenen Verfassung und den faktischen Zuständen jedes Staates sei, dieß beweist die Geschichte des jüdischen Volkes. Israel steht in dieser Beziehung unter demselben Naturgesetze, dem alle Völker und Reiche des Erdbodens gehorchen. Auch das Gesetz Mosis hat die menschliche Freiheit nicht aufgehoben, es ist häufig und lange Zeit hindurch, in den wichtigsten Stücken nicht befolgt worden. Darüber freilich ist das erwählte Volk dem Fluche verfallen, den Moses im Namen Gottes auf die Uebertretung setzt; es ist, als es seine weltgeschichtliche Sendung erfüllt hatte, zerstreut unter alle Völker, sein Tempel zerstört und sein Staat spurlos vom Erdboden vertilgt worden.

Wir werden im Nachfolgenden darthun, mit wie strenger Folgerichtigkeit die mosaische Gesetzgebung ihr theokratisches Grundprincip nach allen Seiten hin und auf jedem Felde der Gesetzgebung entwickelt hat.

IV.

Der gesellschaftliche Zustand des hebräischen Volkes, den Moses schuf, umfaßt Kirche und Staat. In beiderlei Sphären hat das mosaische Gesetz einen doppelten obersten Zweck. Erstens: Bewahrung und Reinerhaltung der Offenbarungen, welche die Urväter empfangen hatten, und die in Zukunft noch den Propheten geschehen sollten; zweitens: Abwehr der Vermischung des hochbegnadigten und gesegneten Geschlechtes Abrahams mit den Stämmen der Heiden; Reinerhaltung des Blutes, aus welchem der Heiland der Welt geboren werden sollte. Auf beiderlei Zwecke bezieht sich eine Reihe der ausführlichsten Vorschriften im zweiten, dritten und vierten Buche Mosis, die Alles umfassen, was zum Wesen eines vollständigen Cultus gehört. Vor Allem kam es, in dieser wie in jeder andern Beziehung auf möglichst strenge Absonderung und Ausscheidung der Juden von den heidnischen, durch Götzendienst und

alle Gräuel der Unzucht befleckten Völkern an. Die Stiftshütte wird als der nationale, gottesdienstliche Ort bestimmt; es wird ein Priesterthum eingesetzt, Opfer und Reinigungen, die als Handlungen des Gottesdienstes ein sehr ausgebildetes, strenges und lästiges Ceremonialgesetz bilden, werden vorgeschrieben, besondere gottesdienstliche Zeiten als Feste angeordnet. Nichts ist in diesem ganzen, reichen Stoffe von kirchlichen Vorschriften ohne tiefe Bedeutung; allein bei der Erklärung derselben muß ein doppelter Sinn unterschieden werden. Sie sind gleichzeitig Sinnbild, und Mittel für einen durch sie zu erreichenden Zweck. Die göttlichen Ideen, die Wahrheiten des Glaubens haben sich im mosaischen, wie in jedem andern Cultus zu Symbolen ausgeprägt, welche, ähnlich wie die Schrift, Träger und Hieroglyphen der überlieferten Lehre sind. Von dieser symbolischen Seite angesehen kann so wenig von einem, außer ihm selbst liegenden Zwecke des mosaischen, wie irgend eines andern Cultus die Rede seyn. Er ist sein eigener Zweck und eben so unabsichtlich wie die Religion selbst, welche nichts will, als Gott dienen und diesen Dienst im Werke bethätigen, als welches eben das Wesen des Cultus ist. Andererseits darf aber auch die kirchlich-politische Absicht dieser Vorschriften nicht geläugnet werden, denn jede derselben, auch die scheinbar unbedeutendste, steht in mittelbarer oder unmittelbarer Beziehung zu den oben genannten, höchsten und obersten Zwecken der mosaischen Gesetzgebung.

Wir werden in dem Nachfolgenden die zuletzt angedeutete kirchlich-politische Zweckmäßigkeit des mosaischen Cultus allein berücksichtigen, bemerken jedoch im Voraus, daß wir der mystisch-symbolischen Auffassung die vollste Anerkennung und Gerechtigkeit widerfahren lassen. Eins schließt das Andere nicht aus. Die Frage aber: ob Moses wirklich diesen oder jenen Zweck bei dieser oder jener Anordnung deutlich und bestimmt vor Augen hatte? scheint sich uns von dem höheren,

der Sache allein angemessenen Gesichtspunkte aus, sehr leicht zu erledigen. Das Gesetz Mosis ist freilich nicht das Produkt einer gewöhnlichen Verstandesreflexion. Der gottbegeisterte Seher empfängt auf der Stufe seiner höhern Intuition die göttliche Offenbarung als den Willen des Allerhöchsten. Die Nützlichkeitsbeziehungen derselben nach allen Richtungen hin, die in dem obersten Zwecke der jüdischen Kirche zusammenlaufen, diese finden sich demnächst im Leben und durch das Leben von selbst. Daß dieser Zusammenhang durch einen dialectischen Proceß dem Knechte Gottes selbst klar geworden seyn, daß er gerade an diesen oder jenen äußern Zweck der getroffenen Anordnung gedacht haben müsse, dieß ist durchaus nicht nothwendig *), und soll auch von uns in keiner Weise behauptet werden.

---

*) Für das Verständniß der kirchlichen Seite des mosaischen Rechts ist eine Hauptquelle das klassische Werk von K. C. W. F. Bähr, Symbolik des mosaischen Cultus. 2 Bde. Heidelberg 1837. 1839. In Beziehung auf die weit verbreitete Ansicht, die den ganzen, mosaischen Cultus als ein äußeres Gepräng faßt, welches den Zweck gehabt habe, die Größe Jehova's als absoluten Königs dem, wie man behauptet, rohen und sinnlichen Volke möglichst fühlbar zu machen, überhaupt seiner Rohheit und Sinnlichkeit zu imponiren, — sagt der Verfasser unübertrefflich richtig: daß es keine Auffassung des Verhältnisses zwischen Staats- und Cultuseinrichtungen geben könne, die dem Sinn und Geist des Alterthums, vorzüglich des orientalischen, mehr zuwider wäre, als die eben besprochene. „Denn es ist eine über alle Zweifel erhobene Thatsache, daß das Alterthum seinen Cultus nicht nach der Staatseinrichtung formte, als hätte es je einen Staat und eine politische Institution vor der Religion gegeben, sondern umgekehrt die politischen Verhältnisse wurden ganz nach religiösen Ideen geordnet. Nicht nachdem man einen Herrscher eingesetzt und alle seine Verhältnisse geregelt, glaubte man auch an eine Gottheit, und trug die irdischen Herrschaftsverhältnisse dann auf dieselbe über, vielmehr wurden die Verhältnisse der Gottheit auf die Herrscher übertragen."

Gehen wir nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen auf die einzelnen religiösen Institute der mosaischen Kirche über, und suchen wir deren Zusammenhang mit der Politik zu erforschen, so begegnen wir zunächst jenem merkwürdigen Symbole, welches allen Abkömmlingen Abrahams *) als Zeichen des mit Gott geschlossenen Bundes dienen soll. Dieß ist die Beschneidung, die abgesehen von ihrer tiefen, mystisch-religiösen Bedeutung ein bleibendes, unvertilgbares Merkmal war, an welchem die Genossen des Gottesstaates sich untereinander erkennen, durch welches sie sich von den heidnischen Bewohnern des ihnen verheißenen Landes unterscheiden konnten. Denselben Befehl, den Gott dem Stammvater Abraham gegeben, wiederholt Moses **). Als er den Genuß des Osterlamms einsetzt, verordnet er, daß kein Fremdling, kein bloßer Gast, kein gemietheter Arbeiter, der einem fremden Volke angehört, daran Theil haben soll. Aber jeder gekaufte Knecht, der somit in dauernde Verbindung mit dem hebräischen Volke gekommen war, und mittelbar dem theokratischen Staate angehörte, soll beschnitten werden, und so soll er davon essen. Ein Fremder, der unter dem Volke Israel wohnet, kann mit Vorbehalt gewisser, unten zu erwähnender Ausnahmen und Voraussetzungen sich demselben als Mitglied anschließen und das Phase des Herrn halten. Aber der Act der Einverleibung in

*) Folglich auch den Ismaeliten und Edomitern. Später scheinen nach Herodots Zeugniß und einer dasselbe erläuternden Stelle des Origines (in dessen Commentar zu dem Briefe Pauli an die Römer Cap. 2. V. 13.) auch die ägyptischen Priester sich den hebräischen Cultus der Beschneidung angeeignet zu haben.

**) Genesis Cap. 17. v. 12. Ein Kind von acht Tagen soll bei euch beschnitten werden, jedes Männliche unter euern Geschlechtern; sowohl der Knecht, der im Hause geboren, als der gekauft ist, soll beschnitten werden, und der nicht von euerm Stamme ist. V. 14. Und ein Männliches, das am Fleische seiner Vorhaut nicht beschnitten ist, dieselbe Seele soll ausgerottet werden aus ihrem Volke, weil sie meinen Bund zu nichte gemacht hat. 3. Buch Mosis 12, 3.

die Gemeinde Gottes, gleichsam die religiöse und nationale Adoption, geht wiederum nur durch die Beschneidung vor sich. Der Fremdling soll vorher alles, was er Männliches hat, diesem Ritus unterwerfen, und dann mag er der Satzung nach das Phase feiern, und soll seyn wie ein Eingeborner des Landes; wer aber nicht beschnitten ist, soll nicht davon essen *).

Jedoch ist nicht jeder Fremde ohne Unterschied, selbst wenn er sich der, in jedem Falle unerläßlichen Beschneidung unterwerfen will, der Naturalisation fähig. Zuvörderst ist mit einer Anzahl von Völkern, die vor den Hebräern das gelobte Land bewohnten, jedwede Art von Gemeinschaft streng untersagt, ein unerbittlicher Vernichtungskrieg gegen sie geboten, „auf daß sie euch nicht lehren thun alle die Gräuel, die sie ihren Göttern thun, und ihr sündiget gegen den Herrn, euern Gott.“ (2. B. Mosis Cap. 23. v. 32. 33. Cap. 34. v. 12 — 16. 5. B. Cap. 7, 1 — 5. Cap. 50. v. 15 — 18.). Ferner sind die Ammoniter und Moabiter wegen des Hasses, den sie dem in der Wüste wandernden Hebräervolke bewiesen, für immer von der Aufnahme in die Gemeinde Israel ausgeschlossen. Dagegen werden die Edomiter und Aegyptier durch ein ausdrückliches Gesetz Mosis dazu fähig erklärt. Ihre Kinder im dritten Geschlechte, das ist, die Enkel derer, die in Palästina ihren bleibenden Wohnsitz nehmen, sollen sich dem Volke Gottes einverleiben dürfen **). Das Gesetz gibt den Grund dieser Begünstigung an: „den Edomiter sollst du nicht verabscheuen, denn er ist dein Bruder, noch den Aegyptier, denn du bist ein Fremdling gewesen in seinem Lande.“ (5. B. Mos. Cap. 23. v. 7.) In der That waren die Edomiter Nachkommen Esau's,

*) 2. Buch Mosis 12. v. 48.

**) Ob hierunter nur die Enkel solcher Aegypter und Edomiter zu verstehen seien, die sich mit einer Israelitin verheirathet hatten? wagen wir nicht zu entscheiden.

nahe Stammesverwandte der Israeliten. Die weitere Frage: ob nicht vielleicht auch die herrschende Kaste in Aegypten semitischen Ursprungs gewesen? wollen wir hier ununtersucht zur Seite liegen lassen.

Von der Aufnahme und Nichtaufnahme anderer Stammesgenossen, als der hier genannten in den Staatsverband der Hebräer, ist im mosaischen Rechte nicht die Rede. Daß eine solche aber in spätern Jahrhunderten und kurz vor der Zerstreuung der Juden über den ganzen Erdboden, wirklich zu geschehen pflegte, leidet eben so wenig einen Zweifel, als daß sich der spätern Juden kurz vor ihrem Untergange als selbstständige Gesellschaft, eine Neigung bemächtigt hatte, Proselyten für ihre Volksreligion zu gewinnen, eine Neigung, welche es erklärt, warum z. B. der König Johannes Hyrkanus (129 v. Chr.) die überwundenen Idumäer zur Beschneidung zwang. Dem alten Bunde war dieß Bestreben durchaus fremd. Seine Bestimmung war und blieb es, Volksreligion im engsten Sinne zu seyn; die Aufnahme von Fremdlingen andern Stammes konnte immer nur als Ausnahme von der Regel gel- die thatsächlich um so seltener eintreten mußte, als der sch- liche Ritus der Initiation und die drückende Last des Cer- nialgesetzes eher darauf berechnet scheinen, Proselyten - zuschrecken, als sie anzulocken.

V.

Das erste und oberste aller hebräischen „Gr- gleichsam die Basis des gesammten mosaischen Kirch- und Völkerrechts ist die unversöhnliche Feindsch- Abgötterei, die blutige Ausrottung und Vertilg- bei dem Volke Gottes sich hervorthuenden Neigun- dienste. Dieser war nicht etwa bloß Verbrec- Religion; er war eigentlicher Hochverrath, e- lehnung und Empörung gegen den allein wahr-

gen Beherrscher des jüdischen Reiches, ein Attentat gegen die Grundlage und den Mittelpunkt des gesammten hebräischen Staatswesens. Jehova spricht auf dem Berge Sinai: Ich bin der Herr dein Gott, der dich aus dem Lande Aegypten geführt, aus dem Hause der Knechtschaft. Du sollst keine fremden Götter neben mir haben *) — Verschieden von diesem Dienste fremder Götter (der in seiner tiefsten Wurzel, bewußt oder unbewußt, Dämonencultus **) war) ist die Verehrung Gottes unter irgend einem Bilde, welche, nach Michaelis richtiger Bemerkung, zwar auch verboten, aber nicht ein Verbrechen gegen das Staatsgrundgesetz ist ***). Wer fremden Göttern dient, er sei Mann oder Weib, soll gesteinigt werden; eben so jeder Prophet, der im Namen eines Andern, als des wahren Gottes weissagt, oder Andere zum Dienste fremder Götter verführen will. In solchem Falle soll selbst Niemand seinen eigenen Bruder, oder seinen Sohn, oder seine Tochter verschonen, noch auch das Weib in seinen Armen, und den Freund, den er liebt wie seine Seele. Er soll den heimlichen Verführer anzeigen und seine Hand soll bei der Steinigung zuerst wider ihn seyn. Macht sich eine ganze Stadt des Abfalls von Gott schuldig, so soll sie wie eine im Kriege eroberte behandelt werden. Man soll ihre Einwohner schlagen mit der Schärfe des Schwertes, und sie tödten und Alles, was sie haben, sammt dem Vieh. Und weiter heißt es: was Hausgeräthe ist, sammle mitten auf ihren Markt, und verbrenne es mit der Stadt, so daß du Alles verbrennest dem Herrn deinen Gott, und soll ein Steinhaufen seyn ewiglich und nicht

*) 2. Buch Mosis v. 2. 3.

**) Psalm 95. v. 5.

***) 5. Buch Mosis Cap. 4. v. 16. Der Unterschied zwischen beiderlei Arten des Bilderdienstes zeigt sich in folgenden Stellen: Buch der Richter Cap. 17 u. 18. Cap. 6. v. 25—33. Cap. 8. v. 24—27. 1. Buch der Könige Cap. 12. v. 28 — 31. Cap. 16. v. 31—33. 2. Buch der Könige 3. v. 2 u. 3.

wieder erbaut werden, und soll von dem Fluche (der verfluchten Habe) nichts in deiner Hand bleiben *). Ueber das ganze Volk endlich, wenn es von dem mit Gott geschlossenen Bunde weicht, hat sich der Herr selbst die Strafe vorbehalten. Mit Dürre und Mißwachs, mit Hunger und Pest und mit allen Landplagen will er Israel züchtigen, und wenn alle diese Leiden den Hochmuth dieses Volkes nicht brechen, dann, spricht der Herr, will ich Euch unter die Völker zerstreuen und hinter Euch das Schwert ausziehen, und Euer Land soll wüste seyn und Eure Städte zerstört **).

VI.

Das oben geschilderte Unterscheidungszeichen würde eben so wenig, wie die strenge Strafdrohung gegen die Abgötterei den Zweck der Absonderung Israels von andern Völkern in hinlänglichem Maße erreicht haben, wenn damit nicht die Eroberung eines festen Wohnsitzes und ein eigenthümliches Kriegs- und Völkerrecht in Verbindung gestanden wäre.

Die Ansprüche der Hebräer auf das gelobte Land sind desselben Ursprungs, wie ihr gesammtes Recht, ihre Religion, ihre kirchliche und politische Verfassung. Sie schreiben sich von jenem Bunde her, den Jehova mit dem Stammvater dieses Volkes errichtete, wie es das fünfzehnte Capitel der Genesis beschreibt. Und es ward zu Abram gesagt: wisse zum voraus, daß dein Same fremd seyn wird in einem Lande, das nicht seyn ist, und man wird sie zu dienen zwingen und plagen vierhundert Jahr. Aber das Volk, dem sie dienen werden, will ich richten, und darnach werden sie ausziehen mit großer Habe. Und du wirst in Frieden zu deinen Vätern gehen, und in gutem Alter begraben werden. Im vierten

*) 5. Buch Mosis 17. v. 2—5. und Cap. 13.

**) 3. Buch Mosis Cap. 26. v. 33.

Geschlecht sollen sie hierher wiederkommen; denn noch ist nicht das Verderben der Amorrhiter bis auf diese Zeit. An diesem Tage schloß der Herr einen Bund mit Abram und sprach: deinem Samen werd' ich dieses Land geben, vom Fluße Aegyptens bis zum großen Fluße Euphrat, die Einiter und Ceneziter, Cedmoniter und Hethiter und Phereziter, auch die Raphaim, und Amorrhiter, und Chamniter und Gergesiter und Jebusiter *). — Nach dem Auszuge aber redete der Herr zu Moses und sprach: gebiete den Söhnen Israels, wenn ihr eingezogen seid in's Land Canaan, und dasselbe zum Erbe euch zugefallen ist, soll es mit diesen Gränzen beschlossen werden. Diese werden dann genau im vierunddreißigsten Capitel des vierten Buches Mosis angegeben, wobei nur zu bemerken ist, daß ein ausdrückliches Verbot den Hebräern die Eroberung von Idumäa untersagt **), obwohl sie dadurch die beiden Häfen Aela und Eziongeber am rothen Meere gewonnen hätten. Gerade der Umstand, daß dann die große Handelsstraße zwischen dem Orient und dem Abendlande durch Palästina gegangen wäre, war zweifelsohne, von der religiösen Seite dieser Anordnung abgesehen, der politische Hauptzweck des Verbotes. — Die jüdische Theokratie sollte kein Handelsstaat, Israel kein eroberndes Volk werden. Daher auch das Verbot, jemals einen Mann eines andern Volkes zum Könige zu machen. „Und wenn er gesetzt ist, soll er nicht viele Rosse halten, und das Volk nicht zurückführen nach Aegypten (um es, stolz auf die Zahl seiner Rosse, zu erobern); denn der Herr hat euch geboten, daß ihr nicht mehr denselben Weg zurückziehet." Wenn also Salomo später Idumäa erobert, die oben genannten Häfen gewinnt, und von hier aus Handlung und Schifffahrt treibt, so war dieß gewiß nicht dem Geiste der mosaischen Verfassung gemäß, und der erste Schritt zu dem nach we-

*) 1. Buch Mosis Cap. 15.

**) 5. Buch Mosis Cap. 2. v. 19—22.

nigen Generationen schon über Israel hereinbrechenden Verderbens.

Allein nicht bloß das gelobte Land erobern sollte das Volk Israel, sondern auch im Namen Gottes einen Rachekrieg gegen die Bewohner des Landes führen und sie vom Erdboden vertilgen. Du sollst, spricht der Herr, kein Bündniß mit ihnen schließen, noch mit ihren Göttern. Sie sollen in deinem Lande nicht wohnen, damit sie dich nicht zur Sünde bringen wider mich, wenn du ihren Göttern dienen würdest, und das wird dir wahrlich zum Fallstricke werden *). Hüte dich, daß du nie Freundschaft schließest, die dir zum Falle ist, mit den Einwohnern dieses Landes, sondern zerstöre ihre Altäre, zerbrich ihre Bildsäulen und rotte ihre Haine aus **). — Wenn dich der Herr, dein Gott, in das Land bringet, in das du ziehen sollst, es zu besitzen, und viele Völker vor dir vertilget, . . . sieben Völker, viel größer und stärker, denn du, und der Herr, dein Gott, sie dir übergibt, so sollst du sie schlagen bis zur Vernichtung. Du sollst keinen Bund mit ihnen eingehen, noch dich ihrer erbarmen, noch Heirathen mit ihnen schließen. Deine Töchter gib nicht ihren Söhnen, und ihre Töchter nimm nicht für deine Söhne, denn sie werden deine Söhne verführen, daß sie mir nicht gehorchen und anderen Göttern dienen ***). — Aus diesen obersten Grundsätzen geht auch das mosaische Kriegsrecht hervor: Wenn du vor eine (nichtchananitische) Stadt kommst, sie zu belagern, so sollst du ihr zuerst den Frieden anbieten. Und wenn sie ihn annimmt, und dir die Thore öffnet, so soll alles Volk, das darin ist, am Leben bleiben, und dir dienen und zinsbar seyn. Und wenn sie keinen Bund mit dir schließt und Streit wider dich beginnt, so sollst du sie belagern. Und gibt sie der Herr, dein Gott, in deine Hand, so sollst du alles, was männlich

---

*) 2. Buch Mosis Cap. 23. v. 32. 33.

**) Ebendas. Cap. 34. v. 12. 13.

***) 5. Buch Mosis Cap. 7. v. 1—5.

darin ist, schlagen mit der Schärfe des Schwertes, ausgenommen die Weiber und Kinder und das Vieh und was übrigens noch in der Stadt ist. (Dieß darf zur Beute gemacht werden.) Alle Leute sollst du unter dem Herrn vertheilen, und von dem Raube deiner Feinde essen, den der Herr, dein Gott, dir geben will. Also sollst du allen Städten thun, die von dir sehr fern sind, und nicht zu den Städten gehören, die du zum Besitze bekommen wirst. Aber von diesen Städten, welche dir gegeben werden, sollst du gar nichts leben lassen; sondern sollst sie erwürgen mit der Schärfe des Schwertes, nämlich die Hethiter u. s. w., wie der Herr, dein Gott, dir geboten: auf daß sie euch nicht lehren thun all die Gräuel, die sie ihren Göttern thun, und ihr sündiget gegen den Herrn euren Gott *).

Wer an die Offenbarungen Gottes glaubt, die Moses und den Erzvätern wurden, für den bedarf die Eroberung Canaans keiner Rechtfertigung; für den, der nicht daran glaubt, ist ohnedieß, nach Göthes berühmtem Ausspruche, die ganze Kirchengeschichte, vor und nach Christus, nichts als eine Mischung von Unsinn und Gewalt. Die etwas unehrliche Art und Weise, wie der berühmte protestantische Theolog Michaelis (in seinem „mosaischen Rechte") Gott den Herrn rechtfertigt, daß er die Völker Canaans in die Hand der Kinder Israels gab, kann daher für uns nur den Werth einer Kuriosität haben. Der Standpunkt dieses Gelehrten (dessen Werk übrigens selbst heute noch leider unentbehrlich ist) war der des Protestantismus im Beginn der Aufklärungsperiode, wo die lutherische Kritik von damals noch mit Untergrabung und Sprengung der im alten Bunde liegenden Fundamente des Christenglaubens beschäftigt war. Der Professor Michaelis in Göttingen stellt sich nämlich bei seiner Würdigung der mosaischen Geschichte auf die Basis des deutschen Reichsstaatsrechts, und kann demnach nicht umhin, die Entdeckung zu machen: daß

*) 5. Buch Mosis Cap. 20. v. 9. 18.

die intoleranten Befehle des alten Judengottes sich weder mit den Satzungen des westphälischen Friedens, noch mit dem neuen Völkerrechte seit Hugo Grotius in Einklang bringen lassen. „Wie nun Moses", so lautet wörtlich das Bedenken des deutschen Gelehrten, der eine Art Mitte zwischen dem alten orthodoxen Lutherthum und dem von England und Frankreich neu hereinbrechenden Lichte des Scepticismus festzuhalten sich abmüht, „wie nun Moses ein Volk, das die Israeliten nicht angegriffen hatte, mit Krieg überziehen, und dessen Land im Namen Gottes an sein Volk verschenken kann, sieht etwas unbegreiflich aus, und kann veranlassen, daß einem die Freigebigkeit des Papstes gegen die Spanier, als er ihnen Amerika schenkte, beifällt." .... „Göttliche Weissagungen verhalten sich gegen das Künftige eben so, wie die Historie zum Vergangenen; so wenig ich nun aus der Historie schließen kann, der und der Krieg sei rechtmäßig gewesen, weil der Sieger das Land wirklich einnahm, das ihn zum Kriege reizte; eben so wenig ist eine Weissagung, sie mag so göttlich seyn als sie will, eine gerechte Ursache zum Kriege. Indessen haben doch viele wirklich die ganze Rechtmäßigkeit des Krieges auf Strafwürdigkeit der Cananiter und auf die göttliche Verschenkung des Landes Canaan an die Israeliten gründen wollen. Die Israeliten, sagen sie, waren das Volk Gottes. Gott, der zugleich Oberherr der ganzen Welt ist, konnte sie als sein Kriegsheer gebrauchen, ihnen die Bestrafung der im höchsten Grade lasterhaften Cananiter auftragen, und das Land der Cananiter, welches doch, so wie der ganze Erdboden, sein Eigenthum war, an sie verschenken. Daß Gott dieses Recht habe, leidet freilich keinen Zweifel; allein sollte er auch wohl so handeln, und durch den Gebrauch dieses Rechts die Religion beschimpfen wollen? Er hat eben so gut das Recht, jedem Einzelnen die Ermordung eines Bösewichts aufzutragen, und ihn gleichsam zum Scharfrichter seines Nebenmenschen zu machen, oder die Güter der Gottlosen an die Armen zu verschenken. Allein gebraucht er dieses Recht? hebt

er, denn das würde es in der That seyn, bei seinen Lieblingen die zwei Gebote: du sollst nicht tödten! und: du sollst nicht stehlen! bisweilen durch unmittelbare Eingebungen auf? Thäte er es, so würde die wahre Religion doch unter einer sehr gehäßigen und verdächtigen Gestalt auf dem Erdboden erscheinen, und bei Erblickung eines Wiedergebornen würde uns eben so zu Muthe werden müssen, als wenn ein Bandite uns nahe käme. Wenn nun aber Gott einzelnen Lieblingen solche Aufträge nicht thut, wie sollte wohl ein ganzes Volk sich darauf berufen können, daß Gott ihm einen Krieg gegen ein Volk, von dem es gar nicht beleidigt war, befohlen habe? Wahre und falsche Religion haben gleiche Rechte gegen einander, denn ein Jeder hält seine Religion für die wahre. So bald ich daher der wahren Religion ein Recht zuschreibe, so wird ein Jeder es auch für seine Religion fordern können. Wollten wir es nun wohl einem Volke von anderer Religion für Recht gelten lassen, wenn es uns ohne weitere Ursache, bloß unter dem Vorwande, sein Gott habe es ihm befohlen, mit Krieg überzöge? Wenn der Papst" (hinc illae lacrymae!) „nach eben dem Rechte zu einer günstigen Zeit alle katholischen Mächte von ihren Verträgen gegen die Protestanten lossprechen, und ihnen (sie müßten freilich etwas gläubiger seyn, als jetzt) im Namen Gottes den Befehl geben wollte, uns alle zu bekehren oder zu vertilgen, und sie brauchten diesen Befehl zum Vorwande des Krieges: was würden wir dazu sagen? Oder wenn jetzt die Türken, denen es etwas schwer geworden zu seyn scheint, ein Kriegsmanifest gegen Rußland zuwege zu bringen, sich lieber geradezu auf Weissagungen berufen hätten, die ihnen im Namen Gottes Siege und Eroberungen verhießen? Sie haben wirklich solche Weissagungen, und das Volk hat durch sie den Muth bekommen, den Krieg zu fordern; allein so gefühllos gegen Scham sind doch die Türken, bei allen übrigen Barbareien, nicht gewesen, diese Weissagungen zum Vorwand des des Krieges zu gebrauchen. In der That würde auch nie

ein Nachbar bei solchem Volk sicher seyn können, das auf bloßen Befehl Gottes sich zum Kriegen berechtigt zu seyn glaubt; er muß fürchten, daß es über kurz oder lang sich auch einen solchen Befehl, ihn zu bekriegen, einbilden oder erdichten könnte; denn ob der Befehl wirklich von Gott käme oder nicht, darüber ist wiederum der angreifende Theil selbst Richter. Andern Völkern bleibt nichts übrig, als mit vereinigter Macht ein solch fanatisches Ungeheuer auszurotten."

Diese ganze Stelle, welche auf jeden gläubigen Katholiken in unsern Tagen hauptsächlich nur noch einen erheiternden Eindruck machen kann, legt zunächst Zeugniß ab von der eigenthümlichen Spezies oft gerühmter Achtung und Ehrfurcht, welche schon der ältere Protestantismus vor dem Buche der Bücher hegte. Außerdem beweist sie, welchen Zwang sich die verneinende Richtung vor achtzig Jahren anthun, welche Schlangenwege sie wandeln mußte, um die Gemüther durch Einflößung bescheidener Zweifel in Betreff sogenannter Nebenpunkte, durch Erregung unschuldiger Bedenken über die Wahrheit und Vernunftmäßigkeit der biblischen Geschichte in Hinsicht einzelner Begebenheiten, auf jene Manifeste des Antichrist vorzubereiten, welche zwei Menschenalter darauf nachfolgen und ganz anders lauten sollten *).

Zur Sache selbst ist zu erwägen, daß der großbrittanisch-hannöverische Gelehrte, welcher im gerechten Abscheu vor jedem Religionskriege selbst den Befehl Jehova's seiner witzigen Kritik unterwirft, sich wohl schwerlich jemals einen leisen Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Kriege erlaubt hat, welche England im schnöden Interesse des Gottes Mammon und zur Förderung seiner Industrie und seines Handels unternahm. Seine

*) Uebrigens fordert es die Gerechtigkeit, darauf aufmerksam zu machen, daß Einzelne heute wie zu allen Zeiten rühmliche Ausnahme von der herrschenden Richtung der Partei bildeten, welcher sie dem Namen nach angehören. Der Verfasser des oben erwähnten, klassischen Werkes: „die Symbolik des mosaischen Cultus“, ist Protestant.

Verwunderung würde alles Maß übersteigen haben, wenn man katholischer Seits sich eine Anwendung seiner eigenen Aufstellungen auf die Intervention zu machen erlaubt hätte, durch welche Gustav Adolf, im Interesse des „reinen Evangeliums“ den, gegen ihren Kaiser im offenen Aufruhr befindlichen Protestanten zu Hülfe kam, und eine katholische Macht mit Krieg überzog, die ihn noch viel weniger beleidigt hatte, als die Völker Canaans das Volk der Hebräer. So kurzsichtig war die damalige Aufklärung, daß Michaelis selbst, ohne irgend ein Arg daraus zu schöpfen, die von Justinus (lib. XIX. c. 1.) erwähnte Thatsache anführt: Darius habe die Kathager mit Krieg bedroht, wenn sie die Menschenopfer nicht unterließen. Wenn aber Israel von Jehova dieselbe Mission (noch dazu gegen dasselbe Volk, denn die Karthager waren cananitischen Stammes!) empfängt, und den Auftrag vollzieht, so ist dieß, zumal da es die Bibel ist, welche davon Zeugniß gibt, ein Capitalverbrechen an dem reinen Lichte des achtzehnten Jahrhunderts. In Wahrheit aber hat, so lange die Welt steht, jedem noch nicht im Stadium des Unterganges befindlichen Volke sein Glaube und die Ehre seiner Götter als das vornehmste und heiligste aller seiner Interessen gegolten. Ein Zerwürfniß mit diesem war zu allen Zeiten, mehr wie jeder andere Grund, einen Krieg zu rechtfertigen oder herbeizuführen wohl geeignet, und die Völker Canaans mußten, selbst abgesehen von dem den Israeliten durch göttliche Offenbarung ertheilten Auftrage zu deren Vernichtung, als die unverbesserlichen Feinde des wahren Gottes erscheinen, mit denen weder Friede noch Waffenstillstand möglich war. Vergessen wir nicht, daß Alles, was wir Völkerrecht nennen, von jeher immer nur auf der Grundlage eines gemeinschaftlichen Glaubens bestehen konnte und bestanden hat. Sollte es aber nöthig seyn, die Oekonomie der Vorsehung zu rechtfertigen, welche jene Völker ausrotten ließ, so würde der Katalog von blutigen Gräueln und unnennbarer Unzucht, welchen das zwanzigste Kapitel des dritten Buches Mosis enthält, dazu vollkommen hinreichend

seyn. Es schließt mit den Worten: Wandelt nicht in den Satzungen der Völker, die ich austreiben werde vor euch. Denn sie haben dieß Alles gethan, und ich habe sie verabscheut. — Wie die Vorsehung es nicht einmal zuließ, daß sich eine Kunde von den Maß und Begriff übersteigenden Verbrechen des vorsündfluthlichen Geschlechtes auf die Noachiden vererbte, so traf Moses Anstalten, um den Faden der Tradition zwischen den frühern Bewohnern des Landes und den erobernden Israeliten abzuschneiden, und selbst die Erinnerung an die naturwidrigen Gräuel der Cananiter in Nacht und Vergessenheit zu begraben. „Wenn der Herr, dein Gott, die Völker vor dir vertilget, zu welchen du ziehest, ihrer mächtig zu werden, und wenn du ihrer mächtig geworden, und in ihrem Lande wohnest, so hüte dich, ihnen nachzufolgen, wenn sie bei deinem Einzuge vertilgt werden, und zu fragen nach ihren Gebräuchen, und zu sagen: wie diese Völker ihren Göttern gedient, so will ich auch ihnen dienen. Thue nicht also, dem Herrn deinen Gott. Denn alle Gräuel, die der Herr verabscheut, haben sie ihren Göttern gethan, und haben ihre Söhne und Töchter geopfert, und sie mit Feuer verbrannt *).“ Darum soll das Volk Israel ihre geschnitzten Bilder mit Feuer verbrennen, und das Gold und Silber, davon sie gemacht sind, soll Niemand begehren, noch etwas davon für sich nehmen, damit er nicht verführt werde. „Sondern also sollt ihr thun mit ihnen: ihre Altäre sollt ihr zerstören, und ihre Bildsäulen zerbrechen, und ihre Haine umhauen und ihre Bilder verbrennen.“ .... „Und du sollst nichts von den Götzen in dein Haus bringen, daß du nicht gleich denselben zum Fluche werdest. Wie Unsauberkeit sollst du es verabscheuen, und wie Koth und Unflath soll es Dir ein Gräuel seyn, denn es ist verflucht **).“

*) 5. Buch Mosis Cap. 12. v. 29—31.
**) 5. Buch Mosis Cap. 5. v. 25. 26.

VI.

Wort und Waffe *).

Wer mit einiger Aufmerksamkeit den sozialen Zustand der Gegenwart betrachtet, dem wird, und zwar zu seiner nicht geringen Besorgniß, sich eine Bemerkung aufdrängen, welche nicht geeignet ist, mit Beruhigung in die Zukunft blicken zu lassen.

Wort und Waffe, — sie repräsentiren im Naturzustande die Selbstständigkeit, oder die geistige und physische Unabhängigkeit des Individuums in Bezug auf die Außenwelt.

Sie conzentriren sich im gesellschaftlichen Leben zum Nutzen und Frommen des Staates; allein sie sollten immer die ausschließlichen Attribute der, die Gesellschaft wesentlich constituirenden Elemente bleiben.

Noch jetzt bezeichnet der Degen alle Corporationen, aus denen die ehemalige Formation der Gesellschaft bestand, und es trägt ihn, wer „Sitz und Stimme" hat. Wort und Waffe kommen nach deutscher Sitte Jedermann zu, der Etwas zu vertheidigen, zu vertreten, zu conserviren hatte.

---

*) Die oben abgedruckte Denkschrift wurde dem Fürsten Staatskanzler von Oesterreich eingereicht am 15. August 1846.

Als nach der Schlacht bei Cannä der Feind vor den Thoren Roms stand, verweigerte der Senat die Einreihung der Gladiatoren und Freigelassenen in die Legionen, er wollte das Schwert nur dem römischen Bürger anvertraut wissen, und fürchtete minder jenes der Carthaginenser für den Augenblick, als das der einheimischen Proletarier in der Zukunft.

Als das Schwert in den Händen der Mercenarier und Auxiliares war, das Wort aus dem Munde der griechischen Sophisten floß, und man in Rom nur schwelgte und schwatzte, — da war Roms Ende nicht mehr fern!

Wir aber können es uns nicht verhehlen, daß auch bei uns Wort und Schwert keineswegs Attribute der, an dem Bestehenden haltenden, besitzenden Schichten der Gesellschaft, sondern vorzugsweise gerade jenen zugefallen ist, welche am Fortdauern des Bestehenden wenig oder gar kein Interesse haben, wohl aber beim Umsturz, oder der Umwandlung sich Vortheile versprechen können.

Es ist hauptsächlich der Proletarier, welcher zum schreiben und fechten angewiesen, erzogen und bestimmt ist. Die genießenden und besitzenden Klassen haben ihm beinahe gewaltsam Feder und Muskete in die Hände gedrückt.

Im Falle der Noth könnten wohl auch die erstern im materiellen Sinne beides wieder ergreifen, aber gerade die moralischen Triebfedern werden ihnen mangeln, denn Gesinnung und Disciplin lernt man nicht an einem Tage, und sie wohnen leider gerade nur in dem durch Entbehrung gestählten, an Gehorsam, Einigkeit und Thätigkeit durch seine gewöhnliche Lebensordnung gewohnten Proletarier.

Als die stehenden Heere noch aus geworbenen und besoldeten Zunftkriegern bestanden, als die Offiziere noch nach den Traditionen des Adelthums und der Ritterlichkeit dachten und wirkten, war die Waffe noch in den Händen der das Heer werbenden, besoldenden und verpflegenden Monarchen und der Proprietät (wie jetzt noch in England), — die Landwehr-

systeme und die Conscription hat die Waffe mit Gewalt in die Hand des Proletariers gelegt.

Die allgemeinen Schulen, in die der Proletarier zwangsweise sein Kind schicken muß, haben ihm die Presse zum Bedürfniß gemacht! — Der Communismus konnte keine bessern Vorbereiter finden, als die Regierungen, welche Normal-Schulen, Militär-Colonien und Landwehrsysteme, — anfangs mehr oder minder gewaltsam und nur mit großem Widerwillen des Proletariers, einführten.

Ehemals war die Proprietät ein Accidens des Standes, und von der Krone herab bis zur Hufe Landes, von den Würden des Fürsten bis zum Meisterrecht des Bürgers, sprach sie eine sociale und moralische Sanction an, der Besitz war das Accidens der socialen Stellung.

Jetzt ist die Proprietät die Hauptsache, der Stand nur das Accidens.

Auf dem Dampfwagen sitzen jene Leute obenan, die mehr, und schließen jene aus, die weniger zahlen. Jude, Bischof, Fürst und Bauer, Soldat und Geistlichen, Gaukler, Taschenspieler und Gelehrten unterscheidet nur das Geld, welches ihre Stellung repräsentirt.

Das Bestehende also ist die Proprietät, gegen sie wird daher der nächste Sturm gerichtet seyn, weit mehr als gegen politische Formen und Kastenwesen, welche ohnehin nur von ihr, statt daß früher der umgekehrte Fall Statt fand, abhängig sind.

Als noch die Corporationen, welche den früheren Staatsorganismus repräsentirten, gesund und kräftig waren, konnten sie den Bewegungen, die von unten kamen, widerstehen, und noch beim Bauernkriege im sechszehnten Jahrhundert brachen sich die communistischen Fluthen am gepanzerten Adel, am gerüsteten, streitfähigen Bürgerthum, an den geworbenen Landsknechten und Reisigen der waffenkundigen Fürsten, Städte und Bischöfe, welche damals noch selbst an ihr gutes Recht glaubten, statt wie sie jetzt, schon von vorne hinein in Concessionen aller

Art das einzige Schutzmittel für ihre Stellung, welche sie sich von den Gegnern beinahe vergeben lassen möchten, suchen.

Die Capacität wurde früher durch Clerus und Universitäten repräsentirt. — Jetzt durch brodlose und schreibsüchtige Doctoren und Journalisten.

Schwert und Schild des Adels hat die Nationalgarde mit Bärenmütze und Ueberschwungriemen übernommen, und wie jene früher den Rotürier, so den Proletarier aus ihren Reihen ausgeschlossen, dagegen aber ihn in jene der Linientruppen gestoßen, und die stehenden, geworbenen, besoldeten Heere haben sich in Massen eingeübter, disciplinirter Proletarier verwandelt, welche vom Feldlager und der Kaserne, in das Dorf und an den Webstuhl wandern, und insbesondere Kasernen und Fabrik werden jetzt von denselben Bewohnern, mit ziemlich ähnlichen Lebensformen bevölkert.

Die jetzigen Vertheidiger der Proprietät sind also lediglich die National- oder Bürgergarden. Ihnen aber wohnt eben so wenig die ursprüngliche, belebende Idee des Ritterthums, die kriegerische Ehre inne, als sie den Geist der Disciplin und Ordnung, welche die stehenden Heere leitet, eingesogen haben, der, wie oben gesagt, jetzt nur in der Kaserne und in der Fabrik gelehrt und gelernt wird.

Eben so ist Entbehrung und Abhärtung nur beim Proletarier zu finden, nicht aber „beim Gevatter Schneider und Handschuhmacher."

Hieraus folgt, daß, so bald sich ein Kampf gegen die Proprietät entwickeln wird, die Bajonette größtentheils als Gegner auftreten und die Regierungen vielleicht gezwungen seyn werden, die Partei des Stärkern gegen die Schwächern nehmen zu müssen. Was vom Proletarier als Soldat gilt, gilt auch von ihm als Schriftsteller, und Presse und Muskete liegen in denselben Händen.

Es ist gezeigt worden, daß das conservative Element durch die Waffe nicht mehr geschützt ist. Aber auch das Wort tritt gegen dasselbe auf, und eine bloß präventive Censur

ist keine Vertheidigung gegen einen stets activen Angriff, dem man nicht passiv allein begegnen kann.

Es handelt sich also darum, wie man Wort und Waffe wieder mehr aus den Reihen des Proletariats in jene des conservativen Elements bringen könne.

Man erlaube mir einige Andeutungen in dieser Beziehung.

„A Jove sit principium"

und

„Regis ad exemplum totus componitur orbis."

So lange nicht wieder durch eine christliche Erziehung der Boden gereinigt ist, auf welchem christliche Gesittung, die Grundlage der christlichen Gemeinde (der Christenheit, — des christlichen Reiches, — im Gegensatz vom heidnischen Staate [gentilis — von gens, —], — wurzeln muß, — kann man auf kein günstiges Resultat hoffen.

Die Idee, der Gedanke belebt die Form, sei es Individuum oder Gesellschaft. Der Geist der Regierung und des Gesetzes, dessen moralische Kraft, bindet und leitet, — die materielle Gewalt ist nur Hülfe und Instrument. Wäre das Letztere der Fall, so müßte jeder Staatsbürger einen Gensd'armen zur Aufsicht neben sich haben, und die Bevölkerung zerfiele, eigentlich in ein Drittel Beamte, ein Drittel Gensd'armen und ein Drittel Bürger.

Nicht auf der Schulbank reift der Knabe zum Manne, nicht im Lesen und Schreiben besteht die Schule menschlicher Gesittung. Ist die Erziehung einmal besser, so wird die schlechte Presse weniger, die gute mehr Eingang finden.

Aber auch die Regierungen dürfen nicht mehr, — wie bisher so häufig leider geschehen, — Religion und Recht als bloße Puppen behandeln, welche wohl für den Plebs gelten, dem gebildeten, hochgestellten Manne aber nur als Spielzeug erscheinen! Beförderung aller Zunfteinrichtungen, Unterstützung aller patriarchalischen Formen und Befestigung der Familien-

bande und Autoritäten sind die besten Grundlagen zu einem conservativen Staatsgebäude.

Um die Presse zu leiten, genügt eine präventive Censur nicht, — es wäre eben so gut, man würde eine Festung vertheidigen wollen, indem man jedes Loch, welches eine feindliche Kugel schlägt, schnell mit einem Wollsack verstopfte.

Man vertheidigt sich nur, indem man selbst hinausschießt.

Die Presse zerfällt, wie die Befestigungskunst in die permanente und Feldbefestigung, so in die Bücher und in die Journale; Letztere ist jetzt die hauptsächlich wirkende.

Die Regierung kann sich nicht in die Polemik der Journale einlassen. Sie selbst darf nur sich manifestiren, — nicht argumentiren und disputiren. Aber wie ein Heer leichte Truppen hat, welche dessen Bewegungen vorbereiten, begleiten, den Gegner auskundschaften, das Terrain untersuchen, Front, Flügel und Rücken decken, so kann eine Regierung Journale haben, welche ihr dieselben Dienste in der öffentlichen Meinung erweisen; aber nie dürfen die Bewegungen des Hauptheeres durch jene der leichten Truppen bedingt werden, wohl aber vice versa muß diesen Freiheit genug bleiben, um sich in einer gewissen Unabhängigkeit zu bewegen. Regeln schaden hier nur: der Einsicht und dem Eifer der Führer muß die Natur ihres Wirkungskreises überlassen, und nur das allgemeine Ziel, — aber dieses Ziel muß ein bestimmtes, wohl vorgezeichnetes seyn, — gesteckt werden.

Aber nicht allein auf die Journalistik muß das Augenmerk der Regierung gerichtet seyn. Nicht so auffallend aber vielleicht nachhaltiger ist die Wirkung der Bücher-Literatur.

Hier dürften wohl Belohnungen und Auszeichnungen am rechten Platze seyn. Ein Band im Knopfloche, oder der Ankauf von einigen tausend Exemplaren bei einer im Sinne der Regierungsprincipien, oder sonst zum Vortheil der Wissenschaft gelungenen Leistung wird manchen die Bemühung eines Vierteljahrhunderts vergüten, und dagegen den Pamphlet-Schreiber

und Journalfabrikanten bedauern lassen, nicht lieber denselben Weg gewandelt zu seyn.

Außerdem für Beleidigungen der Personen und des Rechtes **Gesetze**; und zwar strenge und die Application in den Händen der Tribunale.

Meiner unmaßgeblichen Meinung nach ist die Presse nirgends gefährlicher, als eben da, wo sie nicht frei ist, und namentlich bei uns in Oesterreich. Die vielen materiellen Verbindungen, — Eisenbahnen, — daraus sich ergebende Frequenz der Reisenden, — lebhafter offener und Schmuggel-Handel, — das sich stets mehr offenbarende Bedürfniß nach Lectüre macht jede Censur nur zu einer illusorischen Maßregel.

Ja es ist dahin gekommen, daß nur die ausländische Presse, und zwar hauptsächlich die hostile, bei uns selbst Abnehmer findet (der ewige Jude und die Mysterien von Paris sind bei uns so allgemein bekannt, wie in Paris, — die allgemeine Zeitung ist eine Art Koran für alle unsere Mittelklassen, insbesondere für das Militär, geworden); — und dagegen unsere Schriftsteller lediglich im Auslande drucken lassen, und dadurch schon eo ipso in einer quasi-feindseligen, oder doch illegalen Stellung gegen ihre Regierung sich befinden. Alle Angriffe auf die Regierung und auf Individuen oder Corporationen in Oesterreich finden um so leichter Eingang, als sie selten oder nie auf Widerspruch oder auf ernste Zurechtweisung stoßen, und am allermeisten bei uns selbst gelesen werden.

Es wäre zu weitläufig und gehört zu einer andern Gelegenheit, in die Einzelnheiten einzugehen, wodurch die Regierung die Presse leiten könnte, — welches, so wie sie den großen Hebel der materiellen Bewegung, die Eisenbahnen weislich gleich in die Hand genommen hat, mit jenen der Intelligenz nicht minder der Fall seyn sollte.

Es genüge hier die Hauptmomente anzudeuten, wodurch die Presse in der Hand der Regierung nicht mehr, eine höch-

stens passive, aber immer feindselige Stellung annehmen, sondern wie jede Kraft (Dampf, Strom, Intelligenz, —) zu günstigen Resultaten verwendet werden, — und nicht als zerstörende Naturkraft, sondern, sobald es geregelt und gedämmt ist, als erhaltendes, schützendes Element angewendet werden könnte.

Diese Hauptmomente sind dreierlei, und in ihnen liegt die Vorbereitung, die Action und das Resultat, sie sind:

a) Gründung, Organisation und unablässige, genaue Beachtung und Beaufsichtigung der Schulen, in welche der Knabe nicht gewaltsam gepreßt werde, — wenn er sie aber besucht, vor Allem zum Menschen, Christen und Bürger vorbereitet werden sollte;

b) Gründung und Organisirung weniger, aber guter Journale in drei Kategorien:
   1) Ministerielle,
   2) entschieden conservative, oder moderirte, und
   3) ein oder zwei Oppositions-Blätter, welche den Carouffel-Kopf vorstellen, auf dem man seine Waffen versucht;

c) Aufmunterung und Belohnung der Verfasser und Verleger solcher Werke, welche den Regierungsprincipien am besten entsprechen.

Nachdem wir nun in einigen kurzen Andeutungen über das Wort unsere Meinung ausgesprochen haben, wollen wir zur Waffe übergehen und sehen, wie dieselbe mehr der conservativen Tendenz erhalten werden könne.

Zu diesem Zwecke müßte allerdings das Wehrsystem überhaupt, insbesondere aber die Rekrutirung oder Conscription bedeutenden Modificationen unterzogen werden.

Der Soldatenstand muß so viel wie möglich wieder dem Zunftwesen genähert werden, und nicht mehr eine allge-

meine, vorübergehende Pflicht des größten Theils der Bevölkerung bleiben *).

Dieß kann auf eine indirekte Art eben wegen des drückenden Charakters dieser allgemeinen Verpflichtungen und gerade durch diese Einrichtungen selbst mit gewissen Modificationen erzielt werden.

Aber es versteht sich, daß die Proprietät ihrerseits Opfer bringen müsse, um dieses für sie so günstige Resultat zu erreichen.

Je allgemeiner die Conscription ist, je mehr begünstige man, bei einer kurzen Dienstzeit, die Reengagirung ausgedienter Soldaten, besonders der Unteroffiziere und Chargen als Stellvertreter, so, daß es nach und nach eine Klasse gebe, deren Existenz der Dienst ist, die unter und von der Fahne leben, und keinen andern Lebenszweck kennen oder hoffen.

Man bewahre ausschließlich für die ausgedienten Unteroffiziere gewisse Stellen bei Eisenbahnen oder sonstigen Dikasterien, und belohne durch allerlei Civilanstellungen langjährige Militärdienste.

Man sorge überhaupt für hinreichende Versorgung der alten und invaliden Soldaten. Dazu soll billiger Weise die Proprietät, zu derem Schutze sie vornehmlich unter den Waffen stehen, in Anspruch genommen werden.

Man trenne durch besonderes Recht und Gesetz, Sitte und Brauch, das Heer vom Civilstande, und lasse ja jenen Unterschied nicht verwischen, der noch zwischen dem Manne des Lagers und jenem der Stadt besteht, und welchen nach und nach zu verlöschen man sogar höhern Orts nur zu sehr, —

*) Es ist auffallend zu bemerken, wie die aus derselben Quelle fließenden Symptome in ganz verschiedenen Sphären übereinstimmen. So geht die Auflösung der Zünfte überall im gleichen Schritte mit der Umwandlung der stehenden Heere, und beruht in der allgemeinen Tendenz der Auflösung der patriarchalischen Autoritäten und jeder Disciplin überhaupt.

darin den wohldurchdachten Plänen der Propaganda bewußt-los huldigend, — beflissen ist.

Man knüpfe wieder den Adel an das Heer, und suche durch Auszeichnungen und Belohnungen ihn vorzüglich bei dieser Laufbahn, welche doch immer seine ursprüngliche Bestimmung bleibt, zu erhalten und zu derselben anzueifern, — hebe dagegen seine widersinnige Befreiung vom Militärdienste auf.

Man halte ein an Zahl geringeres, aber wohl verpflegtes gerüstetes und geübtes Heer; es wird dann einen Kern bilden, mit welchem man, wie mit den Liquor der Alchimisten, auch die größten Massen unedlen Metalles durch Zusatz in vollwichtiges Gold, oder vielmehr hier in Eisen verwandeln kann. Die polnische Armee im Jahre 1830 hat die Richtigkeit dieses Satzes erwiesen.

Es darf nicht mehr als das größte Unglück gelten, Soldat zu werden, und der Krieger sein Unterkommen als Handlanger in einer Fabrik, oder als Taglöhner, als eine Befreiung von einer elenden Existenz mit Sehnsucht erwarten.

Der Offizier darf nicht mehr mit Hunger und Entbehrung kämpfen, und jeden Ladenschwengel, oder Lakei um seinen gesättigten Magen beneiden.

Dagegen gebrauche man größere Truppenkörper, namentlich die Infanterie und die Spezial-Waffe, zu öffentlichen Arbeiten, als Straßen, Bauten ꝛc. Man leite ihren Ehrgeiz auf Vollendung derselben, und man wird sich überzeugen, daß dabei die moralische und physische Ausbildung oft mehr befördert werden dürfte, als durch den pedantischen Kasernendienst und das einförmige Exerzieren.

Ich weiß, daß die hier aufgestellten Sätze und Folgerungen von vielen meiner Zeit-, Zunft- und Standes-Genossen als träumerische Faseleien werden verlacht werden, aber eine unablässige, genaue und unparteiische Beobachtung der Menschen in allen Klassen und in verschiedenen Verhältnissen hat in mir die Ueberzeugung erzeugt, daß, wenn nicht, und zwar bald, Muskete und Feder mehr in die conservativen Hände

übergeht, — wenn, wie es jetzt der Fall ist, Gehorsam, Disciplin, Entbehrung, Kameradschaftlichkeit und gegenseitiges Vertrauen sich immer mehr und mehr im Proletariat conzentriren, — wenn Gesinnung und Thätigkeit immer seltener bei den conservativen, oder vielmehr genießenden Klassen werden, und zuletzt auch Intelligenz und Wissen den Proletarier unterstützen, wenn, wie sich immer mehr herausstellt, das göttliche, und folgerecht auch jedes menschliche Recht und jede Autorität in Frage gestellt ist (und zwar hauptsächlich von jenen selbst, die es vertreten und von demselben geschützt werden), — wenn der Besitz bei dem Einzelnen nur Recht, aber keine Pflichten mehr voraussetzt, und nur den Genuß bedingt, und somit jeder religiösen, moralischen und patriarchalischen Sanctionirung entbehrt, so geht diese letztere auch dem Gesammtstaate ab, und die Bewegung wird unaufhaltsam bei Abwesenheit genügender, das Gleichgewicht haltender Kräfte, fortschreiten, und alles Bestehende mit sich hinabreißen in endlose Zerstörung.

Nur die Aufstellung des göttlichen Rechtes, und das daraus entspringende, — also unverletzliche menschliche, kann wieder einen sittlichen Grund geben, auf dem die Form der Gesellschaft gestützt und erhalten werden kann, — aber glauben müssen daran vor Allen jene, die es lehren und deuten!

VII.

Skizzen aus der römischen Revolution von 1848.

(Mittheilungen aus den Tagebüchern von deutschen Augenzeugen.)

Sechster Artikel.

Wie bald alle menschliche Herrlichkeit schwindet, wie schnell die Gefeierten des Tages herabsinken in die Kategorie der gewöhnlichen Menschenkinder, wie eitel aller Ruhm und alle Lobpreisungen der sinnberauschten und geisteskranken Welt — das hat, in diesem Stücke vor keinem andern Sterblichen bevorzugt, auch der angebetete Pius erfahren müssen. Als er am 8. September 1846 durch den prachtvollen Triumphbogen am Ende des Corso zu der Kirche Santa Maria del popolo zog, da schien dieser „christliche Titus“, diese „wahre Wonne der Menschheit“, eine Macht über die Geister zu besitzen, die weder je einer der berühmtesten Helden im Kriege noch einer seiner Vorgänger selbst in jenen Zeiten genossen, wo die päpstliche Gewalt auf dem Gipfel irdischer Größe und irdischen Glanzes stund. Da hatten viele Tage vorher die Zurüstungen zu dem prunkvollen Feste begonnen; kein Haus blieb ungeschmückt, keine Hand blieb müßig, keine Lippe stumm. Da dachte Alles an ihn; sein Name machte alles Andere vergessen; da war keine Lust, keine Freude ohne ihn. Ein Blick

von ihm schien ein Gnadenstrom einer segenspendenden Gottheit; ein Lächeln seines Mundes schien alle Sorge, allen Schmerz zu verbannen. Es war ein schöner Traum einer heiteren Sommernacht, der da Römer und Nichtrömer mit zauberischen Banden umschlungen hielt. Und heute — den 8. September 1848, wo sich zum zweitenmal jener Festtag verjährte, der den beneidenswerthesten aller Fürsten in seiner Glorie dem erstaunten Europa gezeigt — da ist Alles still; dumpfes Schweigen herrscht auf den Straßen; theilnahmslos ist man bei dem Geburtsfest der Madonna. Nur verkommenes und verwahrlostes Gesindel zeigt sich auf den öffentlichen Plätzen; Einer flüstert dem Andern zu: Heut' soll es losgehen, wie vor einigen Tagen in Bologna; heute wird die Republik proclamirt und eine neue Besitzvertheilung vorgenommen. Fürst Canino habe bereits die Jakobinermützen gekauft, am Nachmittag werde er sie am Corso austheilen, erzählte ein Anderer. Ein Dritter wußte bereits, der Papst werde vor ein Gericht gestellt, das die Volksmänner erwählt, und werde zwar nicht sein Leben, doch seine Freiheit verlieren. Das waren jetzt die rosigen Hoffnungen, mit denen sich die Vaterlandsfreunde erquickten. Lange harrten sie vergebens auf ein Zeichen, das den Eintritt der neuen Ordnung der Dinge verkündigte; sie wurden ungeduldig und liefen hin und her, den Grund der Verzögerung zu erforschen. Endlich mußten sie zu ihrem Mißbehagen erfahren, die Proclamation „der gerechten und volksthümlichen Regierung" sei wegen unübersteiglicher Hindernisse verschoben; noch sei der Augenblick nicht günstig, man müsse zusehen und den rechten Moment mit Geduld erwarten. Mürrisch und ärgerlich zerstreuten sich die theilungssüchtigen Patrioten; der geängstigte Bürger athmete wieder etwas freier. Aber die Anarchie war noch nicht gehoben. Wohl einsehend, daß nur eine imponirende Militärmacht dem alle Dämme niederreißenden Radikalismus Halt zu gebieten im Stande sei, hatte Pius von Frankreich sich Truppen zur Wiederherstellung der fast ganz vernichteten Ordnung erbeten, ohne sie zu erhalten; von Oester-

reich konnte er damals keine Hülfe erwarten, und schon das Einrücken der kaiserlichen Truppen in den Kirchenstaat würde die fürchterlichsten Scenen in Rom zur unausbleiblichen Folge gehabt haben. Pius sah sich also genöthigt, von dem Gedanken einer Unterstützung mit Waffengewalt durch eine auswärtige Macht ganz abzugehen und im eigenen Staate nach dem zu greifen, was ihm möglicherweise eine Rettung für ihn und den Staat in Aussicht zu stellen vermochte. Es bot sich ihm aber bei der durchgeführten Unterwühlung aller staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse sehr Weniges dar; daher man es begreiflich finden kann, wie er auf den Gedanken kam, einen ehemaligen römischen Staatsverbrecher, einen Hauptacteur sogar im früheren italienischen Revolutionsdrama an die Spitze der Staatsgeschäfte zu rufen und ihm den großen Auftrag der Rettung des Staats aus den Händen der Revolution zu ertheilen. Rossi war offenbar von der gestürzten französischen Regierung als ihr Stellvertreter nach Rom geschickt worden, um vermöge seiner diplomatischen Gewandtheit, seiner Kenntniß von Land und Leuten, dem französischen Einflusse daselbst das Uebergewicht zu verschaffen. Diese Mission hatte allerdings für denselben seit dem Sturze des Königthums von Ludwig Philipp aufgehört; dessenungeachtet aber kann man sagen, daß Pius sich einem Staatsmanne anvertraute, welcher zum Theil noch auf französischem Boden stand, und, wäre er durchgedrungen, Frankreich sicherlich einen überwiegenden Einfluß auf die italienischen Angelegenheiten verschafft hätte. Denn Rossi kannte sein Land zu gut, als daß er je der trügerischen Hoffnung sich hätte hingeben können, dasselbe mittelst der eigenen in selbem vorhandenen Kraft aus dem Strome der Revolution, welcher durch Wühler von Unten und Oben über dasselbe hingeleitet worden war, herauszureißen.

Die Geschichte ist übrigens Rossi das Zeugniß schuldig, daß er mit Muth den Kampf mit den revolutionären Elemen-

ten anhob. Gegen Ende Septembers war es ihm bereits gelungen, die Regierung wieder zu einigem Ansehen zu bringen vermittelst einer Reihe von Maßregeln, die auf Eindämmung jener berechnet waren. Sein Einschreiten gegen die Karrikaturen und Spottbilder, sein wachsames Auge auf die Presse, sein Ausspähen der geheimen Waffendepots, die Reorganisation der päpstlichen Carabinieri, die als Gens'darmerie dienten, die Ausweisung vieler verdächtigen und ohne gehörige Ausweisschriften in Rom verweilenden Ausländer, die Verminderung der Zuhörerplätze auf den Gallerien der Deputirtenkammer, die Zurechtweisung der derben Uebergriffe der Civica, die theilweise Wiedereinführung des früheren Polizeisystems, die exemplarische Bestrafung einzelner Ruhestörer, die Beschränkung öffentlicher Zusammenkünfte auf den Straßen, so wie überhaupt das Bestreben, die besseren, früher von der Regierung versuchten Maßregeln durchzuführen — das Alles legte Zeugniß ab von seinem Willen, die Revolution zu bekämpfen, wenn es auch nicht hinreichte, sie zu besiegen.

Indessen wirkungslos blieb es nicht. Rossi wurde von den Schlechten gehaßt und gefürchtet; die Bessergesinnten aber in Trastevere und den übrigen Stadttheilen fingen an, sich etwas zu erholen, und der Papst wurde sogar wiederum mit Jubel empfangen; es war das letzte Aufflackern eines Lichtes, das in der mit Stickgas der Revolution überschwängerten Luft seinem Erlöschen nahte. Die Mittel, welche Rossi anwandte, und welche ihm unter den gegebenen Verhältnissen zu Gebot stunden, waren nicht geeignet, diese verpestete Luft zu reinigen; dieß war nur noch durch das Ingrediens einer von außen kommenden physischen Macht und durch volle Ablenkung von der falschen Bahn, auf welcher nur die Revolution noch sich bewegen konnte, möglich. Es ist überhaupt schwer, mit dem Radikalismus zu kämpfen, wenn er einmal zu einer äußeren physischen Macht gekommen ist; alle Prohibitiv- und Defensivmittel, die der Organismus eines Staatswesens bietet,

reichen nicht mehr aus, wenn sie nicht von der Macht der Kanonen und Bajonette unterstützt werden. Ihm sind alle Mittel recht, wenn sie zum Ziele führen, die niederträchtigsten oft am liebsten, weil sie den promptesten Erfolg haben; sein Waffenvorrath ist daher unerschöpflich, während der ehrliche Kämpfer gegen ihn nur ehrliche Waffen wählen und gebrauchen kann. — Der Begriff von Tugend, selbst von Ehre ist dem Radikalen von reinem Schlage längst abhanden gekommen; Mazzini verlangt vom wahren Republikaner nur eine Tugend, den Patriotismus, der mit der „ächt republikanischen Gesinnung zusammenfällt." Diese einzige Tugend muß alle anderen in Hintergrund drängen, damit sie von diesen und ihren engherzigen Einflüsterungen nicht eingeschränkt und behindert wird. Deßwegen soll auch das Christenthum fallen, wenn es sich der Allgewalt der republikanischen Bürgertugend nicht fügen will; diese allein soll die Grundlage der neuen Staatenordnung werden und als höchstes Gesetz fortan herrschen. Der mazzinische Katechismus ist äußerst kurz und einfach; seine Früchte haben sich bereits bewährt.

Während nun die „Reaktion" Fortschritte machte, zeigte sich bei vielen Liberalen und Halbliberalen eine gewisse Bangigkeit. Vor allem war dem Volkstribun Brunetti nicht wohl zu Muthe; er dachte immer mehr an die Retirade, und sann auf Vorwände, um sich nach und nach vom „öffentlichen Leben" in die „bescheidene Stille seines Familienkreises" zurückzuziehen. Aber die Klubbs ließen das brauchbare Werkzeug noch nicht sobald sich entziehen; sie hielten es vielmehr fest, und das vermehrte die Angst des „imperturbabile guerriero". Die Juden, seit dem Niederreißen der Thore des Ghetto etwas dreister geworden, wagten noch nicht wegen der fast unbezwinglichen Abneigung der christlichen Bevölkerung gegen ihr Volk eine bedeutende Rolle zu spielen; ihre Furchtsamkeit hielt sie ohnehin von lärmenden Auftritten ferne, und die geringe Zahl der an politischer Bildung hervorragenden Israeliten

machte ihnen eine umfassendere Betheiligung an den Fortschritts- bewegungen nicht möglich, so sehr auch ihre Neigung und ihre ganze Lage sie zu den Vertretern der neuen Richtung hinzog. Ohne die aus der Fremde herbeigeströmten Brüder waren die römischen Republikaner immer noch eine viel zu geringe Zahl, um in einem entscheidenden Augenblick die Regierung ganz an sich reißen zu können. Da mußten Rossi's, ohne Rücksicht auf die italienische Nationalität gegen verdächtige Fremde getroffenen Maßregeln, die nun auf einmal ganz cosmopolitisch redenden Patrioten erbittern. Indessen war der Nachtheil, den diese Ausweisungen ihrer Sache zufügten, an sich nicht so sehr bedeutend; denn einerseits traf er nur die gemeinen, nicht aber die vornehmen Wühler aus dem Auslande; letztere spannen ihre verborgenen Fäden allzu künstlich, und konnten über ihre Verhältnisse jederzeit sich legitimiren; nebstdem wäre es der päpstlichen Regierung schlimm ergangen, hätte sie z. B. britische Unterthanen oder Angehörige eines unter englischem Schutze stehenden Landes verwiesen; andererseits wußten die dienstgeschäftige Civica in Auftrag des circolo popolare und die Freunde einer „mehr republikanischen Verfassungsform" die Verwiesenen wieder einzuschmuggeln; oft kehrten die, welche aus dem einen Thore gezogen waren, durch ein anderes, wenn nöthig selbst unter dem Protectorate eines einflußreichen Volksfreundes, wieder in die Stadt zurück. Dennoch fühlten sich die Agitatoren gedrungen, Alles aufzubieten, das Ministerium zu stürzen. Die Epoca und der Contemporaneo, in dem Sterbini alle seine Beredsamkeit aufbot, bezeichneten es unter starken Seitenhieben auf die persönlichen Verhältnisse des Grafen Rossi als reaktionär, antiliberal, antinational, und suchten immer größeren Einfluß auf die Deputirtenwahlen zu gewinnen. Man drohte bereits dem gehaßten Minister in anonymen Briefen und Maueranschlägen, und verkündigte laut, wenn er in dieser Weise fortfahre, das Volk zu tyrannisiren, werde der Eröffnungstag der Kammern auch der Tag seines Sturzes seyn, was sich in einer schauerlichen Weise auch bewahrheitet hat.

Auf dem Boden eines falschen Constitutionalismus, der im vollen Uebergange zur revolutionären Demagogie bereits begriffen war, auf dem Rossi und der Kirchenstaat jetzt noch stunden, konnte allerdings diesem Uebel der Presse, so wie allen andern nicht abgeholfen werden. Nach diesem wäre eine durchgreifende Beschränkung der Presse ohne Mitwirkung der Kammern nicht möglich gewesen; es war aber vorauszusehen, daß in diese nur die von den Klubbs empfohlenen Subjecte, oder solche charakterlose sogenannte Conservative gewählt werden würden, die wegen ihrer Condescendenz für die Fortschrittspartei den Giftgeschossen radikaler Verläumdung bisher noch entgangen waren.

Ob Rossi bereits so weit gekommen war, daran zu denken, sich einen andern, zum thatkräftigen Handeln mehr geeigneten Boden zu verschaffen, lassen wir dahingestellt; wir berühren dießfalls nur das Factum, daß er daran dachte, im Verein mit dem General Zucchi, einem Ehrenmanne und erfahrenen Krieger, die bewaffnete Macht neu zu organisiren und thätig an dem Entwurf eines neuen Militärgesetzes arbeitete. Das beleidigte die Civica nur noch mehr, und sie suchte auch die übrigen Truppen nach und nach gegen die Regierung zu reizen, was eben so gut gelang, wie der Sieg, den die Wahlliste des Radikalismus erfocht.

Der October verging dem Scheine nach ruhig; diese Ruhe sollte wie früher die Solemnitäten die ohnehin schläfrige Masse der Bessergesinnten noch mehr in den Schlaf einlullen. Unterdessen war man in den Vereinen desto thätiger, und bereitete sich für den großen Tag vor, an dem die Kammern eröffnet werden sollten. Als Pius, wie gewöhnlich am 4ten November, dem Festtage des heiligen Karl Borromeo, nach der diesem Heiligen geweihten Kirche auf dem Corso zog, war dieser, sonst so geräuschvoll und belebt, ganz öde und verlassen; es kümmerte sich fast Niemand um den Papst, und die kirchliche Feier ging ruhig vor sich. Das war, ohne daß

Jemand daran dachte, auf sechszehn Monate die letzte Cappella papale. Die scheinbare Ruhe blieb bis zum 14. November. An diesem Tage wurden Verwünschungen gegen Rossi und General Zucchi laut; die radikale Partei war ihrer Kammermajorität gewiß und höhnte bereits Alle, die nicht unbedingt und rückhaltslos zu ihrer Fahne geschworen. Man reizte vielfach die Conservativen, und von diesen machten nur Wenige ihrem Unmuth Luft; selbst die wackeren Trasteverianer sahen sich außer Stande, der radikalen Uebermacht entgegen zu treten. Nebstdem waren auch in Trastevere schon längst die nachtheiligsten Gerüchte über das Ministerium im Umlauf, und so blieben die Meisten kalt, als man dessen bevorstehenden Sturz mit Jubel verkündigte. Aber die Klubbs wollten den Deputirten, ihren „Creaturen", nicht die Ehre überlassen, Rossi zu stürzen; bereits war ein Anderes über ihn beschlossen. Sterbini's Mißhandlung schürte das Feuer noch viel mehr; die Ermordung Rossi's sollte Alles überraschen, den Papst und seine Anhänger bestürzen, und in der allgemeinen Verwirrung ihm ein Ministerium aufgedrängt werden, das einzig aus radikalen Demagogen bestand. Am 15ten November wurden die Kammern eröffnet; wie vorauszusehen war, hatte die Rechte nicht einen einzigen Vertreter; vier Deputirte saßen im Centrum, alle Anderen auf der Linken. Der circolo popolare hatte bereits eine gedruckte Adresse für die Kammer vorbereitet; die Forderungen derselben waren durch und durch revolutionär. Es sollte das Programm Mamianis vollständig adoptirt, das Princip der nazionalita italiana feierlich promulgirt, eine Constituante berufen, der Unabhängigkeitskrieg fortgesetzt, und ein vom „Volke" vorgeschlagenes Ministerium (Mamiani, Sterbini, Campello, Sereni, Fuskoni, Lunati, Salicetti waren die Candidaten) unverzüglich eingesetzt werden. Eine Adresse ganz gleichen Inhalts war für den Papst bestimmt. Bevor diese Adresse überreicht ward, traf der Dolch des Meuchlers den unglücklichen Rossi, und in Bologna sollte zu derselben Stunde Zucchi fallen, den aber der Himmel gerettet hat.

Umsonst hatte man Rossi vorher, wenigstens in allgemeinen Ausdrücken gewarnt; er wollte in den ihm bereits mehrmals gemachten Drohungen nichts als leere Schreckschüsse erkennen, deren die Radikalen sich so häufig bedient, und glaubte diesen durch Unerschrockenheit und imponirendes Auftreten kühn die Stirne bieten zu müssen. Die radikale Presse hob es triumphirend hervor, wie er an eben dem Orte den Tod fand, wo einst der gewaltige Julius Cäsar geendet, und sah in seinem Mörder den ersten und den zweiten Brutus vereinigt, und begrüßte ihn als den Befreier Roms mit dem rauschendsten Beifall. In ihrer feilen Niederträchtigkeit zeigte sich hier die wühlerische Journalistik; der eine Theil der Journale redete davon, wie von einer gleichgültigen Sache; è un accidente, hieß es; der andere, wie die Epoca, das Organ Spini's und Pinto's, sah darin ein die Größe des italienischen Namens laut verkündendes Ereigniß; è sangue d'un porco, sagten Andere, è la giustizia contra un traditore, war die Sprache von Andern; è il più eminente atto della celeste Providenza, ließen sich wiederum Andere vernehmen. Nichts Empörenderes kann man lesen, als die Urtheile der Alba von Florenz vom 18. und 19. November, oder der römischen Epoca vom 17ten; alle Blätter von Jung-Italien hatten nur Eine Sprache: der verruchteste Meuchelmord ward zur großartigsten Heldenthat gestempelt. Bekannt ist, wie man in dem demoralisirten und radikalisirten Livorno beim Eintreffen dieser Siegesbotschaft durch Festgeläute seinen Beifall zu erkennen gab, und in dem gränzenlosesten Jubel den Meuchler hochleben ließ. In Rom selbst war nach dieser That, im Gegensatz zu diesem wilden Treiben der Presse, unter den Volksmassen eine Todtenstille eingetreten; man sah allenthalben Bestürzung; nur sehr Wenige der rohesten Wühler ließen den Tyrannenmörder hochleben und priesen das „heilige Instrument göttlicher Rache", das bald nachher wie die kostbarste Reliquie verehrt ward. Inzwischen schrieb der übermächtige Sterbini, schon nahe an der ersehnten Dictatur, an die Befehlshaber der verschiedenen Waffenarten, um sie zu

einer großartigen Demonstration auf den folgenden Tag einzuladen; die Garnison ward mit den elendesten Mitteln zum Treubruch verleitet, selbst die Carabinieri; auf die Civica konnten sich die radikalen Häupter ohnehin verlassen. Alles harrte in Angst der Dinge, die da kommen sollten. Das Maß verruchter Verbrechen war noch nicht voll.

Blutig wie der 15te, zeigte sich der 16te November. Die Kammer war in Schrecken, so kaltblütig sie sich auch Tags vorher bei der Ermordung des Ministers benommen; Niemand wußte, was werden sollte, mit Ausnahme Sterbini's und seiner Vertrauten. Ein zahlreicher, immer mehr anwachsender Haufe war vor das Sitzungslokal der Deputirtenkammer gezogen, um ihr die oben geschilderte Adresse zu überreichen; da man diese nicht versammelt fand, so beschloß man, vor den Quirinal zu ziehen. Die ganze Masse, die unter Anführung des circolo popolare einherzog, wuchs auf fast 30,000 Mann; die Meisten waren bewaffnet. Viele davon wußten bloß, daß man den Papst um ein neues, „volksthümliches" Ministerium zu bitten vorhabe; der Mehrzahl war es aber sicher nicht entgangen, was es mit dieser „feierlichen Offenbarung der Volkswünsche", wie Sterbini im Contemporaneo vom 17ten die ganze Sache bezeichnete, für eine Bewandtniß habe. Auf dem Wege nach Monte Cavallo begegnete der Zug dem Wagen des Senators Corsini, bei dem sich Galleti befand; beide kehrten vom Papste zurück, mußten aber auf Begehren der Zugführer sich entschließen, umzukehren, um wieder mit zur päpstlichen Residenz zu ziehen. Es war Nachmittags zwei Uhr, als die Horde der Aufrührer vor dieser anlangte, und in beinahe militärischer Ordnung Posto faßte. Eine Deputation ward in den Pallast gesendet, um die „Volkswünsche" zu überreichen. Cardinal Soglia erklärte ruhig und einfach, Seine Heiligkeit werde diese Postulate in Erwägung ziehen, und inzwischen sei Galletti mit Bildung eines Ministeriums beauftragt. Damit hätte man allerdings sich zufrieden geben können; aber die Insurgenten

nahmen, auf ihre Macht pochend, eine immer drohendere Stellung ein. Während der größte Theil des Haufens still und unschlüßig zu seyn schien, riefen die frechsten unter den Aufwieglern immer fort: dem gerechten Verlangen des Volkes muß man augenblicklich nachgeben! Das Volk hat lange genug geharrt; jetzt will es sein Recht auf der Stelle haben. Demokratische Minister will das Volk! Nieder mit den Aristokraten! Galletti suchte zu beschwichtigen und zu beruhigen, und ging auf's neue in den Quirinal. Aber der Lärm ward immer wilder; Flüche und Verwünschungen mehrten sich; das Gebrüll ward wahrhaft teuflisch, und auf vielen verzerrten Gesichtern lag der Ausdruck einer unmenschlichen Roheit und Bosheit. Dazu hatten bereits die radikalen Demagogen die von ihnen so lange bearbeitete Masse herangezogen; jetzt konnten sie die Früchte ihrer Bemühungen mit grimmiger Freude erkennen. Aber bei den Worten blieb die wuthschäumende Rotte nicht stehen; bereits suchten Viele mit Waffen in den päpstlichen Pallast einzudringen. Da suchten die Wache haltenden Schweizer die große Pforte desselben zu schließen, und hielten den eindringenden Haufen mit ihren Hellebarden ab. Jetzt kam eine zweite Antwort: der Papst werde nicht durch Gewalt sich etwas abtrotzen lassen; man habe nicht die Art gewählt, die den Unterthanen dem Souverain gegenüber gezieme, um das Verlangen des Volkes ihm kund zu geben; der heilige Vater fordere auf, vor Allem zur Gesetzlichkeit zurückzukehren, die man nie hintansetzen dürfe, um einen Vortheil zu erreichen; mit Ruhe und Besonnenheit, nicht mit Zorn und Aufruhr möge man verfahren. Da ward der Tumult noch furchtbarer; die Civicisten brüllten: All' armi! Ministero democratico! Andere im Hintergrunde schrieen: A basso Pio Nono! Viva la republica! Die fanatisirte Rotte wollte den Pallast stürmen; ein Steinregen gegen die Fenster der päpstlichen Gemächer begann, Flintenschüsse wurden abgefeuert; an der andern Seite des Pallastes, die gegen die Porta Pia geht, legte man Feuer an, das die

päpstlichen Pompiers nur mit Mühe zu löschen im Stande waren. Im Innern rüstete man sich zur Gegenwehr. Manche, die unbewaffnet mitgezogen waren, holten sich ihre Waffen; ein großer Theil der Studenten von der Sapienza war bereits von Anfang an mit Waffen zugezogen. Generalmarsch ward geschlagen; mehrere Offiziere wurden gezwungen, mit den Insurgenten zu ziehen. Endlich war Alles bewaffnet. Der circolo popolare übernahm bereits ganz die Rolle eines Wohlfahrtsausschusses, oder einer provisorischen Regierung; Sterbini war der Held des großen Tages. Das Gewehrfeuer währte bis fünf Uhr; die treuen Schweizer hielten sich tapfer. Barrikaden wurden errichtet, grobes Geschütz aufgepflanzt; man versuchte wiederholt, den Pallast in Brand zu stecken. Dieser war bereits von mehreren Kugeln durchlöchert; bis zu den Zimmern des Papstes waren sie gedrungen. Mehrere Opfer waren schon gefallen; auf die Dauer konnten die Schweizer sich unmöglich halten; es wurde gedroht, bei Bestürmung des Schlosses werde Alles unerbittlich niedergemacht werden. Um halb sechs Uhr ward Galletti zum Papste berufen; außer Stand sich fühlend, ferner wider das Unvermeidliche anzukämpfen, suchte Pius vor Allem dem Kampfe Einhalt zu thun. Der circolo popolare bestand auf Entwaffnung der Schweizer; auch der letzte Schutz sollte dem wehrlosen Monarchen entrissen werden; werde diese Forderung nicht gewährt, so hatte er bestimmt, dann sollte fortgestürmt werden, bis das Palais eine Ruine sei. Im Pallaste selbst ward wieder berathen; die Wahl war schwer. Galletti wollte sich den Schein eines Vermittlers zwischen Fürst und Volk und eines Retters des Papstes geben; er blieb bis acht Uhr beim Papste. Indessen nahm draußen die Unruhe wieder zu; Fackeln erhellten die Nacht. Endlich ertönten Freudensalven: der Papst habe nachgegeben, hieß es, was das Ministerium und die Entwaffnung der Schweizer angehe; die anderen Postulate sollten den Kammern zur Berathung vorgelegt werden. Es folgte eine Illumination in der Stadt zur Verherrlichung dieses eklatanten Sieges der

Revolution. Die meisten Bürger illuminirten aus Furcht vor den tyrannischen Gewalthabern; die Insurgenten jauchzten über ihre preiswürdige Heldenthat; seitdem war jedes Bubenstück, jede Schandthat, jedes Verbrechen sanctionirt. Mit Recht konnte Pius auf sich die Schriftworte anwenden, die in den Inproperien des Charfreitags vorkommen: Mein Volk, mein Volk! was habe ich dir gethan?!

Am 17ten ärndtete Sterbini die Früchte des erfochtenen Sieges. Die Schweizer wurden entwaffnet und die Civica übernahm die Pallastwache. Von da an war Pius IX. Gefangener, wie Pius VI. und Pius VII. es gewesen, aber mit dem Unterschiede, daß diese von den Ausländern gefangen gehalten waren, er aber von seinem eigenen Volke. Unter den neuen Ministern war ein Geistlicher, Abate Rosmini, der berühmte Philosoph von Roveredo, der seit dem October sich in Rom befand; ihn achteten die Radikalen wegen seines literarischen Rufes, und weil sie ihn als Jesuitenfeind betrachteten; letztere Meinung war aber nur darauf gegründet, daß einige Glieder des Jesuitenordens in ihren Schriften Rosmini's philosophisches System wissenschaftlich bekämpft, und von beiden Theilen mehrere Streitschriften gewechselt worden waren. Allein der gefeierte Rosmini nahm das Ministerportefeuille nicht an, weil die Minister dem Papste nur aufgedrungen seien; der circolo popolare setzte mit souverainer Machtvollkommenheit den wenigstens nicht für gefährlich gehaltenen Monsignor Muzzarelli an seine Stelle. Aber Sterbini selbst ward noch energisch vom Papste zurückgewiesen; Lunati übernahm nur gezwungen das Finanzministerium, eben so Gallieno das ihm übertragene Oberkommando der Civica. Campello, der neue Kriegsminister, kam am 19ten an und konnte kaum bei den zügellosen, eidbrüchigen Truppen etwas ausrichten. Trastevere war in großer Aufregung; das übrige Rom terrorisirt. Von Cardinälen und Prälaten verließ Einer nach dem Andern die Stadt; endlich ward auch das Staatssekretariat geschlossen. Das Oberhaupt

der Kirche, nun ganz seiner Freiheit beraubt, mußte diese um jeden Preis wieder zu gewinnen suchen, und unter der thätigen Mitwirkung der fremden Gesandten gelang auch am 24sten November Abends jene merkwürdige Flucht, wobei der besondere Schutz des über seine Kirche wachenden Erlösers sich beurkundete. Die näheren Umstände derselben sind bereits allgemein bekannt; die Verdienste des königlich bayerischen Gesandten Grafen Spaur, eines in jeder Beziehung ausgezeichneten Mannes, so wie seiner entschlossenen Gemahlin (sie ist Italienerin) brauchen nicht auch jetzt hervorgehoben zu werden.

Bis hieher wollten wir den Leser führen; denn die Geschichte der „römischen Republik" gibt uns ein viel zu widerwärtiges und Abscheu erregendes Bild, als daß wir sie weiter zu verfolgen im Stande wären. Was nach dem Attentate vom 16. November eintreten würde, konnte man genau vorher wissen, und der Fortgang der neuen Republik war ganz derselbe, wie er bei anderen Umwälzungen derselben Klasse sich findet. Wir wollen nur einiges Wenige aus dieser Zeit kurz besprechen, so wie es uns durch Mittheilungen aus der entwürdigten Tiberstadt, nachdem wir diese bereits verlassen, bekannt geworden ist; alle die Gräuel und Thorheiten der römischen Republikaner zu zeichnen, wäre ohnehin uns unmöglich. Aber selbst diese wenigen Thatsachen sind schon mehr als hinreichend, dem modernen Radikalismus in den Augen eines Jeden, der noch nicht aller Sitte, aller Menschlichkeit, allem Höheren abgeschworen, ein unvertilgbares Brandmal auf die Stirne zu drücken, das die wonneberauschten Freiheitsmänner als die elendesten Sklavenseelen charakterisirt, und ihr fluchbeladenes Treiben immer wieder vergegenwärtigt. Aufstachlung aller Leidenschaften, Verführung der Schwachen und selbst der Truppen, Verläumdung und Verfolgung aller Gutgesinnten, Plünderung und Meuchelmord, Verhöhnung der Religion und der Sitte, Frevel mit dem Heiligsten, Undank, Lüge und Ver-

rath — das waren die Mittel, durch die es gelungen ist, für eine kurze Zeit die republikanische Komödie zu spielen, und den betrogenen Pöbel zu tyrannisiren. Von der Lüge lebte diese „Republik", wie sie selbst nur eine Lüge war. Bald hieß es, die Republik sei bereits anerkannt von allen Großmächten, bald ward verkündigt, Frankreich werde seiner Schwesterrepublik Succurs an Geld und Truppen senden, um die großartige Aufgabe der gänzlichen Republikanisirung Italiens zu vollenden, so wie den Papst und den „gekrönten Schergen" zu Neapel vor das Gericht der Dictatoren zu stellen u. s. f. Daran glaubte wohl Niemand; aber Keiner durfte widersprechen oder sich ungläubig zeigen. Das Lügengewebe war oft plump genug entstanden; aber wo der Radikalismus das Schwert hat, da muß auch Alles auf die Lüge schwören, wenn er es decretirt: Es soll wahr seyn! Wie undankbar sich viele Amnestirten benahmen, wie charakterlos die triumphirenden Tageshelden auftraten, ist zu bekannt, als daß es des Näheren auszuführen wäre. Die niederträchtigsten Schmähungen erlaubten sich jetzt die italienischen Schandblätter gegen den von ihnen vorher vergötterten Pius; der war nun ein falscher Prophet, ein betrogener Betrüger, der für einige Jahre eitlen Ruhmes seine Seele dem Teufel verschrieben; ein Jesuitenkönig, der kein Herz hatte für die Leiden des italienischen Volkes, und zähe festhielt an der nunmehr gefallenen hierarchischen Despotie, die mit diesem des Herrschens unfähigen Schwachkopf sich selber ihr Grab bereitet. Am 7. Januar 1849 sang man auf den Straßen dem „entthronten Pontifex" das De profundis unter Nachäffung der kirchlichen Trauerfeierlichkeiten — gerade ein Jahr, was immer merkwürdig bleibt, nachdem dasselbe zum erstenmal dem römischen Colleg der Jesuiten widerfahren. Die Bildnisse des Papstes und der Cardinäle wurden nicht geschont; deren Palläste wurden vielfach geplündert; die Taschen der Freiheitsmänner füllten sich, und das betrogene Volk weinte und seufzte im Stillen. Die Dictatur

hatten Mamiani, Sterbini und Canino angestrebt; aber der schlaue Mazzini, der alle diese nur, ohne daß sie es wußten, für sich hatte arbeiten lassen, kam gerade zur rechten Zeit, um den Ehrensitz einzunehmen, nach dem er so lange sich bemüht — dieser war kein geringerer, als der päpstliche Thron in St. Peter, wo der „Erste der freien Republikaner" gemächlich Platz nahm, als das Te Deum für die Republik gefeiert ward (Sonntag den 11. Februar); dazu hatte man aber nur mit Mühe aus dem so zahlreichen Clerus einen Geistlichen aufzubringen vermocht. Die neuen Heiden wollten damit die Religion erniedrigen und dem dummen Pöbel zeigen, daß die neue Republik und der alte Glaube sich doch noch zusammen vertragen könnten, und daß der päpstliche Bannstrahl eben keine besondere Wirkung hervorbringe. Dennoch machte die am 8. Januar trotz der Wachsamkeit der Radikalen öffentlich angeschlagene Excommunicationssentenz, die übrigens sehr mild und beschränkt war, einen tiefen Eindruck auf das Volk, und in manchen unerwartet schnell eingetretenen Todesfällen sah es ein göttliches Strafgericht über die Spötter und Verfolger der Kirche. Und in der That kamen einige Fälle vor, bei denen diese Annahme nicht unbegründet erscheint; so starb am 28sten Januar der Bischof von Rieti plötzlich am Schlagfluß, nachdem er — der Einzige unter den Bischöfen des Kirchenstaates — an der Wahl der Deputirten Theil genommen, unter Umständen, welche eine höhere Hand kaum verkennen lassen. Die Festlichkeiten zu Ehren der Constituante am 29. Dec. 1848, so wie am 2. und 7. Januar 1849, und besonders am 5ten Februar waren leere Schauspiele ohne Geist und Leben; eine wahrhaft republikanische Begeisterung war nur bei Wenigen zu bemerken. Die Festzüge nach dem Capitol und das Aufpflanzen der republikanischen Fahnen unter dem Lebehochrufen auf die Republik waren ohne alle Ordnung und ohne allen Reiz; die geschmackvolle Anordnung fehlte ganz, der ästhetische Sinn schien erstorben; die Revolution ist eben keine Freundin der

Kunst. Wie man seit den Octobertagen die heldenmüthigen Ungarn und die trefflichen Bewohner Wiens bewundert, wobei der alte Haß gegen die Deutschen ganz vergessen war, so trauerte man nun über das Unglück der hochherzigen Wiener, und schon am 28. November 1848 war ein Todtenamt für die dort gefallenen Helden gefeiert worden. Mit den Venetianern trat man natürlich in die freundschaftlichsten Beziehungen und die Träumereien von einer allgemeinen europäischen Republik unter Frankreichs Schutze wurden fortwährend genährt, obschon die Machthaber selbst nicht daran glaubten. Unterdessen wanderte eine Masse von Gold und Silber in die Münze, um den Finanzen der Regierungsmitglieder aufzuhelfen; aus vielen Kirchen holte man die Glocken, um daraus Kanonen fertigen zu lassen; auf offener Straße hielt man Banquette für die Volksfreunde, und die brutalsten Gewaltstreiche wurden von den berauschten Söhnen der Freiheit tagtäglich verübt. Die mehrmalige Brandlegung an dem römischen Colleg der Jesuiten, worin sich seit deren Austreibung das römische Seminar befand, zeigt die volle Bosheit dieser demokratischen Helden, die selbst ein so herrliches, durch seine großartigen Anstalten und Sammlungen ausgezeichnetes Gebäude ihrem Vertilgungstriebe Preis zu geben gedachten. Die Verfolgung der Geistlichen ward zwar nicht allgemein aus Furcht vor der noch nicht ganz republikanisirten Bevölkerung; aber an Einzelnen äußerte sie sich mit solcher Tücke und Grausamkeit, daß die Zeiten der ersten Christenverfolgungen wieder eingetreten zu seyn schienen. Selbst von den Betten der Sterbenden trieben diese „aufgeklärten“ Kannibalen die Geistlichen hinweg, und sandten ihnen statt deren feile Dirnen zu, mit denen sie selbst auf die schamloseste Weise vor dem Angesicht der mit dem Tode Ringenden ihre gemeinen Scherze zu machen keine Scheu trugen. Das waren bereits die Anfänge der nothwendig eintretenden Barbarei, die nur der Sturz der vielgepriesenen Republik noch abzuhalten im Stande war. Unter diesen Gräuel-

fernen starb am 15. März der weltberühmte Cardinal Mezzofanti, dieses lebende Wunder unserer Zeit, still und ruhig, wie er gelebt. Wer den anspruchlosen und schlichten Mann, den Europa anstaunte, auch nur einmal gesehen, noch mehr aber, wer mit ihm zu sprechen Gelegenheit fand, dem wird er immer unvergeßlich seyn; in Rom ist Niemand mehr, der ihn zu ersetzen im Stande wäre. Außer den vielen durch seine wunderbare Sprachengabe dem päpstlichen Stuhle und der Kirche geleisteten Dienste verdient seine Thätigkeit als Minister des öffentlichen Unterrichts, so wie die liebevolle Sorge, die er im Besonderen noch den Zöglingen der Propaganda zugewendet, den ungetheilten Dank nicht bloß Roms und des Kirchenstaates, sondern der gesammten katholischen Welt.

Die schwankende und unsichere Politik der französischen Regierung gegenüber den italienischen Ereignissen hat offenbar viel dazu beigetragen, daß das Gift des Radikalismus im Kirchenstaate so tief sich ausbreiten konnte. Wäre der Republik, welche in der Nacht vom 9. Februar durch die constituirende Versammlung officiell proclamirt ward, mit Waffengewalt schleunig ein Ende gemacht worden, so wäre die Seuche nicht so weit gedrungen. Allein mehr noch als die Rücksichten der Diplomatie ist hier die höhere Leitung der Providenz in's Auge zu fassen, welche gerade deßhalb das Uebel so weit um sich greifen ließ, damit die Bethörten endlich zu einer gründlichen Einsicht gelangen könnten. Die Abwesenheit des Papstes war am besten geeignet, den Verblendeten die Augen zu öffnen; wie groß aber die Verblendung gewesen, davon ist ein klarer Beweis die Thatsache, daß selbst jetzt noch nicht die Schuppen von Aller Augen gefallen sind, und immer noch Krankheitssymptome sich zeigen, die eine völlige Beruhigung über die Lage des Kirchenstaates noch nicht zulassen. Am 16. Julius 1849 war Rom wieder päpstlich, sehr weislich aber hat Pius IX. seine Rückkehr bis zum 12. April 1850 verschoben. Bei dem besse-

ren Theile des Volkes hat sich eine wahre Sehnsucht nach seiner Wiederkehr kund gegeben, und sein Empfang in seiner Hauptstadt war, trotz der Gegenbestrebungen der Liberalen, durchaus herzlich. Oftmals und dringend war der heilige Vater zur Rückkehr aufgefordert worden; die Mißhelligkeiten zwischen der päpstlichen Regierungskommission und den französischen Militärbehörden machten diese besonders wünschenswerth. Frankreich hat zwar den Ruhm, die päpstliche Autorität im Kirchenstaate wieder hergestellt zu haben; doch ist dieser Ruhm vielfach verdunkelt durch das ungleichmäßige und wechselnde Verfahren seiner Regierung und durch jene übertriebene Schonung der Aufrührer, die bei diesen nur größeren Trotz und größere Frechheit hervorrief; Pius hat eine schwere und mühevolle Regierung auf's Neue übernommen; die gänzliche Erschöpfung des Staates, das neue, unter eben nicht günstigen Bedingungen abgeschlossene Anlehen, die fortdauernden, wahrhaft empörenden Intriguen Lord Palmerston's, die immer noch fortgesponnenen Truggewebe der Mazzinianer, welche um keinen Preis dem entkräfteten Staatsorganismus Ruhe gönnen wollen, machen seine Pfade rauh und dornenvoll. Die dem Staate geschlagenen Wunden sind noch nicht so bald vernarbt; gebe Gott, daß, bevor sie geheilt sind, nicht noch neue hinzukommen! Dessen sind wir fest überzeugt, daß nur durch eine vollkommene Umkehr nicht etwa bloß von den Principien, sondern auch den Resultaten der Revolution eine gründliche Heilung des Staates möglich ist, und daß Pius IX. selbst die Bahn vermeiden muß, welche er anfänglich in theilweiser Unkenntniß der Macht und der Pläne, des Ausgangs- und Endpunktes der Revolution eingeschlagen hat. Gott schütze den Papst und den Stuhl des heil. Petrus auch in den fernerhin drohenden Stürmen! Das ist der Wunsch und das Gebet jedes aufrichtigen Katholiken. Diesem Wunsche möchten wir aber noch einen zweiten anreihen: es ist der, daß die römischen Ereignisse in den letzten Jahren auch jenen Eindruck auf den intelligenteren Theil der

civilisirten Völker hervorbringen möchten, den sie ihrer Natur und ihrem Zusammenhange nach hervorzubringen geeignet sind, daß sie beitragen möchten, die schauerliche Tiefe des Abgrundes unseren Blicken zu enthüllen, in den wir besinnungslos uns zu stürzen im Begriffe sind und rettungslos stürzen werden, wenn nicht die Erbarmung Gottes dem natürlichen Gange der Dinge entgegen eine unverdiente Rettung uns sendet.

Wer je das sechszehnte Capitel des Propheten Ezechiel gelesen, dem müssen hier die gewaltigen Worte in den Sinn kommen, mit denen der Seher einst im Namen des Herrn dem alten Jerusalem die fürchterliche Schuldenlast seines Undanks und seiner abgöttischen Frevel in das Gedächtniß rief, Worte, deren zerschmetternde Wucht nicht minder das neue Jerusalem der Christenheit, ja fast das gesammte christliche Europa in unseren Tagen treffen muß. Dort schildert Ezechiel Jerusalem unter dem Bilde einer unreinen Buhlerin, die troz dem, daß der Herr sie aus dem Staube empor zog und zu seiner Braut sie auserkohr, dennoch durch die schmachvollste Untreue seinem Einfluß sich entzieht, und jedwedem Frevel ungescheut sich hingibt. Gott hatte sein Volk aus seiner Verlassenheit zum Heile geführt, gab ihm Wachsthum und Gedeihen gleich dem Grase des Feldes, ließ es heranreifen in schöner Jugendblüthe, sich entfalten mit allen Reizen. Als dieses Jerusalem, der Typus des auserwählten Geschlechtes, hilflos dalag, entblößt von Obdach und Kleidung, da breitete der gütige Gott sein Gewand über es aus, bedeckte seine Blöße und nahm es zu sich und schloß mit ihm einen ewigen Bund, einen Bund der Liebe und der Erbarmung. Ihm sollte es fortan angehören, als eine reine Jungfrau bei ihm seyn, seiner Liebe und seines Bündnisses werth. Und Gott reinigte seine Braut von ihren Flecken, salbte sie mit kräftigem Oel, bekleidete sie mit kostbaren Gewändern, zierte sie mit reichem Schmuck, krönte sie mit

einer herrlichen Krone, umgab sie ganz mit Glanz und Herrlichkeit. So schildert uns der Prophet diese Auserwählte in ihrem Brautgeschmeide mit den lebhaftesten Farben und zeigt, wie hoch der Herr die erhoben, die vordem in Staub und Blut sich wälzte, unbeachtet, schutzlos, entwürdigt, wie er sie zur Königin machte, deren Namen weithin unter die Völker drang, wegen der Fülle ihrer Schönheit und Größe, wie er sie genährt mit Honig, Oel und Mehl, der Fülle seines Segens, wie er Alles ihr verlieh in Ueberfluß was sie bedurfte, oder was sie erfreute. Und diese Braut Gottes war einst — in weit höherem Sinne als das alte Israel — das heidnische Europa, das Gott zum Lichte seiner Wahrheit rief; als die Synagoge gefallen, erhob sich aus den polytheistischen Nationen das neue Gottesreich. So war einst das christliche Europa, da der Glaube feststand, die Liebe herrschte und der Bund mit dem Ewigen gehalten ward; Thron und Altar stützten sich gegenseitig, und erkannten selbst unter äußeren Conflicten ein höheres gemeinschaftliches Gesetz. Aber die Braut des Herrn buhlte mit anderen Freiern, erhob sich im Uebermuth; sie ward zur Ehebrecherin. Sie ergab sich dem Götzendienst; sie nahm ihre Prachtgewänder, die ihr Gott gegeben, und machte sie zu Zierathen ihrer Idole, sie nahm die Goldgefäße ihres Bräutigams und machte daraus sich Gegenstände ihrer Abgötterei; sie entweihte das Bündniß, brach die Ehe, entheiligte Gottes Namen, trat seine Gnaden mit Füßen, besudelte seine Geschenke, verhöhnte seine Milde und schlug seine Liebe wiederholt an's Kreuz. Da naht ihr der Herr und erinnert sie an das, was er ihr gethan: Et post omnes abominationes tuas et fornicationes non es recordata dierum adolescentiae tuae, quando eras nuda, et confusione plena, conculcata in sanguine tuo. Aber die gottlose Buhlerin hat kein Gedächtniß; ihre Bosheit nimmt zu; sie will nicht umkehren. Da kommt der Herr zum Gerichte und sucht sie heim mit furchtbarer Strafe: Judicabo te judiciis adulterarum et

effundentium sanguinem, et dabo te in sanguinem furoris et zeli. Allein bis zur Erfüllung der schrecklichen Drohung läßt der gerechte Richter noch Zeit für die Treulose übrig, in der sie noch zur Einsicht gelangen kann, und daher sendet er inzwischen seine Diener mit dem Auftrage: Fili hominis, notas fac Jerusalem abominationes suas! Dem Geschlechte, das sich seiner Bildung, Aufklärung und Verfeinerung nicht genug zu rühmen weiß, läßt der Herr seine Verkommenheit, Thorheit und Verwilderung enthüllen; die Kirche, welche die Mittlerin der Ehe war und die gottvergessenen Völker ihm angetraut, hat jetzt noch die Mission, das ehebrecherische Geschlecht zur Erkenntniß seines traurigen Zustandes zu führen. Und wie die Geschichte des Verfalls und des Unterganges des jüdischen Staates vollkommen in unseren Zuständen sich abspiegelt: so läßt sich auch aus dem Loose der alten Theokratie das Schicksal des bekehrten Europa erkennen — und nur von Einer Seite her ist noch Heil zu erwarten: Es liegt in der Befolgung des Prophetenwortes: Jerusalem, Jerusalem, convertere ad Dominum Deum tuum!

VIII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 6. Juli 1850.

Wir hätten selbst nicht geglaubt, daß das Prognostikon, welches wir den neuesten Preßbeschränkungen in Preußen (am 13. Juni) stellten, so bald in Erfüllung gehen sollte. „Unseren Besorgnissen", sagt die Neue preußische Zeitung, „wegen der neuen Preßgesetzgebung ist die Bestätigung auf dem Fuße gefolgt. Die confiscirten Nummern der National-Zeitung wieder frei-, und ihr selbst der Postdebit zurückgegeben, wir confiscirt, und wie wir äußerlich vernehmen, bereits unter Anklage gestellt. Wir haben dieß Alles erwartet, wenn auch noch nicht so schnell, wenn auch noch nicht unter dem Ministerio des Herrn von Manteuffel, unter einem Ministerio, welches wir nicht ohne Gefahr unsers Lebens erst möglich gemacht, und welches wohl ein Jahr lang keine andere Stütze in der deutschen Presse hatte, als das jetzt confiscirte Blatt. Freilich ist seitdem viel Wasser bergab gelaufen, und ist eine alte Wahrheit, daß wenn von Zweien sich Einer verändert, sie Beide nicht mehr einig bleiben. Wir haben die fragliche Nummer unserer Zeitung, wir haben insbesondere den leitenden

Artikel, welcher zu der Beschlagnahme Veranlassung gegeben haben soll, wieder und wieder durchgelesen, und wir haben uns mit Freude überzeugt, daß dieser Artikel nicht nur viel gemäßigter, als die wieder frei gegebenen Artikel der National-Zeitung, sondern auch viel milder, als frühere Artikel unserer Zeitung, insbesondere solche, die wir seiner Zeit für das Ministerium geschrieben."

„Sollte denn das ein Verbrechen seyn, die Krone gegen einzelne verfehlte Maßregeln ihrer Minister und sonstiger Diener zu vertheidigen?"

„Indeß, wie dem auch sei, hat man auch weiter Nichts beabsichtigt, als uns einen „„heilsamen Schrecken"" einzuflößen, man hat sich entschieden in dem Mittel vergriffen. Daß wir gar nicht mehr schreiben, das kann man vielleicht, ja vielleicht sehr bald erreichen, denn eine Stellung, wo von Seiten der Demokratie Leben und Ehre, und von Seiten der Regierung Freiheit und Nationalkokarde gefährdet, ist in der That unhaltbar. Daß wir aber anders schreiben, als bisher, das wird man nicht erreichen; niemals, niemals, niemals, auch nur eine Zeile, oder eine Viertelstunde Stillschweigen gegen unsere Ueberzeugung. Wir schreiben nicht für uns, und wenn wir gegangen sind, kommen wir nicht wieder."

Vorläufig ist der vollständige Bruch und offene Krieg zwischen dem strengen Royalismus und dem herrschenden ministeriellen Systeme wohl noch abgewendet, und die preßpolizeiliche Verfolgung der Neuen preußischen Zeitung niedergeschlagen worden. Zur Herbeiführung entschiedener Krisen fehlt es der blaßrothen, schwarz und weiß eingefaßten Mitte, die eben keine Entscheidung will, vor allem an Muth *). Aber

*) „Wir kennen keine Partei", sagt die Neue preußische Zeitung in einer ihrer frühern Nummern, „die mit so viel Feigheit so viel Frechheit verbände, als die reinen Constitutionellen und edlen Gothaer."

Maßregeln, wie die Beschlagnahmen und Freigebungen, welche der Preßverordnung vom 5. Juni gefolgt sind, zeichnen besser, als Worte es vermöchten, die Lage der Dinge in einem großen Theile von Deutschland, und lassen einen Blick in die dicht vor der Thüre stehende Zukunft, d. h. in jene Zeit werfen, die kommen muß und kommen wird, weil sie mit menschlichen Mitteln nicht mehr abzuwenden ist.

Je näher wir uns durch diese Anschauungsweise der Kreuzzeitung verwandt und zugethan fühlen, desto tiefer hat es uns, im Interesse derselben geschmerzt, daß die Redaction, ungewarnt durch das schon früher bezahlte Lehrgeld, auf's Neue so unvorsichtig gewesen ist, sich von einem Geistesgenossen des Herrn Ohm auf wahrhaft freventliche Weise mystifiziren zu lassen. Dieselbe Nummer der Neuen Preuß. Zeitung vom 29. Juni, in welcher sich die Redaction mit großem Rechte gegen einen Verdächtigungsartikel der ministeriellen Deutschen Reform zur Wehr setzt, und denselben den „Inbegriff der Lüge und Verblendung nennt, die man jemals aus dieser Pandora-Büchse constitutioneller Staatsweisheit herausgeschüttelt," dieselbe Nummer bringt eine, gegen die rheinische Volkshalle und die historisch-politischen Blätter gerichtete Denunziation, deren unverhüllter Zweck, nach der Preßverordnung vom 5. Juni, nicht zweifelhaft sein kann, und deren Verfasser augenscheinlich darauf rechnet, das die Polizeibehörde, unter der er steht und für die sein Bericht geschrieben ist, das corpus delicti nicht mit eigenen Augen lesen werde. Ihren Gipfel erreicht die Frechheit des Denunzianten darin, daß er uns darüber Vorwürfe macht, daß wir nicht, „wegen des Systems des Druckes, unter welchem Bayern seufzt," Händel mit der Regierung dieses Landes anfingen; gleichsam als ob wir über die Kunst: das Interesse der katholischen Kirche zur rechten Zeit und am rechten Orte zu verfechten, und uns jedesmal den für die katholische Sache gefährlichsten Gegner auszusuchen, Lehre und Weisung erst von einem Schildknappen der preußischen Preßpolizei zu empfangen

hätten, der sich nicht einmal mit Sancho Pansa rühmen kann, „ein alter Christ“ zu sein. Einstweilen wollen wir einem Blatte, welches wir stets mit einer Achtung behandelt haben, die ihm in Deutschland von keiner Seite her zu widerfahren pflegt, diesen moralischen Schmutzfleck nicht zurechnen, und letztern für dieses Mal durch eine der Redaction einer so umfangreichen, täglich erscheinenden Zeitung allenfalls verzeihliche Fahrlässigkeit entschuldigen. Wir müssen jedoch, nicht dem Denunzianten, (den wir nach der Zurechtsetzung, die er schon vor sieben Monaten in diesen Blättern hätte finden können, jetzt und in Zukunft keines Wortes mehr würdigen werden, weil wir ihn, nach dem neuerlich in der bayerischen Kammer gebrauchten Kunstausdrucke, überhäufter Geschäfte halber, fortan „nur durch unsern Bedienten verachten lassen können,“) sondern der Redaction der Neuen Preußischen Zeitung, in aller Güte und Freundlichkeit bemerken: daß die gegen uns erhobene Anschuldigung einer systematisch feindseligen Haltung gegen Preußen, in ihrer vagen Allgemeinheit, keinen rechten Sinn hat. Mit dem Preußen, welches die neue preußische Zeitung vertritt, sind wir unter zehn Fällen vielleicht neun Mal einverstanden, und stellen die Schlichtung der Streitpunkte, über die wir uns freilich nicht vereinigen können, getrost der Vorsehung anheim, die den großen welthistorischen Prozeß über die Hegemonie in Deutschland zu seinem Ziel und Ende führen wird, auch ohne daß die Ehrenmänner hüben und drüben sich darum gegenseitig ihre persönliche Achtung zu entziehen brauchen. Jenem Preußen dagegen, gegen welches ja auch die Kreuzzeitung, fast in jeder Nummer, bis auf's Messer kämpft; jenem Preußen, welches sich in vormärzlichen Tagen gegen die katholische Sache durch die Herren Wöbecke (alias v. Wörner) Ellendorf, Bercht u. s. w. u. s. w. heute aber durch ebenso ehrenhafte, nur (wenn es möglich wäre!) noch ungeschicktere Kämpen vertreten läßt, diesem Preußen haben wir von unserm Standpunkte aus, wenn auch vielleicht aus andern Gründen wie die Kreuz-

zeitung, ungefähr dieselben Gefühle gewidmet, deren gelungenstem Ausdrucke wir mit wahrer Genugthuung in jeder ihrer Nummer begegnen. Möge sich das geschätzte Blatt, welches unserer tiefsten Empfindung so oft Worte geliehen hat, nur vor falschen Brüdern hüten, wenn dergleichen sich, (gleichviel ob mit oder ohne Taufschein!) als Mitarbeiter einzuschleichen suchen, um die verantwortliche Redaction nach mehr als einer Seite hin zu compromittiren und in litterarische Kämpfe zu verwickeln. Möge dieselbe insbesondere gewisse, aus dem Lager unsrer und ihrer Gegner herüberstreichende, industriöse Zug- und Wandervögel fern halten, welche vor Jahren bereits, wenn unser Gedächtniß uns nicht täuscht, — denn der Andrang dieses Ungeziefers ist groß! — sich auch den historisch-politischen Blättern anzubiedern versuchten, aber an dem unsaubern Gefieder und Knoblauchgeruch erkannt, und mit höflichem Protest ferngehalten wurden, heute jedoch, als „wir Katholiken" in „schuldiger Treue" und „gewissenhafter" Preußenthümlichkeit thun. Der Zweck: Verwirrung und Spaltung im Lager der Katholiken zu stiften, wird auf diesem Wege nicht erreicht. Denn die Stimme jener Miethlinge verhallt unbeachtet und kaum gehört. Jedermann weiß, was er von ihnen zu halten hat, und alles an sie gewendete Geld ist rein aus dem Fenster geworfen.

IX.

Ein Muttergottesfest in Innsbruck.

Es ist uns eine briefliche Mittheilung über ein am 7ten Juli in der Hauptstadt Tirols zu Ehren der Mutter des Herrn gefeiertes Kirchen- und Volksfest zugekommen, welche auch für anderswo Wohnende von nicht geringem Interesse seyn wird, deßhalb ihre Verbreitung durch unsere Blätter als wünschenswerth erscheinen muß. Sie liefert einen herrlichen Beweis für die schon so vielfach bewährte treue und eifrig katholische Gesinnung des braven Tirolervolkes, welche selbst der kirchlich feindliche, mit dem Jansenismus und der rationalistischen Aufklärerei so eng verwandte Josephinismus im Kerne dieses Volkes nicht zu schwächen vermochte. In einem solchen Lande hat die Kirche noch einen fruchtbaren Boden für ihre Wirksamkeit; wir sind daher auch überzeugt, daß die Befreiung der Kirche von den Banden der Bureaukratie nirgends in Oesterreich fruchtbringender seyn wird, als gerade unter dem biederen, frommen Tirolervolke, den treuen Söhnen der Kirche, und den treuen Untergebenen ihres Kaisers. Wo der Glaube noch so fest mit dem gesammten Leben eines Volkes verbunden ist, da ist auch für das moderne Heidenthum kein Ackerfeld; daher wir es ganz gut begreifen, warum die Apostel desselben im Mißmuthe beinahe sich entschlossen hätten, das Land Tirol als eine unbesiegbare Burg des Ultramontanismus, diesem, wie sie sich ausdrückten, zu überlassen. Wenn sie leider von

diesem Entschlusse zurückkamen und ihr Werk auch dort begannen und es noch jetzt in gewissen sogenannten höheren, d. h. über dem sogenannten dummen Volke stehenden Schichten fortsetzen, so kann dieses für den Kern des Volkes und die mit seinem Vertrauen Beehrten nur eine Mahnung seyn, die Hände nicht in den Schooß zu legen, und namentlich den schleichenden Gegnern gegenüber immer auf der Wache zu stehen. Zu den Waffen, die sie zu wählen haben, gehören gewiß auch solche Kirchen- und Volksfeste. Der Bericht hierüber aber lautet wie folgt:

Wir haben hier gestern (7. Juli) ein überaus schönes, kirchliches Volksfest gefeiert. Die Veranlassung zu demselben gab das zweihundertjährige Jahresgedächtniß des berühmten Mariahülfbildes in der hiesigen Pfarrkirche von St. Jakob. Dieses Bild, aus welchem die heilige Jungfrau mit so unaussprechlich gutem mütterlichen Auge herabblickt, ist zugleich ein großes Meisterstück der Kunst. Wer es gemalt habe, ist zur Zeit noch immer nicht ausgemacht; Einige halten Lucas Cranach, Andere Albrecht Dürer für den Maler, wiederum Andere sind der Meinung, daß es älter als die beiden genannten Künstler sei. Seine Schicksale lassen sich mit denen der Reliquien des heil. Benno in so fern vergleichen, als dasselbe aus dem protestantischen Sachsen in ein altkatholisches Land gekommen, und hier der Gegenstand der größten Verehrung geworden ist. Zur Zeit der Reformation befand sich das Bild in der Kreuzkirche zu Dresden und soll, gleich andern Marienbildern, von den Bilderstürmern des sechszehnten Jahrhunderts bereits zum Scheiterhaufen verurtheilt gewesen seyn. Es wurde indessen gerettet und kam in die churfürstliche Bildergallerie. Bei einem Besuche, welchen im Jahre 1623 der Erzherzog Leopold von Oesterreich, Bruder Kaiser Ferdinands II., dem Churfürsten Johann Georg von Sachsen abstattete, nahm er auch dessen Gemäldesammlung in Augenschein. Bei dieser Gelegenheit stellte der Churfürst an seinen hohen Gast das gewiß seltene Anerbieten: er möge sich aus seiner Gemäldegallerie dasjenige Bild auswäh-

len, welches ihm am besten gefalle. Unstreitig hätte der Erzherzog ein viel kostbareres, in noch höherem Kunstwerthe stehendes Bild aussuchen können; er aber wählte zum größten Erstaunen des Churfürsten das ganz unscheinbare, dort vernachlässigte Marienbild, welches er fortan als seinen kostbarsten Schatz betrachtete. Um eben diese Zeit trat Leopold die Regierung der gefürsteten Grafschaft Tyrol an (19. November 1623), und brachte nunmehr jenes Bild mit sich nach Innsbruck und stellte es in seiner Hauskapelle auf. Ein auf die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau durch die Andacht zu diesem Bilde bewirktes großes Wunder lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf dasselbe hin. Die Gemahlin des Erzherzogs, Claudia, befand sich im Jahre 1626 in so schweren Kindsnöthen, daß sie mit dem Tode rang und von allen Aerzten aufgegeben war. Ihre letzte Zuflucht war die Fürbitte der Mutter Gottes; sie ließ das Bild in ihr Zimmer bringen, und kaum war sie desselben ansichtig geworden und hatte in Gemeinschaft mit den Umstehenden ihr Gebet zur heiligen Jungfrau gerichtet, als sie nach einer kurzen Ohnmacht ganz glücklich von einem Prinzen entbunden wurde. Die Kunde davon verbreitete sich im ganzen Lande, und von allen Gegenden strömte das Volk herbei, um der Mutter Gottes in diesem ihrem Bilde seine Verehrung zu bezeugen. Der Erzherzog, der sich von dem Bilde gar nicht trennen konnte, sondern dasselbe auch auf allen seinen Reisen mit sich nahm, wurde von allen Seiten her mit der Bitte bestürmt, er möchte es zur allgemeinen öffentlichen Verehrung in einer Kirche der Stadt aufstellen lassen. Allein Leopold leistete den entschiedensten Widerstand und erklärte: von dem theuren Bilde könne er sich nicht einmal auf kurze Zeit, geschweige denn für immer trennen. Nur so weit gab er nach, daß es zu Zeiten größerer Anliegen auf einige Tage öffentlich ausgestellt werde, was denn auch mehrmals zum Troste der Gläubigen geschah. Noch weniger konnte sich die Erzherzogin Claudia von dem Bilde trennen, nachdem sie im Jahre 1632 ihren Gemahl durch den Tod verloren

hatte, und nun bei der Mutter Gottes in ihren mannigfachen Leiden sich stets ihren Trost holte. Oft kniete die fromme Fürstin stundenlang vor dem Bilde, das ihr bis zu ihrem letzten Augenblick (26. December 1648) der Gegenstand ununterbrochener Verehrung blieb. Die ächtkatholische Gesinnung der Eltern war auch auf die Kinder übergegangen; ihr ältester Sohn, Ferdinand Karl, der, nach dem Vorbilde des großen Ahnherrn seines Hauses, dem mit dem hochwürdigsten Gute zu einem Sterbenden wandelnden Priester sein Pferd überließ und selbst es führte, war der Erbe jenes Bildes. Auch er hegte eine zärtliche Andacht zu der Mutter Gottes, und bat oft um ihre Fürbitte in jenen bedrängten Zeiten. An ihn wendeten sich die Stände Tyrols, als sie jenseits der Innbrücke eine neue Mariahülfkirche erbaut hatten, mit der Bitte, um die Ueberlassung dieses Bildes; allein er schlug es ihnen ab, und sie mußten sich mit einer Copie begnügen. Dessenungeachtet gab aber die Stadt Innsbruck die längst gehegte Hoffnung zum Besitze jenes wunderbaren Bildes zu gelangen nicht auf, und ihr ward endlich gewährt, was die Stände für ihre Kirche nicht erlangten. Magistrat und Clerus begaben sich nämlich eines Tages zum Erzherzoge, machten ihm die dringendsten Vorstellungen, wie das ganze Volk es für die größte Wohlthat ansähe, wenn das Bild zur allgemeinen Verehrung aufgestellt werden würde; er möge daher doch die seiner Residenz nahe gelegene Pfarrkirche damit beglücken, auf daß das gesammte Volk sich in seinem Vertrauen zu diesem Bilde wenden, und die Fürbitte der Mutter Gottes zum Heil und Segen des Landes anrufen könne. Endlich ließ sich der Erzherzog dazu bereit finden, und es wurde zwischen ihm und der Stadt Innsbruck ein feierlicher Vertrag geschlossen, dessen Originalurkunde noch gegenwärtig aufbewahrt wird. Demgemäß sollte das Bildniß in der Stadtpfarrkirche von St. Jakob in einer eigenen Kapelle aufgestellt, ein eigener Capellan gehalten den, und täglich eine Messe „Vor dieser Wunderthätigen Bildnus für höchstermelte fürstliche Durchleichtigkeit und Dero ge-

liebste Frau Gemahlin Anna Erzherzogin zu Oesterreich, geborne Princessin zu Toscana etc. auch gesambtes Hochloblichiste Haus Oesterreich, Zu Befürderung der Zeitlichen und Ewigen Wolfarth, glicklichen Regierung, aufnemben und bestendigen Leibsgesondtheit aufgeopfert und gelösen" werden. Dabei behielt sich der Erzherzog nur vor, das Bildniß, wie sein Vater, auf jeder Reise, die er mache, mitzunehmen; sonst aber für die Zukunft Niemand mehr dasselbe der Kirche entziehen solle. Bald darauf, am Sonntage nach Mariä Heimsuchung, wurde dann das Bild in feierlicher Prozession, an welcher der Erzherzog und seine Gemahlin Theil nahmen, nach einem großen im Freien abgehaltenem Hochamte in die Stadtpfarrkirche übertragen. Seit dieser Zeit ist jenes Bild eine wahre Zufluchtsstätte aller bedrängten Herzen geworden, und Nichts fürchteten die Innsbrucker mehr, als daß ihnen dasselbe zu den Zeiten Kaiser Josephs II. in Folge der Verordnung, daß keine Bilder über dem Tabernakel hängen sollten, genommen werden könnte. Sie hielten daher Tag und Nacht Wache bei dem Bilde, bis die Gefahr vorüber ging; ja sie ließen es sich gefallen, daß man ein anderes Meisterstück, das Bild des Apostels Jakob von Anton Balestra entfernte, um einem Gemälde von Schöpf, in welchem für das Gnadenbild in der Mitte eine Oeffnung bleibend angebracht wurde, zu weichen. Jenes schöne Altarblatt wird in dem Ferdinandeum aufbewahrt, und war bei der letzten Prozession ebenfalls ausgestellt, und zwar unter der nicht Allen verständlichen Ueberschrift: Cedo majori.

War die erste Säcularfeier der Uebertragung des Gnadenbildes in die Pfarrkirche mit großem Glanze gefeiert worden, so nicht minder die zweite. Alle Häuser Innsbrucks in denjenigen Straßen, durch welche die Prozession, an der Kaiser Ferdinand und die Kaiserin Maria Anna mit der größten Andacht Theil nahmen, sich bewegte, waren auf's festlichste geschmückt. Was nur in Innsbruck an Bildern zu finden war, diente zum Schmucke und zur Zier; Fahnen, Guirlanden, Teppiche, kurz Alles, was nur irgend zu diesem schönen Zwecke dienen konnte,

war benützt. Von allen Seiten strömte das Volk in die Stadt, und schon am Tage vor der Prozession wogten die Straßen von Menschen. Am Tage selbst kamen die einzelnen Schützencompagnien aus nahen, aber auch aus entfernten Gegenden Tyrols herbei. Es war ein herrlicher Anblick, diese kräftigen Söhne des Gebirgs in ihrem Waffenschmucke und mit ihren fröhlichen Musikbanden — achtzehn an der Zahl — zu sehen. Besonders zeichneten sich durch ihre schöne Kleidung die Wiltauer Schützen aus. Eine Compagnie war vom Brenner, die andere von Schwatz gekommen; beide hatten sie noch zu Hause am Morgen des Tages sich die heilige Messe lesen lassen, um zwölf Uhr Nachts die Einen, um ein Uhr die Andern. So trafen sie noch zeitig genug in Innsbruck ein, um mit ihren Kameraden an der Prozession Theil nehmen zu können. Mit einer Abtheilung Militär bildeten sie das Spalier; unter ihnen befanden sich auch einige Veteranen aus Thaur (auf dem Wege nach Absam gelegen), Männer von mehr als neunzig Jahren, mit langen, eisgrauen Bärten, welche noch im Kriege vom Jahre 1797 mitgekämpft hatten, und eine alte, zerschossene Fahne, die sie in jenem Kampfe ehrenvoll geführt, mit sich brachten. Die Prozession selbst war außerordentlich schön; Tausende nahmen daran Theil, Tausende waren zum Schauen auf den Straßen und in den Häusern versammelt. Der Zug wurde von den Schulen und den Zünften mit ihren Fahnen eröffnet, dann folgten die Behörden, das Muttergottesbild von Junggesellen und Jungfrauen umgeben, dann der Hof, dann eine zahllose Schaar von Jungfrauen. Alles war der Feier angemessen, und es zeigte sich denn doch deutlich, welch ein vortrefflicher katholischer Geist in dem Volke noch lebt. Nach der Prozession defilirten die Schützen beim Kaiser vorbei; sie jauchzten und jubelten und jodelten und schwenkten die Fahnen, und lärmten gewaltig mit ihren zahlreichen Musikbanden. Am Abende brannten bis zu sehr hohen Bergspitzen hinauf die Feuer.

X.

Abfertigung.

Der Verfasser eines Artikels: „Berlin, 25. Juni 1850, Neue Preußische Zeitung Num. 147“, liefert einen eben so unvollständigen, als langweiligen Bericht über die von der österreichischen Regierung, bezüglich der kirchlichen Verhältnisse getroffenen Maßregeln. Derselbe nennt sich einen Katholiken, und erlaubt sich eben als solcher Insinuationen und Ausfälle gegen die „Deutsche Volkshalle und die Historisch-politischen Blätter“, die nur auf den Theil des Publikums berechnet seyn können, welchem diese Blätter ganz unbekannt geblieben. — Nicht damit zufrieden, über ihr ganzes Streben den empörenden Vorwurf auszusprechen: „daß sie diese ganze confessionelle Seite nur als Handhabe bestimmter politischer Pläne benützten“, eine Behauptung, so lächerlich frech, daß ich sie übergehe, wie denn auch jene Blätter sie wohl nur mit Verachtung ignoriren werden, erdreistet sich der Anonymus noch das Urtheil zu fällen: „Daß ein gewissenhafter Preuße mit den Historisch-politischen Blättern in keinerlei Verbindung stehen könne.“ — Wäre der fragliche Aufsatz in einem andern Blatte erschienen, so würde der Unterzeichnete glauben, daß der Anonymus kein Katholik sei, sondern ein verkapptes Organ der

unheilvollen Bureaukratie, welche die Segnungen des neuen Preßgesetzes schleunigst auf Unkosten der katholischen Blätter auszubeuten bemüht ist, um die Katholiken Preußens durch Anweisung ihrer vormärzlichen Stellung jeder selbstständigen guten Tagespresse zu berauben; jetzt aber will ich nur glauben, daß der Verfasser, als ritterlicher Expectant der Geheimenrathschaft *), der gedachten Partei zu Willen geschrieben. Wenn gleich nicht gesonnen, jeden Artikel jener Blätter als meine Ansicht vertreten zu wollen, zwingt mich dennoch das warme Interesse, welches ich an denselben nehme, und die hohe Achtung, welche ich für diese muthvollen Organe unseres kirchlichen Interesses hege, zu der Erklärung, daß ich als getreuer Unterthan Seiner Majestät des Königs und als guter Preuße den Verfasser jenes Artikels, in so fern er anonym bleibt, als ehrlosen Verläumder betrachte, sonst aber ihm auf jede Weise Rede und Antwort stehen werde *).

Weidenhof bei Breslau, den 6. Juli 1850.

Bernhard Graf zu Stolberg.

---

*) Es scheint, daß unser hochverehrter Freund den verläumderischen Denuncianten in Num. 147 der Kreuzzeitung unter seiner Verkappung für etwas Vornehmeres hält, als wir aus guten Gründen ihn zu nehmen Ursache haben. Wir danken unserm ritterlichen Vertheidiger, glauben aber, daß er einem literarischen Polizeiagenten unterster Kategorie durch seine Abfertigung zu viel Ehre angethan habe. Im Uebrigen verweisen wir auf die Glossen der Tagesgeschichte vom 6. Juli.

Anm. d. Red. d. hist.-polit. Blätter.

XI.

Lessing's Hussitenbilder.

Was man zu den betrübenden Nachrichten der letzten Wochen, welche den patriotischen Hoffnungen auf Deutschlands Einigung und Machtvergrößerung den Herzensstoß gegeben, auch sagen und klagen möge, das läßt sich an den Fingern abzählen, daß ein Volk zum Gespötte und zur Beute der Fremden wird, dessen geistige Kräfte sich durch Menschenalter im Interesse des Auslandes abarbeiten, und aus Mangel an Orientirung nur den Feinden des Vaterlandes dienstbar sind. Es ist weit gekommen mit dem „Patriotismus“ der deutschen Gelehrten; doch wer möchte sie darum des Verrathes bezüchtigen? Man muß schon der Unzurechnungsfähigkeit der Büchermenschen Einiges zu Gute halten. Sind wir es doch von Jugend auf gewohnt, uns gerade die Männer, welche den Zankapfel ewiger Fehde in die Nation geworfen und die gegenwärtige Zerrüttung im ersten Anfange verschuldeten, als unsere großen Heroen zu preisen und rühmen zu hören.

Wer immer die Waffen gegen Kaiser und Reich getragen, sei er ein einheimischer oder ausländischer Fürst, hat Anwartschaft auf deutsche Bewunderung; und wir sehen unbedenklich dem skandinavischen König, „der die Schlachten des Herrn

geschlagen", und dessen Siege Deutschland im westphälischen Frieden mit dem Ruine seiner Länder und der Hälfte seiner Nordküste bezahlte, in Mitte des Volkes, um dessen Erniedrigung und Auflösung er sich so verdient gemacht, noch Monumente errichtet. Schade, daß nicht auch Bernadotte zu Ulm und Davoust zu Hamburg, wie Gustav Adolph zu Lützen sein Denkmal gefunden. Wir bieten alle Ruhmeserhebung für den Herzog Moritz von Sachsen auf, der Lothringen an die Franzosen verrieth, und haben nicht Worte genug, die Heldenthaten eines Bernhard von Weimar zu loben, der Halbelsaß für denselben Reichsfeind eroberte. So viel hat unser Volk schon von seinen Historikern und Encyklopädisten profitirt, und so weit es bereits in der Deutschmichelei gebracht, daß Alt wie Jung willig jedem Landesverräther in alter und neuer Zeit den Dank der Nation votirt, und keiner, der je an Kaiser und Reich seinen Muth gekühlt hat, sicher ist, nicht den Lorbeerkranz von uns davon zu tragen.

Diese Gesinnungstüchtigkeit deutscher Geschichtschreiber findet natürlich in den Journalen ihre Vertretung, und groß und klein bemüht sich Tag für Tag, derartigen Patriotismus allem Volke einzuimpfen und auf die Nachkommen zu bringen. Auch die Poesie ist nicht zurückgeblieben: wir kennen den Namen des „deutschen Dichters", welcher die Siege der Ungarn über das Germanenvolk im Liede verherrlicht, wir haben den Sänger von „Kelch und Schwert" unter uns, welcher die Thaten der Czechen zu neuen nationalen Heldenliedern ausbeutet; und wir erstaunen natürlich nicht mehr, wenn derselbe auf dem Tage zu Frankfurt Windischgrätz als einen Schlächter beschimpft, weil er in Prag wieder Ordnung stiftete, und die deutsche Herrschaft im Böhmerlande nicht untergehen ließ. Unmuth und Entrüstung ist nur bei Wenigen bemerklich, da der gefeierte Sänger mit seines Gleichen Deutschlands großen Feldherrn fast wie einen Rebellen behandelt sehen wollte; schade,

daß nicht die ganze Nationalversammlung gleich auf diese Erklärung einging. Difficile est Satyram non scribere! — So sind wir jedenfalls auf bestem Wege zur nationalen Größe. Die Indignation darüber, daß jetzt Schleßwig Holstein uns verloren seyn soll, ist in diesem Augenblicke ganz und gar überflüßig; hatten unsere Politiker doch schon Größeres in den Kauf gegeben, jenes ist nicht mehr redenswerth. Genug: wir haben in der Tugend der Nationalität eine Vorschule durchgemacht, und es in der Kunst der Selbstverläugnung und Selbstaufopferung so weit gebracht, wie kein anderes Volk der Erde.

Bis jüngst war inmitte dieses Parteitreibens wenigstens noch die Kunst unser Trost geblieben, sie stellte sich diesem gehässigen Wesen fremd und muß über die politischen Leidenschaften erhoben seyn; ihre Aufgabe ist es ja, zu versöhnen, und wo Worte nicht mehr ausreichen, durch ihre aufgestellten Ideale uns über die höchsten Wahrheiten zu einigen und zur Verständigung zu bringen. Dieser Aufgabe getreu, haben Bildhauer und Maler in unseren Tagen wieder eine wesentlich christliche Mission erfüllt. Allein mit dem Wachsen des politischen Unsinns und der Parteiverblendung hat die Kunst sich seit geraumer Zeit von dieser ihrer Stellung abbringen lassen, und auf jenen ausschließlichen Vorzug verzichtet. Bald werden Cornelius und Overbek, Veit und Steinle, Heß und Schraudolph, deren Werke eben so durch Erhabenheit des Gegenstandes, den sie behandeln, wie durch die kunstreiche Vollendung Geist und Herz der Beschauer entzückten, nicht mehr entsprechen; denn der Zeitgeist findet mehr Befriedigung in der modernen Tendenzmalerei, welche die hohen Gedanken und den erhabenen Inhalt der Conversations-Lexika auf die Leinwand bringt, und die trüben Schatten der Vergangenheit heraufzaubert und vor unsern Augen in's Leben ruft, damit sie neuerdings in dem Geiste fortpredigen und nachwirken, wie sie ursprünglich gewirkt.

Einer der Hauptfähnleinführer dieser modernen Kunstrichtung ist

Leßing in Düsseldorf, der sein reiches Talent daran verschwendet, die Kunst dem Zeitgeiste dienstbar zu machen, und Gemälde zu fertigen, welche rein im Geiste aufhetzender Journalartikel aufgefaßt, ihre Wirkung äußern müssen, so daß er die Aufgabe, welche die Tagespresse sich gesetzt, in seinem Künstlerberufe vollständig erreicht. Er ist der eigentliche Vater der zu Mode kommenden Tendenzmalerei im Sinne eines undeutschen protestantischen Radikalismus, recht so der Maler für unsere aufgeregten Tage, daher auch sein Lob, wie eben in diesem Augenblicke, von allen Tagesblättern unisono gesungen wird; aber der Ruhm dieser Kunstwerke dürfte vielleicht eben so vorübergehend seyn, wie der aller sonstigen Tendenzprodukte. Wir reden hier kein Wort von der künstlerischen Ausführung: wenn wir auch zu seiner Zeit oft einen Vergleich zwischen Leßing's „Huß auf dem Concil zu Costnitz" und dem unsern gegenüber hangenden Massaccio angestellt, und uns über die herzlose, frostige Kälte des einen, die Innigkeit und den warmen Farbenschmelz des anderen unsere Gedanken gemacht haben. Wir trauen uns darüber nicht Urtheil genug zu, wohl aber getrauen wir uns die Gründe anzugeben, wie es so kommen mußte, daß selbst ein für den Ruf des Meisters begeisterter Correspondent der Allgemeinen Zeitung in der jüngsten Ankündigung vom 12. Juli sich zu der Aeußerung vermocht sieht: „Leßing steht an jugendlicher Fülle, Blüthe und Kühnheit nicht mehr auf der frühern Stufe." Unsere Kritik erstreckt sich nur auf die Sujets dieser Gemälde; uns ergreift es nur mit eigenthümlichen Gefühlen, wenn wir sehen müssen, was dem Deutschen alles zugemuthet wird. Wir erwägen nur, ob es eines Künstlers würdig ist, nicht nur einfach an der historischen Wahrheit durch seine Schildereien sich zu versündigen, sondern ein Denkmal der Erniedrigung des deutschen Volksgeistes um das andere aufzustellen. Wir reden nur von der Verhöhnung der Geschichte und der fortgesetzten Beleidigung des Nationalgefühls, welche Leßing durch

die Wahl seines Stoffes uns zufügt, mag auch die Form und Ausführung ihm noch so wohl gelingen. Kurz, wir wollen mit dem Künstler ein paar Worte über die Reihenfolge seiner Hussitenbilder verlieren, und den Geist beschwören, der in ihnen lebt.

Wenn seit der Reformationszeit die niederländischen Maler beinahe nur Scenen aus der Bauernstube, oder die Trinktische und Prügeleien in einem Wirthshause zu malen pflegten, so war dieß zwar eine niedere, aber jedenfalls harmlose Auffassung der Kunst, die in ihrer Art vollkommen und anerkennungswerth ist. Hat sich diese niederländische Kunst mit dem gemeinen Leben identificirt, so darf ihr diese neuere Kunstrichtung keinen Vorwurf machen, da sie sich mit dem verkehrten Treiben der Zeit, das aller Kunst feindlich gegenüber steht und die Nüchternheit und gemüthlose Kälte selber ist, identificirt hat. Wir lassen auch jeder Auffassungsweise ihren Werth, stellen aber der Historienmalerei jedenfalls eine weit höhere Aufgabe, als die, den Leidenschaften des Tages zu fröhnen. Wer war denn Huß, den der deutsche Künstler uns bald wie den neuen Heiland vor dem Richterstuhle des Pilatus, bald vor dem Scheiterhaufen vorstellt, als habe er darauf, wie das neue Osterlamm zu unserer Versöhnung, den Martyrtod erduldet — würdig an die Stelle jener heiligen Gestalten zu treten, oder sie zu verdrängen, die als Männer von höherer Begeisterung sonst den Gegenstand der Kunst abgegeben?

Huß war, wenn wir die unverfälschte Geschichte fragen, ein Mann des Hasses, wenn es je einen gegeben. In seiner Brust kochte das Zornfeuer und der ganze fanatische Ingrimm, dessen der Czeche in der Empörung seiner Leidenschaften gegen den deutschen Nachbar fähig ist. Huß ist der Vater der Czechemanie unserer Tage, und bei seinem religiösen Eifer hielt er nur einen Gedanken, den des wüthendsten Slavismus bestimmt fest, so daß sich in den Böhmen die Idee ihr

Volksthums noch immer an seinen Namen knüpft. Nie hat das deutsche Volk einen erbitterteren Widersacher gehabt, als den Huß, dessen Stolz es nicht einmal vertrug, daß deutsche Studenten an der Hochschule zu Prag ihre bisherigen Vorrechte genießen sollten, und dessen erster Schritt es war, daß er als Rector derselben die deutschen Professoren sammt den Bursen verdrängte, so daß die Bayern und Sachsen zu Tausenden nach Leipzig auswanderten. Huß hatte das Feuer des entsetzlichen Krieges geschürt, in welchem die Böhmen unter seinem Namen ihren einmal angefachten Nationalhaß während einer langen Schreckenszeit im Blute der Deutschen kühlten, jenes furchtbaren hussitischen Rachekrieges, der noch jetzt, nach mehr als vierhundert Jahren, im Munde unseres Volkes lebt, und so schauderhafte Verwüstung über unser Vaterland brachte, dessen Städte verzehrte, und dessen Bewohner in ganzen Landschaften aufrieb, daß nur die Mißhandlung und Verheerung der Pfalz durch die Horde französischer Mordbrenner unter Melak noch ein ähnliches Beispiel in der Geschichte bietet — wir wissen freilich nicht, ob Leßing nicht auch den General Melak noch zum würdigen Gegenstande seiner Kunstdarstellung wählen wird. Huß war es, der wie ein neuer Herostratus die Brandfackel in den Bau der Kirche warf, und in ihr ähnliche Zustände der Zerrüttung, wie im deutschen Reiche hervorrief.

Und was war seine eigentliche große Geistesthat? Daß er als ein ächter Pharisäer den Stein aufhob gegen die „große Sünderin", statt sich zuerst zu fragen, ob er selber ohne Schuld sei? Huß ist der eigentliche Lehrer vom Königsmord, obwohl unsere Encyklopädisten diese Doctrin, wie alle Gräuel, auf die Jesuiten hinüberwälzen. Er hatte in seinen Predigten und Schriften sich herausgenommen, als christliches Princip zu vertheidigen, man könne und müsse Jeden, Kaiser wie Papst, beseitigen, wenn er seiner Aufgabe nicht entspreche und seines

hohen Berufes sich unwürdig erzeige — worüber zu urtheilen natürlich dem Einzelnen überlassen blieb. Wäre unsere Zeit nicht eine durch und durch revolutionäre, nie hätten Hußen's Name und Lessing's Bilder solchen Anklang gefunden. Wären die Begriffe von Freiheit nicht so verwirrt und die Kinder der Gegenwart nicht so geübt, alle Wahrheit zu bemänteln und die Geschichte zu verdrehen: nie hätte man Huß zu einem Freiheitsapostel und Märtyrer des deutschen Volkes gestempelt, ihn, dem doch nur daran lag, das Joch des Reiches wie der Kirche zugleich abzuschütteln. Nie hat auch das deutsche Volk einen Mann wüthender gehaßt, als Huß; nie hat es seinen Feind so richtig erkannt, und sich aufgemacht, den Scorpion zu zertreten, der ihm die Ferse verwundete, als da es seinen Tod zu Costnitz forderte. Ja er hätte nicht einmal das Conzil erreicht, um dort seinen weltlichen und geistlichen Richtern vorgestellt zu werden, sondern wäre unterwegs durch das damals schon über ihn erzürnte Volk, nicht durch die Priester, todt geschlagen worden, hätte der Kaiser ihm nicht den erbetenen Schutzbrief und die Böhmen ihm das Geleite bis dahin gegeben. Auf das Andringen deutscher Fürsten, Ritter und Herren vornehmlich, nicht bloß durch Zuthun wälscher Priester, ward Huß zum Tode verurtheilt, und nur die Schuld, welche er durch Aufreizung der Gemüther zum Kampf gegen die weltliche und geistliche Obrigkeit auf sich geladen, wurde so an ihm heimgesucht.

Bevor nicht das Gedächtniß der Nation in Folge des unseligen dreißigjährigen Krieges völlig verwirrt und verwischt war, ist es Niemand eingefallen, in Huß einen Helden und Förderer deutscher Nationalerhebung anzuerkennen! Man erinnere sich nur, mit welchem Unwillen Luther die Paralelle mit Huß zurückwies, und wie er die tiefste Beleidigung und Schmach darin fand, daß man ihm einen solchen Vorläufer geben wolle. Seine Bücher sind voll zürnender Aeußerungen gegen den verhaßten Böhmen.

seit unser deutsches Bewußtseyn durch erbärmliche Geschichts-klitterer reconstituirt werden will, und die Gelehrten aus confessionellem Haße in jedem Manne, der nur immer früher gegen die Majestät der Kirche und des Kaiserthums sich vergangen, einen Heros der Reformation, einen Boten der Freiheit, eine Zierde unseres Volkes erkennen, ist dieß anders geworden, und auch unser Künstler hat, zu seiner Entschuldigung sei es gesagt, von dieser Tagesmeinung bethört, in seinen Meisterstücken der Deutschvergessenheit und Verlogenheit unserer Zeit Monumente gesetzt.

Zu Kostnitz waren außer dem Kaiser fast alle Fürsten, Churfürsten, Herzoge und Grafen des Reiches, und anderer Männer von Rang und Ansehen so viele versammelt, daß manchen Tages an dreißig tausend Pferde in der Stadt und Umgebung untergebracht werden mußten. Der ganze Adel der Nation reiste auf und zu. Die Herzoge aus Bayern und Oesterreich nicht nur, auch der Churfürst von Brandenburg und der Burggraf Friedrich von Nürnberg fanden sich dabei ein: und es soll keinem von ihnen zum Vorwurf gemacht werden, die Vollstreckung des Urtheils überwacht und Huß zur Execution an die Richtstätte begleitet zu haben. Huß wurde nicht allein als Sectirer, nein, als Aufrührer gegen das Reich verurtheilt, und so lange die weltliche Macht nicht ein hölzernes Schwert in der Hand führt, wird jedem Vernünftigen einleuchten, daß sie von der richterlichen Strafgewalt auch Gebrauch machen muß. Daß wir auch mit dem todeswürdigsten Verbrecher, der seine Schuld mit seinem Leben sühnt, nachträglich Mitleid haben, versteht sich von selbst, und auch dann noch, wenn durch seine Verirrung Tausende in's Verderben gerannt sind. Aber das Mitleid kann uns nicht so weit führen, daß wir das Recht der Völker und Staaten lieber ungestraft verletzt sehen möchten.

Und nun betrachte man die Menschen dieser Zeit, wie sie allen Koth und die Steine auf der Straße aufraffen, um das Andenken

an unsere Vorfahren zu besudeln, wie Kunst und Wissenschaft geradezu dienen müssen, um der blinden Parteileidenschaft Vorschub zu leisten und die Deutschen vor anderen Nationen zu prostituiren! Da sehen wir in der berüchtigten „Hussitenpredigt" die Fanatiker mit Kelch und Schwert vor den versammelten Czechen auftreten, und den giftigsten Haß gegen unser Volk in deren Herzen entflammen, der bald so blutige Früchte tragen sollte. Dabei wird uns wahrscheinlich imputirt, dieß als ein Seitenstück zur Glaubensbotschaft zu betrachten, welche Bonifacius als Apostel des Friedens unsern Voreltern in die deutschen Wälder brachte! In dem andern Bilde steht Huß vor seinen Richtern in einem offenen Richtersaale; aber nicht er, sondern seine Richter werden als die Unverbesserlichen dargestellt, und mit allen nur denkbaren Leidenschaften im Gesichte ausgestattet, gerade so, wie Huß dem Volke die Lehre vom Verhältnisse zur Obrigkeit einflößte, und wahrscheinlich zur Unterrichtung unserer Zeit, die ohnehin allen Gehorsam verlernt hat und nicht mehr den Uebelthäter, nein, seinen Inquisitor und Richter verurtheilt sehen möchte. Und nun kömmt vollends das Bild von Hußen's Tod. Der Bayernfürst ist es allein, natürlich kein anderer, der den Hinrichtungsakt befehligt, und wie Longinus, hoch zu Roß, dem Opfer der Justiz gleichsam den Gnadenstoß zu versetzen sich in Bereitschaft hält. Bayern hat sich ja von Anfang dem Lichte der Neulehre verschlossen und ihre Prädicanten verstoßen, und werden nicht Bayerns Regenten mit Feuer und Flammen thätig geschildert, die Bekenner des reinen Evangeliums auszurotten! Der Churfürst mit dem bayerischen Wappen vor der Brust, wendet sein Antlitz dem ihm zur Seite reitenden Bischof zu; er schämt sich vielleicht, sich vor uns blicken zu lassen, oder er empfängt seine politische Rolle aus der Hand seines Gefährten. Gegenüber lauern die mordlustigen Henker, Menschen mit grinsenden Mienen, wahre Höllengestalten, gefaßt, ihr schreckliches Handwerk auszuüben. Ringsum sammelt sich das Volk, theils von kaltem Hohn und sträflicher Reu

gier nach der Hinrichtung verzehrt, theils von Mitleid und Erbarmen erregt, oder von Muth beseelt, wie die wenigen edlen Slaven, welche von der Richtstätte nur hinwegziehen, um den furchtbaren Rachekampf zu entflammen, und sich im Blute der Deutschen zu baden. Im Vordergrunde fällt besonders der pfäffische Mönch in die Augen, der die Nase mit der Brille bewaffnet, und mit gierigen Blicken das Schlachtopfer verfolgt, ja den Moment kaum mehr erwarten zu können scheint, wo es am Scheiterhaufen zuckt. Schade, daß der Künstler nicht diesen Mönch und den Bischof selber Henkersdienst versehen und durch sie eben den Holzstoß in Brand setzen läßt — so etwas hätte den drastischen Effect vollendet. Daß aber gerade von dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dem Ahnherrn der Hohenzollern, der im selben Jahre, 1415, von Kaiser Siegmund mit der Mark Brandenburg belehnt wurde, die Sage besteht, er habe selbst mit Holz zum Scheiterhaufen getragen, davon nimmt der Künstler natürlich keine Notiz, nur der Bayer paßt in seinen Kram.

Ob diese Gemälde eines deutschen Künstlers würdig, ob sie mehr als eine platte Injurie gegen das deutsche Volk ist, wir überlassen es andern, den Stab darüber zu brechen. Warum hat Leßing nicht lieber jenen Calvin gemalt, wie er dem arglos durch Genf reisenden Serves das Gastrecht bricht, und den unglücklichen Glaubensgegner ohne weiters nach dem Scheiterhaufen schleppt und zu verbrennen gebietet? War es nicht auch Melanchthon, welcher in seinem Gutachten an die Stadt Nürnberg es nachdrücklich als die Pflicht der weltlichen Obrigkeit erklärte, die Wiedertäufer mit Feuer und Schwert auszutilgen! Will man einmal durchaus Galgen und Scheiterhaufen in die Kunst einführen, so wäre der Tod Savanarolas nicht so beleidigend für unser Nationalgefühl gewesen; er steht als eine weit edlere Gestalt in der Geschichte, und in seinem Eifer nach

der religiösen Reform fing er wenigstens bei sich selber ernstlich an, bis auch sein Versuch in politische Neuerung umschlug, und er wirklich bejammernswerth unter den Händen seiner verdorbenen Landsleute auf dem Scheiterhaufen endete.

Aber was verlangen wir? Leßing ist ja nur Preuße und Protestant, und weiß nur in Galle seinen Pinsel zu tauchen; er führt die Kunst als Magd seines politischen und religiösen Fanatismus selber auf den Scheiterhaufen, während er Fanatiker darzustellen meint. Und die Zeitgenossen? sie sind ja mit Allem zufrieden, wenn der Gegenstand nur pikant ist, und die Raffinerie der Behandlung anreizt und aufregt. Viele Tausende, so melden die Blätter, sollen aus den rheinischen Städten, so lange das Gemälde ausgestellt war, die Wallfahrt nach Düsseldorf angetreten haben, um das Werk sammt dem Künstler, der es geschaffen, in seiner Werkstätte anzustaunen, ehe denn es dem Vaterlande entrissen würde. Welch patriotische Begeisterung mag alle bei diesem Anblicke angeweht haben! Einen unauslöschlichen Eindruck in der Seele, bekennt ein Correspondent des Frankfurter Journals, sei er nach Hause zurückgekehrt, und nichts habe ihn seitdem mehr angesprochen! — Angesichts solcher Gemälde befremdet es freilich nicht mehr, wenn die Schwärmerei für alles Fremde, die Verherrlichung der erbosten Feinde Deutschlands, seien es Franzosen oder Ungarn, Italiener oder Slaven, in unsern Tagen so überhand nimmt. Wenn aber Deutschland bei einer solchen Gesinnung noch zu Grunde geht, dann mögen alle die in ihre Brust greifen, welche diese nationale Ehrvergessenheit verbreiten halfen.

Was wird wohl das nächste in der Reihe dieser vaterländischen Bilder seyn? Etwa die Gefangennehmung des feigen Hieronymus von Prag, der selber zuvor die Mönche verhaftete, welche sich der Neulehre widersetzten, und einen derselben sogar in die Moldau werfen ließ — er, der würdige Freund desselben Huß, den König Wenzel denkwürdiger Weise gerade an der Stelle

des zum Wellentod verurtheilten Johann von Pomuk zum Hofprediger und Beichtvater der Königin erhob, wo er die Gunst der Menge zuerst dadurch gewann, daß er die böhmische Sprache auf der Kanzel einführte, seinen Hörern mundgerecht mit der ganzen Glut des ihm einwohnenden tödtlichen Haßes vom Papste als Boten des Antichrists predigte, den man mit all seinen Anhängern ausrotten müsse — bis ihn der Arm der Nemesis erreichte! Vielleicht wird Ziska, der Held des nächsten Kunstgemäldes, wie er eben im Begriffe steht, mit seinem Spitzhammer deutschen Mönchen den Schädel einzuschlagen? Oder Klapka und Kossuth als Vertheidiger der ungarischen Freiheit, wie sie, den Staub von ihren Füßen schüttelnd, dem undankbaren Oesterreich fluchen, und die Krone des heiligen Stephan in's Reich des Halbmonds in Sicherheit bringen. Doch wir haben es errathen, es wird ein Gesammtgemälde werden, welches in einer Rundschau all die Helden umfaßt, die, von Hußen's Geist beseelt, sich in den jüngsten Jahren um Deutschland so hoch verdient gemacht haben. In der Mitte des Bildes Blum, der Apostel des Deutschkatholicismus und Gott der Freiheit, wie ihm in der Brigittenau — sei es gleich in Gegenwart des Wütherichs Windischgrätz, die tödtende Kugel sein Herz durchbohrt, während er das Exoriare aliquis auf den Lippen hat. Links Bem und seine Genossen, im Begriffe, eben die Beschneidung als Zeichen ihres Uebertritts zum Islam anzunehmen, und lieber das Christenthum, als die Freiheit abzuschwören; rechts Hecker, Mieroslawski, Herwegh unterm Spritzenleder, und andere Helden der deutschen Revolution, im Momente, wie sie ihre Schwerter nach dem unglücklichen Kampfe zerbrechen und ausrufen: undankbares Vaterland, nicht einmal unsere Gebeine sollst du haben! Welch ein ausgiebiger patriotischer Stoff, welch herrliche Motive, geeignet, sich daran die Unsterblichkeit zu verdienen.

Doch genug des zürnenden Spottes! Jeder Franzose würde bei einer solchen Schändung seiner Nationalehre Pfui

über Pfui rufen; wir aber sind dergleichen Demüthigung schon gewohnt, und sollen sie nun auch von Seite der Kunst ärndten. Entrüstung hin, Entrüstung her, der Meister wird bald seine Nachahmer finden, und diese zeitgemäßen Tendenzmaler leider wohl noch eine ganze Schule bilden. Und fürwahr eine neue Schule, wenigstens hat die bisherige Kunstgeschichte nichts damit Vergleichbares aufzuweisen.

Daß das Vaterland dieses großartige Gemälde von hinnen führen läßt, und nicht einmal Frankfurt noch Berlin es acquirirte, wo es vielleicht anstatt der symbolischen und mystischen Bilder von Cornelius den Camposanto hätte verherrlichen mögen, darüber hören wir in der Allgemeinen Zeitung, die so warm die deutschen Interessen und die deutsche Ehre vertritt, laute Klage erheben. So zieht denn „dieß Denkmal deutschen Geistes und Fleißes", sagt dieselbe, „nach Amerika, um dem dortigen Volk zur Freude und Bildung zu dienen." Wir aber freuen uns, daß dieses Denkmal der Erniedrigung des Vaterlandes bei uns keine Stätte findet, und sagen ihm freudig Lebewohl! Es gehört nach Amerika, ja eben nach Amerika, zu Hecker und all den Märtyrern der irreligiösen und unpolitischen Freiheitskämpfe unserer Tage, welche im Bunde mit den Feinden unserer Nation Deutschland an den Rand des Abgrundes gebracht haben. Und nach Amerika gehört auch die Pallete und der Pinsel, dem so etwas zu malen gelungen ist.

XII.

Eine Stimme für Freiheit der Kirche aus dem Lande der Knechtschaft der Kirche.

(Apologien in Kanzelreden über katholische Glaubenswahrheiten ꝛc. von K. Greith, Domdecan in St. Gallen. Schaffhausen, Verlag der Hurter'schen Buchhandlung 1847.)

Das ganze Bestreben der radikalen Partei in der Schweiz seit dem Jahre 1830, von welchem an sie eine öffentliche Macht daselbst geworden ist, weil es ihr gelungen war, in den bedeutendsten Kantonen die Herrschaft an sich zu reißen, steuerte auf Knechtung der katholischen Kirche los; die Thaten des Radikalismus daselbst sind nichts als eine ununterbrochene Reihenfolge von Angriffen aller Art auf die Kirche. Es liegt in der Natur der Sache, daß je größer die Unterdrückung ist, desto lebhafter die Sehnsucht nach Freiheit wird; das Verlangen nach Freiheit der Kirche ist daher wohl nirgends inniger, als unter den Katholiken der Schweiz. Herr Domdecan Greith hat in seinen Kanzelreden demselben Sprache verliehen.

Sie führen mit vollem Rechte den Titel: „Apologien über katholische Glaubenswahrheiten"; jede Kanzelrede behandelt einen katholischen Glaubenssatz, und zwar vorzugsweise einen

der meist angefochtenen. Der Redner machte es sich zur Aufgabe, aus dem reichen Schatze seiner Kenntniß der heiligen Kirchenväter den Beweis zu führen, daß diese Glaubenswahrheiten beim Beginne des Christenthums gerade so als Fundamentallehren desselben aufgestellt und beobachtet worden sind, wie sie zu allen Zeiten die katholische Kirche gelehrt und deren Beobachtung verlangt hat. Sie bieten daher ein doppeltes Interesse dar, sowohl dasjenige einer in die Lehren, Sitten und Gebräuche der christlichen Vorzeit tief eindringenden, den Zweifler belehrenden Forschung, als auch das einer das gläubige Gemüth ansprechenden, in schönster rednerischer Form vorgetragenen christlichen Erbauung.

Es ist nicht, wie die schon von uns gewählte Aufschrift anzeigt, unser Zweck, eine Analyse des Buches zu geben; wir ziehen es vor, bloß eine einzelne Stelle aus demselben herauszuheben, weil wir dadurch den doppelten Zweck erreichen, unsere Leser mit der Art und Weise, wie der Verfasser den Stoff behandelt, bekannt zu machen, und wir ihnen andererseits einen Gegenstand vorführen können, welcher seit den neuesten, auf das kirchlich-staatliche Verhältniß Bezug habenden Gesetzen in Oesterreich das Tagesgespräch bildet. In der Predigt nämlich, welche der Redner bei der feierlichen Besitznahme des Bisthums St. Gallen durch den neugewählten Bischof, Johannes Petrus, den 4. Juli 1847 in der dortigen Domkirche über die apostolische Hirtengewalt im Episcopate und ihre Segnungen hielt, berührte er auch die große Frage der Freiheit der Kirche und ihr Verhältniß zur äußeren weltlichen Macht. Was der Redner hierüber vorbrachte, ist so treffend und wahr, zugleich so eindringlich und ernst gesprochen, daß wir uns entschlossen, dieser ganzen Stelle in unseren Blättern einen verdienten Platz einzuräumen.

Wir wollen ihr jedoch noch einige allgemeine Betrachtuntungen vorausschicken.

Der große politische Kampf unserer Zeit ist seinem gan-

zen Wesen, seinem Anfange und Ziele nach ein durch und durch religiöser. Wenn es der Revolutionspartei jemals gelingen sollte, allgemein die Oberhand zu gewinnen, so würde sie sich mit dem Umsturze der bestehenden Staatsformen, selbst der ganzen gesellschaftlichen Ordnung, nicht begnügen, sondern aus diesen kolossalen Trümmern erst das Sturmgebälke zum letzten Angriff auf den Bau der Kirche bilden. Ihr Ziel, wenn es auch der größeren Masse, die in den Sturmcolonnen der Revolution sich vorwärts bewegt, nicht klar ist, liegt nur in der Aufstellung gleichsam dem Gebote des Unglaubens, in der Verneinung von Gott, in der Bekämpfung dessen, was von ihm ausgegangen, es ist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, erst der verruchte Cultus der Hölle der Schlußstein der Revolution.

Da die Kirche nun das Heiligthum des Cultus des wahren Gottes in sich aufbewahrt, so wird es sehr erklärlich, warum der Kampf gegen die Kirche, so lange das Christenthum besteht, der Hauptinhalt aller Revolutionen war, warum auch gegenwärtig die gesammte Revolutionspartei so sehr gegen alle jene politischen Maßregeln eifert, welche der Kirche Gottes eine freiere Bewegung und Entfaltung ihrer Kräfte einräumen. Die Männer der Revolution kennen besser, als ihre Gegner, die Macht, welche für Erhaltung eines geordneten Zustandes in der Kirche ruht; sie wissen wohl, daß sie die Schutzmacht der Staaten und Völker ist.

Wenn wir jedoch auch zugeben wollen, daß die handgreiflichen Erfahrungen der Gegenwart gar Viele über dieses letzte Ziel der revolutionären Bewegung unserer Zeit aufgeklärt haben, so schüttelt dagegen der größte Theil sogar der in dieser Hinsicht bereits Aufgeklärten noch immer ungläubig den Kopf, wenn man ihnen sagt, daß unsere revolutionären Zustände ihre erste Ursache, ihren Ursprung, nicht in zufälligen, im Verlaufe der Zeit herausgewachsenen Mängeln und Gebrechen unserer gegenwärtigen staatlichen und socialen Verhältnisse, sondern darin haben, daß der Staat selbst, wie er nun ist, leidet und

lebt, revolutionär, d. h. im Widerspruche mit der von Gott selbst gegebenen Grundlage seines Seyns und Gedeihens ist, daß somit die Revolution im Staate als solchem liegt, und daß deren Besiegung in ihren vereinzelten Erscheinungen so lange nicht möglich ist, als der Gesammtkörper selbst in einem revolutionären Giftenraume sich bewegt. Wir wollen uns hierüber näher erklären.

Alle revolutionären Zustände unserer Zeit sind bloße und zwar nothwendige Folgen einer ersten Empörung, welche vom Staate als solchem gegen die Ordnung Gottes ausgegangen ist. Diese lag in der Lostrennung des Staates aus dem Mutterschooße der Kirche, in der Vernichtung des gegenseitigen gottgegebenen Wechselverhältnisses, welches uns die bessere Zeit des Mittelalters so schon schön und groß vor Augen führt; in jenem vom Hochmuth eingegebenen und wirklich durchgeführten Verlangen, ein eigenes Wesen außer und neben der Kirche zu seyn. Die Trennung des Staates von der Kirche war eine Revolution gegen die Ordnung Gottes. Gleichberechtigung war das Schlagwort, mit welchem diese Trennung von der weltlichen Macht eingeleitet wurde; sie liegt in diesem Worte selbst, weil sie die Existenz zweier selbstständiger, in keinem Abhängigkeitsverhältnisse von einander stehenden Wesen voraussetzt. Wo aber eine innere organische Lebensgemeinschaft und Lebenseinheit statt findet, kann nur von einem organischen Zusammenwirken der einzelnen Theile, nie aber von einem Verhältnisse der Gleichberechtigung derselben unter einander die Rede seyn.

Von dem Augenblicke an also, wo wir in der Geschichte von einer gegenüber der Kirche gleichberechtigten Existenz des Staates sprechen hören, und diese wirklich als solche sich geltend macht, ist auch die Revolution in's Leben getreten, und sie allein das dirigirende Princip der Staaten geworden. Von nun an bewegt sie sich in raschem Laufe vorwärts. Während

die Losreißung von dem Mutterschooße der Kirche, der Kampf, welcher diese bezweckte und durchführte, Jahrhunderte dauerte, braucht es von nun oft nur Jahrzehnte, um eine große Strecke der revolutionären Bahn zurückzulegen.

Der erste Schritt, den der revolutionäre Staat nunmehr that, war ein feindseliger gegen die Mutter, von welcher er sich geschieden hatte. Der Wahn der Gleichberechtigung, welchen er behufs der Losreißung geltend machte, war das erste, was er nun selbst verneinte und verhöhnte; der einmal aus der gottgezeichneten Sphäre herausgetretene Staat begnügte sich nicht mehr damit, ein gleichberechtigtes Wesen neben einem anderen zu seyn, der Hochmuth, der ihn zur Losreißung verführte, trieb ihn nun auch dahin, daß er die Herrschaft auf der Welt ausschließlich und in Allem für sich ansprach, über sich spärlich etwa im Anfange noch Gott anerkannte, neben sich aber nichts duldete, Alles als unter sich gelegen ansah. So wurde die anfänglich als gleichberechtigt anerkannte Kirche von dem vom Dünkel einer irdischen Allmacht durchfressenen Staate bald zu seiner Magd herabgewürdigt, und als sie in gerechter Entrüstung diese dienende Rolle von sich wieß, ihr die Fesseln der Sklaverei angelegt.

Wenn man jene Zeit, wo der Staat unter der Standarte der Gleichberechtigung gegen die Kirche und Gottesordnung sich empörte, das erste Stadium der Revolution nennen will, so mag man als zweites Stadium die auf jene unmittelbar folgende Befnechtung der Kirche durch den Staat bezeichnen.

Von da an nimmt der Auflösungsprozeß eine andere Wendung. Die Macht des Bösen, welche den Zwiespalt in den Lebensorganismus von Kirche und Staat geworfen, das eine Glied zur Empörung und Losreißung verleitet hatte, kehrt sich nun in rascher Wendung gegen dieses Werkzeug, dessen sie sich bisher zur Störung der Ordnung Gottes bedient hatte. Durch die Ablösung von der Kirche und deren Befeindung und Be-

knechtung hat der Staat als solcher der göttlichen Autorität den Krieg erklärt, er hat damit jede Autorität seines eigenen Seyns Preis gegeben, und ist dadurch selbst unwiderbringlich der Macht der Revolution anheimgefallen. So kehrt der auf revolutionärem Boden stehende Staat das Schwert gegen sich selbst, und stößt es sich in seine Eingeweide.

Das ist nun die Periode der Revolution, in der wir uns befinden, und das ist das Bild, welches die Staaten Europas uns darbieten. Damit ist aber auch der große Wendepunkt eingetreten, von welchem an nach unserer innigsten Ueberzeugung der Zeitpunkt der Erlösung der europäischen Staaten von der Macht des Bösen, die sie beherrschte und auf gottabgewandter Bahn vorwärts trieb, herdatirt werden muß. Es wiederholt sich das Wunder, das im Einzelnen sich so oft uns kund gibt, daß die Macht des Bösen zur Zerstörung ihrer eigenen Werke von der göttlichen Vorsehung gebraucht wird, und der Triumph des Guten gerade da beginnt, wo das Böse im Siegestaumel sich ergeht.

Indem die Mächte die Finsternisse mit ihrer ganzen Wucht auf den allein noch dastehenden und die Kirche in Banden hinter sich herschleppenden Staat in der Hoffnung sich warfen, den hochmüthigen Herrn mit der gefangenen, von ihnen aber mehr gefürchteten Magd zu zertrümmern, siehe! da läßt dieser, in seiner eigenen Existenz bedroht, die Fesseln, welche er der Kirche angelegt hatte, aus seinen Händen, und frei erhebt sich diese in neuer verjüngter Kraft als die Macht, welche berufen ist, triumphirend jenen Mächten der Hölle das Haupt zu zertreten. Das ist die Aufgabe der freien Kirche, der Ruf nach Freiheit der Kirche ist daher Gottesstimme und Ehre Jenen, die es wagen, mit ihrem Munde diese Stimme, die sie erkannt haben, auch der Welt zu verkündigen.

Dieser Ruf darf aber nicht auf absolute, sondern nur auf eine momentane Trennung von Kirche und Staat gehen; er

soll nur Befreiung von den unwürdigen Banden des Staates verlangen, sein Endziel aber Einigung, ungetrennte Lebens- und Liebesgemeinschaft von Staat und Kirche seyn. Jene Trennung wäre nur wieder eine unheilvolle Rückkehr zum Anfange der großen Weltrevolution, die sich seit Jahrhunderten herausgeboren hat; diese aber wird für die Kirche nur verlangt, damit sie frei geworden das göttliche Band der Ehe mit dem Staate wieder schließen könne. Kirche und Staat gehören zusammen, wie Seele und Leib; die Kirche ist der göttliche Odem, welcher den Leib der Menschengesellschaft durchdringen und beleben soll, und der Staat ist und bleibt ein todtes Aas, der Verwesung preisgegeben, wenn er nicht in allen seinen Functionen eine Offenbarung dieses Odems in Raum und Zeit ist.

Diese Einigung herbeizuführen, vermag allein die Kirche; der Staat aus sich vermag nichts mehr, als noch einige Zeit gegen die Mächte der Zerstörung zu ringen, aber ohne Aussicht auf Rettung; er hat höchstens noch den Wahlspruch der Verzweiflung, welchen der große englische Dichter seinem Helden mit den Worten in den Mund legt, „und will das Schicksal mit uns enden, so fallen wir, die Waffen in der Hand.“ Die Kirche hat die Aufgabe und die Sendung, das durch hundertjährige Revolution verkommene Menschengeschlecht wieder zur Gottesfurcht, zur Anerkennung einer göttlichen Autorität, und damit zum Gehorsam, zur Geduld und Demuth zurückzuführen, und Schritt für Schritt, wie sie diese Aufgabe erfüllt, fällt die Scheidewand zwischen ihr und dem Staate; was früher getrennt, erfaßt sich unwillkürlich wieder in gegenseitigem Liebesdrange, der Staat jubelt der Kirche als seiner Retterin entgegen, sinkt ihr frohlockend in die Arme, die Kirche aber senkt sich in ihn hinein als sein Leitstern im Kampfe hier, sein Wegweiser zum Jenseits, dem Troste der Hoffnung und Sehnsucht aller Nationen, die gewesen sind und noch kommen werden.

Das auf Erden erreichbare Ideal der Menschengesellschaft ist die innigste Einigung und Lebensgemeinschaft von Kirche und Staat nach dem Ausspruche der heiligen Schrift: „ein Hirt und eine Heerde."

In den europäischen Staaten, welche von der Revolution in den verflossenen zwei Jahren geschüttelt worden waren, fängt sich die Wahrheit immer mehr Bahn zu brechen an, daß nur durch Stärkung und Hebung des religiösen Gefühles in den Volksmassen der zerstörenden Macht, welche auf die heutige europäische Gesellschaft eindringt, für die Dauer gewehrt werden könne, und daß deßwegen in der Kirche, als der Erzieherin des Menschengeschlechtes in der Religion, die einzige rettende Macht zu finden sei. Es ist eine Thatsache, daß die Gleichgültigkeit sogar der Haß gegen alles Kirchliche einer besseren Gesinnung, wenn auch nicht immer den dieser entsprechenden Handlungen vielerorts Platz gemacht hat, daß besonders viele hervorragende Männer, welche früher mit großer Leichtfertigkeit von allem Kirchlichen dachten und sprachen, nun anderen Sinnes geworden sind, und selbst auf jenen Anker im Sturme der Zeit hindeuten, den die Mächte der Finsterniß noch niemals zerrissen haben. Dagegen ist aber auch der Haß gegen die katholische Kirche viel intensiver bei der ganzen Revolutionspartei geworden, welche bei dem Mißlingen der von ihr versuchten kirchlich-politischen Revolution zur Stunde sich darauf beschränkt sieht, denselben in bloßen Worten auslassen zu können, hierin aber ihrer Galle den vollsten Lauf läßt. Ein europäischer Staat ist jedoch noch vorhanden, wo die Revolution noch nicht besiegt ist, sondern das Ruder führt: die unter das Joch des Radikalismus gebeugte, durch die Reformation in ihrer Kraft gebrochene, in einem bedeutenden Theile ihrer Bewohner sittlich verkommene Schweiz. Wie diese, als nunmehriger Revolutionsstaat, allen europäischen Völkern zur ernsten Lehre und zur

Warnung gegen die mit den Phrasen der Freiheit einherschreitende, nach Erringung der Gewalt aber mit den Ketten der Sklaverei züchtigende Revolutionspartei dient, eben so liefert sie ein trauriges Zeugniß von der unerhörten Knechtschaft, in welcher die Kirche dort schmachtet. Verfolgung aller wahrhaft christlichen Gesinnung, insbesondere aber Knechtung, wenn möglich Vernichtung der katholischen Kirche, ist da oberstes Regierungsprincip geworden, welches mit einem wahrhaft diabolischen Fanatismus durchzuführen versucht wird. Man kann, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, gegenwärtig die Schweiz das Land der Knechtschaft der Kirche nennen. Nach der unglücklichen Katastrophe von 1847 und dem Siege der Revolutionspartei fand diese erst recht Gelegenheit, ihrer stets bei Athem erhaltenen Leidenschaft und ihrem Hasse gegen die katholische Kirche freien Lauf zu lassen; man begnügte sich nicht damit, die meisten klösterlichen Institute zu zerstören, alles Kirchengut einzuziehen und als Staatsgut zu erklären, katholisch gesinnte und handelnde Priester, sogar einen für den Glauben seiner Heerde sich wehrenden Bischof zu verfolgen und in die Verbannung zu treiben, sondern man wagt es, das Wesen der kirchlichen Hierarchie unmittelbar anzugreifen, indem man die Diener der Kirche von allem Verbande mit ihren Oberen losreißt, und sie zu feilen, willenlosen Knechten der herrschenden Revolutionsgewalt herunterwürdigen möchte. Es ist in einigen Kantonen Brauch geworden, mißbeliebige, d. h. katholisch gesinnte und handelnde Pfarrer, nach Gutfinden fortzujagen, oder sie durch elende, von den verworfensten Parteileuten besetzte Gerichte fortjagen zu lassen; an einem andern Orte hat man verfassungsgemäß den Gemeinden das Recht eingeräumt, alle zwei Jahre ohne irgend welche Gründe ihre Pfarrer davonzuschicken; an einem dritten hat man mit eben so viel Bosheit als Dummheit dem Placetum die Auslegung gegeben, daß es der Staatsgewalt immer frei stehen soll, dasselbe einem Geistlichen, dem es für seine Bepfründung ertheilt

worden war, je nach Belieben wieder entziehen, und ihn dadurch von seiner Pfründe vertreiben zu können. Man hat also da neben dem Placetum noch ein Deplacetum, eine Erfindung, die der Schweizer Revolutionspartei vollkommen würdig ist. Man begreift leicht, daß die Erfindung in keiner anderen Absicht gemacht wurde, als um über jeden pflichtreuen katholischen Geistlichen beständig ein Damoclesschwert hängend zu halten, überhaupt den Berufseifer der gesammten Geistlichkeit zu unterdrücken, und sie entweder zum Stillschweigen gegenüber dem auf Untergrabung des Glaubens gerichteten Treiben der Regierungen zu zwingen, oder sie sogar mit der Zeit, was leider an vielen Orten gelungen ist, zur feilen Augendienerei der Revolution zu verführen. Es ist dieses Deplacetum mit kurzen Worten nichts anderes, als eine von der revolutionären Staatsgewalt ausgesprochene Aechtung katholischer Gesinnung und katholischer Berufstreue.

Dieser schon Jahrzehnte dauernde Zustand der Knechtschaft der katholischen Kirche in der Schweiz mag wohl auch dazu beigetragen haben, daß der Verfasser der vorliegenden Apologien bereits zu einer Zeit, wo das Schlimmste noch nicht geschehen war, in so eindringlicher Weise seine Stimme für Freiheit der Kirche erhebt, und mag ihr jene Frische und jenen Klang verliehen haben, die uns so angenehm berührten, und gewiß auf jeden Leser den gleichen günstigen Eindruck hervorbringen werden. Wir wollen nun unseren Verfasser selbst sprechen lassen:

„Nie ist die Hirtengewalt der Bischöfe den Völkern zum Falle und zum Untergange, vielmehr zur Auferstehung und zum Heile gewesen, weil sie die stärkste Stütze der rechtmäßigen Gewalt und Ordnung im Lande, und eine nie versiegende Quelle himmlischer Segnungen für das gläubige Volk ist. — Wir haben neben der Kirchengewalt, die Jesus Christus in der höheren Ordnung des Heiles gestiftet, noch eine andere Gewalt anzuerkennen und zu achten, die Gott in der natürlichen

Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft gegründet hat. Die Gränzen beider bezeichnet der Herr in dem einfachen göttlichen Ausspruch: „„Gebt Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.““ Keine Religion in der Welt ist der rechtmäßigen Obrigkeit und Ordnung unter den Völkern günstiger und verbündeter gewesen, als diejenige, deren göttlicher Stifter selbst gegen einen ungerechten Gewalthaber seinen Gläubigen das Beispiel vollkommenen Gehorsams bis in den Tod gegeben hat; der durch seine heiligen Apostel lehrt: „„daß jeder Mensch der höheren Gewalt unterthänig seyn müsse, und zwar nicht bloß aus Furcht, sondern aus Gewissenhaftigkeit, weil alle Macht von Gott kömmt, und wer der eingesetzten obrigkeitlichen Gewalt, der Ordnung Gottes widerstrebt, der endlich selbst den ungerecht Gedrückten und Verfolgten kein anderes Mittel zum Widerstande erlaubt, als Seufzer und Gebete. Darum beruhiget Tertullian den römischen Kaiser über die Furcht: als werde er mit der freien Ausübung der christlichen Religion seine kaiserliche Macht verlieren, mit den Worten: „„Wir Christen rufen für das Heil des Kaisers den ewigen Gott, den wahren Gott, den lebendigen Gott an. Wir bitten, daß er ihm ein glückseliges Leben, sichere Herrschaft, ein friedliches Haus, tapfere Heere, einen treuen Senat, ein gutes Volk, ruhige Zeiten und alles verleihen wolle, was immer der Mensch und der Kaiser wünschen mag.““ Man hat oft schon ausgesprochen: „„Die Kirche sei im Staate;““ ja, sie ist im Staate, um alle seine Glieder zu erleuchten, zu veredeln, zu trösten, zu heiligen. „„Die Kirche““, um mit dem heiligen Augustin zu reden, „„bildet und lehret kindlich die Kinder, jugendlich die Jünglinge, ernst die Männer und Greise, wie eines jeden Körper- und Gemüthsbeschaffenheit es erheischt; sie unterwirft im keuschen und treuen Gehorsam die Frauen den Männern nicht zur Ausübung schnöder Fleischeslust, sondern zur Fortpflanzung des Geschlechtes und zur Begründung eines wohlgeordneten Familienlebens; sie gibt den Männern den Vorrang über die Frauen nicht zur Bedrückung des schwächeren Geschlechtes, sondern nach den Geboten einer aufrichtigen Liebe. Sie unterwirft die Kinder den Eltern, und lehrt die Kinder, den Eltern unterthänig seyn; sie hält die Grade der Blutverwandtschaft auseinander, und einiget die Verwandten in derselben christlichen Freund-

schaft; sie gebietet den Knechten nicht aus bloßem Zwang, sondern aus Pflichtgefühl, ihren Herren anzuhangen, und flößt den Herren im Hinblick auf den höchsten Gott und gemeinsamen Herrn Aller milde und väterliche Gesinnungen gegen ihre Knechte ein. Sie verbindet Bürger mit Bürgern, Völker mit Völkern und alle Menschen mit einander, nicht bloß mit den äußern Banden der brüderlichen Liebe; sie mahnt die Könige, für ihre Völker wie Väter zu sorgen, und befiehlt den Völkern, ihren Königen unterthänig zu seyn. Sie lehrt Alle, wem Ehre gebühre, wem Liebe, wem Ehrfurcht, wem Furcht, wem Tröstung, wem Ermahnung, wem Tadel, wem Züchtigung, und zeiget, wie wenn auch nicht Allen Alles, doch Allen die Liebe und kein Unbill gebühre."" Die Kirche ist im Staate, ja, um der Obrigkeit in Allem zu gehorchen, was zeitlich ist, allein sie ist in ihrer geistigen Wirksamkeit nicht unter dem Staate und dem Staate nicht einverleibt, und die Fürsten, indem sie die Gnade empfingen, Söhne der Kirche zu seyn, haben damit kein Recht erworben, Herren und Gebieter der Kirche zu werden. Die Kirche will und soll nicht im bürgerlichen Gebiete herrschen, nie wird sie vergessen, daß ihr göttlicher Stifter auf das Gebirge floh, als man ihn zum Könige machen wollte, und daß das Reich, das er gestiftet hat, wenn auch in der Welt erscheinend und wirkend, doch nicht von der Welt ist, sie hört nicht auf, der Obrigkeit das Beispiel der Unterwürfigkeit und des Gehorsams zu geben; o ihr Fürsten und Vorsteher der Völker! die Kirche liebet euch, warum fürchtet ihr sie? sie arbeitet für eure höchsten Interessen, warum beargwohnet ihr sie? sie betet Tag und Nacht für euch, warum erniedriget ihr sie? Ihr habt keine sicherere Hülfsquelle in den Tagen der Noth, als ihre Treue gegen euch, keine festere Stütze für eure Gewalt, als die Gesinnungen des Gehorsams und treuer Anhänglichkeit, die sie in die Herzen eurer Untergebenen pflanzt."

„Allein nach Gottes Anordnung ist auch die Kirche in ihrer geistigen Wirksamkeit von jeder weltlichen Gewalt frei und unabhängig; ihr ewiger Stifter sprach: „„mir ist übergeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden;"" diese Macht hat der göttliche Bräutigam auf seine Braut — die Kirche — übertragen, sie hat in geistlichen Dingen keine Gränzen. Nach dem besondern

Auftrag des allmächtigen Gottes lehrt die Kirche die Völker, und darf in diesem Lehramte von keiner menschlichen Macht auf Erden, wie sie immer heiße, beschränkt oder gehindert werden; was sie bindet, ist gebunden, was sie löset ist gelöst, was sie entscheidet, wird im Himmel bestätiget. Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, opfert durch sie, er lehrt durch sie, er weidet durch sie seine Schaafe auf Erden, und weder der Sohn Gottes, noch seine Kirche können vom Willen der Staatsobern in ihrer welterlösenden Wirksamkeit abhängig gemacht werden, die Unwissenden zu lehren, die Sünder zu berufen, die Unglücklichen zu trösten, die Laster zu zerstören, die Tugenden zu pflanzen, und durch Glaube und Gottseligkeit alle Menschen für Zeit und Ewigkeit glücklich zu machen. Die Kirche unterwirft sich zwar allen Staatsgesetzen, so lange sie bestehen, allein sie hört nicht auf, gegen diejenigen Einwand zu erheben, die die Freiheit ihrer Regierung beschränken, die Christus ihr verliehen hat. Hätte der Herr gewollt, daß die Verordnungen und Beschlüsse seiner Kirche in geistlichen Dingen vorläufig die Genehmigung der Staatsgewalt haben müßten, wie hätte je die christliche Religion gegenüber den peinlichen Gesetzen und Verfolgungen der Machthaber der Erde verbreitet werden können? „„Welche Einwilligung"", schreibt der heilige Hilarius gegen Auxentius, „„zogen die Apostel ein, um das Evangelium zu verkünden? Durch welche Mächte der Erde wurden sie unterstützt? Bedurften sie wohl der Staatsgewalt, wenn sie in den Kerkern Gott lobten unter Ketten und nach Geißelstreichen? Rief Paulus die Kirche zusammen, nach Befehl des Königs, als er öffentlich ausgehöhnt worden war? Schützte er sich durch die Gunst eines Nero, Vespasian oder Decius, deren Haß gegen uns die Verkündung des Evangeliums blühen machte? — Hatten jene die Schlüssel des Himmelreichs nicht, welche durch ihre eigene Händearbeit sich nährten, an verborgenem Ort ihr Liebesmahl hielten, Dörfer, Städte und beinahe alle Länder der Erde zu Wasser und zu Land gegen die Verordnungen und Befehle der Könige durchwanderten? Hat sich nicht am auffallendsten die Kraft Gottes gegen den Haß der Menschen gezeigt, als Christus um so mehr verkündet wurde, je strenger solches verboten war?"" Wir entnehmen aus dieser herrlichen Stelle des heiligen Hilarius zugleich das welt-

geschichtliche Zeugniß, daß die Kämpfe der Staatsgewalt für unrechtmäßige und bloß vorgebliche Rechte in kirchlichen Dingen ihre rechtmäßige Macht nicht erhöht, sondern nur geschwächt haben, daß sie die Freiheit und Wohlfahrt der Völker nicht förderten, wohl aber deren Knechtschaft und Verderben nach sich zogen, daß endlich die Kirche, wenn auch vorübergehend gedrückt, dennoch am Ende immer als Siegerin aus solchen Kämpfen hervorgegangen ist. Denn verloren ist der Kampf gegen eine Gewalt, die gerade in ihrer Bedrückung und Verfolgung ihre größte Stärke entfaltet, die, wenn auch zu Boden getreten, nur um so schöner erblüht, die endlich, wenn menschliche Mittel nicht mehr ausreichen, zum allmächtigen Gott ihre Zuflucht nimmt, der seiner Verheißung getreu, für sie sodann in die Schranken tritt, um die Stolzen zu demüthigen, und die Macht den Mächtigen zu nehmen. Eine Kirche kann nie überwunden werden, von welcher der heilige Cyprian sagt: „„Ein Bischof, der das Evangelium Gottes in seiner Hand hält, kann wohl getödtet, aber nicht besiegt werden."" O, nicht solche unheilbringende Kämpfe, eine ungleich edlere und höhere Aufgabe hat der ewige Gott, der Alles in schönster Ordnung eingerichtet, der weltlichen Gewalt im Staate zu lösen übertragen, eine Aufgabe, die der hohen Stellung, die ihr, o Vorsteher des Volkes! einnehmet, der Ehren, die ihr bekleidet, der Gesinnungen der Gerechtigkeit und Milde, die euch zieren, so ganz würdig, so ganz angemessen ist. Entschließt euch, im einträchtigen Verbande mit der Kirche das wahre Wohl eurer Völker zu fördern, indem ihr ihr beisteht, das Reich Gottes unter ihren Gläubigen auszubreiten. Euer Beruf kann nicht größer aufgefaßt, euer Wirken nicht heilbringender für eure Untergebenen seyn, als wenn ihr, eingehend in die weisen Absichten der göttlichen Vorsehung, euren hohen Ruhm darin suchet, die Beförderer, die Wächter, die Beschützer der Kirche Gottes zu seyn, „„die äußeren Bischöfe und Beschützer ihrer Satzungen"", wie Eusebius den Kaiser Konstantin rühmlich bezeichnet. Ebnet durch euer Ansehen der Kirche die ungangbar gewordenen Wege zum Himmel, füllet mit euer, von Gott verliehenen Gewalt die Abgründe und die Thäler aus, die den Pilgern zur ewigen Heimath sich entgegenstellen, beseitigt durch ernste Strafgerichte die Steine der öffentlichen Sünden und Aer-

gernisse, welche die Völker verderben und unglücklich machen, schützet an den gottgeweihten Tagen die Feier des öffentlichen Gottesdienstes vor den Freveln so vieler Entheiligungen, entfernet vom Lande das unermeßliche Unglück so vieler leichtsinnigen Ehen und eines daraus entspringenden, verwahrloseten Geschlechtes, ehret die Kirche in ihren Vorständen, Priestern und Anstalten, und um euer eigenes Ansehen zu schützen, schirmet sie gegen alle Frevler, die sich wider sie erheben, — und die Kirche wird nicht ermüden, euch eine fromme Jugend anzubilden, wird das Leben der Familien und Gemeinden veredeln, wird in eure Untergebenen Treue und Gehorsam pflanzen, euch gute Bürger erziehen — indem sie gute Christen bildet — euch nach so langen unseligen Kämpfen, um aller Wünsche zu erfüllen, den sichern Frieden bringen. — Wenn in dieser Weise die beiden Gewalten im einträchtigen Bunde sich vereinen, Alles zu fördern, was zur Ehre Gottes, zum Heile der Kirche, und zur wahren Wohlfahrt und zum Frieden der christlichen Völker gereichen kann, — dann ist es noch möglich, über die Ungethümer Meister zu werden, die aus der Tiefe des Abgrundes heraufgestiegen und auf Erden erschienen sind, um alle Ordnung und Wohlfahrt in Kirche und Staat zu Grunde zu richten; ich verstehe unter diesen Ungethümern jene verworfenen Secten, die eine Gütergemeinschaft träumen, mit ihren verbrecherischen Grundsätzen die Heiligkeit des Besitzstandes in Frage stellen, und das Rechtsgefühl des ganzen Volkes bis hinab in die untersten Schichten der Gesellschaft auszurotten sich bemühen; ich verstehe darunter jene Vereine der Ungläubigen, die alles christlichen Glaubens baar geworden, unausgesetzt gegen die Grundfesten des Christenthums, und vor allem aus gegen die Bollwerke der katholischen Kirche anstürmen und auf dem seichten Grund der Nichtigkeit ihrer Läugnerei den babylonischen Thurmbau des neuen Heidenthums aufzurichten nicht ablassen; ich verstehe darunter endlich jene ruchlosen Complotte der Verschwornen, die, aller göttlichen und menschlichen Autorität feindselig, gegen die Fundamente der Kirche und des Staates unausgesetzten Krieg führen, Thron und Altar bekämpfen, und an die Stelle der rechtlichen Ordnung die schrecklichste Anarchie zu setzen kein Mittel unversucht lassen. Hieher, ihr Fürsten und Regenten! hieher richtet mit der Kirche ver-

eint all eure Thätigkeit, um eure rechtmäßige Gewalt und die Wohlfahrt eurer Völker vor dem Untergang zu retten, da es noch Zeit ist; hier ist ein weiter Kampfplatz für christliche Ritterehre euch geöffnet — hier erblühen euch die Lorbeerkränze unsterblichen Ruhmes, nicht aber auf dem Tummelplatze confessioneller Fehden, nicht in den Irrgängen einseitiger Wahrung sogenannter Staatsrechte in kirchlichen Dingen, nicht in einer feindseligen Beargwohnung und Beschränkung der Wirksamkeit und Rechte einer Kirche, die ihre Freiheit und Unabhängigkeit von Gott zum Erbe erhalten, und selbe nur zur Sicherung der rechtmäßigen Gewalt und zur wahren Beseligung der Völker ausübet.

XIII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 4. Juli 1850.

Auch die neue Central-Seebehörde in Triest, sagt ein Artikel des österreichischen Correspondenten, hole bei allen ihren Reglementsentwürfen und Gesetzesvorschlägen die Gutachten der Kaufleute, der Rheeder und der Seeleute, kurz der Betheiligten ein.

„So erfreulich der Schiffbau fortschreitet, so sehr liegen die gegenseitigen Beziehungen der dabei betheiligten Rheder, Schiffsbaumeister und Schiffshandwerker im Argen. Daher kömmt es, daß weder die Schiffsrheder gehörige Sicherheit und Deckung für ihre Vorschüsse erhalten, noch die Schiffsbaumeister stets die Zeit und Bedingungen des Baues einhalten können, woraus für sie bedeutender Nachtheil erwächst. Kein Gesetz, kein Reglement und keine Disciplin wirkt maßgebend auf die dabei beschäftigten Schiffshandwerker ein, die

eines Theils zuweilen ungemessene Forderungen stellen, anderseits von der verdungenen Arbeit sich leicht abwendig machen lassen, und bei dem regellosen Walten doch selbst nicht gedeihen. Sectionschef Czörnig trachtete diesem ungedeihlichen Zustande ein Ende zu machen, und sowohl die Schiffbauer, als die Schiffshandwerker, mit ihrer Zustimmung, einem Reglement zu unterwerfen. Er versammelte die Schiffbauer in einer Commission, vernahm ihre Anliegen und schlug ihnen die Art und Weise vor, wie die Schiffshandwerker, ohne durch Zwang geregelt zu werden, auf dem freien Wege des Vertrages, unter dem Schutze der Seebehörde, zur Einhaltung ihrer Verpflichtungen gegen ihre Arbeitsgeber gebracht werden können, wie die gegenseitigen Streitigkeiten durch Schiedsgerichte aus ihrer Mitte ausgetragen werden sollen, wie aber auch für die Bildung eines Unterstützungsfondes für kranke und arbeitsunfähige Gewerbsgenossen gesorgt werden müsse, und wie sie durch die Inscription bei der Seebehörde zu einer corporativen Verbindung sich einigen würden. Nach erfolgter unbedingter Zustimmung der Schiffsbauer wurde das Reglement darnach entworfen und dasselbe hierauf den Schiffshandwerkern selbst, Meistern sowohl als Hülfsarbeitern, bekannt gegeben und sie befragt, ob sie demselben beipflichteten. Die Leute waren sichtlich erfreut, daß man sich ihrer angenommen, machten ihre sehr beachtungswürdigen Zusätze und erwiederten dankend: „„Jetzt sieht man es doch, daß wir constitutionell regiert werden, da wir selbst um unsere Bedürfnisse und die Art, ihnen zu genügen, befragt werden.““

Diese redlichen Leute hatten eben sowohl ein Recht, über diesen neuen verständigen Geschäftsgang erfreut zu seyn, als die österreichischen Behörden hochgerühmt werden müssen, daß sie seit einiger Zeit angefangen, vor der Ergreifung neuer Verwaltungsmaßregeln Vertrauensmänner aus der Mitte Derjenigen zu berufen und anzuhören, welche die Sache, von der die Rede ist, verstehen, und deren Interessen durch die beabsichtigten

Maßregeln am nächsten betroffen werden. So wurden in Oesterreich die Bischöfe in Betreff der Bedürfnisse und Forderungen der katholischen Kirche gehört, die Bankactionäre über die Mittel zur Wiederherstellung der Bankvaluta; so im eben erwähntem Falle auch die Schiffsreder und Zimmerleute über die Regelung der Angelegenheiten des Schiffbaues. Wenn aber die Schiffshandwerker in Triest diese Verwaltungsmethode (die einzig vernünftige und praktische in unsern Tagen!) für „constitutionell" halten, so ist darüber nur zu bemerken, daß sie hiermit in der Unschuld ihres Herzens diesem Worte einen andern, ja den entgegengesetzten Sinn beilegen, als den, welchen es in der französisch-liberalen Doctrin des heutigen europäischen Festlandes thatsächlich hat. Diese Theorie und die ihr entsprechende Praxis kennt keinen Unterschied zwischen Rhedern und Schiffszimmerleuten; sie kennt überhaupt keine verschiedenartigen Interessen, Rechte und lebendigen Besonderheiten irgend einer Art; sie kennt nichts und will nichts kennen, als Individuen, welche die Abstraction dadurch gleich gemacht, daß sie sie nackt gerupft und aller unterscheidenden Eigenheiten beraubt hat, wie den Hahn des Diogenes. Die Wegräumung der letzten Ungleichheit, — des Eigenthums, — haben die consequentesten jener Doctrinärs, nachdem ihnen der Liberalismus in seiner Beschränktheit lange vorgearbeitet, neuerdings in Angriff genommen. Aus dieser unorganischen Masse von atomistischen Einzelwesen wird dann durch Ausziehung einer Cubikwurzel und Benutzung des so überaus bequemen Loostopfes der Majorität, der souveraine Wille der Gesammtheit in abstracto gefunden, der eben deßhalb keinem besondern Rechte und Interesse zu entsprechen braucht. Kraft eben dieser Methode ist es denn möglich, daß jüdische Literaten über die Anlegung von Festungen, bankerotte Speculanten über die Finanzen, notorische Gottesläugner über Kirche und Schule, überhaupt aber in der Regel Diejenigen zu entscheiden berufen sind, welche an dem zu ordnenden Gegenstande gar kein, oder

ein ihm feindliches Interesse haben. Was in Triest Rühmliches geschehen, ist, weit entfernt „constitutionell" zu seyn, der allerentschiedenste Gegensatz gegen den regelrechten und rechtgläubigen Constitutionalismus.

Den 5. Juli 1850.

Der Proceß des Ministers Hassenpflug in Greifswald muß, auch ganz abgesehen von den sich bei dieser Gelegenheit kundgebenden politischen Sympathien und Antipathien, welche der wegen Betrugs zu vierzehntägiger Gefängnißstrafe Verurtheilte erregen mag, jedweden Freund des deutschen Vaterlandes mit tiefster Beschämung erfüllen. Durch so kleine Mittel pflegt nicht einmal der Franzose, geschweige denn der Engländer, an seinem politischen Gegner Rache zu nehmen; er würde fürchten in den Augen der unparteiischen Welt seine eigene Person und seine Partei zu entehren, und auf beide den Vorwurf eines Mangels an ritterlicher Gesinnung zu lenken, wenn er einen gefürchteten politischen Gegner durch die Waffe des moralischen Meuchelmordes aus dem Wege zu schaffen suchte. In dem vorliegenden Falle will es uns bedünken, daß die Schmach weniger auf Herrn Hassenpflug als auf die ganze Nation fiele. Wir können den Sachverhalt nur aus der Anklageacte kennen lernen, denn eine Vertheidigung ist von der Greifswalder Justiz nicht gestattet, ja sogar (vermuthlich im Interesse der unparteiischen Aufklärung des wahren Sachverhaltes!) das Examen der Belastungszeugen durch den Anwalt des Beklagten von Gerichtswegen verhindert worden! Eines Mannes Rede wäre hiernach also eigentlich keines Mannes Rede, aber selbst nach diesem einseitigen Anbringen stellt sich diese Thatsache, welche zu dem im vormärzlichen Deutschlande

Gottlob! unerhörten Processe Anlaß gegeben, folgendergestalt heraus. — Der Präsident des Appellationsgerichts zu Greifswald hatte daselbst eine Dienstwohnung im Oberlandesgerichtsgebäude inne, dessen Reparaturen, nach dem preußischen Verwaltungssysteme, in Entreprise gegeben werden müssen. Ueber eine solche schloß die Regierung zu Stralsund mit dem Oberlandesgerichtspedell Reich, und später, nachdem dieser wegen eigenmächtiger Zueignung von Baumaterialien cassirt worden, mit dem Pedell Matthie einen Contract und die bedungenen Summen wurden dem Oberlandesgerichtspräsidenten zur Auszahlung an die Unternehmer eingehändigt. Mit Vorwissen und Genehmigung der letztern behielt aber der Präsident diese Zahlung ganz oder theilweise inne, ließ dafür jedoch, nach erhaltener Quittung der Entrepreneurs, die Reparaturen auf seine Rechnung und nach seiner Annahme vornehmen. In juristischer Beziehung lag diesem Hergange ein zwiefaches Contractsverhältniß zum Grunde, das eine zwischen der Regierung und dem jedesmaligen Entrepreneur, das andere zwischen diesem und dem Präsidenten Haffenpflug. Die Regierung hatte laut Vertrag gegen die verabredete und bezahlte Summe die Herstellung der übernommenen Bauten zu fordern. Waren diese ordnungsmäßig geleistet, so war die Regierung weder berechtigt, noch irgendwie dabei interessirt zu erfahren: welcher Mittelspersonen sich der Unternehmer zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten bedienen wollte. Uebernahm also der, in dem Dienstlokale wohnende Präsident dem Entrepreneur gegenüber dessen Verbindlichkeit, so erlangte er in Folge dieses Abkommens auch das Recht sich seine Dienstwohnung für eine höhere, als die von der Regierung bezahlte, und somit aus seinen Mitteln zu ergänzende Summe, nach seinem Geschmacke herrichten zu lassen. Dieß ist lediglich ein Contractsverhältniß zwischen ihm und dem Pächter der Entreprise, bei welchem die Regierung nur in sofern betheiligt ist, als sie allerdings berechtigt erscheint, von den Personen, mit denen sie contrahirt hatte, die Lieferung aller

der Reparaturen zu fordern, welche diese zu bewirken übernommen hatten. Denselben Anspruch hatten ihrerseits wieder die Entrepreneurs an den Präsidenten Hassenpflug, und dieser erschien nach jeder gesunden Logik wohl befugt: sich über die ganze, von der Regierung bezahlte Summe quittiren zu lassen, sobald er dafür ihre (der Bauunternehmer) Verpflichtung auf sich nahm. Daß hierbei eine Täuschung der Regierung zum Grunde liege ist eine Behauptung, die auf einer groben Verwechslung zweier himmelweit verschiedenen Begriffe beruht. Die Regierung wurde nicht getäuscht, aber sie erfuhr nichts von einem Verhältnisse, welchem nachzufragen sie weder ein Recht noch ein Interesse hatte. Das Gegentheil läßt sich nur behaupten, wenn man neben der Omnipotenz der Regierung auch deren Allwissenheit, selbst in völlig irrelevanten Dingen, als Regel postulirt.

Hat nun der Präsident Hassenpflug seine den Bauunternehmern gegenüber auf sich genommene Verbindlichkeit erfüllt? Hierüber scheint uns die Anklageacte im Widerspruche mit sich selbst zu stehen. Nach der Aussage des cassirten Pedells und spätern Speisewirthes Reich, soll die im Bauanschlage auf eilf Thaler angesetzte Malerarbeit in einem Kabinette und zwei Zimmern der obern Stockwerke von dem Präsidenten Hassenpflug zur Zeit der Denunciation noch nicht hergestellt gewesen seyn, aus dem Bauabnahmeattest der königlichen Baubeamten würde sich unsers Bedünkens aber das Gegentheil ergeben. Wäre aber auch die erstere Angabe die richtige, so würde daraus nur ein Civilanspruch auf Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten, oder, was dasselbe ist, die Berechtigung der ursprünglichen Bauunternehmer, die mit der Regierung contrahirt hatten, hervorgehen: die noch fehlende Arbeit auf Kosten des Präsidenten anfertigen und nachliefern zu lassen. Von irgend einer auf die Erwerbung von eilf Thalern gerichteten gewinnsüchtigen Absicht, von einem Versuche zu täuschen, von einem Bestreben die Wahrheit zu entstellen, kann bei dem

Präsidenten Hassenpflug wohl nur dann die Rede seyn, wenn man zum Behufe der Möglichkeit seiner Verurtheilung, den Dolus präsumirt. Der ganze Hergang läßt sich auf den in jedem europäischen Lande gewiß in jedem Quartal einige Male vorkommenden Fall zurückführen: daß ein Beamter nach genommener Rücksprache mit dem Bauunternehmer, gewisse Reparaturen an seiner Dienstwohnung selbst herrichten läßt, dafür aber die Summe einzieht, die Jenem laut Contract mit dem, den Bau verdingenden Fiscus gebühren würde. So hat jedoch die Gerechtigkeitspflege in Greifswald die Sache nicht begriffen. „Darin“, sagt der Anklageact, „daß der Präsident Hassenpflug die theilweise Ausführung des von dem Pedell Reich mit dem Fiscus abgeschlossenen Entreprisen-Contracts selbst übernommen und den Reich zur Ausstellung einer unrichtigen (?) Quittung veranlaßt, und daß der Pedell Matthie auf dessen Anleitung über eine empfangene Entreprisen-Summe quittirt, während er so wenig diese empfangen, als die, nach dem Entreprisen-Contract zu vollführenden Bauten und Reparaturen“ (selbst und in eigener Person), „beschafft, hat das königl. Kreisgericht eine Täuschung der Staatsbehörden gefunden, durch welche der Präsident Hassenpflug bezweckt: selbst die Functionen eines Entrepreneurs bei den Bauten und Reparaturen des Ober-Landesgerichtsgebäudes zu übernehmen — ein Zweck, welchen er ohne jene Täuschung nicht hätte erreichen können. Diesem Zweck hat auch nach Ansicht des Gerichtshofes eine gewinnsüchtige Absicht insoweit zum Grunde gelegen, als der Präsident Hassenpflug nothwendige Reparaturen, wie die auf eilf Thaler veranschlagten Malerarbeiten im Cabinet des zweiten und in den zwei Zimmern des dritten Stockwerks unterlassen, wogegen im Jahre 1846 an Panelungen, Gold- und Tapetenleisten acht Thlr. 2 Sgr. und acht Thlr. 18 Sgr. und im Jahr 1847 für Tapeten und Tapetenleisten 10 Thlr. 24 Sgr. und 3 Thlr. 15 Sgr. aufgewandt, und die Kosten dieser, wie oben erwähnt, nicht veranschlagten,

zur Ausschmückung seiner Dienstwohnung dienenden Einrichtungen, aus den für die veranschlagten Reparaturen bestimmten Baugeldern, wenigstens zum Theil, bestritten." *)

Die öffentliche Anklage beantragte freilich das Nichtschuldig, aber die unerbittliche Gerechtigkeitsliebe der Greifswalder Strafjustiz fällte die im Eingange erwähnte Sentenz und erklärte sich, — gewiß zum Bedauern aller freisinnigen Liebhaber der zeitgeistigen Errungenschaften — nur deshalb nicht für befugt, dem Angeklagten auch die preußische Nationalkokarde abzutrennen, weil dieser dieselbe seit dem Februar d. J. als nicht mehr in preußischen Diensten stehend, auch nicht mehr trägt.

So reichen sich in der dermaligen preußischen Praxis der Strafgerichte der Scharfsinn der altrömischen Juristen und die unbestechliche Strenge des weltberühmten Archonten Drako zu

---

*) Da der Präsident Hassenpflug die zur Bestreitung des Baues bestimmten Gelder schwerlich abgesondert aufbewahrt haben, und noch weniger darüber in forma probanti abgefaßte Beweismittel ausgestellt haben wird, aus welchem Behältnisse er das zum Ankauf der Tapeten und Tapetenleisten erforderliche Geld genommen, so erhellt von selbst, daß die Annahme: er habe die zur Ausschmückung seiner Dienstwohnung dienenden Einrichtungen aus den für die veranschlagten Reparaturen bestimmten Baugeldern genommen, nicht nur thatsächlich des Beweises entbehrt, sondern auch nicht einmal je möglicherweise bewiesen werden kann. Sie war jedoch die gehässigste Färbung, welche dem Sachverhalte gegeben werden konnte. In der Wirklichkeit wäre Herr Hassenpflug noch die fraglichen Malerarbeiten (zum Werthe von 11 Rthlrn.), vorausgesetzt, daß sie wirklich noch nicht beschafft worden, nachzuliefern gehalten, wogegen in Betreff der Tapeten und Tapetenleisten (deren Ankaufspreis zusammen 30 Rthlr. 29 Sgr. beträgt) ihm ein Recht, sie wegzunehmen (jus tollendi) zustehen würde. Beiderlei Ausgaben gegen einander aufzurechnen, wäre er freilich nicht befugt; aber umgekehrt wäre es eine wahrhaft empörende Chicane, ihm einen Act der reinen Liberalität, den er an einem königl. preuß. Gebäude ausgeübt, zu einem Verbrechen umdeuten zu wollen.

einem schönen Bunde die Hand, und beide würden gewiß nicht verfehlen, den Ruhm jener Rechtspflege zu den Sternen zu erhöhen, wenn sich nicht, nach dem bekannten Grundgesetze der sittlichen Weltordnung: heute mir, morgen dir! mit einer an mathematische Nothwendigkeit gränzenden Wahrscheinlichkeit erwarten ließe, daß einst der deutsche Liberalismus mit dem nämlichen Maße gemessen werden wird. Zu derselben Zeit wird aber auch die deutsche Presse (wenn es dann noch eine gibt!) die Grundsätze, in Folge deren der Präsident Hassenpflug dermalen verurtheilt wurde, vielleicht doch nicht so ganz unbedenklich finden. Einstweilen ist beides, sowohl dieser Proceß an sich, als der Umstand, daß er im Jahre 1850 in Deutschland statt finden konnte ohne daß ihm wenigstens durch alle Lande ein Schrei des Entsetzens und der Entrüstung antwortete, dieß beides, sagen wir, ist ein böses, sehr böses Zeichen.

Den 18. Juli 1850.

Das Benehmen des Lord Brougham gegen Dr. Bunsen in öffentlicher Parlamentssitzung ist eine Darlegung der äußersten Nichtachtung, wie sie, vielleicht seitdem es eine Diplomatie gibt, dem Gesandten einer souverainen Macht mit solcher Oeffentlichkeit und Feierlichkeit noch nicht angethan wurde. Fast noch auffallender muß es erscheinen, daß eine Regierung, die den Ruf hat, so oft sie ihrer Ueberzeugung nach die stärkere ist, im Punkte der Ehre überaus empfindlich und reizbar zu seyn, dießmal die maß- und beispiellose Beleidigung geduldig hingenommen, und sich mit der kühlen und matten Erklärung des Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten begnügt hat, welche in den Augen keines Unparteiischen den brennenden Schimpf abzuwaschen geeignet seyn wird. Bis jetzt wenigstens ist nicht einmal das Individuum von seinem Posten

abberufen worden, welches die Veranlassung zu einer so unerhörten Bloßstellung des preußischen Ansehens vor Mit- und Nachwelt gab. Wer wird den, bei dieser, wie bei jeder andern Gelegenheit hervorbrechenden rohen Uebermuth der englischen Gewalthaber in Schutz nehmen, der jede Form und Rücksicht mit Füßen tritt, und dießmal nicht bloß Preußen beschimpft, sondern mittelbar die ganze gesittete Welt beleidigt hat! Allein auf der andern Seite dürfte doch ein Umstand geeignet seyn, unsere Entrüstung zu mäßigen und das Benehmen des Lord Brougham in einem mildern Lichte erscheinen zu lassen. Er hat seine Begegnung nach der Achtung bemessen, die Herr Bunsen in seinem eigenen Vaterlande genießt. In Berlin selbst, unter den Augen der Minister, hat das Hauptorgan der conservativen und spezifisch preußischen Presse dem preußischen Gesandten in London Dinge Schuld gegen, die ihn, sobald sie nicht widerlegt, ja nicht einmal in Abrede gestellt wurden, in den Augen der fashionabeln Welt von England der Würde eines Gentleman entkleiden mußten. In Num. 107 der Neuen preußischen Zeitung hebt ein Artikel aus Berlin vom 9. Mai folgendermaßen an:

„Durch die Blätter geht die Nachricht, der Ritter Bunsen werde als preußischer Gesandter nach Rom gehen, und auch briefliche Nachrichten berichten dieselbe. Wir können an die Wahrheit dieser Gerüchte unmöglich glauben, denn wir halten Hrn. v. Bunsen nicht für so schwach an Gedächtniß, daß er den Empfang vergessen haben sollte, welchen ihm die römische Gesellschaft mit seltener Uebereinstimmung zukommen ließ, als er im Januar 1838 nach Rom zurückkehrte. Er kann nicht vergessen haben, daß, so oft er wegen seines damaligen Aufenthalts eine conversazione oder eine Gesellschaft besuchte, die anwesenden Römer sich sofort entfernten. Diese Stimmung galt nicht dem preußischen Gesandten, sie galt Hrn. Bunsen's persönlichem Benehmen als preußischer Gesandter. Daß aber Hr. Ritter Bunsen seitdem durch diplomatischen

Ruhm seine damaligen, wir wollen es milde „„Fehler““ nennen, vergessen gemacht, wird Niemand glauben. Wir erinnern an sein Benehmen in der Schweiz. Glaubt er, daß es Niemand weiß, welche Rolle er damals den radikalen Vorortsregenten gegenüber im persönlichen Verkehr spielte? Wir erinnern an den ihm bei der Unterhandlung des englischen Handelstraktats wiederfahrenen Vorwurf der Unwahrhaftigkeit. Wir erinnern daran, wie er vor zwei Jahren zur Belustigung der Londoner Gesellschaft mit schwarzroth-goldenen Hemdknöpfen, gleich einem Musterreisenden, coquettirte, und an die schmähliche Niederlage, die er in Sachen des „„meerumschlungenen Schleswig-Holsteins““ erlitt. Wollte nun aber auch Hr. Bunsen selbst der Gefahr trotzen, denselben Empfang in Rom zu finden, als im Jahre 1838, sollte der römische Hof von seinem guten Rechte, Hrn. v. Bunsen als Gesandten zu recusiren, keinen Gebrauch machen, so liegen doch noch andere Gründe vor, welche sein Wiedererscheinen in Rom unmöglich werden lassen."

Der Verfasser des Artikels erinnert dann weiter, daß Hr. Bunsen in einem Bericht vom 2. September 1831 Aeußerungen des Cardinal Polidori nach Berlin berichtet habe, „die eine Erfindung des Herrn . . . Bunsen gewesen, dem die Angelegenheiten der gemischten Ehen vom Jahre 1822 an ein moyen pour parvenir war." Er führt weiter an, daß derselbe gelehrte Diplomat in Betreff angeblicher Aeußerungen des Erzbischofs Clemens August eine anderweitige „Entstellung der Wahrheit" vorgenommen habe, damit die oben erwähnte nicht zur Kenntniß des Königs gelange. Dann schließt der erwähnte Artikel:

„Kann nun die preußische Staatsregierung ohne Gefährdung ihrer Interessen einen Gesandten nach Rom senden, dem gegenüber die römische Regierung nach dem vorgebrachten und nach dem bekannten Notenwechsel der Jahre 1836 und 1837 kein Vertrauen haben, und dessen Persönlichkeit, namentlich

alle mündliche, vertrauliche, nicht sofort protokollarisch festgestellte Mittheilungen von römischen Diplomaten unmöglich machen würde? Ungern haben wir längst Vergangenes wieder an's Licht gezogen, aber wir halten die Gefahr, welche dem kirchlichen Frieden, der Ehre und den Interessen Preußens aus der Rückkehr Bunsen's nach Rom droht, für eine so große, daß sie auf alle Art abgewendet werden muß. Wohl mag Herrn Bunsen's Stellung als Gesandter Preußens an einem Hofe, in dessen Dienste er seine Kinder untergebracht, nicht sehr angemessen seyn, aber daraus würde nur seine Abberufung von dort folgen, die ihm ein otium cum dignitate gäbe, ganz geeignet, seine Forschungen über das erste Zeitalter der christlichen Kirche zu vervollständigen, welche nach dem Zeugniß seiner über dieses Zeitalter herausgegebenen Schrift bisher noch etwas oberflächlich gewesen."

Man muß wissen, was es nach englischen Sitten mit dem öffentlich gemachten Vorwurfe der Lüge auf sich hat, um es begreiflich zu finden, daß Herr Bunsen, wenige Wochen nachdem der in Rede stehende Artikel der Kreuzzeitung erschienen war, vor versammeltem Parlamente von Lord Brougham die bekannte schimpfliche Behandlung erfuhr. Sollte er auf seinem Posten belassen werden, so dürfte es Niemanden verwundern, wenn der Repräsentant Preußens dort noch energischeren Demonstrationen der Geringschätzung entgegen ginge.

XIV.

Der Josephinismus auf staatlichem Boden.

Durch die vielen Beleuchtungen über das Wesen, Bestreben und Wirken des Josephinismus, durch die mancherlei Rückerinnerungen an Vergewaltigungen, welche er hervorgerufen, durch die zahlreichen Beiträge zu seiner Physiologie und Biologie, welche die neueste Zeit geliefert hat, stellt sich bei Manchen die Meinung fest, derselbe habe nur das kirchliche Gebiet bedrängen und verengen wollen, die alt herkömmlichen Grundsätze in Beziehung auf das staatliche nicht sowohl unberührt gelassen, als vielmehr gekräftigt. Beziehen wir diese Meinung auf denjenigen, von welchem jener Richtung der Name ist beigelegt worden, so möchte dieses in so weit gültig seyn, als derselbe für den Regenten eine Autokratie in Anspruch nahm, wie sie Ludwig XIV. kaum zu Sinne gekommen ist. Denn trotz der Floskel von dem ersten Beamten des Staats, und trotz des Kokettirens mit den Lehren der sogenannten Aufklärer, wurde selten von einem Monarchen die Fiction von der in seiner Person sublimirten untrüglichen Staatsintelligenz und deßwegen auch Omnipotenz so weit getrieben, wie von Joseph II. Wehe demjenigen, welcher von dem nach allen Richtungen und Beziehungen angelegentlich ermuthigten Widerspruch gegen die Kirche auch nur das Min-

beste gegen den Träger der Staatsallgewalt hätte in Anwendung bringen, selbst nur meinen wollen, auf jenem Gebiete wenigstens dürfte der auf Gründen ruhende Widerspruch gegen den Widerspruch der nackten That erlaubt seyn.

Anderen Sinnes dagegen waren diejenigen, welche in dem Auftreten des Monarchen gegen die Kirche nur die Vorarbeit zu ihren letzten Zwecken erkannten. Die Zahl der Illuminaten und Freimaurer war zur Zeit der Regierung dieses Kaisers größer, als man sich's gewöhnlich denkt; den letztern gehörten die meisten höhern Staatsbeamten, von den Gliedern des Adels ein großer Theil an, und selbst unter den höhern Geistlichen waren Einzelne bloß durch Stellung und Einkünfte an die Kirche gebunden, in allem Uebrigen derselben entfremdet. Die Grundsätze eines Sonnenfels, Martini und Anderen wurden von einem Kressel von Qualtemberg als Hofkanzler auf dem kirchlichen Boden mit aller Betriebsamkeit, auf dem staatlichen durch einen Staatsrath Eger mit derjenigen Vorsicht in Anwendung gebracht, welche für den Augenblick noch durch die feststehende monarchische Form geboten wurde. Es wäre möglich, daß die mit wildem Ungestüme ausgebrochene französische Revolution einigermaßen genirt hätte; lehren konnte sie nicht, heilen noch minder; so wenig als die Erlebnisse der neuesten Zeit solches vermögen, oft bei denjenigen am wenigsten, bei welchen es am nothwendigsten und zugleich am folgereichsten wäre.

Es ist merkwürdig, wie zu eben der Zeit, in welcher die Revolution den französischen Königsthron bereits zertrümmert, königliche Rechte und Würden schon am tiefsten in den Koth getreten hatte, und es keines besondern Scharfsinnes bedurfte, um den 21. Januar 1793 aus der Glut aufsteigen zu sehen, zu eben der Zeit, in welcher die Heere des jungen Monarchen Oesterreichs wider die staatenverderbende Lehre und Praxis zu Felde lagen, wie damals hochgestellte Betraute desselben ihm solche Grundsätze in den Mund zu legen wagten, die in den

verschiedenartigsten Tönen von den Staaten des französischen National-Convents tagtäglich über Europa hinausklangen; trostreich ist dabei die Freimüthigkeit, mit welcher der niederösterreichische Adel seinen Landesfürsten auf das Bedenkliche solcher Aeußerungen aufmerksam machte, die jene von dem Schwindelgeist einer falschen Doctrin Berauschten ihm unterzuschieben sich erfrecht hatten.

Die niederösterreichischen Stände hatten im Jahre 1792 an den Thron Vorstellungen gerichtet: 1) gegen die Anordnung, daß gerichtliche Zeugnisse, welche von Gliedern derselben auszustellen wären, eidlich müßten erhärtet werden (ein Eingriff in die Rechte der Landstände); 2) gegen eine verfügte Aenderung in Besetzung des Landrechts (Gerichtshof des Adels und der Geistlichkeit); gegen die abgewiesene Wiedereinführung des ständischen und grundherrlichen Einstandsrechtes.

Diese Vorstellungen wurden kraft allerhöchsten Entschließungen (in welchen der Monarch seinen Willen in eigener Person zu vernehmen gibt) abgewiesen. Diese Entschließungen sprachen von dem Adel mit einer Wegwerfung, von der Geistlichkeit mit einem Hohn, wie es nur dem Munde eines Spartacus und Philo geziemte, und zehn Jahre früher nicht zu vernehmen war, und stellten Grundsätze voran, wie man sie bis dorthin nur in den Schriften eines revolutionären Doctrinärs finden konnte.

Nicht der Schmerz, mit seinen Vorstellungen sich abgewiesen zu sehen, sondern die bedenklichen Aeußerungen, welche die Schriftverfasser in den kaiserlichen Erlaß in Fülle verflochten hatten, waren es, was den Adel bewog, seine Bedenklichkeiten und Beleuchtungen darüber in einer ausführlichen Schrift dem Monarchen darzulegen. Verfasser derselben war vermuthlich der Baron Prandauer, und als Referent wird Baron Penkler genannt, zwei Namen, welche jetzt noch in Wien einen reinen Klang haben. Die Schrift ist doppelt merkwürdig, sowohl durch wörtliche Anführung der gerügten Stellen, als durch das, was über dieselben gesagt ist; wobei das Er-

freuliche vorkommt, daß der Adel von damals die Bedeutung der Geistlichkeit für den Staat und die gesellschaftliche Ordnung noch ihrem vollen Gewicht nach anerkennt, und eben so warm für diese als für sich selbst spricht. Wir heben aus dieser auch geschichtlich höchst merkwürdigen Schrift einige Hauptmomente hervor.

Dieselbe beginnt mit den Worten:

„Die getreuen Stände des Erzherzogthums unter der Emms erscheinen vor dem Throne Ew. Maj., nicht um die gleich dermalige Wiedereinsetzung in die ihnen unter Kaiser Joseph II. entzogenen Gerechtsame und Begünstigungen, sind sie gleich durch die solidesten Motive unterstützt, zu erflehen; es ist heilige, unverbrüchliche Pflicht gegen den Fürsten und den Staat, — ein mächtiger Aufruf, der Stillschweigen den Ständen zum offenbaren Verbrechen machen würde. Denn ist es ihnen wohl erlaubt, alsdann zu schweigen, wenn Stellen (Behörden), welche Organe des Monarchen sind, unter dem Schutze seiner Entschließungen diese durch Grundsätze entstellten, welche die Majestät des Thrones beleidigen, der Religion nahe treten, ihre Diener beschimpfen und den Adel mit vorsätzlicher, gallsüchtiger Gehässigkeit herabwürdigen, ihn als unbarmherzigen Bedrücker des Volkes, ja selbst als eine Classe darstellen, an deren Nichtvermehrung dem Staate sehr gelegen seyn müsse.“

„Die erste Stelle, welche diese ihrem Monarchen ergebenen Stände nicht ohne Schaudern und bange Aengstlichkeit für die Zukunft lesen konnten, lautet wörtlich: „„Es ist der landesfürstlichen Wachsamkeit für das gemeine Wohl ganz angemessen, bei der Zeugenschaft alle mögliche Vorsicht, alle menschlichen Mittel anzuwenden, die der Wahrheit nur immer diensam seyn können. Sind sie es sodann auch nicht immer, so kann sich der Landesfürst doch beruhigt halten, jenes, was in seiner Macht war, erschöpft zu haben, und er bleibt weder Gott, noch seinem Volke verantwortlich.““

Ueber diesen letzten Ausdruck machen die Stände folgende

Bemerkung: „Gnädigster Herr! Ist wohl ein Satz von dieser Art, wodurch man die Majestät des Thrones entweiht, wenn man ihn dem Fürsten selbst in den Mund zu legen wagt, ist ein solcher Satz nicht gerade jener, welchen man jetzt in dem anarchischen Frankreich auf die Bahn gebracht und zum unseligen Anlasse benützt hat, die schwärzeste aller Gräuelthaten zu vollführen? Sind nicht Sätze von solchem Gehalte, von den Organen des Souverains aufgestellt, von der äußersten Gefahr für den Staat und den Fürsten? Darf man es nicht wagen, demselben freimüthig zu sagen, daß jene, welche Höchstdemselben diese Beweggründe zur Genehmhaltung vorlegten, und die in mehreren Stellen das ängstliche Bestreben äußern, durch Zernichtung aller Begünstigung und Vorzüge des Adels, als auf gegenwärtige Zeiten nicht mehr anwendbar, jedem, auch dem geringsten Funken von Unzufriedenheit des Volkes zuvorzukommen, daß diese selbst es sind, in deren Händen zündende Fackeln glühen?"

Von gleichem Gehalt ist folgende Stelle des kaiserlichen Erlasses:

„Wenn also von Seite der ständischen Mitglieder keine genügliche Ursache obhanden ist, selbe von der allgemeinen Vorschrift der Beschwörung der Zeugenschaften zu befreien, so könnte ein Gesetz, das eine solche Befreiung zuließe, nicht mehr unter jene gezählt werden, bei denen der Gesetzgeber mit heiterer Stirne den Augen des ganzen Volkes darstellen könnte, daß er sich dabei den Ausspruch: *salus reipublicae suprema lex esto*, genau gegenwärtig gehalten habe, sondern es träte Willkürlichkeit an die Stelle der Grundsätze, und dann läge in dieser Befreiung von Seite des Schutzes und der Beruhigung der übrigen Bürger eine große Bedenklichkeit."

Darüber bemerken die Stände:

„Wenn E. M. diese Stelle mit Ihren tiefen Einsichten zu prüfen gerufen, so werden Sie Sich gnädigst überzeugen,

daß hiebei eben die sträfliche Behauptung, wenn gleich verborgen, liege, welche in der unmittelbar vorhergehenden leider nur zu deutlich ausgesprochen ist. Denn ist es nicht Kühnheit, zu behaupten, daß jemals der Landesfürst, den Augen des ganzen Volkes (um sich des in den Beweggründen angenommenen Ausdruckes zu bedienen) darzustellen habe, welche Gründe ihn zu dieser oder jener Verfügung bewogen, und sich dadurch zu rechtfertigen, daß er von dem allgemeinen, zwar an sich wahren Grundsatze, daß das Wohl des Staats das höchste Gesetz ist, nicht abgewichen sei? Heißt dieß nicht im Wesentlichen das Volk zum Richter des Souverains machen und jene, den Umsturz der Staaten unvermeidlich nach sich ziehenden Sätze selbst unter gesetzlicher Autorität verbreiten, welche in Frankreich die Quelle des Unglücks für Hunderttausende wurden? Würden Höchstdieselben eine Privatschrift von diesem Gehalte gestatten? Würden Sie nicht die hier vorkommenden Sätze nicht nur der Publicität entzogen zu werden, selbst der Bestrafung für würdig erachten? Um wie viel mehr verdient solches eine Stelle (Behörde), oder der eigentliche Verfasser dieser Beweggründe? Und wie sollten wohl diese in öffentlichem Landtage, in einer Versammlung von vielleicht hundert Menschen abgelesenen Motive der Publicität entgehen? Um so minder, als der Drang des Schmerzes über deren offenbare Herabwürdigung und Beschimpfung, das empörte Gefühl über diese gefahrvollen Sätze und die jeden Gutgesinnten pflichtmäßige Besorgniß für das künftige Schicksal des Vaterlandes, bei dem dermalen ohnedieß herrschenden Schwindelgeist, ihr vielleicht sonst beobachtetes Stillschweigen gewaltsam und gleichsam wider Willen bräche."

Dann kommt in dem kaiserlichen Erlaß folgende Stelle:

„Der Richter, dessen Wort über Ehre, Freiheit, Leben und Gut spricht; der Handelsmann, dessen Wort über alle Plätze läuft und Credit findet; der Staatsmann, in dessen Wort das Wohl des Landes auf Generationen gelegt ist; der Priester,

dessen Wort Uebernatürlichkeiten wirkt, müßte sich durch das allgemeine Gesetz beleidigt und abgewürdigt halten, wenn seine Zeugenschaft einem Zwange ausgesetzt würde, der bei einer andern Classe des Volkes überflüssig befunden wird."

Die Stände entgegnen:

„Wenn man diese Stelle wohl erwägt, wenn man sie mit den bereits vorangeschickten, die Majestät des Thrones beleidigenden Sätzen und den nachfolgenden, welche den offenbarsten Beweis von Verachtung der Diener der Religion liefern, zusammenhält, und in den Geist, in welchem alle diese Stellen geschrieben sind, sich hineindenkt, so dürfte es E. M. wohl nicht als eine gewagte, daher strafbare Behauptung erscheinen, wenn man die Stelle von dem Priester, dessen Wort Ubernatürlichkeiten wirket, ohne alle Befangenheit und Nebenabsicht (die immer weit von diesen Ständen entfernt bleiben soll) dahin auslegt, daß hierin eine leider dermalen bei Manchen zur Mode gewordene Satyre auf diese Uebernatürlichkeiten verborgen liege, welche zufolge der ächten katholischen Religionsgrundsätze der Priester durch die göttliche Gnade wirkt. Diese Vermuthung wird sowohl durch die oben gerügte Beschimpfung der Diener der Religion (wovon die Beweise nachfolgen) als die Betrachtung bewirkt, daß die Transsubstantiation, von der eigentlich hier die Rede ist, gewiß mit der eidlichen Behärtung in keinem Zusammenhange steht, daher nicht anders, als absichtlich hineingezogen, angesehen werden kann."

Der für die Zwecke seiner Bruderschaft eifrig die Stelle führende Hofkanzlist legte dem Monarchen ferner folgende Worte in den Mund:

„Die Gleichhaltung der Bürger aller Classen, da, wo es auf Gesetz, auf Rechte über Ehre, Freiheit und Eigenthum ankömmt; eine Gleichhaltung, die alle Privilegien ausschließt, wo es um Verwaltung der Gerechtigkeit sich handelt, die alle Begriffe von Hoheit hintan hält, wenn von Wahrheit die

Frage ist — eine solche Gleichhaltung aller Bürger aller Classen gehört unter die Rechte der Menschheit, die, seitdem der Eindruck der Leibeigenschaft und des Mönchthums aufgehoben ist, von dem Volke in allen Staaten schon zu mächtig gefühlt wird, um sie unterdrücken zu können."

Hierüber lassen sich die Stände folgendermaßen vernehmen:

„Ist es nicht bedenklich, ist es nicht anstößig, gnädigster Herr! sich in der gegenwärtigen Epoche auf die jedem Schwindelkopfe, wovon leider die Anzahl nur zu groß ist, zum Lieblingsausdrucke gewordenen Rechte der Menschheit in Beweggründen höchster Beschlüsse zu berufen? Gibt eine solche Beziehung den Uebelgesinnten nicht einen günstigen Anlaß, ihre gefährlichen Begriffe von eben jenen Rechten gleichsam zu autorisiren? War es nicht vielmehr Pflicht, statt jenes, erst seit der französischen Staatsumwälzung entstandenen Schlagwortes, auf die nothwendige Sorgfalt des höchsten Gesetzgebers in Rücksicht der in den Motiven vorkommenden Gleichhaltung sich zu beziehen?"

„Aeußerst beleidigend, selbst nachtheilig und gefahrvoll für den Staat, ist die Stelle: seitdem der Eindruck der Leibeigenschaft und des Mönchthums aufgehoben ist. — Läßt sich hierin die absichtlich gehässige Darstellung des Adels und der Clerisei wohl mißkennen? Ist ein solcher Vorwurf nicht unbillig und, was den Adel betrifft, wenn man die vaterländischen Gesetze selbst seit zweihundert und vierzig Jahren zu Rathe zieht, nicht ohne Grund? Die Unbilligkeit dieses Vorwurfes und des die Diener der Religion herabwürdigenden Ausdruckes: Mönchthum, muß einem so erlauchten Fürsten von selbst in die Augen fallen. Gesetzt auch, die Mönche entfernter Jahrhunderte verdienten einen Vorwurf, hätten ihren Beruf mißbraucht, um sich über andere Volksklassen emporzuheben: es ist wohl der Gerechtigkeit angemessen, den Nachfolgern dieser Mönche, und zwar im Namen des

Monarchen Vorwürfe zu machen, und sie wegen jener Vergehungen gleichsam zu bestrafen; sie, die gar keinen Antheil an denselben hatten, durch Jahrhunderte von ihnen getrennt sind und in gar keinem Zusammenhange mit ihnen stehen, als daß sie den nämlichen Namen führen, den der ganze Körper trägt? — Dieser Vorwurf muß den jetzt lebenden Mönchen, deren Vorsteher einen Theil des ständischen Körpers ausmachen, um so empfindlicher seyn, als er, wie gesagt, im Namen des Landesfürsten gethan wird, und ist um so auffallender, als der Behörde, von der er herrührt, die mannigfaltigen Verdienste nicht unbekannt seyn konnten, welche eben die Mönche entfernter Jahrhunderte um das Vaterland hatten; da nach dem Zeugniß der großen Lehrerin, der Geschichte, der Staat denselben den ersten Schulunterricht, folglich die ersten Strahlen der Aufklärung, nebst der Verbreitung der Religion, worauf einzig die ächte Aufklärung beruht, ferner die verehrungswürdigsten Denkmäler zu verdanken hat, ohne welche die vaterländische Geschichte und die hierauf sich stützende älteste Grundverfassung immer noch im Finstern liegen würde."

„Welch nur ein wenig heller Kopf wird daher bei einer solchen Herabwürdigung, bei der in einer landesherrlichen Erklärung enthaltenen Herabwürdigung des Mönchstandes wohl jemals sich entschließen, einen solchen Beruf anzunehmen? Und doch ist der Mangel an dem Clerus auffallend; weßhalb die getreuen Stände erst vor kurzem E. M. einen unterthänigsten Vorschlag überreichten, worin sie unter Anderm baten, alle den Clerus herabwürdigenden Privatschriften vermittelst landesherrlicher Anordnung der Publicität zu entziehen, weil sie offenbar dem Staat nachtheilig sind, da sie nicht nur die Quelle des Mangels an Seelsorgern noch vermehren, sondern selbst auf die Religion in so fern den schädlichsten Einfluß üben, als wenigstens bei dem gemeinen Mann, gemäß einer leider nur zu praktischen Beobachtung, die Herabsetzung ihrer Diener diejenige der Religion selbst zu Folge

hat. Um wie viel mehr muß daher eine solche, in den höchsten Beschlüssen enthaltene Herabwürdigung eine nachtheilige Wirkung hervorbringen? Freimüthig mag man E. M. erinnern: entweder sind höchstdero Stellen von der Nothwendigkeit der Diener der Religion überzeugt, oder sie sind es nicht, obgleich man den letztern Fall keineswegs vermuthen sollte. Sind sie es: nun so müssen die Diener der Religion, sie mögen Mönche oder weltlichen Priesterstandes seyn, nicht herabgesetzt, sondern gewürdigt werden, so wie der Militärstand, der Gerichtsbeamte u. s. w., weil jede Herabsetzung offenbar dem Staate nachtheilig seyn muß, und eben deßhalb jeder dergleichen Beamten hierauf von Seite des Staats und des höchsten Landesfürsten einen billigen Anspruch hat."

„Der aufgehobene Eindruck der Leibeigenschaft. Sind solche Stellen nicht gefährlich für den Staat, weil fähig, die stufenweise Unterordnung durch unvortheilhafte Schilderung zu stören, und so zu sagen das Volk gegen den Clerus und den Adel, selbst unter geborgter landesherrlicher Autorität, zu reizen, auch beide Classen (wie es weiter unten in den Beweggründen vorkommt) durch das Volk allmählig verschlingen zu machen."

„Die Schlußstelle dieser Motive: daß von dem Volk die Rechte der Menschheit in allen Staaten schon zu mächtig gefühlt werden, um sie unterdrücken zu können, ist eben so gefährlich und anstößig. Wenn schon bewiesen ward, daß die behauptete Gleichhaltung in einem monarchischen Staate unter die gefahrvollen Sätze gehört: verräth die angeführte Stelle und das darin gethane Bekenntniß nicht offenbar die Schwäche des Staates, eben jene Ausübung der Rechte der Menschheit durch das Volk nach der Regierungsform und Landesverfassung nicht hinlenken oder vielmehr darauf beschränken zu können? Kann ein solches Bekenntniß nicht billig als ein Aufruf, oder wenigstens Anlaß angesehen werden, von Seite des Volkes die Ausübung solcher sogenannter

Rechte der Menschheit, oder der mit der Regierungsform nicht verträglichen Gleichhaltung erzwingen zu machen?"

Vierzehn Tage später wurde in dem kaiserlichen Erlaß Betreffs des zweiten Punktes folgende Stelle eingeschoben:

„Der Zustand jener Zeiten, wo Mönchsthum seinen vollen Sieg über die Vernunft ausübte und die Menschheit in Fesseln hielt; — wo die Finsterniß der Zeiten die Begriffe von Pflicht und Recht nicht abzusondern wußte und Begünstigung, Ausnahme, Privilegium, Vorzüge, Hoheiten da unterschob, wo Gesetz, Sicherheit, landesherrlicher Schutz für Alle bestehen sollte u. s. w."

Es genüge hierüber folgende Erwiederung der Stände anzuführen:

Nachdem auf die Gehässigkeit, welche abermals das Mönchsthum hineinzog, aufmerksam gemacht worden ist, sagen die Stände: „Zu geschweigen, daß Repressalien immer unbillig sind, wenn sie nach Jahrhunderten die schuldlosen Nachfolger treffen, um die Vergehungen ihrer Urheber zu bestrafen: so kann man hier mit allem Grund anführen, daß man diese Repressalien an dem nun lebenden Clerus durch alle möglichen Wege nur zu sehr schon ausgeübt habe."

Als eine äußerst gefährliche Stelle für die Sicherheit des Staates und seines höchsten Oberhauptes bezeichnen die Stände folgende:

„Es wird eine ewige Wahrheit bleiben, daß, wenn aus den Zeiten der alten Lehensverfassung auch kluge Staatsmänner die Lehensvasallen, welche die Klasse der Güterbesitzer und des Adels ausmachten, als Stützen des Regenten angesehen und behandelt haben, in jetziger Lage diese Stütze auf jener Classe des Volkes beruhe, die durch Recrutirung und Besteurung den schweren und kostbaren Militärfuß erhalten, die Kosten der bei so sehr zerstücktem Eigenthume verbreiteten Industrie, vermehrter Bevölkerung, angewachsener Bedürfnisse, un-

vermeidlicher landesfürstlicher Stellen ertragen, durch ihren Schweiß Nahrung und Lebenserforderniſſe sammt den Bequemlichkeiten herbeiſchaffen muß; und es iſt gewiß, daß in der Claſſe des Bürger- und Bauernſtandes eine Gewalt und Energie verborgen liege, die in einem unglücklichen Augenblick die dermaligen Stände verſchlingen kann, und die daher, weil ſie doch auf die vorige Unterjochung zurückzuführen nicht mehr möglich iſt, allenthalben, vorzüglich aber in der Juſtizverwaltung, ſo menagirt werden muß, daß kein Vorzug, keine Vorliebe, kein Uebergewicht auch bei weitem nicht erſcheine."

Die Schreiber laſſen ferner den Kaiſer ſagen: „daß der Adel gegen das Volk, wenn er einmal daſſelbe aufbringe, nicht ſich, geſchweige den Thron zu retten vermöge; daß noch eher die Geiſtlichkeit, wegen ihrer geheimen Gewalt auf die Seele, eine Stütze des Thrones werden könne, ſo lange ſie dem Throne anhänglich bleibe; daß ſich auf Zeiten, wo Leibeigenſchaft den Unterthan in Banden hielt, wo ſo ſchwerer Druck noch auf dem Landmann lag, wo der große Haufen des Volks, mit ſeinen Rechten minder bekannt, keinen Reiz ſie durchzuſetzen fühlte, nicht berufen werden könne, wie ſolches in der vorliegenden Geſchichte der gegenwärtigen Zeit dem Auge des Beobachters unmöglich entgehen kann."

Auch da finden die Stände in dem die Geiſtlichkeit betreffenden Zuſatz: ſo lange dieſelbe dem Throne anhänglich bleibt, eine unläugbare Beleidigung gegen den Clerus. „Wer kann", ſagen ſie, „hierin das geäußerte Mißtrauen gegen die Anhänglichkeit deſſelben an den Landesfürſten, oder wie hier der Fall iſt, an E. M. mißkennen? Iſt dieß nicht offenbar Beleidigung? Iſt es nicht Herabwürdigung dieſes Standes, gleich als zweifelte man, daß er ſeinen Einfluß auf das Volk als Religionsdiener nicht immer zum Wohl des Staats und des Landesfürſten gebrauchen würde? Iſt ein ſolches geäußertes Mißtrauen oder Zweifel, zuſammengehalten mit dem übrigen, oben angezeigten, einzig zur Verachtung der Cleriſei abzweckenden Stellen wohl fähig, dem Throne jene

Unterstützung zu verschaffen, wozu man diesen Stand selbst gerichtet fände."

In dem dritten Erlaß läßt man den Monarchen den Adel auf folgende Weise apostrophiren: „Grund und Boden hat in der Cultur und den Erträgnissen nie einen höhern Werth, als wenn dessen Eigenthum in den Händen desjenigen ist, der Grund und Boden pflegt. Er gibt seinen Schweiß nicht so in fremdes Gut, wie in sein Eigenthum. Bei ihm ist keine Gefahr, daß Aecker und Wiesen in englische Gärten und Jagdbezirke verwandelt werden."

Daß man dem Fürsten, der auch seine englischen Gärten und Jagdgehäge besaß, diese, jedenfalls den Adel beleidigende Worte in den Mund legte, zeigt, wie weit die Illuminatenzunft damals schon erstarkt war, und nach Kaiser Josephs Tod des Zwanges sich enthoben fühlte. In solchem Sinne, wie von „Leuten, die auf Kosten des Landmannes leben, die ihre Einkünfte in dem stärkern Drucke der Unterthanen suchen, die das Angenehme dem Nützlichen vorziehen", kommen noch mehrere Stellen vor, welche alle in der erwähnten Schrift mit freimüthiger Gründlichkeit beleuchtet werden.

Schwerlich dürfte dem am Schluße beigefügten „Flehen um Bestrafung und zureichende Genugthuung wider den Urheber der aufgestellten Sätze und Behauptungen" einige Folge gegeben worden seyn; das erste hätte er gewiß in vollem Maße für die Frechheit verdient, mit welcher er sich unterwand, seine kraß-revolutionäre Doctrin durch den Mund des Monarchen aussprechen, somit gleichsam sanctioniren zu lassen.

Nach fünfundfünfzig Jahren ist der Versuch gemacht worden und theilweise geglückt, den in dem kaiserlichen Erlaß ausgesprochenen, in der Schrift der Stände beleuchteten Lehren auch in Oesterreich Geltung zu verschaffen. Eine Vergleichung des Benehmens der Stände diesen Bestrebungen gegenüber in dem Jahre 1848 mit denjenigen in dem Jahre 1793 wäre nicht uninteressant.

XV.

Stimmen und Bilder aus dem Volksleben.

I.

Der Fähndrich und sein Federhut.

Man klagt nicht mit Unrecht über die Nüchternheit unserer Zeit; sie haben ja dem Volksleben ein altes Herkommen, eine poetische Freude und Vergnügung nach der andern genommen, ohne ihm dafür irgend einen Ersatz zu geben: daher die Nüchternheit, die Oede und Langeweile. Zu den vielen verloren gegangenen Künsten mittelalterlicher Volkslust gehört auch die des Fahnenschwenkens.

Noch schwört zwar der Soldat seinen Fahneneid; noch sieht er in der Ehre seiner Fahne die eigene Ehre; noch gilt der Verlust der Fahne als der härteste, der ihn treffen kann; noch ist ihre Weihe und Ueberreichung ein feierlicher Act, und noch wird die Fahne salutirt, wenn sie erscheint, und gilt der Fahnenflüchtige als ein Schänder der Soldatenehre. Wohl hat auch in der Kriegsgeschichte der neueren Zeit mancher brave Fähndrich, da er die Todeswunde schon empfangen, sich in seine Fahne wie in ein Leichentuch gehüllt, und sie im Tode fest an die blutende Brust mit den kalten, regungslosen Händen gedrückt; allein mit den Waffentänzen und anderen kriegerischen Spielen und Lustbarkeiten der Vorzeit ist

auch die gewandte kunstgerechte Handhabung der Fahne, das Fahnenschwenken, ganz in Abgang gekommen.

So war es, um nur ein Beispiel dieser kriegerischen Volkslustbarkeiten anzuführen, bei den freiheitsmuthigen tapfern Basken Sitte, daß sie zum Andenken an jede große Schlacht, die sie geschlagen, an jeden ruhmvollen Sieg, den sie erfochten, nicht nur Lieder mit eigenen Melodien dichteten, sondern auch eigene Tänze dafür erfanden. Auf diese Weise dienten ihnen auch die heiteren Stunden des Festes dazu, die ernste Erinnerung an die Vergangenheit lebendig zu erhalten, das Andenken an die gefallenen Helden zu erneuern, und den Muth des aufblühenden Geschlechtes zu großen Thaten zu wecken. Und wenn vor dem Beginne der Schlacht so ein altes Siegeslied und ein wohlbekannter Marsch erscholl, der einen großen Siegestag des Volkes feierte, dann mußte es ihnen ja wie ein gutes Vorzeichen des Sieges klingen; die Helden der Vorzeit mit den Tönen wieder aufgewacht, sie standen den Enkeln ermuthigend zur Seite, und halfen ihnen neue Kränze erringen.

So mag wohl manchmal die Entscheidung eines großen Tages an ein Lied oder einen Marsch geknüpft gewesen seyn, der im rechten Augenblick wie ein Blitz in die Herzen einschlug; wir dürfen nur an das Rolandslied in alter Zeit, und an die furchtbare Wirksamkeit der Marseillaise in neuerer denken. Ja noch in den jüngsten Tagen hat die Macht des Liedes ihre alte Zaubergewalt geübt, da, als der kaiserliche Heldenjüngling auf schnaubendem Pferde plötzlich mitten im Wetter der Schlacht vor dem bestürmten Raab erschien. Der Dichter der Soldatenlieder singt davon:

Als ihn die Seinen schauen
Auf dem furchtbaren Todesfeld,
Wie er im Kugelgrauen
Rothwangigen Muthes hält;
Da mitten im Kampf erschallte
Laut auf der Volksgesang:
„Den Kaiser Gott erhalte!
Er lebe froh und lang!“

Seinen Namen auf den Zungen
Manch Einer hier verschied,
Denn, eh' er's ausgesungen
Verklungen Stimm' und Lied!
So ist der Kaiser gezogen
In Raabs erstürmten Wall,
Unter des Hymnus Wogen,
Unter der Kugeln Schall.

Zu diesen Kriegsliedern, diesen alten Märschen und Melodien und historischen Schlachttänzen gehörte nun auch das Fahnenschwenken. Fast überall längst vergessen, hat es sich nur noch da und dort in abgelegenen Gebirgsgegenden, wie Tirol und Graubünden, erhalten. Wie der Tanz seine Melodie oder seinen Rhythmus hat, so wird die Fahne in abgemessenen Bewegungen auf- und abwärts, nach vorwärts und rückwärts und um den Leib herum, in stets wechselnden Stellungen, immer anders und anders geschwungen. Noch findet da und dort dieß Schwenken beim Fronleichnamsfest und anderen festlichen Tagen statt. Und es ist in der That eine schöne, wahrhaft männliche Uebung, die gleichmäßig Kraft und Gewandtheit und Sinn für Anmuth und Ebenmaß fordert. Es gab auch hierin, wie in allen Künsten, Virtuosen und Genies, die ihre Fahne meisterlich zu handhaben wußten und dafür männiglich bewundert wurden.

Und noch heute ist ein solcher fahnenschwingender Fähndrich in Graubünden stattlich herausgeputzt: er trägt einen breiten Gürtel oder eine Schärpe um den Leib, auf dem Kopf einen Hut mit hohen Federn geschmückt, und so steht er stolz und aufrecht da und fühlt sich als der Mann, dessen Hand die Fahne, das Zeichen der Ehre seines Volkes, führt, welcher er nichts vergeben darf.

In also stattlicher Haltung stand ein kunstgeübter Fahnenschwinger des grauen Bundes vor nicht langer Zeit bei festlicher Gelegenheit unter den Seinen, als ein Professor, der ihn von früher her kannte, zu ihm hintrat. Der Professor nahm den Hut herunter und begrüßte ihn. Der Mann aber

mit dem breiten Gürtel, dem hohen Federhut und der flatternden Fahne blieb, ungebeugten Hauptes, wie ein römischer Senator, aufrecht stehen und sprach: „Heute, Herr Professor! kann ich meinen Hut nicht herunter nehmen; das ziemt sich nicht, weil ich die Fahne führe. Morgen aber will ich Sie dann schon standesgemäß wieder begrüßen."

So sprach der Fähndrich einer republikanischen Gemeinde; der Professor hat mir den Auftritt selbst erzählt. Es ist, wie hundert andere, eine simple Geschichte, aus der aber gar Mancher etwas lernen könnte. Hätten z. B. unsere Fürsten, als im Jahre 1848 die Revolution bedeckten Hauptes und trotzig vor sie hintrat, es gemacht, wie dieser schlichte Fähndrich, ihre Lage und die Weltgeschichte wäre heute eine andere. Die meisten aber wußten ihren Hut nicht tief genug herunter zu nehmen, und vergaßen darüber ihre Fahne so sehr, daß sie ihnen in den Barrikadenkoth fiel. Wie wenige haben diese Hutprobe von Ludwig XVI. an, der sich in seiner weichherzigen Gutmüthigkeit die Jakobinermütze statt der Krone aufsetzen ließ, bis hinab zu Friedrich Wilhelm IV. ehrenfest bestanden? Doch nicht bloß die Fürsten, auch gar mancher Andere, der seine Fahne mit stolzer Hand geführt, nahm in jenen stürmischen Tagen der beiden letzten Jahre seinen Federhut vor dem Götzen des Tages demüthig herunter; die Geschichte unserer Parlamente ist arm an Namen solcher, die ungebeugten Hauptes festgestanden.

Wie die Revolution, so stellte auch seiner Zeit Napoleon diese Hutprobe mit denen an, die in seine Nähe traten. Damals geschah es, so wird erzählt, als in den bedrängnißvollsten Tagen des Kaiserreiches Fürst Metternich vor dem sieggekrönten Imperator erschien, um einen Frieden mit ihm zu unterhandeln, da ließ der stolze Welteroberer den kleinen Hut, den er in so vielen Schlachten getragen, zur Erde fallen. Allein Metternich vergaß nicht, daß er die Fahnenehre Oesterreichs zu wahren hatte. Gleich dem Graubündner bückte er sich nicht; er ließ den Kammerdiener des Kaisers seinem Herrn

diesen Kammerdienerdienst verrichten und seinen kleinen Hut aufheben. Und wieder, als Napoleon zu Mainz in mitten vieler deutschen Fürsten erschien, die entblößten Hauptes ihm nach der Brücke folgten und er selbst seinen kleinen Hut aufsetzte: da war, so wird erzählt, der alte König von Würtemberg, sonst kein Muster eines Fürsten, der einzige, der, seiner Fürstenwürde bewußt, nicht wie ein unterthäniger Lakai dem Gebieter folgte, sondern als Fürst seinen Hut aufsetzte, was ihm sicherlich mehr die Achtung des Allgewaltigen gewann, als jene würdelose Kriecherei. Aber brave Fähndriche und ehrenfeste Männer sind heute selten geworden, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn dieselben, die gestern ihren Federhut vor der Revolution abnahmen, heute Lord Palmerston und morgen dem Kaiser Nikolaus, oder dem französischen Präsidenten, unbekümmert um ihre Fahnenehre, damit ihre Kammerlakaien-Reverenz machen!

XVI.

Literatur.

I.

Die kirchliche Reform. Eine Beleuchtung der Hirscher'schen Schrift: „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart" von Dr. J. B. Heinrich, Domcaplan zu Mainz. Erste und zweite Hälfte. Mainz, Verlag von Kirchheim und Schott 1850.

Eine vortreffliche und inhaltreiche Schrift, in deren Verfasser wir alsbald einen der Kirche mit der wärmsten Begeisterung anhängenden, ihr Leben mit allen seinen Formen und Blüthen, wie sie es aus dem Herzen ihres himmlischen Bräu-

tigams geschöpft und durch die Jahrhunderte hindurch ausgelebt hat, mit der innigsten und kindlichsten Liebe und Hingebung umfassenden Mann erkennen und hochschätzen lernen, und auf welche wir um so mehr aufmerksam machen zu sollen glauben, als dieselbe nicht nur unter allen gegen Hirscher bisher erschienenen Werkchen durch ihre nach allen Seiten hin umfassende, gründliche und geistvolle Darstellung unbedingt den ersten Rang einnimmt, sondern überdieß, und das bildet ihren Hauptvorzug, einen von ihrer allerhöchsten Bestimmung unabhängigen, die unmittelbare Polemik gegen Hirscher überdauernden, bleibenden Werth in sich hat, weil sie sich nämlich nicht begnügt, die falschen Reformideen, wie sie Hirscher in seinen kirchlichen Zuständen der Gegenwart ausgesprochen, zu widerlegen, sondern zu gleicher Zeit die sämmtlichen von ihm behandelten und in mehr oder minder irriger Weise gelösten Zeitfragen wieder aufgreift und von dem strengkirchlichen Standpunkte aus beantwortet, und eben so alle von Hirscher angegriffenen, oder in ein übles Licht gestellten Gebräuche und Institute der Kirche als aus deren innerstem Seyn und Leben hervorgegangen, und damit auf das Engste zusammenhängend mit der ganzen Gluth einer heiligen Begeisterung uns vorführt und vertheidigt. — Die Schrift des Herrn Dr. Heinrich ist eine glänzende Apologie der Kirche, ihrer Gebräuche und Uebungen gegenüber allen denen, welche vor, mit und nach Hirscher an dem göttlichen Bau des Welterlösers gemäckelt, und nach dem beschränkten Maßstabe ihres individuellen, „zeitgemäßen" Verstandes den Baum, den der Herr gepflanzt, und der seine blüthe- und fruchtbeladenen Aeste ausbreitet über alle Länder und Völker, bald so, bald anders, heute in diesem, morgen in jenem Geschmacke, wie der Gärtner seine Zwergbäumchen, zurechtstutzen wollten und annoch wollen; — sie enthält den beredten und überzeugenden Nachweis, daß nicht in der Verkrüppelung und theilweisen gänzlichen Beseitigung der kirchlichen Institute und Gebräuche, sondern gerade in der lebendigen, demüthigen Aufnahme und allseitigen Anerkennung

und Anwendung derselben die Arznei für unsere kranke Zeit; das Heilmittel gegen die Schäden der Gegenwart gegeben ist.

Daß diese Schrift, in ihrer zweiten und bei weitem größeren Hälfte erst so spät erschienen, daß noch eine Widerlegung Hirschers kommt lange nachdem derselbe, wie Dr. Heinrich sich ausspricht, „durch seinen Widerruf das katholische Deutschland mit Freude und Trost erfüllt hat" — dürfte, wie durch das, was wir so eben über Charakter und Haltung des Buches bemerkt haben, so insbesondere noch durch die Gründe, welche Dr. Heinrich selbst in seiner Vorrede zur zweiten Hälfte aufführt, vollkommen gerechtfertigt seyn. „Man könnte", sagt Herr Heinrich, „die Frage aufwerfen, ob es recht sei, nunmehr noch eine Schrift zur Widerlegung Hirschers erscheinen zu lassen, und dadurch vielleicht ihm selbst und manchen Freunden desselben wehe zu thun? — Abgesehen davon, daß ich Gegenwärtiges als zweite Hälfte einer längst vor jenem Widerrufe geschriebenen Abhandlung meinen Lesern schuldig war, ändert jener Widerruf an der von mir behandelten Sache selbst nicht das Mindeste. Die falschen Reformideen, die ich bekämpft habe, sind ganz unabhängig von der Person und den Schriften Hirschers, und verwirren noch immer das Urtheil nicht Weniger unter den Clerikern und Laien. Zudem lautet Hirschers Widerruf ganz allgemein, wie auch die Verwerfung seiner Schrift durch den apostolischen Stuhl mittelst deren Versetzung in den Index eine ganz allgemeine war. Es bleibt daher die Aufgabe der Wissenschaft, die in derselben liegenden Irrthümer speciell zu bezeichnen und zu widerlegen. Endlich ist die Hirscher'sche Schrift in viel tausend Exemplaren in die Welt gegangen; wenn nun auch der Verfasser alles Irrthümliche in derselben widerrufen hat, so sind dadurch die schädlichen Wirkungen im Publikum noch nicht aufgehoben; eben so wenig möchten Alle, welche jene Irrthümer theilen und überbieten, auch den Gehorsam Hirschers gegen die Kirche theilen. Wenn daher meine Schrift irgend etwas dazu beiträgt, falsche Meinungen zu berichtigen und richtige Ansichten über die

kirchlichen Zustände und Bedürfnisse der Gegenwart und über die Mittel zur religiösen Regeneration zu verbreiten, so zweifle ich nicht daran, daß Hirscher selbst dessen sich freut."

Wir unsererseits haben schließlich nur den Wunsch beizufügen, daß sich Niemand durch die Rücksicht auf den durch den Widerruf Hirschers erfolgten Abschluß der fraglichen Angelegenheit von der Lectüre der vorliegenden Schrift abhalten lasse, daß vielmehr recht Viele durch dieselbe sich erwärmen, und für die heilige Sache der Kirche begeistern möchten.

II.

La Civiltà cattolica. Pubblicazione periodica per tutta l'Italia il 1. e 2. Sabbato del mese. Napoli 1850.

Es ist gewiß eine sehr betrübende Erscheinung, daß die schlechte Presse um so außerordentlich viel wirksamer ist, als die gute. Der Grund davon liegt, abgesehen von andern nahe liegenden Ursachen, zum großen Theil auch an einem sehr verbreiteten Mangel an Urtheilsfähigkeit. Es hat sich eine große Menge von Menschen eben daran gewöhnt, nicht mit ihrem eigenen Kopf, sondern mit dem Gehirn Anderer zu denken, und während Alles den Mund voll nimmt von Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, so läßt sich doch der große Haufe von den Zeitungsschreibern an der Nase herumführen. Viele behalten auch zum eigenen Nachdenken nicht viel Zeit übrig, sondern überlassen dieß eben einem Redacteur, für den sie einmal eine Vorliebe gewonnen haben, und nehmen von diesem ohne den geringsten Zweifel oder Widerwillen Alles an, was er ihnen bietet; gleich als müßten sie Alles deßhalb glauben, weil sie für das Journal, woraus sie ihre Ansichten schöpfen, bezahlt haben. Es bedarf keines Wortes weiter darüber,

daß der Journalismus auf diesem Wege gerade in Italien eine große Macht werden mußte, und wie zerstörend derselbe unter dem Einflusse englischen Goldes vorzüglich in jüngster Zeit gewirkt hat. Dieser Macht der verderblichen Presse entgegenzutreten, ist allerdings eine höchst schwierige Sache, auch schon deßhalb, weil sie, abgesehen von den ihr meistens in großer Masse zufließenden Geldmitteln, auch das verführerische Mittel der Lüge in allen ihren verschiedenen Gestalten nicht scheut, und, wenn auch hundert Mal widerlegt, doch unermüdlich immer von Neuem und zuletzt doch mit Erfolg davon Gebrauch macht. Dessenungeachtet dürfen Diejenigen, welchen es um die Sache der Wahrheit und Ordnung zu thun ist, nicht die Hände in den Schooß legen und entmuthigt von dem Kampfe abstehen. Es ist vielmehr ein äußerst verdienstliches Unternehmen, wenn ein von solchen Männern redigirtes Journal gegen jene Lügenblätter in die Schranken tritt, und sie in ihrem schändlichen Treiben wenigstens unschädlich macht. Denn gewiß, Mörder und Giftmischer sind todeswürdige Verbrecher, was sind aber diejenigen, die durch das viel feinere Gift der Lüge die gesellschaftliche Ordnung untergraben und so viele Seelen morden? Wahrlich, hätte Dante, als er sein Inferno sang, die heutige Journalistik gekannt, wir dankten ihm gewiß noch einen Canto mehr, in welchem er uns die Journalisten beschrieb. — So nützlich und zweckmäßig es nun auch ist, den Journalen der schlechten Presse mit einer täglich erscheinenden Zeitung entgegenzutreten, so läßt sich dabei doch nicht verkennen, daß es eine wahrhaft herkulische Arbeit ist, sich tagtäglich die Widerlegung solcher Lügenjournale zur Aufgabe zu machen; ja, bisweilen wird dieß der Grund, diese dadurch erst recht in Aufnahme zu bringen. Der sicherere Weg ist jedenfalls der, fortwährend die auf den ewigen Grundlagen der Wahrheit und des Rechts beruhenden Principien zu verkünden, und jener Erscheinungen der Tagesliteratur nur dann zu gedenken, wenn dieß unumgänglich nothwendig erscheint. Das Ignorirtwerden ist oft viel empfindlicher, als die glänzendste Widerlegung. Wir

brauchen nur an Ellendorf, den vom Ministerium Altenstein bezahlten Scribenten zu erinnern, den nichts empfindlicher berührte, als daß die historisch-politischen Blätter, auf die er alle seine Tinte verschwendete, seiner auch nicht mit einem Worte gedachten. Eine Zeitschrift der Art aber, welche nicht täglich, sondern in größeren gemessenen Zwischenräumen erscheint, ist auch weit mehr im Stande, in größeren Uebersichten nicht so sehr gegen einzelne Journale, als gegen die von ihnen verfochtenen falschen Principien aufzutreten. Dieses hat auch eine Gesellschaft von Männern im Auge gehabt, welche sich zu Anfang dieses Jahres zu Neapel zu dem oben erwähnten Unternehmen verbunden hat. Sie gibt an jedem ersten und jeden dritten Samstage im Monate ein Heft ihrer Zeitschrift heraus, deren nicht leicht ganz zutreffend in's Deutsche übersetzbarer Name Civiltà cattolica den Zweck hat, auf der Basis der katholischen Wahrheit eine gründliche politische Bildung in Italien zu verbreiten. Bis jetzt liegen sechs Hefte dieser Zeitschrift vor, mit welchen der erste Band in einem Umfange von 728 Seiten geschlossen ist; vier solcher Bände kosten für's Ausland 22 Franken. Der Inhalt dieser wichtigen literarischen Erscheinung besteht aus größeren Aufsätzen über die wichtigsten Fragen der Gegenwart, z. B. über den Unterricht, über den politischen Nationalismus der italienischen Revolution, über die Trennung von Kirche und Staat; für manche andere, z. B. über den plebejischen Socialismus und den bürgerlichen Socialismus ist mit Geschick die Form des Dialogs benützt. Außerdem liefert die Zeitschrift kürzere Uebersichten der jüngsten Literatur sowohl, als der Zeitereignisse.

XVII.

Berichtigung.

(Die Leitung der Neuen Salzburger Zeitung betreffend.)

Aus einer unter dem Datum vom 20. Juli von Salzburg aus uns zugekommenen Zuschrift ergibt es sich, daß in unserer im Hefte vom 1. Juli enthaltenen Mahnung zur Einigung an den Clerus von Oesterreich ein thatsächlicher Irrthum enthalten ist. Wir hatten daselbst, in referirender Wiederholung einer in einer Beilage der „Constitutionellen Salzburgerzeitung“ enthaltenen Angabe als Leiter der „Neuen Salzburgerzeitung“ Dr. Halter genannt. Diese Angabe soll nun irrig und seither von dem Urheber derselben widerrufen worden seyn. Da wir, wie leicht begreiflich, mit den publizistischen Verhältnissen von Salzburg nicht vertraut sind, so blieb uns dieser Widerruf eines auch von unseren Blättern referirten Factums unbekannt. Wir nehmen aber keinen Anstand, desselben auf die erste uns zugekommene Anzeige ebenfalls hiemit Erwähnung zu thun.

Die Red. d. hist.-polit. Blätter.

XVIII.

Von Inschriften und Aufschriften und Wahlsprüchen alter und neuer Zeit.

(Ein Beitrag zur „Weisheit und Poesie auf der Gasse.")

I.

Seit lange gewährt es mir ein eigenes Vergnügen, wenn ich so allein über Land gehe, wo ich auf einem „Bildstöckel", einer Kapelle, einem alten Stein oder einem Hause einen ernsten oder heitern Spruch angeschrieben finde, stehen zu bleiben und ihn mir zu merken, wenn er von gutem Korn ist.

Der kalte Stein, das stumme Holz erhält ja dadurch gleichsam eine Zunge; die Landschaft und das Volk, das sie bewohnt, reden den Wanderer an; oft auch ist es eine Stimme aus längst vergangener Zeit, oder die Seele eines vor Jahren Dahingeschiedenen, die ihn, mit halb erloschenen Schriftzügen, anruft, in seiner Brust einen guten Gedanken weckt, ihm eine Warnung vorhält, oder seine Barmherzigkeit um ein Gebet anfleht.

Und wie anders ist die Wirkung eines solchen Spruches auf das Gemüth des Lesenden, wenn er ihn daheim in seinem Zimmer, unter den Zerstreuungen des städtischen Lebens, so

kalt und gedankenlos in einem Buche mit vielem Anderen überliest, oder wenn er ihm in der tiefsten Einsamkeit und Stille eines schattendunkelen Waldes, oder am Rande eines schauerlichen Abgrundes, oder auf steiler Felsenhöhe, im Angesichte Himmels und der Erde, plötzlich vor die Augen und die Seele tritt. Oft geht er ihm dann lange nicht aus dem Sinn, er begleitet ihn auf seinen einsamen Pfaden, und überall, von allen Felsen und aus allen Schluchten, ruft das Echo ihm denselben wieder zurück.

So ging ich einst am Fuße des wilden Kaisers, an den Gränzen Tirols und Bayerns, spazieren. Vor mir stieg das wilde, schroffe Geklipp des mächtigen Bergstockes starr und steil und unbewachsen in die Lüfte hinan; jenseits breiteten sich liebliche Matten und unten das Thal mit seinen zerstreuten Höfen aus. Jetzt führte der Pfad durch einen dunklen Tannenwald; alle Aussicht war plötzlich verschwunden, ringsum die tiefste Stille und Einsamkeit, fern von dem Geräusch der Welt. Da stand vor mir an der einsamsten Stelle ein kleiner Bildstock, den dort eine fromme Seele hingestellt, zum Troste armer Pilger, die, erdrückt von des Lebens Last, mit bekümmertem Herzen den steilen Felsenpfad hinanstiegen; es war Christus, der das schwere Kreuz schleppt, mit den Worten: „Kommet Alle, die ihr mit Mühe und Arbeit beladen seyd, ich will euch erquicken."

Und ein andermal, es war im Innthal: herrlich stiegen zu beiden Seiten des grünen Fußes die Berge empor, ein weites blühendes Thal umfassend. Der Weg führte mich durch die schönsten Wiesen, die reichsten Fluren, an den schmucksten Bauernhöfen vorüber. Der Blick das Thal auf und ab, wie Gipfel neben Gipfel emporstieg, war so großartig, und dazu die grünen lachenden Auen! Ueberall Anmuth und Fülle neben der erhabensten Größe. Jetzt trat ich in ein Dörflein, und dort las ich an einem Hause die ernsten Worte:

„Wir leben so dahin,
Und nehmen nicht in Acht,

Daß jeder Augenblick
Das Leben kürzer macht!"

Ich schreite das Thal mehr abwärts, an manch frisch rinnendem Brünnlein, an manchem Kreuz vorüber. Seitab von der Straße, unweit des alten Städtleins, steht eine Feldkapelle; ich trete hinzu und lese über dem Eingang auf der äußeren Wand:

„Gott kennt euch, Beter! heuchelt nicht,
Er weiß, ob euer Herz mit spricht;
Denn wer nicht betet wahr und rein,
Der schämt sich, Gottes Kind zu seyn."

Der Weg führt mich weiter an einem Wirthshause vorüber, über der Thüre lese ich den alten Spruch:

„Trink und iß,
Gott nit vergiß,"

und seitab der Thüre, unter dem vorspringenden Dache des Heustadels hängen alte, durchschossene Scheiben der Reihe nach, mit mancherlei Bildern verziert; auf der einen sind mehrere Hanswurste im Centrum abgebildet, die sich mit tollen Sprüngen erlustigen und ringsum die Umschrift:

„Willst du mit uns ein Narr nicht seyn,
So sei für dich ein Narr allein!"

Ich fahre über den Fluß, der Fußweg führt mich jenseits durch eine jener schönen Wiesen, wie man sie nur in den Alpen sieht: der Thalboden ganz eben, das blumenreiche Grün so zart wie Sammet, und abwechselnd schattige Waldpartien, gleich den schönsten Parken! In der Ferne rauscht der Waldbach, der Pfad nähert sich jetzt dem Fuße des Gebürges. Aus Bäumen versteckt, blickt ein Hof hervor; das Vieh mit seinen hellen Glocken grast friedlich rings herum; ein Crucifix mit Blumen geschmückt steht neben dem Wege, und dann eine neue Tafel mit einem Bilde. Es stellt ein Kind vor, das eben vom Feuer erfaßt wird, und nach Hülfe ruft und darunter die Worte:

„Maria Hupfauf, Wirthstochter von Schössau, verunglückte im Feuer den 6. Nov. 1840 und starb den 8. Morgens um 3 Uhr im 8. Lebensjahr.“

„Die Heerde weidend auf der Flur, will ich nach Kindes Weis,
Zum Schutz vor Frost und Zeitvertreib ein Feuer mir anzünden;
Doch ach, gar schnell und unvermerkt, ward ich der Flammen Preis,
Das Kleid verbrannte mir am Leib, kein Retter war zu finden.
Da hob ich meine Händ' empor, und rief aus bangem Herzen:
Maria, sieh mit Mutterblick herab auf meine Schmerzen!
Auf meinen Ruf eilt man herbei, zu finden meine Pein,
Allein in meiner Eltern Haus, nach schweren Leidensstunden,
Tritt bald zu mir im Himmelsglanz der Todesengel ein,
Er führt mich heim in's Vaterhaus, wo Ruhe ich gefunden;
Der Blume gleich, auf Wiesengrund, verwelkt dieß Erdenleben,
D'rum Herzensreinheit, Kindersinn soll uns das ewige geben!“

Ich verlasse das Gebirg und trete hinaus in die Ebene. Die Straße geleitet mich zu einem Städtlein hin, wie man ihrer so manche noch in Altbayern findet. Es ist am Fuße eines Hügels um ein früheres herrschaftliches Schloß herum gebaut; noch steht das Schloß auf dem Berggipfel und schaut ernst und altersgrau auf das freundliche Städtlein hinab. Eine zweite, an das Schloß anstoßende Bergspitze ist in einen Calvarienberg umgeschaffen. Ein schattiger Weg läuft an den Stationen vorüber dort hinan; oben steht unter alten Linden eine Loretto-Kirche, von den letzten Stationen umringt. Dort ist auch ein Oelberg außen in einer Nische der Kirche angebracht, und daneben eine andere Nische in das heil. Grab umgewandelt. Die Leiche des Heilandes liegt schlummernd auf dem Grabstein; ein Sonnenstrahl fällt durch die dunklen alten Linden auf sein bleiches, mildes Angesicht; über ihm knieen zwei Engel, und zwischen ihnen stehen die Worte:

„Komm herbei, bedrängter Sünder!
Komm herbei zur stillen Gruft,
Wo der Sünde Ueberwinder
Liebevoll zur Buß dich ruft;
Wirf dich hin zu seinen Füßen,
Klopfe an dein schuld'ges Herz,
Laß der Reue Thränen fließen,
Weine aus den stummen Schmerz;

Der auf Golgatha gelitten
Kreuzestod und Pein und Qual,
Hat gesiegt und dir erstritten
Sühne für der Sünden Zahl."

Das heilige Grab ist so still, eine alte Bäurin und ein junges Mädchen beten davor; die Vögel singen dazu in den Zweigen, und unten aus dem Thal, aus dem Städtchen, hört man im Morgensonnenscheine in der Ferne das halb ländliche, halb städtische Leben mit seinen friedlichen Beschäftigungen.

Ich steige hinab und trete in's Wirthshaus; über der Thüre steht:

„Dieß Haus ist gebaut in Gottes Gewalt,
Ist auswendig neu und inwendig alt,
Ist gut gebaut, und schon bezahlt,
Gott behüts vor Feuer und Brand,
Und streck darüber aus seine Hand!"

Diesem Spruche zur Seite steht ein zweiter, also lautend:

„Es kann Niemand auf der Welt so bauen,
Daß es jedem Menschen gefällt;
Ich denke: so gefällt es mir;
Ein Jeder kehr vor seiner Thür!"

In der Wirthsstube hängt das Bildniß des Königs Gambrinus, der den großen Bierkrug kredenzt; daneben stehen aber zur Warnung für Jedermann die Worte:

„Sag an mein Wirth, willst borgen?
Ja, Bauer, komm Morgen!
Heut ist nicht der Tag,
Wo ich borgen mag."

Ich schaue zum Fenster hinaus, gegenüber wohnt ein Krämer; ein Zuckerhut, Tabak, und allerlei andere Krämerwaaren sind an die Wand angemalt und daneben steht:

„Gott den Vater laß ich walten,
Er hat schon lange Haus gehalten;
Gott den Sohn, den bet' ich an,
Was er thut, ist wohl gethan;

„Maria Hupfauf, Wirthstochter von Schöffau, verunglückte im Feuer den 6. Nov. 1840 und starb den 8. Morgens um 3 Uhr im 8. Lebensjahr.“

„Die Heerde weidend auf der Flur, will ich nach Kindes Weis,
Zum Schutz vor Frost und Zeitvertreib ein Feuer mir anzünden;
Doch ach, gar schnell und unvermerkt, ward ich der Flammen Preis,
Das Kleid verbrannte mir am Leib, kein Retter war zu finden.
Da hob ich meine Händ' empor, und rief aus bangem Herzen:
Maria, sieh mit Mutterblick herab auf meine Schmerzen!
Auf meinen Ruf eilt man herbei, zu finden meine Pein,
Allein in meiner Eltern Haus, nach schweren Leidensstunden,
Tritt bald zu mir im Himmelsglanz der Todesengel ein,
Er führt mich heim in's Vaterhaus, wo Ruhe ich gefunden;
Der Blume gleich, auf Wiesengrund, verwelkt dieß Erdenleben,
D'rum Herzensreinheit, Kindersinn soll uns das ewige geben!“

Ich verlasse das Gebirg und trete hinaus in die Ebene. Die Straße geleitet mich zu einem Städtlein hin, wie man ihrer so manche noch in Altbayern findet. Es ist am Fuße eines Hügels um ein früheres herrschaftliches Schloß herum gebaut; noch steht das Schloß auf dem Berggipfel und schaut ernst und altersgrau auf das freundliche Städtlein hinab. Eine zweite, an das Schloß anstoßende Bergspitze ist in einen Calvarienberg umgeschaffen. Ein schattiger Weg läuft an den Stationen vorüber dort hinan; oben steht unter alten Linden eine Loretto-Kirche, von den letzten Stationen umringt. Dort ist auch ein Oelberg außen in einer Nische der Kirche angebracht, und daneben eine andere Nische in das heil. Grab umgewandelt. Die Leiche des Heilandes liegt schlummernd auf dem Grabstein; ein Sonnenstrahl fällt durch die dunklen alten Linden auf sein bleiches, mildes Angesicht; über ihm knieen zwei Engel, und zwischen ihnen stehen die Worte:

„Komm herbei, bedrängter Sünder!
Komm herbei zur stillen Gruft,
Wo der Sünde Ueberwinder
Liebevoll zur Buß dich ruft;
Wirf dich hin zu seinen Füßen,
Klopfe an dein schuld'ges Herz,
Laß der Reue Thränen fließen,
Weine aus den stummen Schmerz;

Der auf Golgatha gelitten
Kreuzestod und Pein und Qual,
Hat gesiegt und dir erstritten
Sühne für der Sünden Zahl."

Das heilige Grab ist so still, eine alte Bäurin und ein junges Mädchen beten davor; die Vögel singen dazu in den Zweigen, und unten aus dem Thal, aus dem Städtchen, hört man im Morgensonnenscheine in der Ferne das halb ländliche, halb städtische Leben mit seinen friedlichen Beschäftigungen.

Ich steige hinab und trete in's Wirthshaus; über der Thüre steht:

„Dieß Haus ist gebaut in Gottes Gewalt,
Ist auswendig neu und inwendig alt,
Ist gut gebaut, und schon bezahlt,
Gott behüts vor Feuer und Brand,
Und streck darüber aus seine Hand!"

Diesem Spruche zur Seite steht ein zweiter, also lautend:

„Es kann Niemand auf der Welt so bauen,
Daß es jedem Menschen gefällt;
Ich denke: so gefällt es mir;
Ein Jeder kehr vor seiner Thür!"

In der Wirthsstube hängt das Bildniß des Königs Gambrinus, der den großen Bierkrug kredenzt; daneben stehen aber zur Warnung für Jedermann die Worte:

„Sag an mein Wirth, willst borgen?
Ja, Bauer, komm Morgen!
Heut ist nicht der Tag,
Wo ich borgen mag."

Ich schaue zum Fenster hinaus, gegenüber wohnt ein Krämer; ein Zuckerhut, Tabak, und allerlei andere Krämerwaaren sind an die Wand angemalt und daneben steht:

„Gott den Vater laß ich walten,
Er hat schon lange Haus gehalten;
Gott den Sohn, den bet' ich an,
Was er thut, ist wohl gethan;

denkenden Geist sprechen. Solchen Sprüchen und Inschriften begegnen wir daher überall in den alten Pallästen der Fürsten und den Schlößern der Edlen, wie in den Klöstern und Gotteshäusern der Mönche, in den Rathsälen der Bürger und den Zunftstuben der Handwerker, wie in den Meierhöfen der Bauern. Seinen Wahlspruch oder andere Kernsprüche setzte der Ritter auf seinen Helm, seinen Schild, seinen Harnisch, sein Schwert, seinen Dolch, seine Armbrust. Jedes Hausgeräth, der steinerne Tisch, an dem sie aßen, der Krug, aus dem sie tranken, Messer und Gabel, Schüssel und Teller, die Glocken auf dem Thurme, die Bilder an der Wand, die Bettstatt, der Schrank, die Truhe, der Ofen, die Teppiche, das Täfelwerk, die gemalten Glasfenster, das Hüfthorn, die Laute, der Einband ihrer Gebetbücher, kurz Alles und Jedes, war mit Sprüchen, gereimten und ungereimten, versehen. Und so waren diese Sprüche, Allen und überall sichtbar, ein geistiges Gemeingut; auch sie gehörten zu der biblia pauperum, oder zu der Weisheit auf der Gasse, wie Sailer die Sprüchwörter nennt.

Jedes Volk, jeder einzelne Stamm in dem Volke, jedes einzelne Geschlecht in dem Stamme, und jedes einzelne Mitglied des Geschlechtes hatte seinen eigenen Wahlspruch, wie sich ihn ein Jeder als Leitstern auf seiner Lebensbahn erkoren hatte, und den man ihm, wenn er ihn vergaß, mahnend vorhalten konnte. Oft einem kräftigen Geiste oder einem frommen, tieffühlenden Herzen entsprungen, oft auch dem Munde des Volkes entnommen, flossen diese Sprüche wieder in das Leben zurück und verbreiteten sich, von Mund zu Mund gehend, über weite Ländergebiete und währten Jahrhunderte hindurch! Und so unterhielten und bereicherten diese Reime und Inschriften das geistige Leben in zwiefacher Weise. Einmal waren sie ein Saamenkorn der Belehrung, ein zündender Funke der Ermahnung und Ermunterung für den, der sie las, und dann nöthigten sie den, der sie abfaßte, über seine Bestimmung und sein Thun und ganzes Streben nachzudenken, und sich selbst darüber klar

zu werden; denn wie der Fürst, der Ritter und der gelehrte Mönch sich seinen Spruch wählte oder verfaßte, eben so war es auch mit dem schlichten Meister und Handwerksmann. Hatte er im Schweiße seines Angesichtes aus Holz, aus Stein oder Metall ein tüchtiges Werk, ein Meisterstück geschaffen: dann sann er darüber nach, ihm als höchsten Schmuck einen guten Spruch mitzugeben, oder er schrieb, wie der Meister des Berner Münsters mit edlem Selbstgefühl das auffordernde Wort darauf:

„Machs nach!“

Und wenn die römischen Kaiser des fränkischen und schwäbischen Hauses ihr Reichssiegel mit der stolzen Umschrift umgaben:

„Roma caput mundi regit orbis frena rotundi,“

ein Spruch, der sich auch noch in der goldenen Bulle zu Frankfurt findet: so spricht uns aus jenem „Machs nach“ am Berner Münster und aus manchem anderen Handwerksspruche jener Zeit gewiß kein minderes Selbstgefühl an: denn was der Kaiser auf seinem Thron, das fühlte sich der Meister in seiner Kunst und seiner Werkstatt. Und es war schon eine Ueberhebung dieses Selbstgefühls und ein Anklang an die neue widernatürliche Gleichmacherei, was am Schluße des Mittelalters die herausforderndе Frage dem Kaiser an die Wand schrieb:

„Da Adam hackt und Eva spann,
Wo war damal der Edelmann?“

worauf der „letzte Ritter“, Kaiser Maximilian, noch in dem alten Geiste christlicher Gleichheit vor Gott und wahrer Freiheit antwortete:

„Ich bin ein Mann wie ander Mann,
Nur daß mir Gott mehr Ehre gann.“

In diesem älteren Geiste, der sich mit der ihm von Gott zugewiesenen Stellung begnügen läßt, sich darin wohl fühlt, sie nach bestem Vermögen auszufüllen trachtet und ohne Neid, ja voll anerkennender Dankbarkeit zu reicher Begabten hinan-

blickt, ist ein anderer, volksmäßiger Handwerksspruch gefaßt, der in der wortreichen Weise der späteren Zeit also lautet:

Ein Künstler muß nur deß geleben,
Was ihm von Gott ist mit gegeben;
Ich thu so viel als ich vermag,
Bringt Eins was Bessers an den Tag,
Das ist mir lieb und angenehm;
Zu lernen ich mich stets bequem;
Erkenn' es auch mit höchstem Dank
Vermögen nach mein Leben lang.

Wend Schildknecht.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß der Charakter einer jeden Zeit sich in den Schriftzügen ihrer Handschriften verräth, und nicht ohne guten Grund; denn eine Zeit, die in sich geordnet, ein höheres Gesetz anerkennt, die nichtiger Wortkaberei und leerem Flitter abhold, mit Ernst und männlicher Festigkeit einem hohen Ziele zustrebt, sie wird auch mit fester Hand, klar und bestimmt, in strengem Ebenmaß die Züge ihrer Schrift führen. Hinwiederum wird eine andere Zeit, die in sich zerfahren und zerrissen, ohne Zucht und ohne Glaube, kein Gesetz und keine Ordnung achtet, den Schein dem Wesen, die Künstelei der Kunst, das prunkende Wort der That vorzieht und in selbstgefälligem Egoismus allen ihren Begierlichkeiten, ihren Phantastereien und Thorheiten den Zügel schießen läßt, eine solche liederliche, zerfahrene Zeit wird mit ihrer zitternden, entkräfteten Hand sich auch in ihren Schriftzügen nicht verläugnen. Ganz dasselbe gilt und zwar in einem noch höheren Grade von den Inschriften und Sprüchen. Auch aus ihnen, sowohl ihrer äußeren Fassung, als ihrem inneren Gehalte nach, ließe sich eine deutsche Geschichte schreiben, indem jedes Zeitalter und jeder Volksstamm in ihnen seinen Charakter ausgeprägt hat.

Wie einfach und kernhaft sind, um nur einige Beispiele anzuführen, die folgenden Sprüche, verglichen mit der geistesarmen und wortreichen Weitschweifigkeit der späteren Zeit! Auf dem Grabe des zu Würzburg 1355 verstorbenen Michael

de Leone, des Geschichtschreibers, Canonicus und Protonotars, steht:

> **Daz dir Missevil an mir,**
> **Daz bewar du an dir.**

Und auf einem Reliquienkästchen aus dem zwölften Jahrhunderte sind die beiden schönen, sich ergänzenden, ächtdeutschen Sprüche zu lesen:

Wer na truwen wyrvit,	Selten der verdirbt,
Selden he vordyrvit.	Der nach Treue wirbt.
Got gevo eyme ymmer leyt,	Von Gott werd' nicht mit Leid geschont,
De truwen untruwe deyt.	Wer die Treu' mit Untreue lohnt.

Nicht minder treffend lautet ein anderer Spruch, der sich auf einem Bücherdeckel des fünfzehnten Jahrhunderts findet, und den man zum gemeinen Nutzen und Frommen über den Präsidentenstuhl unserer redseligen Kammern schreiben könnte:

> **Zimlich reden ist ain Kunst,**
> **Zu vil red bringt ungunst,**
> **Unt welcher nit zimlich reden kan,**
> **Dem stat swigen wol an.**

Da indessen in dem früheren Mittelalter die lateinische Sprache vorzugsweise die Trägerin wissenschaftlicher Bildung war, so gehören ihr auch die ältesten der uns erhaltenen Inschriften meistentheils an. Die Dichter am Hofe Karls des Großen verfaßten schon Inschriften jeder Art in lateinischen Versen, ja Karl der Große selbst verfaßte eine solche lateinische Grabschrift für die Peterskirche nach dem Tode seines geliebten Freundes, des Papstes. Gewiß uralt und schon jenen frühesten Zeiten angehörig, ist darum auch eine Aufschrift, die sich vielfach in Italien, und auch da und dort in Deutschland über dem Eingange der Klöster oder anderer geistlichen und weltlichen Häuser, oder auf den Gränzmarken einer Besitzung findet:

> **Pax intrantibus et inhabitantibus.**

So ist sie z. B. noch heute auf einem steinernen Crucifix

zu lesen, das an dem Eintritte der der Herzogin von Angouleme gehörenden Herrschaft Frohsdorf bei Neustadt steht. Sie ist ohne Zweifel an die Stelle des „Salve" der alten Römer getreten, und statt ihrer findet sich dann später über mancher Thüre der fromme deutsche Spruch:

> Gott segne dieses Haus
> Und all', die gehen ein und aus.

Oder auch wie z. B. an einem Hause im Canton Unterwalden steht:

> Herr Jesus segne und behüte dieses Haus,
> Und alle die gehen ein und aus.

Und wie an einem Hause neben dem Sendlinger Thore in München, wo unter dem Bilde der Mutter Gottes von Altötting die Worte stunden:

> Jungfrau Maria! Laß nicht herein,
> Was dieser Stadt kann schädlich seyn.

Wofür auch wieder über der Zimmerthüre eines schönen alten katholischen Bauernhofes unweit des Bodensees im Canton St. Gallen mit eingelegtem Holze steht:

> Der Engel Gottes zu allen Zeiten
> Wolle meinen Ein- und Ausgang geleiten.

Auch manche der Künstler des früheren, wie des späteren Mittelalters folgten dieser Sitte, und fügten ihren Werken lateinische Verse bei. So stehen am Münster zu Straßburg neben einem Steinbilde der Seitenthüre, den heiligen Johannes vorstellend, die Worte:

> Gratia divina pietati adesto Sabinae,
> De petra dura per quam sum facta figura.

und diese Sabina, die Schöpferin dieses Werkes, gilt als die Tochter Meister Erwins von Steinbach.

In demselben Münster wurde an der großen Säule, die den Thurm trägt und wo man zur Orgel hinaufgeht, ein Marienbild angebracht, und ein vergoldeter Stein mit eingehauener Schrift enthält die andächtigen Worte:

Maria, Mater gratiae, Mater misericordiae,
Tu nos ab hoste protege, In hora mortis suscipe.

Die Reformation, die an dieser Anrufung der heiligen Jungfrau als einer Minderung der Ehre Gottes Anstoß nahm, setzte, in ihrem puritanischen Eifer zurechtweisend, darunter: „Gott, deinen Herrn sollst du anbeten, und dem allein dienen."

Von einem ähnlichen Gebete auf einem Meisterwerke altdeutscher Kunst erhielt ich zufällig in den Niederlanden Kunde. Es war nämlich im Jahre 1845, als ich Gent besuchte. Sie hatten zufällig damals gerade eine große Kunstausstellung zum Besten der Armen veranstaltet. Jeder war eingeladen worden, was er irgend Kostbares, Schönes oder Merkwürdiges in seinem Hause aus alter oder neuer Zeit barg, es in dem dafür hergerichteten öffentlichen Gebäude für einige Tage den Blicken des Publikums zugänglich werden zu lassen. Nichts war ausgeschlossen: Erzeugnisse der Natur, Werke der Kunst und des Gewerbfleißes, Ueberreste des Alterthums, ethnographische Merkwürdigkeiten, Alles war gleich willkommen. Eine Art von Wohlthätigkeit, die dem Einzelnen nichts als eine kleine, kaum nennenswerthe Entbehrung kostet, während sie dem Publikum einen großen Genuß gewährt und den Armen ein gut Stück Geld einbringt; denn man muß den Reichthum einer alten niederländischen Stadt, wie Gent, kennen, um sich eine Vorstellung von all den Kunstwerken, Kostbarkeiten und Seltsamkeiten und Raritäten zu machen, die auf diese Weise zusammen kamen. Was sich seit Jahrhunderten als ein theurer Hausschatz von Vater zu Sohn vererbt hatte, Sammlungen jeder Art, die die Frucht eines langen Lebens waren; Kostbarkeiten, die sonst den Blicken der Fremden streng verborgen blieben, das Alles lag jetzt um der Barmherzigkeit willen zum Besten der Armen offen vor Augen. Unter anderen Seltsamkeiten, die ich dort gesehen, erinnere ich mich noch einer ungeheueren Knopfsammlung, die unter Glas in sechsunddreißig großen Tafeln rings an den Wänden aufgehängt

war. Es waren da tausende und tausend von Knöpfen, der verschiedensten Zeiten und aller Stände und jeder Gattung, die kostbarsten und die gemeinsten, die größten und die kleinsten, die gröbsten und die feinsten neben einander gereiht, wie sie wohl nie noch sich zusammengefunden, so daß man gar wohl eine Zeitgeschichte nach der wechselnden Mode der Knöpfe hätte schreiben können. Neben diesen Absonderlichkeiten und Spielereien befanden sich dort aber auch herrliche Werke der alten Kunst, und hierunter ein ausgezeichnet schönes Muttergottesbild, von Eyk gemalt, unter dem die folgenden Verse standen:

O Maria consolatrix,
Esto nobis advocatrix,
Rogans regem gloriae,
Ut nos jungat superis,
Donans nobis miseris,
Post spem frui specie,
Quae regina diceris,
Miserere posteris,
Virgo mater gratiae. Amen.

Bei den Bildern der späteren Zeit ist die deutsche Sprache nicht selten auch hier, wie in andern Gebieten, an die Stelle der lateinischen getreten. Als Beispiel will ich einen Kupferstich anführen, der noch gegenwärtig in späteren Nachbildungen vielfach verbreitet ist. Es ist das Schweißtuch der heil. Veronika mit dem Kopfe des Heilandes, dem die folgenden wehmuthvollen Worte in den Mund gelegt sind:

Klage I H S über die undankbare Welt.

Ich bin schön und wenige lieben mich!
Ich bin edel; die wenigsten achten mich!
Ich bin reich, wer begehrt meine Schätze?
Ich bin allmächtig, wer sucht meine Hülfe?
Ich bin die Weisheit, wer folgt meinem Rathe?
Ich bin ewig, warum wird das Vergängliche mir vorgesetzt?

Ich bin der Weg, wenige wandeln darauf!
Ich bin die Wahrheit, die Wenigsten glauben mir!

Ich bin das Leben, sehr Wenige verlangen mich!
Ich bin das Licht, nur Wenige lassen sich erleuchten!
Ich bin barmherzig, gar Wenige vertrauen auf mich!
Ich bin der Richter aller Welt: — bald und wie hart muß ich diese Undankbaren verurtheilen!

Wie mit den Bildwerken, so war es auch mit den Glocken, deren älteste Inschriften gleichfalls in lateinischer Sprache abgefaßt sind. Ein Grundgedanke für diese Glockeninschriften, der in mancherlei Variationen, und bald mehr oder minder erweitert, Jahrhunderte hindurch sich erhielt, und sich weithin über die Länder der Christenheit verbreitete, drückte der bekannte schöne Spruch aus, der sich auch in dem Schillerschen Liede von der Glocke durchfühlen läßt:

Vivos voco,
Mortuos plango,
Fulgura frango.

So war dieser Spruch z. B. auf der großen Glocke der Münsterkirche zu Allerheiligen (auch zu den Aposteln genannt) in Schafhausen zu lesen, die im Jahre 1486 gegossen ward, und einen Umfang von neun und zwanzig Schuhen mißt.

Denselben Gedanken, nur erweitert, drückt die Inschrift der Glocke in dem Städtchen Steckborn unweit Constanz und Stein aus:

Colo verum Deum;
Plebem voco et congrego clerum;
Divos adoro;
Festa decoro;
Defunctos ploro;
Pestem daemonesque fugo.

Fast gleichlautend hiermit ist die Inschrift, welche eine Handschrift des einst so prachtvollen Klosters Salmansweiler am Bodensee unter der Ueberschrift: „Virtutes campanae septem" anführt:

Laudo Deum verum; plebem voco; congrego clerum;
Defunctos ploro; pestem fugo; festa decoro;
Est mea cunctorum terror vox daemoniorum.

Ist hier der ursprüngliche Gedanke erweitert, so führt eine Inschrift der Hauptglocke in der Pfarrkirche des Städtchens Biedenkopp unweit Marburg nur einen Theil desselben weiter aus:

„Dum turbor, procul cedant ignis, grando, tonitru.
Fulgor, fames, pestis, gladius, Sathan et homo malignus.“

In anderer Fassung anklingend an den Grundgedanken besagt die Inschrift der Bannglocke von St. Truyden in den Niederlanden:

Trudo vocor, induco, defleo, paciscor, condo
1496.

Später ging dann jener erste Grundgedanke auch in die neueren Sprachen über, so lautet z. B. die Inschrift auf der zweiten Glocke in der Pfarrkirche zu Brixen im Tirol, von Meister Gasmayr:

Ich weck den Geist zur Schuldigkeit,
Ich sing den Leib zur Ruh,
Ich tön durch Luft und Wolkenstreit,
All Uebel fernen thu.

Noch enger an die älteste einfache Form schließt sich die niederdeutsche Inschrift der älteren Glocke von Venrai in der Provinz Limburg an:

„Anno domini 521 Jacop Venraid.“

„Ave Maria heit ik,	„Ave Maria heiß ich,
Al quant verdreif ik,	Alle Uebel vertreib ich,
Den Doden beklaich ik,	Die Todten beklag ich,
Den Levenden roep ik.“	Die Lebenden ruf ich.“

Was hinwiederum an den Spruch der Glocken von St. Pauls in Tirol erinnert:

Anna Maria heiß ich,
Alle Wetter weiß ich,
Alle Wetter vertreib ich,
In St. Pauls bleib ich.

Man sieht aus diesen Beispielen, die sich ohne Zweifel noch unschwer vermehren ließen, daß es mit diesen Glockensprüchen, wie mit anderen Blüthen des Ideenreiches erging; es bedurfte nur eines lebendigen Saamenkornes, das aufwuchs, und sich zur Blüthe und Frucht entfaltete, und der Wind führte die Körner weithin über die Länder, daß sie überall aufgingen. Es durfte nur irgendwo ein Ton erklingen, der lebendig die Menschenbrust durchdrang, und bald tönte es von Glocke zu Glocke wieder, wie es noch heutigen Tages in einsamen Berggegenden geschieht, wenn unverhofft ein großes Glück oder ein großes Unglück eintrifft, oder eine schwere Gefahr droht: hat die erste Glocke an die Oeffnung des Thales klagend oder jubelnd das Zeichen gegeben, dann gibt die zweite Glocke den Ruf der dritten zurück, und so geht es von Glocke zu Glocke, von Dorf zu Dorf, das Hauptthal und alle Seitenthäler hinan, bis zu den einsamen Felswänden, wo die Gemse grast und der Geier horstet.

Es stehen übrigens jenem weit verbreiteten, uralten Glockenspruche noch viele andere der verschiedensten Art zur Seite, in denen sich die Frömmigkeit der Vorzeit anders und anders ausdrückte. So hing neben der „Ave Maria“ noch eine jüngere Glocke, Namens Jesu, in der Kirche zu Venray mit dem Spruche:

Den naem Jesus is my gegeven.	Der Name Jesus ist mir gegeben,
Wie Jesum volkt sal ecunwelik leven,	Wer Jesus folgt, wird ewig leben,
Gelyk die apostolen hebben gedaen.	Wie die Aposteln es haben gemacht,
Haeren arbeydt altoos mit Jesu bestaen.	Die ihre Arbeit stets mit Jesus vollbracht.
Bliexem haegel donder can Jesus verdryven,	Blitz und Hagel und Donner kann Jesus verjagen,
All duyvelen doet hy sidderen ende beven.	Alle Teufel mit Zittern und Beben schlagen,
Petrus Verberckt pastor in Venray Anno 1643.	Petrus Verberkt Pastor zu Venray 1643.

Anspielend an die Antiphone:

In omnem terram exivit sonus eorum
et in fines orbis terrae verba eorum,

die an den Festen der Aposteln und Confessoren gesungen wird, führt die eine der beiden Glocken in der Kirche von Romanshorn am Bodensee die schöne Inschrift:

In omnem terram sonuit sonus Apostolorum,
Obsequio quorum Apostola vocor eorum,
1538.

Neben dieser Apostolin hängt daselbst noch eine ältere Glocke, mit dem kurzen Bittspruch:

O rex gloriae veni Christi cum pace
Anno MCCCCXXXXII.

Denselben Spruch, nur mit versetzten Worten, führt auch die Glocke in der nun protestantischen Kirche zu Neckerau bei Mannheim. Dieselbe gehört dem dreizehnten Jahrhunderte an:

O rex gloriae veni Christi cum pace.

Auch auf manchen andern mittelalterlichen Glocken finden sich ähnliche Bittsprüche, so auf der Schlagglocke im Dome zu Frankfurt vom Jahre 1484: „O beata et benedicta trinitas, libera nos, justifica nos! Des Raths bin ich, Martin Möner geuß mich." Die größte der dortigen Domglocken, die Carolusglocke genannt, auf der Carolus, der Kaiser, und der Patron des Domes, St. Bartholomeus und über Jedem ein Crucifix abgebildet sind, trägt den fast gleichlautenden Bittruf: „O! beata et benedicta Trinitas, aequalis una Deitas ante omnia saecula, nos salva et nunc et in perpetuum! 1440." Und eben so die Festglocke und die Salveglocke daselbst! „Libera nos, salva nos, justifica nos, o beata Trinitas!"

Gingen diese lateinischen Inschriften und Sprüche später meistens in Deutsche über, so gibt es indessen auch einige, die

der Zeit des Uebergangs angehörend, aus beiden Sprachen gemischt sind, oder wo dem lateinischen Spruche ein deutscher ergänzend zur Seite steht. Beispiele dieser Art bot noch die Frankfurt benachbarte Stadt Hanau zur Zeit des rheinischen Antiquarius J. H. Dielhelm in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dar. Auf einem Hause nämlich, dem Hanauer Hospital gegenüber, stand in der Weise, wie es noch manche volksmäßig gedichtete Lieder des spätern Mittelalters gibt:

Wer Alles will verfechten,
  Manu bellatoria,
Simsons Kräfte nichts vermöchten,
  Nec erit Victoria.
Leid, schweig, meid.
  Vinces cum gloria.

Die beiden letzten Verse erinnern an einen gewiß uralten christlichen Spruch, der sich noch auf einem Bücherdeckel des sechszehnten Jahrhunderts findet:

Swig, lid unt vertrag',	d. h. Schweig, leid und ertrag',
Geluck kommt allen Tag.	Glück kömmt alle Tag.

Und in Frankfurt selbst auf dem größten seiner drei Zeughäuser, auf dem nämlich an der Zeil, folgte dem deutschen Spruch ein lateinischer. Die Reime daselbst lauteten:

Viel besser ist ein gewisser Fried,
Denn daß man hofft auf künft'gen Sieg.

Felix haec urbs est, quae pacis tempore Bellum
Ante oculos ponit et quae nocitura notat.

Dieser seltsamlichen Art oder Unart gemischter Poesie gehört auch eine Grabschrift auf den älteren Friedrich, Markgrafen von Meißen, an, die also „lamentirt“:

Hye lyt ein Fürste löbelich,
Quem fulgus flebile plangit.
Von Misne Marcgrav Friderich,
Cujus insignia pangit.

Clerus, claustralis, laicus,
Den Fürsten leiblichen klagen,
Dives, inops, altus, infimus,
Fürstliche Werk von ihm sagen.
Wahrhafft, Wise, Tugentlich,
Affabilis atque benignus,
In Gottisfurchte stätiglich,
Fuit hic laudarier dignus.
Da veniam Christe,
Las uns Genaden erfinden,
Annue quod iste,
Los wird von seinen Sünden.

Indessen hat die lateinische Sprache bei Inschriften und Wahlsprüchen als eine Universalsprache nach dem Vorgange des Mittelalters vielfach immer noch ihren Vorrang behauptet. So z. B. bei den Sprüchen der Kaiser des österreichischen Hauses bis auf den heutigen Tag. „Justitia regnorum fundamentum" war der Wahlspruch Kaisers Franz; „Recta tueri" der Ferdinands. Und der bedeutungsvolle „**Viribus unitis**", den der junge Kaiser der Alles auflösenden, zerspaltenden und zertrümmernden Strömung der Zeit entgegengestellt, ist als ein welthistorischer, weit über die Gränzen der Monarchie, über Land und Meer, durch alle Welt erklungen, ein augenscheinlicher Beweis, von welchem unermeßlichen Einfluß ein Wahlspruch seyn kann, der die Scheibe in's Schwarze trifft, und mit zwei Worten den reichsten Inhalt und ein hohes Ziel umschließt.

Auch bei manchen der Herren des österreichischen Adels ist die Sitte geblieben, einen lateinischen Wahlspruch zu führen. Der des Banus von Kroatien, Jellachich, z. B. lautet:

„Prout Deus et heroum felicitas voluerit."

Auch dieser Spruch kann mit Recht ein welthistorischer genannt werden, da er in jenen entscheidenden Augenblicken, als die habsburgische Monarchie in ihren Grundfesten wankte, dem tapferen Feldherren, als Leitstern vorleuchtete. Unerschrockenen

Muthes, Gott und seinem Sterne vertrauend, schob er ein kaiserliches Handbillet nach dem anderen zur Seite, und führte sein Heer zur Rettung seines Kaisers gegen Ungarn und Wien, überzeugt von seinem Berufe, mitten in den Stürmen der Anarchie ein mächtiges und einiges Oesterreich neu begründen zu helfen. Seine Brust den Kugeln preisgebend, in dem festen Bewußtseyn, daß der Tod, bevor er seine Bestimmung erfüllt, keine Gewalt über ihn habe „Prout Deus et heroum felicitas voluerit", wurde er so neben Radetzky und Schwarzenberg einer der Retter Oesterreichs.

Derb und schneidig, kurz und gut haben ihrer Zeit die Landsknechte den Geist dieses lateinischen Wahlspruches in einem ihrer deutschen Kernsprüche ausgedrückt, der selbst fast wie ein herzhafter, den Hirnschädel des rothen Drachen spaltender Schwertschlag klingt:

„Auf Gott vertraut,
Brav zugeschaut."

Ein wackerer Soldatenspruch, dem der auf den alten bayerischen Fahnen:

„In Treue fest."

würdig zur Seite steht.

XIX.

Die socialen Zustände des hebräischen Volkes im Alterthume.

VII.

Wir haben im Bisherigen die zur Abwehr des Irrthums und der Gräuel des chamitischen Heidenthums dienenden, negativen Bestimmungen kennen gelernt. Innerhalb dieser Gränzen steht, zwischen den Offenbarungen, die den Erzvätern geschahen und der Hoffnung auf einen Erlöser die positive, mosaische Kirche, mit ihrem Dienste, mit ihrem Segen und Fluche, mit ihrem das ganze Leben umfassenden Ritus. Den reichen Stoff des von Moses geschaffenen kanonischen Rechtes vor Christo hier wiederzugeben oder zu erklären, kann nicht unsere Absicht seyn. Nur in einigen allgemeinen Andeutungen wollen wir die innere Oekonomie und den Geist jener vorchristlichen Kirche, und deren Stellung im socialen Leben des hebräischen Volkes bezeichnen. In dieser Beziehung muß zunächst erwähnt werden, daß es ein grobes Misverständniß der gesammten jüdischen Geschichte wäre, wollte man das Kirchenthum der Hebräer für eine sogenannte Staatsreligion im heutigen Sinne, und, ihrem Entstehen nach, für eine politische Schöpfung halten. Gerade umgekehrt war die mosaische Kirche nicht um des

Staates, sondern der mosaische Staat um der Kirche willen da. Am richtigsten dürfte es jedoch seyn, in Beziehung auf das Volk Israel gar nicht in der uns geläufigen Weise Staat und Kirche als Gegensatz zu fassen, sondern beide nur als verschiedene Seiten einer und derselben Societät zu verstehen. Die mosaische Kirche ging als reines Nationalinstitut in dem jüdischen Staate auf, und umgekehrt.

Unter dem Glauben der mosaischen Kirche haben wir uns kein fertiges, ausgebildetes, abgeschlossenes Dogma, wie das christliche, zu denken. Der Kern des mosaischen Glaubens war die Hoffnung auf den Heiland der Welt. Diese ist es, welche in jedweder Beziehung den Charakter der alten jüdischen Kirche bestimmt. Der Mittelpunkt der Religion lag dort weder in der Vergangenheit, noch in der Gegenwart, sondern in der Zukunft, welche in dem gesammten Cultus vorgebildet war. Man kann diesen letztern passend eine Glaubenslehre in Typen und Symbolen nennen. Außerdem hatte Gott zu den Vätern, theils durch die Führungen und Lebensschicksale des Volkes Israel, theils in bestimmten Mittheilungen und Verheißungen gesprochen. Diese waren im Pentateuch niedergelegt, der alle sieben Jahre dem Volke vorgelesen werden sollte, dessen mündliche, den tiefen Sinn des geschriebenen Wortes erschließende Auslegung sich jedoch wohl, gleichsam als Eigenthum eines engern Kreises von Eingeweihten, in bestimmten Schulen fortpflanzte. Aber hiermit war der Kreis der Offenbarungen Gottes an Israel keineswegs geschlossen. Das lange Zeit neben der priesterlichen Institution hergehende Prophetenthum hat in der mosaischen Kirche seine nothwendige Stelle. Es ist darauf gerechnet, denn Jehova hat versprochen seinem Volke Propheten zu erwecken. Was die Kirchenväter und großen Kirchenlehrer in der christlichen Zeit, das waren die Propheten in der Synagoge vor Christo. In immer bestimmtern Aussprüchen belebten sie die Sehnsucht Israels nach dem Erlöser, der da kommen sollte. Wie jene den Glauben

der Apostelzeit ausbildeten, entwickelten und befestigten, so überlieferten und erfrischten diese die Hoffnung auf das künftige Heil *).

Das, was wir heute theologische Moral zu nennen pflegen, lag ebenfalls im Gesetze Mosis. Darüber ist hier nur zu bemerken, daß in diesem, nach der Eigenthümlichkeit der hebräischen Theokratie, von einer Gegeneinanderstellung von Recht und Sittenlehre eben so wenig die Rede war, wie von der Unterscheidung geistlicher und weltlicher Gebote.

Das eigentlich kirchliche Leben des hebräischen Volkes dreht sich um das Opfer. So wie sich die von Moses geordnete Societät um den Cultus gruppirt, so ist das Opfer Kern und Mittelpunkt des mosaischen Cultus. Dieser ist entweder Opfer, oder er bezieht sich auf das Opfer und steht mit diesem in engerer oder fernerer, aber immer nothwendiger Verbindung. Ist der Mittelpunkt des Dienstes, den die christliche Kirche dem Herrn der Welt erweist, das unblutige Opfer der Messe, so ist dieß in der vorchristlichen das blutige Thieropfer, als Symbol des reinen Lammes, welches auf Golgatha die Sünden der Welt hinwegnahm. Aus dieser Erfüllung zieht auch das Vorbild seine Kraft und Bedeutung. Die Stelle im Leviticus (17, 11.) öffnet den Blick in den tiefen mystischen Hintergrund dieser Lehre: „die Seele des Fleisches ist im Blute,

*) Als schlagendes Beispiel, in welchem Grade der Rationalismus unfähig ist, die Idee und Bedeutung des mosaischen Gesetzes zu verstehen, möge folgender Ausspruch von Michaelis dienen: „Ich finde in den Staatsgesetzen Mosis nichts, das die Absicht hätte, die Lehre vom Messias rein zu bewahren, oder nur überhaupt zu erhalten. . . Moses beschreibt zwar Gott als allweise, allmächtig, gütig u. s. f. Wenn aber einer hieran, oder an der Zukunft eines Messias gezweifelt hätte, so war darauf gar keine Strafe in den Gesetzen bestimmt. Man konnte, ohne gestraft zu werden, glauben, was man wollte!!" (Mosaisches Recht Th. I. S. 157.

und ich hab es euch gegeben, um auf dem Altare damit Versöhnung zu thun für eure Seelen, auf daß für eure Seelen das Blut zur Versöhnung sei." So ist in den blutigen Opfern Israels die Idee und Bedeutung des Opfers vollständiger und vollkommener ausgeprägt als in den unblutigen, die im mosaischen Cultus auch vorkommen, aber nur als Zubehör und Umgebung der erstern. Schon hieraus zeigt sich, wie flach die gewöhnliche Auffassung ist, die das Opfer in der Bedeutung eines bloßen Geschenkebringens nimmt. Das Opfer ist unendlich viel mehr; es ist ein mystisches Heiligungsmittel, wodurch die Gemeinschaft und Verbindung mit Jehova hergestellt wird. Daher also der reichhaltige Stoff von inhaltsschweren und bedeutungsvollen Vorschriften, die sich im mosaischen Rechte auf das Opfermaterial und das Verfahren bei der Darbringung, auf die verschiedenen Opfergattungen: Brandopfer, Dankopfer, Sündopfer, endlich auf gewisse, dem Opfer analoge Handlungen des Cultus beziehen.

Verwandt mit diesen Bestimmungen sind die mosaischen Vorschriften über die Reinigungen. Auch diese haben keineswegs, wie der Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts meinte, die Bedeutung eines bloßen Codex der Reinlichkeitspolizei. — Das schon oben genannte Buch von Bähr (Symbolik des mosaischen Cultus), dessen Lectüre wir unsern Lesern nicht genug empfehlen können, hat auch hier wieder das große Verdienst, die tiefere Bedeutung des Gesetzes und dessen Naturbeziehungen hervorgehoben zu haben. Gewisse leibliche Zustände und Verhältnisse werden als befleckend vor Jehova angesehen, so daß wer sich darin befand, sich nicht vor ihm zeigen und erscheinen konnte, somit von dem rein theokratischen Verhältnisse ausgeschlossen war. Diese physische Verunreinigung wurde bewirkt durch Blut und menschlichen Saamen, durch Geburt und Tod, überhaupt durch Alles, was sich auf Zeugung und Verwesung bezieht. — Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet machte auch der Aussatz, eine Verwesung bei

lebendigem Leibe, unrein im religiösen Sinne des Wortes. „Zeugen und Sterben“, sagt der eben erwähnte Schriftsteller, „Gebären und Verwesen sind leibliche Zustände, welche durch göttliche Anordnung und Rathschluß bestehen, gleichwohl aber Folge und Offenbarung des Sündlichen in der menschlichen Natur sind, und in dieser Beziehung beflecken oder verunreinigen.“ Das Mittel der Wegschaffung dieser am Aeußern haftenden Verunreinigung war das Wasser; gerade so wie das Blut als Opfer die seelischen Aeußerungen des sündlichen Princips in der menschlichen Natur zu tilgen bestimmt war. Andere hiemit in Verbindung stehende Bestimmungen über reine und unreine Thiere (Levit 11.) sind theils Symbole moralischer Vorschriften, theils beruhen sie, wie die Speisegesetze der vorchristlichen Völker überhaupt, ihrer Grundidee nach auf der (vor der Erlösung der Menschheit und der Natur durch Christum allerdings gegründeten) Voraussetzung, daß bestimmte Naturerzeugnisse vorzugsweise geeignet waren, Träger schädlicher, geistiger Einflüsse zu werden, und als solche eine verderbliche, seelische und moralische Herrschaft über den Menschen auszuüben. Daher das allenthalben wiederkehrende Gebot: sich ihrer zu enthalten *).

Aus der Grundidee des jüdischen Cultus erklären sich endlich auch die Vorschriften des mosaischen Rechts über den Ort des Dienstes, der dem Könige und Herrn Israels erwiesen ward. Dieß war die Stiftshütte. Zahl und Maß in den Verhältnissen ihres Grundrisses waren, eben so wie ihre Baustoffe, Farben und Kunstgebilde genau bestimmt, nicht minder die Geräthe des Allerheiligsten und Heiligen, und Alles was die Bundeslade, den Schaubrodtisch, den Leuchter, den Räucheraltar, die Amtskleidung des Hohenpriesters und der übrigen Priester betraf. Die Bedeutung der Stiftshütte lag nicht

*) Das (apokryphe) Sendschreiben des Apostels Barnabas Cap. 10 (herausgegeben von Hefele S. 84 u. ff.) enthält wichtige Beiträge zur Deutung der mosaischen Speiseverbote.

bloß, wie z. B. Michaelis meint, in der (an sich übrigens ganz richtigen) politischen Berechnung: daß wenn die Opfer nicht an einem bestimmten Orte unter priesterlicher Aufsicht und von den Priestern dargebracht würden, falsche Opfer und Götzendienst unvermeidlich wären, sondern auch hier liegt wieder dem gesammten Material der Bestimmungen ein tiefer, mystischer Sinn zum Grunde. Die Stiftshütte ist nicht bloß, wie es der Rationalismus auszulegen versucht, ein „Versammlungszelt." Sehr richtig und schön sagt Bähr: „die Israeliten versammelten sich nur deßhalb an der Stiftshütte, weil hier Jehova mit ihnen wollte zusammenkommen. Sie ist der Ort, wohin Jehova Israel bestimmt, bestellt, um es zu treffen . . . er will hier mit Israel „„reden"", Israel soll ihn hier „„erkennen"", und die Herrlichkeit Israels soll „„geheiligt"" werden, mit einem Wort: Gott will sich hier Israel bezeugen, kund thun, offenbaren, und das Zelt der Zusammenkunft wird so zugleich zum Zelt des göttlichen Bezeugens, zur göttlichen Offenbarungsstätte."

Unter den kirchlichen Instituten, die Moses schuf, gab es eins, welches unmittelbar in's sociale und politische Leben hinübergriff, und auf dieses den vorwiegendsten Einfluß zu üben bestimmt war. Dieß ist das Priesterthum. Aus der großen israelitischen Familie scheidet Moses einen besondern, bevorrechteten, erblichen Priesterstand aus, der die Sorge für mehrere wichtige, zum Bestehen der Gesellschaft nothwendige Lebensfunctionen der Gesellschaft übernimmt. Daß wir hier, selbst abgesehen von der göttlichen Offenbarung, deren Werkzeug der Gründer des jüdischen Staatswesens war, keiner individuellen Erfindung eines genialen Gesetzgebers, sondern zunächst einer durch die Natur der menschlichen Gesellschaft überall geforderten Institution gegenüberstehen, und daß Moses durch sein Gesetz nur ein ohnedieß vorhandenes, sociales Bedürfniß anerkannte, — dieß beweist ein Blick auf alle Völker des Alterthums. Die Schlußfolgerung auf die Unentbehrlichkeit

des christlichen Priesterthums im socialen Leben der modernen Staaten liegt so nahe, daß wir sie nicht einmal ausdrücklich zu ziehen brauchen.

In jeder vollständigen Gesellschaft *) gibt es drei nothwendige Lebensfunctionen; erstens: die priesterliche und lehrende, die Verbindung mit Gott vermittelnde und unterhaltende; zweitens: die schützende, richtende, dem Unrecht nach außen und innen hin wehrende; drittens: die den leiblichen, materiellen Bedürfnissen der Gesellschaft dienende, nährende Thätigkeit **). Diese drei Richtungen (welche der neue Sprach-

---

*) Wir gebrauchen dieses Wort hier gleichbedeutend mit dem französischen société, welches die Gesammtheit aller geselligen Zustände (Kirche, Staat, Familie u. s. w.) begreift. Den Staat für den einzigen geselligen Zustand anzusehen, ist ein Irrthum der Neuern, welcher zu den gefährlichsten Folgerungen führt.

**) Im Buche Jesus Sirach (Cap. 38. V. 25.) findet sich eine, besonders in demokratischen Zeitläuften wohl zu beherzigende Stelle: „Die Weisheit der Schriftgelehrten" (also des Lehrers, Priesters, Richters) „fordert Muße, und wer wenige Geschäfte hat, kann zur Weisheit gelangen. Wie soll der sehr weise werden, der den Pflug hält, sich seines Steckens rühmt, die Ochsen mit dem Stachel antreibt, mit solcher Arbeit umgeht, und nur von Kälbern zu reden weiß? Er wird darauf sinnen, wie die Furchen zu ziehen sind, und seine Acht auf die Mastung der Kühe richten. So ist's auch mit jedem Künstler und Baumeister, welcher Tag und Nacht arbeitet, Siegelringe sticht, und dessen Fleiß mannigfaltige Gebilde schafft, er richtet seinen Sinn auf die Aehnlichkeit des Gebildes, und führt das Werk durch seinen Fleiß aus. So ist's auch mit dem Schmied, der an seinem Amboß sitzt, und auf sein Eisenwerk sinnt. Der Dampf des Feuers zehret an seinem Fleische, und mit der Hitze des Ofens kämpfet er. Des Hammers Schall betäubet sein Ohr, und sein Auge ist auf das Modell des Gefäßes gerichtet. Er richtet den Sinn auf Vollendung der Arbeit, und sein Fleiß verzieret sie noch vollends. So ist's mit dem Töpfer, der bei seiner Arbeit sitzt, und mit seinen Füßen die Scheibe umdreht. Er ist immer in Sorgen um seiner Arbeit willen, und seine Verrichtungen sind ihm zu-

gebrauch gewöhnlich als Lehr-, Wehr- und Nährstand bezeichnet) müssen, der Sache nach und von der Form abgesehen, in jeder in sich geschlossenen Gesellschaft ohne Ausnahme vorkommen. Ein menschlicher, unabhängiger Verband, in dem das Organ für eine dieser Thätigkeiten völlig unterginge, wäre in kürzester Frist rettungslos dem Untergange geweiht. — Die Frage ist bei politisch-physiologischen Untersuchungen über historisch gegebene, sociale Zustände nur: durch wen thatsächlich diese Functionen verrichtet werden? ob sie als verschiedene Stände gesondert und auseinander gehalten hervortreten? ob nicht die eine oder andere Hauptfunction sich in mehrere Zweige untertheilt? und endlich, welche dieser Richtungen, als die herrschende, vorschlägt? weil durch letzteres der Grundcharakter jedes socialen Zustandes bestimmt wird.

Im patriarchalischen Lebensalter des hebräischen Volkes fallen die priesterliche und die wehrende Macht schlechthin in der Person der Erzväter zusammen. Was die nährende betrifft, so ruht der befehlende, beaufsichtigende, anordnende Theil derselben ebenfalls in der Person des Familienoberhauptes; die körperliche Arbeit aber wird von seinen Kindern und Knechten verrichtet. So liegen hier, wie in einem Saamenkorne beschlossen, alle oben genannten drei Lebensthätigkeiten dicht neben einander. Erst durch Mosis Gesetz

---

gezählt. Mit seinem Arme bildet er den Thon und bücket sich mühsam zu seinen Füßen. Er denkt darauf, die Glasur zu vollenden, und mit Sorgfalt heget er den Ofen. Diese Alle verlassen sich auf ihre Hände, und jeder ist weise in seiner Kunst; ohne sie Alle kann keine Stadt erbaut werden, und man kann darin weder wohnen noch herumgehen. Aber in der Gemeinde kommen sie nicht empor, auf dem Richterstuhle sitzen sie nicht, verstehen die Gerichtsordnung nicht, können Recht und Gerechtigkeit nicht an den Tag bringen, und sind nicht bewandert in den Sprüchen; sondern sie sind zur Erhaltung der irdischen Dinge, und ihr Streben geht auf das Werk ihrer Kunst, danach muß sich ihre Seele fügen, im Gesetze des Allerhöchsten aber forschen nebenbei."

geschieht der große Schritt aus dem großen Familienleben, aus der rein naturwüchsigen Stammesverfassung heraus; Moses schafft im Namen Gottes durch positive Anordnung einen abgesonderten Priesterstand. Ein eigener, abgesonderter Kriegerstand hat sich beim hebräischen Volke nie hervorgebildet; Israel ist dem Herrn geheiligt, darum soll es seinen Sinn nicht auf weltliche Eroberung richten, seine Lust und Freude nicht in Krieg und Abentheuern suchen. Anführer im Kriege sendet ihm Jehova, wenn es sie braucht, in den Richtern, in deren Stelle dann ständige, erbliche Könige treten. Aber auch diese ritterliche, heroische Gewalt tritt nur als ein, der Grundidee des Staats, dem Göttlichen und Heiligen, dem Priesterlichen dienendes Element hervor. Bei andern Völkern spaltet sich der Nährstand in Landarbeit, Gewerbe und Handel. Bei den alten Hebräern werden die Gewerbe von den Knechten getrieben, den Handel läßt die Gesetzgebung nicht aufkommen, und der Landbau allein bleibt der Hauptnahrungszweig.

Die mosaische Urkunde erzählt uns ausführlich die Geschichte der Aussonderung der Familie Aarons für die Priesterwürde, und des übrigen Stammes Levi für den untergeordneten heiligen Dienst. Auf Moses Geheiß hatte jener Stamm den Götzendienst im eigenen Lager, ohne Ansehen der Person, selbst an den nächsten Verwandten und Freunden blutig gerächt, und dadurch zuerst seine Hände dem Herrn geweiht. (2. Buch Mos. 32. V. 26. 29.) Eine Reihe von Wundern, unter denen eines der bedeutungsvollsten die Strafe der Auflehnung des Leviten Kore und seiner Anhänger ist, bekräftigt, dem Widerspruche des murrenden Volkes gegenüber, im Geiste des theokratischen Charakters der hebräischen Geschichte, das Vorrecht der Auserwählten. Die Empörung Kore's, Dathan's und Abiron's ist vielleicht das erste Beispiel einer im Namen des Begriffs der Gleichheit unternommenen, kirchlich-politischen Revolution, von dem die Weltgeschichte Meldung thut. (IV. B. M. Cap. 16.) Kore aus dem Stamme Levi und die Rube-

niten Dathan, Abiron und Hon „erhoben sich wider Moses sammt andern zweihundert und fünfzig Söhnen Israels, vornehmen Männern der Versammlung, und die man namentlich berief zur Zeit der Versammlung." Es scheint der Neid der alten Familienaristokratie gegen den neuen Priesteradel mit im Spiele gewesen zu seyn, und erstere, wie so häufig in der Geschichte, die Demokratie zu Hülfe gerufen zu haben. Im Wesentlichen aber war der Verlauf dieser Revolution, die in sofern wahrhaft typisch ist, der nämliche, wie seitdem in vielen andern Fällen. Die Unzufriedenen stehen auf wider Moses und Aaron und sprechen: „Genug, die ganze Gemeine ist heilig, und der Herr ist unter ihnen, warum erhebet ihr euch über das Volk des Herrn?" Moses stellt ihnen das Ungerechte und Undankbare ihres Beginnens vor. Er spricht zu Kore, dem Leviten, der sich, obwohl selbst bevorzugt, gegen die höhere Priesterwürde empört: „Höret, ihr Söhne Levis! ist's euch zu wenig, daß Gott euch gesondert hat vom ganzen Volke und sich zugeeignet, daß ihr ihm dient im Dienste des Zeltes, und vor allem Volke stehet, ihm zu dienen? Ließ er darum dich nahen und alle deine Brüder, die Söhne Levis, daß ihr auch des Priesterthums euch unterfanget, und daß deine ganze Rotte wieder den Herrn aufstehet? Denn was ist Aaron, daß ihr wider ihn murret?" — Dathan und Abiron läßt er zu sich rufen. „Und sie antworteten: wir kommen nicht. Ist's dir zu wenig, daß du uns herausgeführt aus einem Lande, das von Milch und Honig floß, um uns zu tödten in der Wüste; willst du auch noch über uns herrschen?" Da sprach Moses zu Kore: „Du und deine ganze Versammlung stehet morgen besonders vor dem Herrn, und Aaron auch besonders, und jeder nehme sein Rauchfaß, und trage es dem Herrn dar, zweihundert und fünfzig Rauchfässer, und auch Aaron soll sein Rauchfaß halten." Das nun beginnende Gottesurtheil ist Typus und Symbol für den nothwendigen Ausgang jeder künftigen, im Namen der Gleichheit unternommenen Umwälzung der Gesellschaft,

jeder Empörung gegen deren natürlichen Gesetze, jeder Anmaßung der Gewalt, insbesondere des priesterlichen, nur von Gott verliehenen Amtes. Moses sprach: „Daran sollt ihr erkennen, daß der Herr mich gesandt hat, all das zu thun, was ihr sehet, und daß ich nicht aus meinem Herzen es geschöpft; wenn diese sterben, wie alle Menschen sterben, und eine Plage über sie kömmt, wie sie auch über die übrigen kömmt, so hat mich der Herr nicht gesandt. . . . Und plötzlich, da er aufhörte zu reden, da zerriß die Erde unter ihren Füßen, und that ihren Mund auf, und verschlang sie mit ihren Zelten und all ihrer Habe." So handgreiflich und rasch pflegt im spätern, bloß natürlichen Verlaufe der Geschichte die Züchtigung dem Frevel nicht zu folgen; immer aber hat noch der Abgrund der Empörung seine eigenen Kinder verschlungen.

Uebrigens ist auch der weitere Verlauf dieses Hergangs für die Naturgeschichte der Revolution von großer Bedeutung Ganz Israel, das herumstand, floh beim Geschrei der Versinkenden und sprach: daß uns nicht auch die Erde verschlinge! Und Feuer ging aus von dem Herrn und tödtete die zweihundert und fünfzig Männer, die Räucherwerk opferten. Die ehernen Rauchpfannen derer, die der Brand gefressen, nahm Eleazar der Priester, schlug sie zu Platten und heftete sie an den Altar, damit die Söhne Israels dadurch ermahnt würden, „daß kein Fremder sich nahe, der nicht vom Stamme Aarons ist, zu opfern ein Räucherwerk dem Herrn, auf daß er nicht erleide, was Kore erlitten hat mit seiner Rotte, da der Herr redete mit Moses." So war ganz Israel Augenzeuge der Strafgerichte Gottes gewesen. Aber der Saame der Unzufriedenheit war einmal in das Volk geworfen, und selbst der schauerliche Untergang der Häuptlinge des Aufruhrs hatte den (immer und nothwendig unverständigen) Haufen nicht auf andere Gedanken gebracht. „Und das Volk der Söhne Israels murrte am folgenden Tage wider Moses und Aaron und sprach: ihr habt das Volk des Herrn getödtet. Und als sich ein Auf-

ruhr erhob, und das Getümmel wuchs, da flohen Moses und Aaron zum Zelte des Bundes. . . . Und der Herr sprach zu Moses: weichet aus der Mitte dieses Volkes, jetzt will ich sie auch vertilgen." — Nur das Gebet und Rauchopfer des priesterlichen Aaron retten das verwirrte Volk, und versöhnen den Zorn Gottes. „Aber derer, so (jählings durch den Tod) geschlagen wurden, waren vierzehntausend siebenhundert, ohne die, so im Aufruhr Kore's umkamen." Endlich bestätigt ein neues Zeichen die Wahl eines priesterlichen Stammes, welche Gott getroffen. Auf Jehova's Geheiß redet Moses zu den Söhnen Israels. „Und es gaben ihm alle (Stammes-)Fürsten Stäbe nach den einzelnen Stämmen, und der Stäbe waren zwölf, außer dem Stabe Aarons. Da legte sie Moses vor den Herrn in das Zelt des Zeugnisses, und als er andern Tages hinging, fand er grünen den Stab Aarons des Hauses Levi, wie den vollen Knospen Blumen entblühen, welche die Blätter ausbreitend, zu Mandeln sich gestalteten."

Wir wollen aus dieser an Lehre und geheimnißvollen typenreichen Geschichte hier nur eine politische Folgerung ziehen. Bloß menschliche Gewalt und isolirte menschliche Willkür vermögen eben so wenig einen weltlichen Adel, wie ein Priesterthum zu schaffen. Wo sich ein solches als ein, durch höhere Gaben geweihter, durch den Glauben des Volkes getragener Stand findet, da ist es entweder ein Rest alter patriarchalischer Gewalt, oder Ausfluß einer höhern geistigen Macht, sei dieß eine dämonische oder der Geist Gottes. Die bloße Staatsklugheit hat noch niemals weder eine Religion erfunden, noch eine Theokratie erschaffen. Sie würde, auf sich selbst gestellt, wie das Beispiel des Aufstandes Kore zeigt, an dem angebornen Widerspruchsgeiste des natürlichen Menschen einen Gegner finden, dem sie nicht gewachsen wäre. Die Priesterschaft, wo sie sich findet, aus Ehrgeiz und Herrschsucht der Hierarchen herzuleiten, ist ungemein leicht und wohlfeil; desto schwerer aber wird es der besagten rationalistischen Geschichtsprag-

matik ohne Annahme eines, aus dem gewöhnlichen Causalnexus heraustretenden Hergangs die Thatsache zu erklären: daß eine so derbe Anmaßung jemals Glauben und Unterwerfung bei denen finden konnte, deren Ehrgeiz nicht befriedigt ward, sondern die nur gehorchen sollten. Auf so weitwendige Probleme pflegt sich aber der pragmatische Rationalismus lieber gar nicht einzulassen.

Kehren wir von dieser Abschweifung zur Schilderung der von Moses geschaffenen priesterlichen Institution zurück. Die Besorgung aller Angelegenheiten der Kirche und des Cultus war einem eigenen, geschlossenen Stande überlassen, welcher zugleich im Staate die Functionen eines priesterlichen Adels zu vollziehen hatte. Dieß war der Stamm Levi, welcher statt der Erstgeburt des ganzen Volkes Jehova zum besondern Eigenthum übergeben und geweiht wurde. Aus diesem Stamme war die Familie Aarons als diejenige ausgesondert, aus welcher die Priester genommen wurden. An der Spitze derselben stand das Haupt der Familie Aaron, der als solcher schlechthin der Priester hieß, und dessen Nachfolger der Hohepriester war. Diese Würde blieb bis auf die letzten Zeiten des jüdischen Kirchenstaates an die Abstammung von Aaron gebunden.

Der Beruf des ganzen auserwählten Stammes war, wie Bähr sehr richtig sagt, der: das Gesetz Jehova's, die Gesammtoffenbarung Gottes im Worte an Israel, in seiner Integrität und Reinheit zu bewahren, selbst darin zu forschen, das Volk damit bekannt zu machen, über seine Autorität zu wachen, theokratisch richterlich darnach zu entscheiden, und es auf die Nachkommen zu bringen. In Beziehung auf den Cultus lagen die Verrichtungen des Opfers lediglich Aaron und seinen Söhnen ob. Doch durfte nur der Hohepriester allein das Allerheiligste betreten, die übrigen Priester hatten den Dienst im Heiligen und im Vorhofe. Die Pflicht der Leviten dagegen war es den Priestern hülfreiche Hand zu leisten und ohne in die Wohnung Jehova's zu treten, die äußern Geschäfte

des göttlichen Dienstes zu besorgen. Als solche wurden aber auch, weil Jehova der König Israels war, alle Angelegenheiten des weltlichen Staates betrachtet. Bei der Zählung der Leviten, welche David am Ende seines Lebens vornimmt, werden aus ihnen erwählet und zum Dienste des Herrn vertheilet 24,000, der Thürhüter des Heiligthums sind 4000, der Sänger eben so viele, der Vorsteher und Richter aber 6000. (I. Chron. Cap. 23. V. 4. 5.) Neben dem Tempeldienste versehen sie den „äußern Dienst Israels", sie „lehren und richten", sind „zu allen Werken des Herrn und zum Dienste des Königs", oder, wie es an einer andern Stelle heißt, „zu jeglichem Dienste Gottes und des Königs" berufen. (I. Chron. 26. V. 29 — 32.) Daher bestellt auch Josaphat zu Jerusalem außer den Fürsten der Geschlechter (dem alten Familienpatriciat) Leviten und Priester, „daß sie das Gericht des Herrn und seine Rechtshändel richteten den Einwohnern daselbst." „Und er gebot ihnen und sprach: „ . . . in jeglichem Handel, der an euch kömmt von euren Brüdern, die in ihren Städten wohnen, zwischen Verwandten und Verwandten, oder wo Frage ist über ein Gesetz, ein Gebot, eine Ceremonie, einen Richterspruch, da gebet ihnen Weisung, daß sie nicht sündigen wider den Herrn, und daß nicht ein Zorn über euch und eure Brüder komme. . . Amarias aber, der Priester, euer Hoherpriester, soll über euch seyn in jenen Dingen, die Gott angehen, und der Zabadias, der Sohn Ismaels, der Fürst ist im Hause Juda, soll über jene Händel seyn, die zu des Königs Amt gehören; auch habt ihr die Leviten zu Lehrern vor euch." (II. Chron. Cap. 18. V. 8—11.) Dienstpflichtig sind die Leviten in dem Lebensalter von fünf und zwanzig (oder dreißig) bis fünfzig Jahren. (4. B. M. 23 — 26. u. 4. B. M. 4, 3. 23. 30. 47.) Auch war vorgeschrieben, daß die im Heiligthume dienenden Priester von jedem körperlichen Fehler und Gebrechen frei seyn müßten. (3. B. M. 21. V. 16—24.)

So zeigt sich auch an dem Beispiele d
wieder, daß nur gewisse, sich vom Vater a
erbende Dienste, die ein Stand der Gesel
innerhalb derselben die bevorzugte Stellung
zu verleihen und zu sichern im Stande sind *)
auch kein kriegerischer, war ohne Zweifel d
ungefähr den fünfzigsten Theil des hebräische
Nach den zu Moses Zeiten unternommene
die Zahl aller männlichen Leviten ungefäh
nen etwa die Hälfte Erwachsene seyn mo
bei der Vertheilung des Grundes und Bo
keinen Antheil erhalten; sie waren mit ih
zunächst auf den Zehnten gegründet, e
höchste Herr und König von seinem Be
aller Heerden und Aecker fordern durft
war. (4. Buch Mosis Capitel 18. V
steht gewissermaßen dieser Adel zwischen
Feudalzeit, dessen Dienste ein für
den Gründen bezahlt wurden, und den
wiederkehrenden Besoldung lebenden,
in der Mitte. Nach einer Berech
sich freilich auf die völlig unrichti
chen Vertheilung nach Köpfen
Levit ungefähr so viel an Ei
einärndteten und aus ihren H
ohne daß er die Kosten der
schaftung hätte tragen müss
Erstlinge, das Lösegel
den Opfern zu. (4.
5. B. M. 15, 1

XX.

eutsche Verfassungswerk.

in das dritte Jahr trägt sich das deutsche
rwartung, es möge doch einmal eine Verfas-
kommen, welche der Nation einen Zuwachs
einen freieren Spielraum zur Entwicklung aller
räfte und damit zur Förderung des allgemeinen
, der Einigkeit im Innern, des Einflußes nach
ähren möge; aber noch ist, trotz der täglichen Ge-
zur Belehrung, die Mehrzahl nicht einmal zur Er-
gelangt, wo die eigentlichen Feinde Deutschlands sich
. Während die Einen die Regierungen, die An-
ie Parlamente anklagen, hat die Nation über dem
setzten Freiheitspredigen mehr und mehr zu gehorchen ver-
, und doch ist der Beweis noch lange nicht geliefert, ob
ere modernen Staaten ohne irgend eine Form von Dienst-
rkeit bestehen können, und ob, nachdem die Staaten des Al-
terthu Griechen wie der Römer, in ihrer höchsten
Bl enstaaten gewesen, das Mittelalter aber die
der Abhängigkeit vermittels des Lehenverbandes
atte, durch die jetzige Auflösung aller

schiedener, die priesterliche aber, wie die königliche Gewalt, von Gott selbst verliehen war. Diese obersten Gesichtspunkte stehen freilich fest. Dennoch hat Moses es weder für möglich, noch für nöthig erachtet, aus ihnen eine Theorie über das „Verhältniß des Staates zur Kirche“ zu ermitteln, und jede mögliche, aus dem Conflict der Thatsachen sich ergebende Frage für alle Zeiten im Voraus entscheiden zu wollen. Jedem, der den Willen Jehova's thun wollte, war sein Ziel klar vorgeschrieben. Die weitere Frage: welche Gewalt der andern überlegen seyn werde? konnte damals so wenig, wie zu andern Zeiten, ohne Rücksicht auf deren Träger, beantwortet werden. Herrschaft und Vorrang waren damals, wie immer, Sache der Macht, und auch in der hebräischen Societät galt das Naturgesetz: daß nicht der Schwächere, sondern der Mächtigere herrscht.

XX.

Das deutsche Verfassungswerk.

Schon bis in das dritte Jahr trägt sich das deutsche Volk mit der Erwartung, es möge doch einmal eine Verfassung zu Stande kommen, welche der Nation einen Zuwachs an Macht und einen freieren Spielraum zur Entwicklung aller nationalen Kräfte und damit zur Förderung des allgemeinen Wohlstandes, der Einigkeit im Innern, des Einflußes nach Außen gewähren möge; aber noch ist, trotz der täglichen Gelegenheit zur Belehrung, die Mehrzahl nicht einmal zur Erkenntniß gelangt, wo die eigentlichen Feinde Deutschlands sich befinden. Während die Einen die Regierungen, die Anderen die Parlamente anklagen, hat die Nation über dem fortgesetzten Freiheitspredigen mehr und mehr zu gehorchen verlernt, und doch ist der Beweis noch lange nicht geliefert, ob unsere modernen Staaten ohne irgend eine Form von Dienstbarkeit bestehen können, und ob, nachdem die Staaten des Alterthums, der Griechen wie der Römer, in ihrer höchsten Blüthezeit Sklavenstaaten gewesen, das Mittelalter aber die mildeste Form der Abhängigkeit vermittels des Lehenverbandes verwirklichet hatte, durch die jetzige Auflösung aller Bande

nicht eine weit größere Tyrannei und Belastung für die unteren Stände herbeigeführt werde, als sie vor Jahrhunderten bestanden. Daß Regierungen wie Parlamente, und das Volk nicht minder an die Brust klopfen und sich der Schuld anklagen dürfen, warum aus Deutschland nichts mehr werden wolle, darüber sind die Bescheideneren zwar im Allgemeinen einig geworden; wer uns aber insbesondere die Wege und Abwege zeigt, auf welchen jeder der schuldigen Theile sich verlaufen hat, wer uns zur Erkenntniß und zum vollen Bewußtseyn unserer Irrthümer bringt, dem werden wir zum großen Danke verpflichtet seyn, denn er wird uns mittelbar auch über das rechte Endziel und den Weg dahin orientiren.

Diesen großen Dienst hat Jürgens durch seine Geschichte des deutschen Verfassungswerkes (Braunschweig 1850) dem Vaterlande zu erweisen versucht, und alle, die es gleich ihm mit der Nation redlich meinen, müssen ihm dieses danken. Geboren in dem Lande der Ireniker, und selber ein Mann des Friedens, dessen Urtheil und Verhalten sich nicht von blinder Parteileidenschaft bestimmen läßt, hat Jürgens schon durch sein Leben Luthers (III. Bde. Lpz. 1846 f.) sich die Achtung Aller, auch der Andersgläubigen erworben, und seinen Beruf zum Geschichtschreiber dadurch bethätigt, daß er die Zeit in ihrem ganzen Zusammenhange uns überblicken läßt, und uns in die Werkstätte der Ereignisse einführt, statt mit vorschnellen, allzeit fertigen Redensarten und rein einseitigen Raisonnements uns abzufinden, was freilich weniger Mühwaltung kostet. Wir, die wir Gelegenheit hatten, den liebenswürdigen Mann näher kennen zu lernen, sagen es ohne Scheu: wenn Einer in der Nationalversammlung in Frankfurt auf uns den Eindruck eines Mannes des Friedens machte, so war es der Verfasser, indem er allenthalben, wo er auftrat, Eintracht zu stiften, die Parteien zu versöhnen, und auf das gemeinschaftliche Ziel, sollte dem Vaterlande anders ein Heil erwachsen, mit wahrhaft patriotischem Eifer hinzuweisen bemüht war.

Ohne sich irgend mit einem Ausspruche, oder mit seiner Persönlichkeit in seiner Schrift vorzudrängen, hat er mit einem Ameisenfleiße, der Staunen erregt, alle auch die kleinsten Details vom Anfange an, da er bereits Mitglied des Vorparlaments war, auch dem Ausschuße der Fünfziger angehörte, und ebenso die ganze Zeitdauer der Nationalversammlung im Verfassungsausschusse mitwirkte, gesammelt, und er führt uns die Thatsachen redend vor, uns selber die Rechnung überlassend, warum die Dinge zu dem Punkte gelangen mußten, auf welchem sie jetzt sich befinden. Allen Parteien ist er mehr oder minder nahe gestanden, weil er die Achtung Aller genoß, und so griffen wir mit um so größerer Spannung nach dem in Rede stehenden Werke, als es vom gemeinsamen deutschen, oder wie man zu sagen pflegt, vom großdeutschen Standpunkte aus geschrieben ist, den Jürgens als Herausgeber der Flugblätter der Nationalversammlung nie verläugnet hat, obgleich so viele seiner Freunde abtrünnig wurden.

Wie zu erwarten, hatte die entgegengesetzte Partei, welche Deutschland in Preußen aufgehen lassen wollte, und dadurch den unseligen Ausgang verschuldete, sich zu ihrer Rechtfertigung beeilt, die ersten Schriften über das Frankfurter Verfassungswerk in die Welt zu schicken, um die Täuschung über den eigentlichen Grund des Mißlingens unter den „Gebildeten" noch länger zu unterhalten. Bald hätten uns, Dunker in Ehren, die Schriftstellereien eines Haym und Biedermann (des jungen M . . . . . mayer, wie ihn D. trefflich charakterisirte) mit ihren gehäuften Beschuldigungen gegen die, welche Deutschland nicht in zwei feindliche Lager gespalten wissen wollten, das Blut in die Wangen steigen gemacht, hätten wir nicht durch die vielfältigen Erfahrungen der Art schon die Geduldprobe bestanden. — Da tritt endlich Braun von Bonn, und nun Jürgens zur Abwehr hervor, und wahrlich, mehr als zur Abwehr! Die Wuth und der Ingrimm, womit die preußischen Particularisten in den Blättern ihrer

Richtung, (natürlich auch in der A. Z.), namentlich über das Werk des Letzteren hergefallen sind, die angestrengte Bemühung „es schon bei der ersten Erscheinung zu unterdrücken und wo möglich gar nicht in Kurs gelangen zu lassen, legen uns nach langem Zögern die doppelte Pflicht auf, das Buch zu besprechen, oder vielmehr es in seiner charakteristischen Beziehung sich selbst aussprechen zu lassen, um in Allen, welchen daran liegt, über den Verlauf der jüngsten Zeiterlebniße sich wahrheitsgemäß eines Näheren zu unterrichten, von selbst das Verlangen gerade nach diesem Werke erwachen zu sehen.

Lassen wir das Buch selber reden, so will der Verfasser, indem er die Fastnachtsrevolution in Paris bespricht, die in Deutschland eine so glänzende Nachahmung gefunden, dem deutschen Volke von vornherein nicht bloß die Originalität, sondern auch Fertigkeit und Geschick zum Revolutionsmachen absprechen. Er findet, daß die Deutschen gerade in ihrer derartigen Nachahmungssucht nicht bloß eine lächerliche, sondern vollends tolle Rolle spielen, und will der Nation daraus gewiß keinen Vorwurf machen, wenn nicht bei dieser Gelegenheit gerade die schlimmsten Seiten des Nationalcharakters sich herausgestellt und unsere große Schwäche dem Auslande offenbar geworden wäre. So spricht er:

„Das Vorparlament hatte mir zu einem völlig klaren Bewußtseyn verholfen, so daß nun mehr das tief schmerzliche Ergebniß aller meiner Beobachtungen und Eindrücke seit der Pariser Revolution bis zu diesen Tagen, zusammengenommen mit allen früheren darin bestand, daß ich mir vorwarf, die politische Tüchtigkeit und Anlage des deutschen Volks sehr wahrscheinlich noch viel zu hoch angeschlagen zu haben. Wie viel Freude über Befreiung von verhaßtem Druck und gerechter Züchtigung mißbrauchter Gewalt in mir seyn, wie geneigt ich seyn mochte, vielerlei an sich Widriges und Unlöbliches

nachzusehen, das von solchen Volksbewegungen unzertrennlich ist: ich konnte es mir nicht länger verhehlen: dieß lief hinaus auf ein Gebahren civilisirter Heloten nach dem Kettenzerbrechen, ein Gebahren, schimpflich an sich selbst, gegen Gesetz und Ordnung selbst sich kehrend, den Staat selbst, die Gesellschaft und alle Besserungsversuche bedrohend, die Freiheit gefährdend, weil die Gegenwirkung herausfordernd, das Vaterland gefährdend, weil Einmischung des Auslands begünstigend . . . . . die sich Voranstellenden waren ohne alles staatsmännische Talent, wenn sie auch wohlmeinend in ihrer Art waren; Andern unter ihnen aber galt Wahrheit, Gewissen, Humanität, Bildung und Vaterland wenig oder nichts; sie zeigten sich nur als „Kunstpatrioten," nur geschickt, die schlechten Triebe und Leidenschaften und die thierische Wuth aufzuregen; sie wendeten von Anfang, und so blieb es, als Hauptmittel der Aufreizung und des Aufstands die Lüge und den Volksbetrug an, verschmähten von Anfang nicht, trotz aller patriotischen Worte mit Ausländern zu kokettiren und zu konspiriren; sie besannen sich keinen Augenblick, die deutschen Stämme gegen einander aufzubringen und deutsche Ehre und deutsches Land an Polen, Franzosen, Italiener zu verrathen; sie erwiesen sich von Anfang geneigt, zum Hohne auf ihre Grundsätze vom Volkswillen und den Mehrheiten, auf jeden Fall ihren Kopf durchzusetzen und durch einen Minderheitsterrorismus zu herrschen, zu dessen Geltendmachung ihnen doch im entscheidenden Augenblick das Talent, die Kraft und der Muth gebrach, trotz dem, daß die Mehrheit schüchterner gegen sie war, als sie hätte seyn sollen . . . . Stets fehlte Entschlossenheit. Wo sich Lumpokratie entwickelte, unterwarfen sich die Stände, die man den Kern der Nation nennt, und die Republikaner ihrerseits liefen sobald die Soldaten kamen, davon, um dem Vaterland und der großen Sache der Freiheit ihre kostbaren Personen und Mäuler zu konserviren. Wir kennen Alle

die Bekenntnisse eines Brentano, eines Hecker, über die innere Fäulniß einer Sache, welcher sie dienten. Wir kennen Alle den Abschiedsbrief Heckers, in welchem er so drastisch die revolutionären Führer und den ganzen Anhang als Ritter von der traurigsten Gestalt und Futter für Pulver schildert. Ich bin vollkommen einverstanden mit ihm, nur daß ich in zwei Punkten differire. Einmal war ich seiner späteren Meinung schon damals, sodann paßt in meinen Augen seine Schilderung der anderen revolutionären Führer als völlig unfähiger Menschen zu solchen Dingen auch auf ihn selbst. Wohin ist die „deutsche“ Begeisterung gerathen, in welche Stimmungen ist sie umgeschlagen! Man sagte mir in den Tagen, welche dem Vorparlamente folgten, oft, ich sähe die Dinge viel zu trübe an. Der Ausgang hat mir leider Recht gegeben. Die Franzosen sahen schon nach Wochen, wenigstens nach Monaten ein, daß ihre Februarrevolution eine Dummheit gewesen. In der deutschen Revolution des Jahres 1848 waren allerdings auch edle Kräfte und Richtungen in Bewegung, aber Alles in Allen, haben wir uns dieser Revolution zu schämen, und ist dieß Gefühl noch nicht allgemein, so wird es sicher ebenso allgemein werden, als die Erkenntniß, daß wir im März eben so wenig Grund und Ursache zu einer Revolution hatten, als im Februar die Franzosen.“

Allerdings schwere Vorwürfe für die Zeitgenossen, aber Alles die reine Wahrheit; und unser Heil oder die Möglichkeit einer Besserung der deutschen Zustände hängt zunächst davon ab, daß man den Sitz des Uebels kennen lerne. Fehlte es allenthalben an Einsicht, Mäßigung und gutem Willen, war die Leitung der nationalen Erhebung politischen Charlatans anheimgegeben, welche den Schreiberdespotismus nur stürzten, um dafür den noch unerträglicheren Despotismus des sogenannten Volkes, der Volksmänner, Schreier und Renommisten einzuführen, trat zu der politischen Unfähigkeit noch theilweise

Frivolität und Böswilligkeit, so konnte es nicht anders kommen, als daß die letzten Dinge schlimmer wurden als die ersten. Aber während dort im Südwesten ein „republikanischer Schauspieler" der Mann des Volkes geworden, und es in seiner Ungeduld zu verbrecherischen Gewaltthaten hinriß, die alle im Namen der Freiheit gerechtfertigt erschienen, obgleich mit einer solchen Freiheit nicht einmal die wilden, geschweige die civilisirten Völker bestehen könnten, hatte in der Stadt am Main sich aus dem Vorparlamente der Fünfzigerausschuß entwickelt. Doch wer waren die Rathgeber bei dem neuen Verfassungswerke? Es waren zumeist Männer, die schon in andern constitutionellen Versammlungen gesessen, und dort das Prinzip der Neuzeit auf die Spitze getrieben hatten. Es waren die Führer der Opposition aus allen deutschen Kammern, die Itzstein und Bassermann, die Mathy und Welker, welche durch die Uebertreibung des Constitutionalismus jede Regierung im eigenen Vaterlande unmöglich, und vor allem Baden zu einem völlig aufgelösten Staate gemacht, der ohne einen weiteren Zusammenhalt im Innern sich qualificirte, aus der Reihe der Staaten gestrichen zu werden. Dieselben wollten in ihren ehrgeizigen Bestrebungen das gleiche Experiment mit dem Gesammtvaterlande versuchen, und ging derselbe Zersetzungsprozeß in ganz Deutschland vor sich, dann war nur eines mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß es ebenfalls jeden Halt verlieren und reif werden würde, eine Beute der Nachbarn zu werden. Noch hatte diese Sorte von Constitutionalism nicht mehr als dreißig Jahre in den kleineren Staaten ihr Spiel getrieben, und schon zeigten sie sich alle so völlig zerrüttet, daß sie nichts mehr lieferten, als dem Throne und der gesetzlichen Ordnung entfremdete Massen und revolutionäre Führer!

Zu diesen blinden Führern der Blinden kamen aber auch andere, die hellsehend und überlegt genug waren, um das wilde Roß der Revolution, wenn es seinen Uebermuth erst ausgetobt haben würde, einzufangen und damit ihren Acker zu pflügen oder es ihrem Herrn zuzuführen, ob es vielleicht gelinge, daß er auf dem Rücken des Thieres, welches noch keinen Reiter getragen, als der ersehnte Friedensfürst seinen Umgang im Reiche halte, und die wandelbare Menge ihm als triumphirenden Imperator zujauchze. Das war die Partei Dahlmanns. Dahlmann spielte die Hauptrolle unter diesen absolutistischen Doktrinären, die sich vergeblich noch auf dem Rechtsboden fortbewegten, aber in dem sie die neuen Verhältnisse in revolutionärer Weise für sich ausbeuteten, in ihrer Zurechtsetzung freilich bald auf den Kopf bald auf die Seite zu stehen kamen, und eine wunderliche Stellung einnahmen. Die Achtung für das historische Recht bewies die Versammlung der Siebzehner, die mit der Ausarbeitung eines deutschen Verfassungsentwurfes beauftragt war und in der Dahlmann den Ton angab, vor allem dadurch, daß sie als Vertrauensmänner es verschmähten, in irgend eine organische Verbindung mit der Bundesversammlung zu treten, vielmehr erklärten, daß alle Vorlagen Seitens des Bundestages oder der Regierungen an die konstituirende Versammlung doch nicht beachtet werden würden. Was aber später das Werk der Nationalversammlung vollends scheitern machte, der preußische Erbkaiser, wurde damals von Dahlmann bereits unter dem Herzen getragen; doch der Verfasser führt es näher aus, wie es die Verwunderung aller Welt erweckte, als er dieses sein Kind zuerst in den Windeln des Siebzehnerentwurfes barg, und kaum zu zeigen wagen durfte. Alle erfahrenen Politiker, und selbst Staatsmänner wie Bunsen, ja der preußische Bunsen, hielten dieß für eine Frühgeburt, für ein unzeitiges Projekt, andere für eine Vogelscheuche, vor der

sich niemand fürchten werde: aber diesem Spuke war es dennoch aufbehalten, die ganze Nationalversammlung aus einander zu sprengen. Seltsam! aber eine große Lehre lag allerdings darin, und ein Sündenbekenntniß wurde damit ausgesprochen, woran diese historischen Männer gar nicht gedacht hatten. Vor drei Jahrhunderten hatten die kleineren deutschen Fürsten die religiöse Revolution in ihren Landen zum Anlaß, die „Reformation" zur Schilde genommen, um unter dem Vorwand, die Sache des Evangeliums zu verfechten, in Wahrheit den Kaiser abzuschütteln; im verrätherischen Bunde mit dem Auslande, mit Schweden und dem alten Reichsfeind jenseits des Rheines, mit rebellischen Ungarn und Siebenbürgern hatten dieselben Fürsten nach einem dreißigjährigen Bruderkrieg ihre Emancipation vom Reiche durchgesetzt, und ganze Provinzen waren zum Dank für die Hilfe den Fremden hingeopfert worden. Jetzt erklärte man diese Einzelnsouveräne, diese Territorialherrn für ein Nationalunglück, in all ihren Landen hatte die Gottesgnadenherrschaft den Scepter an die Revolution abgegeben, weil sie schon im Principe der Reformation sich auf den Boden der Revolution gestellt hatten. Jetzt sollte nach jahrhundert langen Kämpfen und so vielem Blutvergießen die alte Ordnung wieder hergestellt werden, nur mit dem Unterschiede, daß anstatt des früheren katholischen nunmehr ein protestantisches Kaiserreich deutscher Nation in Aussicht gestellt war. Genug, das thatsächliche Bekenntniß lag darin, woher alle Zerrüttung und das Zerwürfniß in unsern Tagen sich schreibe, und mit dem Rekurs an einen neuen deutschen Kaiser versetzte Dahlmann dem Reformationsprincipe der protestantischen Vielheit selber ohne Frage den Gnadenstoß.

Ueber diesen Vorbereitungen war nun die Nationalver-

sammlung einberufen worden, und gleich im Beginne schwang sich jene dritte Partei an's Ruder, welche, selber auf dem Boden der Revolution gewachsen, es doch auf der andern Seite mit dem monarchischen Principe nicht verderben wollte, und darum „der Revolution gebot, vor den Thronen Halt zu machen. Es ist die Partei Gagerns, der diese mittlere Stellung einnahm, seine Arme nach beiden Seiten ausstreckte, aber außer Stand, ein wahrer Vermittler und der Tröster der Nationen zu werden, unter beständigem Schwanken bald zu dieser, bald zu jener Seite hinübergezogen wurde, und endlich, wie vorauszusehen war, zwischen zwei Stühlen niedersaß. Als Gagern zuerst als Präsident des ersten deutschen Parlamentes die Versammlung eröffnete, erklärte er mit lauter Stimme: Die gegenwärtige Nationalvertretung habe die erhabene Mission zu erfüllen, als gesetzgebender Körper eine Verfassung für ganz Deutschland zu schaffen, Deutschland will Eins seyn, ein Reich, regiert vom Willen des Volkes unter der Mitwirkung aller seiner Gliederungen." Damals fehlte wenig, daß Gagern nicht noch hinzufügte: der Fluch des Verrathes treffe Jeden, wer dieser Aufgabe untreu werden, und einen einzigen Bruderstamm dem Reiche entfremden wollte — dann hätte er der ganzen Partei, die ihn später selbst mit sich fortriß und zur Majorität anschwoll, das Urtheil gesprochen und den Stab gebrochen.

In der ersten Zeit der Versammlung dominirte offenbar die Linke, bis die gräßliche Ermordung Lichnowski's und Auerswalds eine Wendung der Dinge herbeiführte. Alsdann trat die preußische Rechte oder die Kaisermacher mehr in den Vordergrund, bis sie ihren lang ausgehegten Plan mit den ihr eigenen Mitteln in der Versammlung durchgesetzt hatte. Als aber die goldpapierene Krone keine Annahme fand, da appellirte die Partei Gagerns wieder an die Linke, oder an die Macht der Revolution, drohte den widerspenstigen Regie-

rungen allen den Garaus zu machen, und durch eine Pallast-revolution in Berlin selbst die Unterwerfung unter die „Souverainetät der Nation“ herbeizuführen. Damit war aber die Gewalt als Schiedsrichterin angerufen und das Schauspiel zwar zu Ende, Militär räumte die Bühne. Diese eigentliche Linke nun charakterisirt der Verfasser eben so wahr als bündig: Unläugbare Thatsache ist, daß die Rechte das größere Maß und den Vorzug der Bildung voraus hatte, daß die Linke sofort roh, gemein, frech auftrat, leidenschaftlich in weit höherem Grade, daß sie die Würde des Hauses mißachtete, und am meisten den schändlichen Gallerie-Spektakel verschuldete, ja zum Theil anstiftete, wodurch die Nationalversammlung um die nöthige Achtung bei den Regierungen und bei allen Achtbaren und Verständigen im In- und Auslande gebracht wurde. Sie war es, die am meisten den zum Verfassungswerk nothwendigen Frieden störte. Gewaltthätig und perfid, brutal und kniffig und verlogen zugleich, strebte sie ein mehr als zweideutiges Ziel durch offenbar verwerfliche Mittel an. Nur zu oft mußte man Reden hören, welche allen Grundsätzen der Sittlichkeit Hohn sprachen, dem Verbrechen Altäre bauten, von Verachtung aller gesetzlichen und bürgerlichen Ordnung ausgingen und auf Untergrabung derselben hinzielten. Sie war höchst gefährlich, ohne daß man das mindeste Ersprießliche von ihrem Vorantritt hätte hoffen können.“

Leider daß dieß Beispiel mehr oder weniger in allen Kammern Nachahmung fand. Als Ruge von der Tribüne erklärte: er wünsche, daß die Oesterreicher in Italien geschlagen würden, und Gagern ihm dieß als halben Verrath am Vaterlande verwies, da ahnte freilich noch Niemand, daß Gagerns Partei selber vor Parlamentsschluß denselben Wunsch nicht bloß im Herzen hegen, sondern auch offen äußern würde, und daß in seinem Ministerium unter B...... Leitung ein eigenes Bureau sich constituiren könnte, welches bloß damit beschäftigt war, in allen ihr nur zugängigen Journa-

len durch fortgesetzte Lügenberichte über die Siege der Ungarn oder Italiener im entscheidenden Momente die Versammlung zu erschrecken, und für den preußischen Kaiser als die *ultima spes regni* zu bearbeiten. So rächte sich der falsche Standpunkt, auf den man sich gestellt, und das verkehrte Ziel, das man sich gesetzt, daß man zuletzt in der Wahl der Mittel nicht mehr verlegen, mit der Linken Hand in Hand ging.

Die Nationalversammlung hatte ihren Beruf darein gesetzt, daß sie die Verfassung einzig und allein zu Stande bringe, d. h. oktroyire. Wie nahe lag die Wendung, daß Allmachtsschwindel und Neigung zum Mißbrauch der Gewalt, daß Herrschergelüst in ihr die Oberhand bekam. Die gelehrten Deutschen mußten aus der Geschichte wissen, daß sich Parlamente so gut zu Tyrannen aufwerfen können, als Könige, aus der Geschichte wissen und aus der Natur der Sache entnehmen, daß der Despotismus von einigen Parlamentsherren nicht besser oder erträglicher, als irgend ein anderer ist. Man mußte doch wissen, daß die Freiheit stets da gefährdet ist, wo alle Macht einer einzigen Stelle anheimgegeben ist."

So führt der Verfasser aus, wie schon damals, als die Nationalversammlung noch auf ihrer Höhe stand, der Keim zu ihrer Auflösung sich entwickelte, und wie man mit Unrecht den Regierungen die Schuld beimesse, daß Deutschland noch immer nicht einig sei, sondern zwischen Furcht und Hoffnung schwebe. Ein ungereimter Verdacht war es nicht, das bestätigte sich bald, wenn gesagt wurde: man habe schon mit der Wahl des Erzherzogs Oesterreich abfinden wollen, um bei Schaffung der definitiven Reichsgewalt desto sicherer Preußen an die Spitze zu bringen. Nach dem Triumphzuge zum Kölner Dombaufeste aber ward das hohe Ziel einer Einigung von ganz Deutsch-

land von der genannten Partei mehr und mehr verläugnet, und ihr bald offen entgegengearbeitet. Recensent erinnert sich noch gar wohl, wie einer der preußischen Verfassungsmänner, W..., auf die Frage: „Wenn Sie die Einheit Deutschlands wollen, wie können Sie zweiundzwanzig Millionen Katholiken so beleidigen, daß Sie dieser Rede (Vogt's, der in der Kirchenfrage gar keinen Standpunkt einnahm) Ihren Beifall klatschen?" — mit grinsendem Hohne erwiderte: „Wissen Sie denn, ob ich die Einheit Deutschlands will?" Mit den §§. II. und III. des Verfassungsentwurfes, welche, auf Oesterreich gemünzt, einem deutschen Herrscher wehren wollten, nicht deutsche Länder anders als durch Personalunion an sein Haus zu knüpfen, war die Hoffnung und der Wunsch nach der Auflösung des Kaiserstaates, die viele schon gar nicht mehr erwarten konnten, deutlich genug an den Tag gelegt, nur daß der Erfolg diese Prophezeiungen Lügen strafte, und eher die Versammlung dieser Deutschvergessenen in Ohnmacht auseinanderfiel, als das alte Kaiserreich.

Wie der ganze Plan eines norddeutschen Erbkaiserthums ein künstlicher war, so wurde auch in den Organen dieser Reichspartei eine Kunstsprache geschaffen, geeignet, die Begriffe der Nation zu verwirren, alle Gimpel auf den Straßen und alle Piepmaier oder Wackelmänner im Parlamente zu fangen, und zur Mithülfe am neuen Thurmbau zu vermögen; und es ward in der That Erklecliches damit erreicht. „Diese Partei, enthusiastisch für ihr Ideal eingenommen, war nun einmal in ihren Gedankenkreis dermaßen gebannt, daß ihr durchschnittlich für jede andere Ansicht das Verständniß, und im Urtheil über Andersmeinende die Billigkeit abging. Wer die „Einheit" nicht gerade in der von ihr approbirten und geforderten Form erstrebte, die Dinge kaltblütiger ansah, nicht mitschwärmen und irrlichteliren konnte für ein augenblicklich unerreichbares Ziel, das Einzelne und Besondere nicht verdorben wissen wollte ohne wahren Nutzen, ja zum Schaden

des Ganzen und Allgemeinen, von dem sagte sie: es fehlte ihm an dem vollen warmen Herzen, sich an ein großes Ganze (?) anzuschließen. Ist Jemand nicht mit ihr, weil er ein volles warmes Herz für das große ganze Deutschland hat, so ist er ein Narr, ein Partikularist, ein an Oesterreich Verkaufter u. s. f.

Dahlmann hatte die Revolutionspartei hinter sich, als es ihm gelang, durch die Provocation auf die Ehre Deutschlands wegen des Malmöer Waffenstillstands das Ministerium Heckscher zu stürzen, und halb Deutschland zu alarmiren, bis der Aufruhr an die Thüren des Parlaments klopfte, und bei der unbesonnenen Aufregung aller Leidenschaften jene blutigen Opfer auf der Bornheimer Haide erheischte. Damals schaarte sich die Linke um Dahlmann, dieses Haupt der Conservativen, der Vater zugleich und die Mutter des spätern preußischen Erbkaisers, gegen Preußen! „Doch was ist dem Schauspieler Hekuba? was waren unsern Schauspielern die deutschen Schleswiger, was die Deutschen in Posen neben den polnischen Freiheitshelden? Hatten wir nicht bereits Andeutungen genug, daß sie allenfalls für Eroberung ihrer abstracten Freiheit mit dem Auslande sich verbinden würden gegen die „„slavischen““ Deutschen, um diesen zähen Thoren französische Freiheit zu oktroyiren?“ Genug! Dahlmann, der Ehrenwerthe, stand damals auf Seite der Linken, und verhehlte sich, trotz aller Staatsweisheit, für deren ersten Meister er noch gilt, daß er die Sache des Vaterlandes damals schon einer im letzten Grunde unvaterländischen, bloß revolutionären Partei überantwortete. Wer ihn aber heute noch dafür einen Akteur hieße, der sich in jede Rolle zu finden und sein Ziel mit jedem Mittel zu verfolgen wisse, würde bei jenen „intelligenten Politikern“ groß einbüßen.

Die damaligen Erklärungen gegen das Ministerium Brandenburg Manteuffel, auf das Dahlmann später sich wieder

stützte, gaben nur die Ohnmacht der Nationalversammlung kund. Wer sich so in leidenschaftlicher Hitze übernimmt, verfehlt nicht bloß das Ziel, das er nicht weise ermessen, sondern macht sich vollends lächerlich. So war das Verhalten der Deutschen nicht geeignet, bei den urtheilsfähigeren Franzosen, Engländern und Nordamerikanern Achtung zu ihrer politischen Befähigung sich zu erwerben. Unter Anderm schrieb Raumer von Paris: „Der alte Ruhm oder das alte Eigenlob der deutschen Bildung und Mäßigung geht in dem angeblich ruhmvollsten aller Jahre, 1848, verloren. Dagegen ist 1648 vorzuziehen; denn in diesem Jahre kamen die Deutschen wieder zu Verstand, in jenem scheinen sie ihn verloren zu haben. Solche Gräuel, wie sie der Anfang des neuen Bürgerkrieges in Frankfurt zeigt, sind erst in der späteren Zeit des dreißigjährigen Krieges vorgekommen, und die neuen Freiheitsproklamationen Struves beginnen mit der Einziehung des Vermögens Aller, die ihm nicht feig und knechtisch gehorchen wollen. Paris ist nicht mehr allein das große Babel: die deutsche, überall wachsende Brut stellt sich schon in der Wiege ihr gleich, oder wuchert darüber hinaus."

Obwohl sich geistreiche Leute genug zusammen fanden, fehlte es in der Nationalversammlung doch am Geist und an der Energie. Jene Eigenschaften, welche Gagern besitzt, und die, wie der Verfasser meint, ihn einem Lafayette und Lamartine ähnlich machten, reichten nicht aus, eine aufgeregte Nation zu lenken und zu haltbaren Zuständen zu führen; ja ein Mann, dem sie eigen, ohne daß er die entsprechenden Vorzüge des Geistes und Willens daneben besitzt, und der durch irgend welche Complication der Ereignisse in eine vorragende Stellung gerückt wird, der er somit nicht gewachsen, hat viel Zeug in sich, einen Staat in Zerrüttung zu stürzen, und wenig eine bessere Ordnung der Dinge zu gründen.

Unseres Wissens haben zuerst die Historisch-politischen Blätter ein diesem ganz entsprechendes Urtheil abgegeben, noch bevor der Erfolg die Bestätigung lieferte.

So wurde denn die Neugestaltung den aufgelösten Kräften zu schwer, und so mußte denn die Revolution enden, womit sie angefangen, mit einer völligen Täuschung. Denn „nicht das Deutschland sollte neu erbaut werden, welches so lange bestanden hatte", sagt Böhmer in der Vorrede zum jüngsten Bande seiner Regesten des Kaiserreiches; „nicht das Band fester geschlungen werden, welches die Stämme vereinte, nicht Rechnung getragen werden unserer Geschichte und unserem Rechte. Im Innern des Verfassungsausschusses, in welchem schleswig-holsteinische Professoren ein unberechtigtes Uebergewicht erlangt hatten, war die Zerreißung Deutschlands und die Einschmuggelung eines Einheitsstaates auf Kosten der südlichen Stämme bebrütet worden, wie er den Träumen der Einen, dem Dünkel der Andern, dem Dänenhaße der Dritten gefallen konnte, aber der Untergang des wahren und ganzen Deutschlands seyn würde. Schon hatte man in der Bundesversammlung, die ja längst nicht mehr die alte mißliebige war, das Organ entfernt, in welchem zuletzt noch die Stämme und die Traditionen des Regiments vertreten waren. Nun langte man födernd und täuschend eine sogenannte Reichsverfassung stückweise hervor, und führte die Versammlung gleichsam mit verbundenen Augen zu einem von der Mehrheit verworfenen Ziel."

Warum sollte man nicht Oesterreich bei diesem Handel auf und in den Kauf geben, gewann man doch dafür Holstein und — die holsteinischen Professoren! Spätere Zeiten werden es kaum glaubhaft finden, daß man den Oesterreichern zumuthete, sie wären in die Paulskirche gekommen, um sich dem übrigen zwei Drittel Deutschen, die lediglich ihr (wirkliches oder vermeintliches) Interesse ver-

folgten, auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und sich selber von dem Reiche ausschließen zu lassen, an dessen Verfassung sie mitzuarbeiten berufen worden. „Den Hohenzollern gebührt die Stelle, die seit den Hohenstaufen leer geblieben“; dieser von Droysen kurzweg ausgesprochene, und von der preußischen Reichspartei die ganze Parlamentszeit über festgehaltene Grundsatz behandelte die Habsburger, als wären sie überhaupt nie gewesen. Umsonst rief man den Verpreußten zu: wenn man Oesterreich ausschließen wolle, treibe man es Rußland in die Arme! Was man selber verschuldete, wurde jenem zur Verdammniß angerechnet. Und als das Wiener Kabinet vollends mit der Gesammtheit seiner Provinzen zur Mehrung des Reiches dem Bunde beitreten wollte, da gebehrdeten sich die allein Nothwendigen wie von der Bremse gestochen; was wäre denn dann aus ihrem schon fertigen Kaiserplane geworden? Deutschland darf nicht halb slavisch werden, erklärten mit Protest damals wie jetzt Männer, die wie Radowitz, Carlowitz, Schleinitz oder Itzenplitz selber ihrem Namen nach von germanisirten Slaven stammen.

Es wäre viel zu erzählen, wollten wir dem Verfasser in Allem folgen, wie Vinke und Radowitz ihre früher so großdeutsche Gesinnung mit einmal geändert, wie der König von Preußen selbst seine nicht geringe Verwunderung darüber geäußert, daß der letztere sich untreu geworden, und ihn zu einem Minderer statt Mehrer des Reiches machen wolle. Die ganze Partei belog sich, indem sie den König umzustimmen und zum Kaiser pressen zu können verhoffte. Der König fühlte sich nicht stark genug, die mäßigen Reformen durchzuführen, wie sollte er daran denken, den Kaiserplan durchzusetzen! An ähnlicher Einsicht fehlte es auch den einzelnen „Kaiserlichen“ nicht, wenn man im Zwiegespräch ihre Aeußerung vernahm, aber der Verfasser wendet mit Recht auf sie an, was man wohl von allen Parlamenten behaupten möchte:

Nimmst du sie einzeln vor, ist Jeder leidlich verständig,
Sind sie Partei, sogleich fährt dir der Satan darein.

Wie alles auf den Kopf gestellt ward, ergibt sich schon daraus, daß die Benennung „Kaiserliche“ eine ganz andere Beziehung gewann, als bisher in Deutschland. Diplomatisch war es gewiß, noch von „Reichseinheit“ zu reden, während das ganze Bestreben auf den unheilvollsten Dualismus abzweckte, das Wort „Freiheit“ im Munde zu führen, während, wie in der Schweiz, die zwingende Concentration herbeigeführt, und Deutschlands Fürsten und Stämme mit denselben Kämpfen, wie unter den Hohenstaufen bedroht werden wollten. Die Sprache galt eben dafür gut, die Gedanken zu verbergen. Wie sollte aus diesen Wässern des Hochmuths, des Selbstbetrugs und der bewußten Lüge Deutschland seine Wiedergeburt erlangen. Daß auf solche Weise die Aufgabe der Nationalversammlung aus inneren Gründen scheitern, und und daneben die Auflösung in Deutschland bis zum Ausbruch neuer blutiger Aufstände überhand nehmen mußte, bis endlich die Bauleute alle unverrichteter Dinge sich zerstreuten, schildert der Verfasser eben so anziehend als wahr in einem zweiten Bande. Wir rechnen indeß auf den Dank der Leser, sie auf dieses höchst interessante Werk über einen eben so undankbaren als unerfreulichen Gegenstand aufmerksam gemacht zu haben, und schließen mit der Versicherung, daß daraus jedenfalls mehr Belehrung über den Gang und Stand unserer politischen Verhältnisse zu schöpfen ist, als aus den Zeitungsblättern jener Zeit, und aus sämmtlichen stenographischen Berichten.

XXI.

Notizen über das Leben von Monseigneur Matheo Nakar.

Diese Notizen sind eine kurze, selbstverfaßte Lebensbeschreibung des Betreffenden, welche von ihm während seiner Anwesenheit zu Paris im vorigen Jahre, wo er für seine Diöcese Steuern sammelte, herausgegeben worden sind. Matheus Nakar ist gegenwärtig Erzbischof von Nabk und Keriatim in Syrien, nachdem er früher jakobitischer Erzbischof von Mossul gewesen war.

Sie hatten für uns ein außerordentliches Interesse; der edle Kirchenfürst erzählt darin nicht nur mit einer rührenden, kindlichen Einfachheit seine merkwürdigen, in manchen Theilen an das Leben und die Leiden des großen Apostelfürsten erinnernden Schicksale, von seiner früheren jakobitischen Ketzerei, seinem Haß gegen die katholische Kirche, seinem Verfolgungseifer, dann seiner Bekehrung und seinen Leiden, sondern er gewährt, indem er sein eigenes Schicksal beschreibt, dem Leser zugleich einen Blick in die Lage, in welcher die Bekenner des katholischen Glau-

bens in Syrien unter der Herrschaft der ottomannischen Pforte sich befinden.

Wir haben uns darum vorgenommen, einen Auszug aus dem Schriftchen zu geben, um so viel möglich auch unsere Leser mit dem Schicksale des edlen Martyrers des katholischen Glaubens, und der Lage der Katholiken in Syrien bekannt zu machen.

Matheus Nakar stammt aus einer edlen Familie aus Mosul, welche der jakobitischen Ketzerei ergeben war, und seit sechs Jahrhunderten das Vorrecht ausgeübt hatte, der jakobitischen Diöcese von Mossul einen Bischof zu geben. Die jakobitische Ketzerei besteht darin, daß ihre Anhänger bloß einen einzigen Willen und eine einzige Natur in dem Heilande Jesus Christus annehmen. Die Zahl der Anhänger dieser Secte wird auf 70,000 angegeben.

Der junge Matheus Nakar wurde durch seinen Onkel, welcher jakobitischer Erzbischof war, erzogen, in der Irrlehre unterrichtet, zum Priester geweiht, und endlich als sein Nachfolger, unter Erlangung der hiezu erforderlichen Einwilligung von Seite der Pforte, bezeichnet. Er begann seine Laufbahn mit Verfolgung der dortigen Katholiken, gegen die er alle möglichen Chikanen sich erlaubte.

Sein Verfolgungseifer wurde aber am meisten durch die Rückkehr zum katholischen Glauben von fünf jakobitischen Priestern aus dem einige Stunden von Mossul entfernten jakobitischen Dorfe Karkouch gereizt. Nakar machte dem Statthalter von Mossul von diesem Uebertritte Anzeige, mit der Bemerkung, daß dieselben den Befehlen des Sultans, indem sie sich zu Katholiken oder Franken machten, entgegengehandelt hätten. Es ist hier zu bemerken, daß die Häretiker im Orient die Katholiken deßwegen Franken nennen, weil sie wissen, daß die Mahomedaner diese hassen. Es ist den Ersteren nämlich ge-

lungen, den Letzteren den Wahn beizubringen, daß die Katho-tholiken eigentliche Unterthanen des Papstes seien, welche die Absicht hätten, sobald sie einmal in großer Zahl in der Türkei sich angesiedelt haben, die Franzosen herbeizurufen, und gemeinsam mit ihnen das ottomanische Reich zu erobern.

Diese Anzeige des verfolgungssüchtigen Nakar genügte, um den Gouverneur zu bestimmen, augenblicklich Soldaten abzuschicken, die fünf Priester gefangen zu nehmen und sie gebunden dem katholikenfeindlichen Eiferer zu überliefern, welcher nicht ermangelte, dieselben mit Torturen zu peinigen, und als er sie nicht zum Abfall brachte, sie in eine, ganz von Mahomedanern bevölkerte Stadt zu verbannen.

Bald nach diesem ersten Verfolgungsakt gegen die in den Schooß der Kirche zurückkehrenden jakobitischen Priester erfolgte ein zweiter. Es schwuren nämlich zur Zeit, wo Nakar bei dem jakobitischen Patriarchen Georg Alepin im Kloster Zafaran sich aufhielt und dort zum Erzbischof von Mossul geweiht wurde, zwei jakobitische Bischöfe der Ketzerei ab, stellten sich unter den Schutz eines reichen, mit den Behörden von Mardine befreundeten Katholiken, und nahmen sogar von der schönsten Kirche der Stadt Besitz. Der Patriarch vermochte gegen den wohlwollenden Beschützer nichts auszurichten. — Nakar erbot sich nun in seinem Verfolgungseifer nach Bagdad zum türkischen Generalstatthalter, Daoud Pascha, zu reisen. Der Patriarch nahm sein Anerbieten an, und Nakar verreiste sofort, trug aber aus Furcht vor dem französischen Consul in Bagdad, welcher zugleich die Stelle eines Abgeordneten des heiligen Stuhles bekleidete, Sorge, sich zu verkleiden. Er verlangte von dem Generalgouverneur Bestrafung der beiden Bischöfe für ihren Abfall. Der Pascha nahm ihn außerordentlich günstig auf, entsetzte sofort den Gouverneur von Mardine, befahl den Elias Schadi, jenen einflußreichen Ka-

tholiken, in Fesseln nach Bagdad zu bringen, die beiden Bischöfe aber in die Schloßgefängnisse von Mardine zu werfen, bis sie vom Patriarchen Verzeihung erhalten haben würden. Er befahl ferner, daß die von diesen in Besitz genommene Kirche wiederum den Jakobiten übergeben werde. — Die beiden Bischöfe wurden wirklich in's Gefängniß geworfen. Elias Schabi aber, zur Zeit gewarnt, entfloh zu den Kurden.

Kurze Zeit nachher trat ein anderer, und zwar einer der eifrigsten jakobitischen Bischöfe, Jakob el Heliani, in Damascus zum katholischen Glauben über, und bemächtigte sich einer jakobitischen Kirche in dort. Nakar bot sich auch gegen diesen als Werkzeug der Verfolgung an. Er verreiste wirklich nach Damaskus, um persönlich vom dortigen Gouverneur einen Verhaftbefehl gegen El Heliani auszuwirken. Allein dieser kam der Ausführung eines solchen zuvor, indem er zu Emir Beschir, Gouverneur von Libanon, floh. Nakar fand die früher jakobitische, nun katholische Kirche in Damascus verschlossen; er ließ sie aufsprengen. Das erzürnte anfänglich den dortigen türkischen Statthalter; er willfahrte aber dennoch sogleich in Allem dem Verlangen Nakars, ließ fünfundzwanzig syrische Katholiken in's Gefängniß werfen, und verlangte von Emir Beschir die Auslieferung von El Heliani. Emir Beschir gab anfänglich eine ausweichende Antwort; als aber der Pascha auf eine bestimmte Antwort drang, erhielt er sie mit folgenden Worten: „Ich werde nie den Bischof El Heliani an die türkische Regierung ausliefern, selbst wenn dieses zur Folge hätte, daß der Berg ruinirt würde.“ Der Pascha erklärte nun unserm Saulus, daß er gegen Emir Beschir nichts vermöge, und er rieth ihm, nach Jerusalem zu verreisen, indem seine Abreise vielleicht El Heliani zur Rückkehr bewegen könnte, in welchem Falle er ihn sofort aufgreifen würde.

In Jerusalem angekommen, wollte Nakar als eifriger Jakobite der Erscheinung des heiligen Feuers beiwohnen, von

dem alle Häretiker und Schismatiker glauben, daß es ohne vorausgegangene Beichte für alle Anwesenden eine vollständige Vergebung der Sünden bewirke. Dieses Feuer soll, nach dem Aberglauben der Häretiker, am Charfreitage zur neunten Stunde vom Himmel kommen und gar nicht brennen. Ueber zwölftausend häretische Wallfahrer wohnten am benannten Tage und zur bestimmten Stunde der betrügerischen Zeremonie bei, — Griechen, Armenier, Kophten, Syrier — und riefen unter betäubendem Geschrei in der Kirche des heiligen Grabes: o Gott, offenbare nun deine Wunder. Das Gedränge war so arg, daß sechsunddreißig Personen erdrückt wurden. — Nach kurzer Zeit trat der griechische Patriarch aus dem heiligen Grabe, in welches er sich allein begeben hatte, heraus mit mehreren angeblich vom heiligen Feuer brennenden Kerzen, und die ganze Volksmasse drängte sich herbei, um an diesem heiligen Feuer ihre bereit gehaltenen Kerzen ebenfalls anzuzünden. Auch Nakar zündete die seinige an, näherte, in der festen Ueberzeugung, daß dieses Feuer nicht brenne, seine Kerze dem langen Barte seines Diacons, und siehe da! zu seinem Entsetzen ergreift das Feuer den Bart, und brennt ihn in einem Augenblicke zusammen.

Von diesem Augenblicke an bemächtigten sich seiner aller Zweifel in Beziehung auf den Glauben der Häretiker; den- h kehrte er nach Damascus zurück, in der Hoffnung, El 'lani dort im Gefängniß zu finden. In dieser Hoffnung de er zwar getäuscht, allein er fand einen vom Patriar- ihm überschickten Firman des Sultans Mahmud vor, ver auf die Reclamationen der armenischen Häretiker in antinopel, die Confiscation der syrischen Kirche in Aleppo, en Besitz die Katholiken seit langer Zeit waren, so wie erbannung dieser Katholiken und ihres Clerus befahl. eilte mit diesem Firman nach Aleppo, und erhielt von kischen Behörden, nachdem er sie wie üblich mit Geld-

geschenken willfährig gemacht hatte, das Versprechen dessen Vollzugs nach dem Feste des Radaman.

Hier war es nun, wo die Gnade des Herrn ihn erreichte, und der häretische Eiferer in einen treuen Sohn der wahren Kirche umgewandelt wurde, der er bald durch fürchterliche Leiden, eine der Märtyrer der ersten Zeit des Christenthums würdige Standhaftigkeit, zur Zierde gereichen sollte. — Er wollte, in der Erwartung der Resultate seiner Schritte, unbekannt in Aleppo leben, damit nicht die Katholiken, wenn sie Kenntniß von seiner Anwesenheit und ihrem Zwecke hätten, zu einer reichlicheren Bestechung der türkischen Behörden und der Abwendung des ihnen drohenden Unglücks veranlaßt würden. In dieser Absicht kam er als angeblicher Reisender in das Gasthaus der Venetianer, welches ein Lazaristenkloster war. Nakar wußte dieses nicht, erhielt erst, als er bereits in der neuen Wohnung war, davon Kenntniß, daß er in einem Lazaristenkloster, sammt in einem Kloster der von ihm so verfolgten und gehaßten Katholiken sich befand. Er konnte es nicht vermeiden, daß er von einem ehrwürdigen Lazaristengreise bald erkannt wurde, welcher Gott lobte, daß er ihn in seine apostolischen Netze geführt habe. Es gelang diesem edlen Missionär bald, den Abtrünnigen von seinem Irrthume zu überzeugen, und ihn in den Schoos der Kirche zurückzuführen. Als Nakar demselben eines Tages erklärte, daß er seinen Irrthum erkenne, ihm abschwören und zur Mutterkirche zurückkehren wolle, sang im Jubel seines Herzens der greise Missionär ein Veni Creator, eilte mit demselben in die Kirche, stattete Gott und der heil. Jungfrau Dank ab, und ertheilte ihm mit dem heil. Sakramente den Segen. Nakar war in der Absicht, die Katholiken zu verfolgen nach Aleppo gekommen, und er gieng als eifriger Sohn der Kirche von dannen. Es war dieses im Jahre 1834, wo Nakar 41 Jahre zählte. Nachdem er feierlich von der kirchlichen Exkommunikation befreit und in den

Schoos der Kirche von dem katholischen Patriarchen aufgenommen worden war, entschloß er sich allen Gegenvorstellungen ungeachtet, nach Mardine zurückzukehren. Von nun beginnt das Martyrthum unseres Neubekehrten. Da er sich zur Aufgabe machte, seine im Irrthume befindlichen früheren Glaubensbrüder für den wahren Glauben zu gewinnen, so reizte er damit den Grimm des jakobitischen Patriarchen, welcher in der Absicht ihn zu verderben sich nach Mardine verfügte.: dort stellte er dem Gouverneur vor, daß Nakar statt einen Firman des Sultans zu vollziehen, nicht nur diesen außer Acht gelassen, sondern sogar entgegen den bestimmten Befehlen des Sultans sich zum Unterthan des Pabstes gemacht habe, daß jener nur in der Absicht nach Mardine gekommen sei, um die Jakobiten zu verderben und aus denselben Franken zu machen. Der Gouverneur ließ sofort Nakar verhaften, und ihn vor sich führen, wo dieser den Patriarchen durch sein gefaßtes würdiges Benehmen und durch schlagende Gründe beschämte und den Gouverneur dermassen überzeugte, daß derselbe ausrief: „Ich halte den Bischof nicht nur nicht für tadelnswerth, sondern glaube vielmehr, daß er Recht hat.“ Es ist namentlich für die Lage der Katholiken im türkischen Reiche bezeichnend, daß der Gouverneur es nicht einmal wagte, dieser seiner Ueberzeugung Folge zu geben. Die Drohung des jakobitischen Patriarchen, daß, wenn Nakar nicht ins Gefängniß geworfen werde er sich selbst nach Konstantinopel begeben werde, um unmittelbar dem Sultan von dem geringen Eifer, welchen sein Gouverneur in die Vollziehung seiner Befehle setze, Kenntniß zu geben, wirkte dermassen, daß der Statthalter sofort Befehl gab, Nakar zu fesseln und dieser mit naktem Kopf und Füßen unter Spott, Schlägen und Bespeien der Jakobiten und Muhamedaner, welche ausriefen: „das ist die Strafe dessen, welcher dem Sultan nicht gehorcht, um sich den Befehlen des Pabstes zu unterwerfen“, durch alle Straßen der Stadt geführt und in's Gefängniß geworfen wurde. Wir bemerken hier, daß

Nakar kurz vor dieser Gefangennehmung vom Pabste Gregor XVI. zum Bischof ernannt worden war.

Diese öffentliche Verspottung in den Straßen von Mardine war nun der Anfang entsetzlicher Leiden für den edlen Kämpfer Christo. Er wurde in ein dunkles, unterirdisches, feuchtes Gefängniß geworfen mit einer schweren Kette am Halse; wo der nackte Boden sein Lager, die Ueberbleibsel der Kost der übrigen Gefangenen seine Nahrung waren. Die Kleider fielen ihm von seinem mit Ungeziefer bedeckten und von einer allgemeinen Schwäche befallenen Körper. — Niemand durfte ihn besuchen; die Katholiken schon deßwegen nicht, weil Furcht vor einem ähnlichen Schicksale sie veranlaßte, sich zu verbergen.

Die Rachsucht des jakobitischen Patriarchen war aber noch nicht befriediget. Durch Bestechung des Gouverneurs erlangte er, daß Nakar ihm ausgeliefert wurde. Er ließ ihn gebunden und stets mißhandelt in's Kloster Zafaran führen, und dort in einen ausgetrockneten Sodbrunnen hinunterwerfen, wo er als Nahrung nur ein kleines Stück Brod und Wasser alle 24 Stunden erhielt. Aus diesem wurde er täglich heraufgezogen, dann auf eine Bank hingestreckt, und da von dem Patriarchen eigenhändig mit einem Stock so lange geschlagen, bis diesem die Kräfte die Fortsetzung der Marter versagten. Als auch diese 14 Tage lang fortgesetzten Torturen nicht zum Ziele, zu einem gewaltsamen Tode des unglücklichen aber standhaften Opfers führten, da entschloß sich der Unmensch zu einem andern Greuel. Nachdem er Nakar eine mit eisernen Dornen versehene Krone hatte auf's Haupt setzen und in dasselbe hineindrücken lassen, ließ er ihn in eine abgelegene Zelle hinschleppen, dort Fenster und Thüren vermauern, in der Absicht, ihn dem Hungertode auszusetzen. — Rührend war das Benehmen unseres Märtyrers bei diesen Leiden; er rief aus: „Ich beschwöre

den Allerhöchsten, durch die Verdienste unseres Heilandes Jesus Christus, Gott und Mensch zugleich, mir gewähren zu wollen, daß jeder Tropfen meines Blutes ihm tausend Ketzer, wie ihr (der Patriarch) einer seid, gewinne und daß er ihnen wie mir die Gnade verleihe in den Schoos der wahren Kirche zurückzukehren."

Der Herr erbarmte sich nun des Märtyrers. Eine kurdische Prinzessin, welche im Kloster sich befand, ging bei der Zelle desselben vorbei, hörte seine Seufzer; da sie die Thüre vermauert fand, ließ sie dieselbe durch ihre Leute öffnen und sah nun zu ihrem Entsetzen das fürchterlich entstellte Opfer der Rachsucht des Patriarchen. Sie wurde von gerechtem Unwillen erfüllt, gab sofort ihrem Manne Kenntniß von dem Vorfalle, welcher herbeieilte, theils um das unglückliche Opfer zu beschützen, theils um an dem Peiniger Vergeltung zu üben, Dieser aber flüchtete sich.

Nakar kehrte unter dem Schutze dieses kurdischen Prinzen nach Mardine zurück, und setzte mit ungebrochenem Feuereifer sein Bekehrungswerk fort; er bekehrte die jakobitischen Bischöfe von Mardine und Mosul und alle Glieder seiner eigenen zahlreichen Familie, an der Zahl über fünfhundert und sechszig. Um mit mehr Erfolg im Weinberge des Herrn arbeiten zu können, verlangte Nakar von dem Patriarchen die Diöcese Nabk und Keriatim, weil dort wenige Gläubige wohnten, und es gelang seinem Feuereifer bald, eine große Zahl seiner Zuhörer zu bekehren, obwohl ihm von Seiten der gereizten Jakobiten, der muselmännischen Regierung, der Drusen und Mutualis allerlei Hindernisse in den Weg gelegt wurden. — Der verheerende Krieg, welcher gegen die christlichen Bewohner des Libanon erhoben wurde, erreichte auch die Diöcese Nabk und Keriatim; sie wurde mit Mord, Raub und Plünderung dermaßen heimgesucht, daß, nach der wörtlichen Behauptung von

Nakar, alle seine Diöcesanen ruinirt sind, und sie alle in Armuth sich befinden. Derselbe wußte nicht einmal mehr die Mittel zum Aufbau einer Kirche an seinem erzbischöflichen Sitze aufzutreiben, so daß er genöthigt ist, das heilige Meßopfer in einer kleinen Kammer darzubringen, wo demselben die syrischen Katholiken der Stadt und Umgebung, wohl bei 18,000 Seelen, im Freien stehend beiwohnen. Er entschloß sich daher, nach Frankreich zum Steuersammeln zu reisen, nachdem er vorher hiefür, unter Verwendung des französischen Gesandten, in Konstantinopel einen Firman des Sultans erhalten hatte. Nakar meint, es sei ohne Zweifel sehr viel, daß er diesen Firman erhalten habe.

Wir schließen diese Erzählung mit einigen wenigen Bemerkungen.

Es geht aus dieser Erzählung hervor:

1) daß die Katholiken, unter türkischer Herrschaft, nicht nur ein Gegenstand der Verfolgung aller ketzerischen Secten, sondern auch durch die perfide Anschuldigung, sie seien Unterthanen eines fremden, nach Eroberung des Landes trachtenden Fürsten, des Papstes, dem Haß und der Verfolgung der ganzen muselmännischen Bevölkerung preisgegeben sind.

2) Daß es als ein Staatsverbrechen betrachtet wird, welches man mit Torturen, Gefangenschaft und Verbannung bestraft, wenn ein Abtrünniger in den Schooß der wahren Kirche zurückkehrt.

3) Daß dagegen, was besonders auffallend und schändlich ist, alle ketzerischen Secten eine besondere Protection genießen, so daß es ihren Chefs ein gar leichtes ist, einen Firman zur Verfolgung katholischer Priester, Confiscation katholischer Kirchen, ja Verbannung der

katholischen Einwohner einer ganzen Gegend zu erhalten, oder sogar die Auslieferung von solchen an sie zum Zweck der Ausübung einer in Martern und Qualen aller Art erfinderischen Rache, ja zur Anwendung einer gräßlichen Todesstrafe, zu erwirken; daß sie, pochend auf diese Protection, von der Wahrheit überzeugte türkische Beamte einzuschüchtern und zur Gewaltthätigkeit gegen katholische Bischöfe und Gläubige zu veranlassen vermögen, während ein syrischer katholischer Erzbischof es für etwas Großes ansehen muß, wenn es ihm gelingt, unter Protection des französischen Gesandten einen Firman zur Erbauung einer Kirche in seiner Diöcese zu erbitten.

Die Greuel, die im Kriege gegen die Katholiken des Libanon verübt worden sind, sind sprechende Zeugen von der Feigheit und Ungerechtigkeit der ottomannischen Pforte; sie legen aber auch ein anklagendes Zeugniß gegen die europäischen Mächte ab, die ruhig zusahen, wie ein gräulicher Vertilgungskrieg gegen eine zahlreiche christliche Bevölkerung angehoben wurde, es noch jetzt gewähren lassen, daß die Christen wie Heloten im türkischen Reiche behandelt werden, dagegen mit Flotten die Meere bedecken, ein christliches Königreich im Orient feindlich anfallen, weil einem Juden, der zufällig occidentalischer Bürger ist, ein paar hundert Piaster gestohlen wurden.

Die Lebensbeschreibung von Matheo Nakar ist mehr als eine bloße Erzählung seiner wunderbaren Schicksale, sie ist ein Aufruf an die Christenheit den unter dem Halbmonde stehenden Glaubensbrüdern völkerrechtlichen Schutz zu Theil werden zu lassen und eine gerechte Behandlung derselben von jenem zu erzwingen. Allein man schlägt unter uns nur in die große Lärmtrompete der Menschenrechte, wenn es sich um Gleichstellung oder sogar Bevorzugung der Juden und Heiden un-

ter uns handelt, für die geknechteten Katholiken aber im Orient existiren diese s. g. Menschenrechte gar nicht, ja es fällt Niemanden ein, das bloße trockene Völkerrecht für sie geltend zu machen. Der Unterschied dieser Behandlung liegt wohl in nichts Anderem, als daß die, für welche man unter uns so warme Fürsprache einlegt, Feinde des Christenthums, Jene aber, die man absichtlich vergißt und der Willkühr des Halbmondes preisgegeben läßt, eifrige Bekenner desselben und zwar treue Söhne der allein wahren Mutterkirche sind. Für diese ist das europäische Humanitätsgeschwätz stumm. Wäre einem Nachbeter von Strauß, Feuerbach, Zeller, einem ronge-anischen Wühler, kurz einem modernen Licht- oder Schmutz-anbeter eine solche Behandlungsweise, wie Matheo Nakar von Seite der ottomannischen Pforte widerfahren, der gesammte gesinnungsverwandte Chor unserer Publizisten, Literaten, Fragmentisten hätte sich schon lange in einen Strom von Wehklagen ergossen, und den Padischah vor das Forum der öffentlichen Meinung von Europa citirt; da es aber nur einen katholischen Bischof, einen Martyrer für den christlichen Glauben angeht, so lohnt es sich für Viele nicht der Mühe, um einen solchen Obscuranten sich zu scheeren, die Meisten wären wohl eher bereit, dem Sultan für sein energisches Handeln gegen die christlichen Lichtfeinde Dank abzustatten.

XXII.

Mitteldeutsche Zustände.

Mainz, den 25. Juli.

Nach langer Trübsal an Leib und Seele kroch ich auch wieder in's Licht des schönsten Sommertages, der über Rheinhessen aufging, und ringsum das herrliche Land am Rhein und Main, vom Feldberg des Taunus bis zum Melibokus, vom Spessart bis zum Hardtgebirge beleuchtete. Es war ein ganz eigenes Gefühl, als ich langsam mit noch kargem Athem die Hügel über Oppenheim emporstieg, und die Trümmer der herrlichen Kirche, die Stelle meiner Rast, bedeutsam über der Stadt hinausleuchteten über den Spiegel des Rheins, wo sich ein lebensvoller Verkehr auf und ab segensreich entfaltete. „Hier saß einst Heinrich von Gagern", dachte ich mir in der Stille des Herzens, „in unsterblicher Preußenjugend, und dachte den lichten Gedanken der Partei, die sich die Gothaer nennt, eine preußisch-deutsche Zukunft mit dem geschnürten Preßzwang, mit selbstständiger Mandarinenherrschaft, die so viele Enkeln und Vettern versorgen und Basen ausstatten kann, mit einer Wahrheit, welche der Lüge weinend um den Hals fällt, und vor den Augen der erstaunten Welt Komödie spielt, so naiv

und natürlich, daß alle bezahlten Preußenblätter laut aufklatschen vor Entzücken! Daß ein solcher Traum unter den Prachtformen der Katharinenkirche, im Angesichte des schönsten deutschen Stroms, im Ausblicke auf die Kaiserstädte Worms und Frankfurt, in diesem Paradiese süddeutscher Herrlichkeit aus der Seele eines deutschen Mannes auftauchen konnte, hätte jeden scharfsichtigen Politiker warnen sollen. Denn jede Mißgeburt verendet um so schneller, je mehr gesundes Leben auf dieselbe einwirkt. Deßhalb ist mein Herz bewegt, wenn das Auge nach Monsheim forscht. Gagern, der unsieghafte Cincinatus, hat nicht einmal den Trost der griechischen Tragödie; er ist in einer Farçe untergegangen, und hat zum Schrecken der wenigen Mitspieler sogar seinen Theatermantel verloren. Die Engagirten haben sich zerstreut, und Mathy, der Regisseur, und Bassermann, der Kassier, bieten ihre Dienste in Frankfurt licitando aus." Bei dieser trübseligen Betrachtung, woran meine krankhafte Reizbarkeit Antheil hatte, störte mich plötzlich ein gellendes Geschrei aus dem benachbarten Thale, das gegen Nierstein ausläuft und worin ein isolirtes, weißschimmerndes Landhäuschen meine Aufmerksamkeit fesselte. Ich stieg vorsichtig hinab, wie der ehemalige Präsident der Nationalversammlung von der Höhe des Robert Blum aus Leipzig zu jenem prosaischen Finale zu Gotha, wo die Kosaken, im Bunde mit den Ultramontanen, seine geängstigte Seele überfielen und aller Windmühlenpolitik ein Ende machten. Vor dem Häuschen lag ein Garten, mit üppigen Akazien. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, schlugen mit großen eisernen Löffeln wüthend auf einander los, man mußte sie als Nachkommen Wernhers von Nierstein anerkennen, soviel parlamentarischer Takt wurde an ihnen sichtbar. Neben ihnen auf einer hölzernen Bank stand eine Schüssel mit „Milch und Brocken", zum Theil ausgeschüttet, und die Brodschnitten umhergestreut. Nach dem Zuge meines friedlichen Herzens stellte ich mich sogleich zwischen die erbitterten Kinder. Aber das Mädchen schrie wie eine Verzweifelte: „Ich will keinen Preußen fressen! Ich will

keinen Preußen fressen!" Erst nach langer Begütigung legte sich die kindliche Leidenschaft, und ich erfuhr das tragikomische Geschick der unschuldigen Kleinen bei „Milch und Brocken." Sie hatten von ihren Eltern ein Stück Weißbrod und ein Stück Schwarzbrod erhalten, und beides in die Milch eingebrockt. Jeder weiße Brocken hieß „Oesterreicher"; jeder schwarze „Preuße." Man war einig geworden, daß wechselweise der Knabe einen Oesterreicher, das Mädchen einen Preußen, und umgekehrt essen sollten. Aber diese Union hatte die nämlichen Schwierigkeiten, wie die politische Großthat des Herren von Radowitz, Union genannt, sage Appetit nach dem deutschen Süden, der freilich viel voraus hat vor den Marschländern der nordischen Ebenen, und den vorhandenen Verdauungskräften der preußischen Intelligenz alle Ehre macht. Der Knabe schleuderte „den Preußen" dem Mädchen zu; dieses wehrte sich für den „Oesterreicher." Man wurde handgemein, und führte Schläge wie vor den Düppeler Schanzen. Wernher von Nierstein war leider abwesend, und tagte mit den Gothaern im englischen Hofe zu Frankfurt. So kam ich zum beneidenswerthen Loose, Frieden unter seinen Kindern zu stiften, und nehme keinen Anstand, mein Erlebniß den historisch-politischen Blättern anzuvertrauen.

Denn es beweist im Kleinen, wie man im Großen fühlt und denkt. Niemand will preußisch werden am Rhein und Main, an der Lahn und am Neckar. Was sich scheinbar dafür regt, will ich Ihnen kurz auseinander setzen. Den Rumor für Preußen machen käufliche Journalisten, Literaten und Zierbengel, die von der Hand in den Mund leben, und für Alles eifern, was ein Honorar einträgt. Und da preußisches Geld nicht rar ist zum bewußten Zwecke, da die Preßfreiheit von Berlin durch Unterdrückung jeder österreichischen Stimme das beschlossene Kleindeutschland empfehlen will, so rasselt und poltert es allerdings von Preußenthum, aber ohne Anklang im Volke. Die literarischen Kärner wälzen alle Tage mit sauerm Schweiß

den Sisyphusstein auf die Höhe der preußischen Union, aber „hurtig mit Donnergepolter entrollt der tückische Marmor." Verbunden mit diesen taglöhnernden Marktschreiern reden für Preußen einige kurzsichtige Kaufleute, Tabakfabrikanten, bankerotte Spekulanten, die früher mit englischen Waaren der deutschen Industrie gedient, Agenten der Freihändler, englische Patrioten in Hamburg, und meinen wirklich, daß die ganze Welt blind das goldene Kalb an der Themse anzubeten bereit ist. Dazu kommen die Pietisten unter den Protestanten und Reformirten, deren gründlicher Haß gegen unsere katholische Kirche kein anderes Heil für die zerfallende Confession erblickt, als ein preußisches Papstthum über alle Stämme deutscher Zunge. Das sind die drei preußischen Wolken ohne Wasser über dem deutschen Himmel, und wollen die Unionsideen von Berlin in Hessen, Baden, Nassau und Frankfurt befruchten. Aber das Volk des gesegneten Erdstrichs ist von allem Preußenthume gründlich kurirt, ohne Verlangen nach dem Manteuffel'schen Eldorado von Kabinetsbefehlen und Preßordonnanzen. Zugleich wirkt der plumpe Schimpf, welchen die preußische Partei täglich auf Oesterreich schleudert, wie ein umgewendeter Pfeil, auf die Urheber zurück, und die riesenhaften Handelsideen des Ministers Bruck vollenden die Versteinerung und Ohnmacht politischer Doctrinen ohne Lebensfähigkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit. Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß die Stimmung unbedingt für Oesterreich glühe. Das letztere kann nur dann auf Sympathien des deutschen Volkes im Rheinstromgebiete rechnen, wenn es im eigenen Lande das Uebermaß der Beamten beschneidet, statt großartiger Regierungsformen wesentliche Volkserleichterungen gewährt, und den schmählichen Abgrund der Finanzen ausfüllt. Vom eignen guten Haushalte schließt man auf Leitfähigkeit für's deutsche Volk. Daß es dieses könne und wolle, glaubt und hofft Deutschland. Darin liegt Oesterreichs Kraft für eine große deutsche Zukunft, die nicht in die Ferne gerückt werden darf, die das Plenum zu Frankfurt aussprechen muß. Der lange Verzug, den die feste

Gestaltung der deutschen Verhältnisse bisher erlitten, könnte leicht dem Volke und den Regierungen zugleich verderblich werden.

Die alten Ueberzeugungen von einer gottgesetzten Herrscherobmacht sind bei uns gänzlich erschüttert, und kehren wahrscheinlich nie mehr in dem Grade zurück, daß sie ohne materielle Verbesserungen der Volkszustände allein hinreichten, die Ordnung in der Welt aufrecht zu erhalten. Die demokratischen Bestrebungen nagen vor aller Augen am Herzen Deutschlands, und suchen mit Ausdauer, Aufopferung und Kühnheit alle Achtung vor der Obrigkeit zu untergraben, während die Kräfte der Guten entweder schlummern, oder durch Ungeschick und Unzusammenhalt machtlos verpuffen. Diesem demokratischen Geiste dienen die meisten Zeitblätter und Blättlein rastlos, und zerbröckeln den Kern fester Ordnungsliebe und der Anhänglichkeit an die Säulen des Bestandes und einer vernünftigen Freiheit, die ohne Beschränkung nicht gedeihen kann. Die Blindheit der deutschen Kleinhöfe mit ihren pigmäischen Ministerien läßt nicht nur dieses Unwesen ruhig fortwuchern, sondern unterstützt es nicht selten aus lauter Furcht vor Jesuiten, Ultramontanen und Missionären. So wächst eine rohe Jugend heran, die nur von den roheren Lehrern übertroffen wird. Die Secte der Deutschkatholiken und der sogenannten freien Gemeinden, längst alles Christenthums entblößt, setzt sich wie eine emsige Bruthenne auf diesen bösen Stoff der Zeit, und sucht ihn mit unerhörter Ueppigkeit in's Familienleben zu treiben. Demokratische Klubbs, Montagskränzchen, Kirchweihen, Rauchcollegien, verdächtige Kneipen verarbeiten das Gift mit teuflischer Rührigkeit und reißen alle Scham, allen Gehorsam, alle Liebe zur Tugend schonungslos nieder. Der deutsche Buchhandel in unserer Gegend, von jeher anrüchig, seit den Märzerrungenschaften alles ernsten literarischen Strebens baar, wirft mit beispielloser Unverschämtheit den Giftschaum in die untersten Schichten der Gesellschaft, und mordet nicht nur den Schlaf, sondern allen Glauben an Gott und ein ewiges Leben nach

dem Tode. Unsere Doctoren und Juristen bringen uns von den Hochschulen die hegel'sche Doctrin, und stecken damit Schwachköpfe, Frauenphantasien und Schullehrer an. Die atheistische Doctrin reitet alle möglichen Klepper im Lande, Geologie, Naturgeschichte, Physiologie, Schädellehre, Mnemonik, Anatomie und wie sie alle heißen, um der jungen Menschheit begreiflich zu machen, daß ohne Ursache keine Wirkung, aber die höchste Ursache ohne Gott, und der ganze Kram vom Gegentheil eitel Pfaffendichtung sei. Ueberall rumort ein großes Geschrei gegen alles Formenwesen. „Der reine Geist allein müsse regieren, die Liebe alle Herzen durchdringen, allgemeine Gleichgültigkeit über Grundsätze der Religion als Religion gelten." Daß bei diesem Unwesen aller Geist, alle Liebe, alle höhere Menschenwürde verloren geht, hat nichts zu sagen, es kommt im Gegentheil erwünscht, um die Confusion vollständig zu machen, und das Fischen im Trüben zu erleichtern. So sind unsere gesellschaftlichen Zustände beschaffen, und Raveaux, der Exreichsregent, mit Verbannung für seine treuen Dienste um's Vaterland belohnt, mit dem Schuldthurm bedroht, von seinen eigenen Freunden nicht verstanden, hat ganz Recht, wenn er am Ende seiner Schrift über die badische Revolution sagt, entweder hier am Rhein, oder nirgends lasse sich die Revolution in Deutschland machen. Wenn die Herren im deutschen Hause zu Frankfurt noch länger zögern, so könnte der Mann leicht Recht behalten.

Die Gründe zu dieser Behauptung liegen auf der flachen Hand. Hier hat die deutsche Kleinstaaterei den größten Triumph der deutschen Uneinigkeit gefeiert. Man kann noch heutzutage in zwei Stunden durch vier verschiedene souveraine Länder kommen, und der Mischmasch von Gesetzen, Verordnungen, Rescripten, Edikten und Bannsprüchen ist ganz geeignet, die deutsche Zerrissenheit zu beurkunden. Die kleinen Länder und Ländchen vermögen kaum die Unkosten des Hofes, des Marschallamtes, der Leibgarde, der Ministerien zu tragen. Daher blühende Felder, voll Fruchtertrag, aber allenthalben schmutzige

Armuth, während die künstlichen Residenzstädte den traurigen Beruf haben, den Schweiß des Landmanns zu verschlingen, und an diesem segenlosen Berufe in nichts reich sind, als im Luxus und in der Sünde.

Gibt es in der Welt ein schöneres Land, als das Herzogthum Nassau mit seinen grünen Hügeln, mit dem herrlichen Taunus; mit dem rechten Rheinufer von Biberich bis Coblenz voll des edelsten Weingewächses, mit seinen unzähligen Mineralquellen, mit seinen Bergwerken, mit seinen Waldungen, die zu den reichsten und schönsten in Deutschland gehören? Aber welche Wirthschaft! Man hat aus vieler Herren Ländern ein Ländchen von 400,000 Menschen gemacht mit einem Fürsten, den man „Hoheit" titulirt, um die Größe des Begriffes einigermaßen auszuschöpfen. Der neu arrondirte Herzog hatte mit der Ruhe der Olympier fünfzehn Millionen Kirchenvermögen verschlungen, und damit seine Domänen abgerundet. Der Landtag ist gekommen, und hat die Domänen verschlungen und dem Lande aus diesem Vorgange goldene Berge versprochen. Aus Allem ist nichts geworden; nur die steigende Armuth allein fühlbar, der Druck der finanziellen Zustände hoffnungslos, die Rathlosigkeit der Staatsmänner, als Zeugniß der Ohnmacht, des Bankerottes, der Rechtsunhaltbarkeit allenthalben sichtbar. Herzog Adolf von Nassau, der regierende Fürst (utinam, o dii boni!), ist ein wohlwollender Mann mit Verstand und Einsicht, aber ohne durchgreifende Kraft, den Ministern gegenüber. Da haben wir den Herren Vollpracht, den Polyphemus des nassauischen Verstandes und Preußenthums, eine achtungswerthe Kraft, wenn sie vom Volke getragen würde, jetzt leider commis-voyageur preußischer Eroberungsgelüste ohne Wurzel im Volke der Oranier. Da steht Winzingerode mit der gravitätischen Schlafmütze des alten, verknöcherten Bureaukratismus, mit leichten Worten ohne viel Sinn, das Sinnbild der politischen Schwäche und des Widerspruches, Tag und Nacht bereit, entweder Nichts oder Verkehrtes zu thun. An diese zwei Sterne des oranischen Him-

mels schließen sich ein paar Dutzend Pfarrersöhne, die Geißel des nassauischen Volkes, einer sogar mit dem verhängnißvollen Namen Lex, wenn ich nicht irre, die eben so gut bei Appetite sind, als fest im Hasse gegen die 200,000 Katholiken. Diese verbrüderten Seelen, hier zu Lande unehrerbietig Clique genannt, repräsentiren das nassauische Preußenthum, ohne daß sie im Lande außer ihrem Sold und Pfarrhauskreise kaum einen einzigen Gesinnungsgenossen zählen. Sie fühlen es gut, daß sie in Luft gestellt sind; deßhalb finden sie nirgends Ruhe, als in der Aussicht auf preußische Bajonette zum Schutze ihrer hohen Besoldungen und ihrer pietistischen Wühlereien. Der Herzog ist kein Preußenfreund, aber er hat die Furcht seiner Minister vor einer zweiten Märzerrungenschaftsperiode, und will das Schäfchen auf's Trockne bringen. Diese constitutionellen Minister von Wiesbaden lassen den Weltheiland in Schmutzblättern ungestraft einen „Vagabunden in Israel" nennen, während sie die katholische Kirche, beziehungsweise den Bischof von Limburg, auf die unwürdigste Weise zu knechten suchen, der im März 1848 mit seinem treuen Clerus allein den gänzlichen Umsturz der Regierung verhindert hat. Die Regierungsweise ist in dieser Beziehung ächt türkisch, so oft es sich um katholische Interessen handelt, und in unseren Tagen nur in solchen Kleinstaaten möglich, wo alles Vermögen für große Ideen und religiöse Freiheit todt ist. Es war ein Donnerschlag aus heiterem Himmel für die Gemüther dieser Bureaukraten, als die Kirchenfreiheit aus Oesterreich mit ihrem Frühlingsliede in ihre dumpfen Kanzleien hineinsang. Sie legten sich, heimlich vor den Augen der erfreuten Katholiken Deutschlands, in Sack und Asche, um Buße zu thun über den Fehlschritt an der Donau, der ihren Katholikenhaß und ihr Preußenthum mit einem Schlage vernichtete. Kein Wunder, daß seit acht Tagen die Nächte in Wiesbaden schwül auf den Ministern liegen. Die gestürzte Mittelmäßigkeit, die sich selbst lächerlich gemacht, darf für den Spott nicht sorgen.

Nicht viel besser sind die Zustände in Kurhessen. Ich will nichts sagen von einer Wirthschaft, die dort seit langer Zeit allen Nimbus um die Häupter der Gewalt zerstört und die Wurzel der Sittlichkeit im Volke angenagt hat. Wo solche Erscheinungen rechtskräftig im kleinen Lande auftreten wollen, predigt man umsonst Anhänglichkeit, Treue, Gehorsam. Und nie wird sich ein armes Volk der Duldung unterziehen, wenn das freche Laster im leichterworbenen Reichthum schwebt. Der Kirchenraub aus den Zeiten der Säcularisation hat auch hier seinen Unsegen reichlich abgesetzt. Das Volk ist ärmer, der Schatz leerer, nur das schachernde Judenthum reicher geworden, während die Kirche von Fulda, die Erbin der Reliquien des heiligen Bonifacius, drückenden Mangel leidet. Das Beamtenthum und Professorenwesen hangen am Leibe des Volkes nicht als Segen des Vaterlandes, sondern wie überall in den deutschen Kleinstaaten ohne Verhältniß zu den Volksbedürfnissen, bezahlt vom Staate ohne Rücksicht und Liebe zu demselben, mit gränzenloser Vettern-, Kinder- und Basenwirthschaft, die kein Recht hat, über den Nepotismus anderer Lebenskreise zu schreiben und zu spotten. Nur in einem Punkte unterscheidet sich die Regierung von den Grundsätzen der Kirchenpolizeimänner in Wiesbaden, daß sie die katholische Kirche etwas freier gewähren läßt, und ihr wenigstens das Recht der selbstständigen Regsamkeit gestattet, daß in Nassau alle Hausirer, Freikirchenmänner, Lumpen und Taugenichtse vollauf genießen durch besondere Wohlgeneigtheit seiner Excellenz des Herrn Winzingerode, Ministerpräsident im Rathe des Herzogs. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, wie in Kurhessen das Volk den Wühlern ein äußerst günstiges Terrain bot. Wo keine Liebe zum Fürsten, keine religiöse Innigkeit im Herzen waltet, da ist das Feld der Demokraten, da verfangen die hohlen Phrasen der Umsturzmänner, da blüht die Roheit der Turner und Schulkandidaten. Das Preußenthum hat nirgends Wurzeln im unterwühlten Boden. Das Schreien der

Journalisten nach der deutschen Union heißt auf diesem Boden nichts anders, als „Tod den deutschen Fürsten! Auf, nach Frankfurt um einen Präsidenten der deutschen Union!" Was von Gothaischer Unweltläufigkeit dazwischen gackelt und quackelt, ist so unschuldig und unbedeutend, wie das Licht in Miltons Hölle. Nur der katholische Bezirk Fulda bildet eine Ausnahme. Im katholischen Glauben fest gegründet, kann er natürlich mit den Heulern nicht mitheulen, aber die Armuth desselben macht, daß er nicht entscheidend auftritt. Das Volk weint und wehklagt am Grabe des heiligen Bonifacius um die Rückkehr der alten fürstäbtlichen Zeit, und hat nicht die mindeste Lust, in der Politik Komödie zu spielen. Die Gemeinden besteuern sich willig und tiefzerknirscht, um die Kinder zu ernähren, welche die Fuldaischen Mädchen aus Kassel und Frankfurt mitbringen, junges Demokratenblut, um die Fäulniß im Lande allgemein zu machen. Daß Kurhessen nicht mehr länger isolirt bestehen kann ohne Revolution, fühlt jeder; aber nur derjenige hat es, der schnell und kräftig handelt.

Zwischen beiden Hessen liegt Frankfurt, das freie Frankfurt, Göthe's Heimath mitten inne, eine protestantische Innung, die Jahrhunderte hindurch Katholiken, Juden, Reformirte gleichmäßig verfolgt hat, bis Dalberg den Glaubenshaß ermäßigte und die Zwingherrschaft über Meinungen beschränkte; ein Boden, wo die reichsstädtische Ordnungsliebe und kaufmännische Genauigkeit so grün ist, wie die Vettern- und Basenwirthschaft, deren sich kein anderer Winkel der Erde in gleichem Maße rühmen kann. Der Senat ist persönlich in seinen Mitgliedern vielleicht preußisch gesinnt, aber nicht als Corporation, welche frankfurtisch seyn und bleiben will. Hier zu Lande haben die Leute noch Geld, und wollen es behalten. Das allein begünstigt eine Vorliebe für's nahe Preußen, das man als autokratisches Regiment für das wirksamste Gegengift gegen Socialismus, Communismus und Knabenwirthschaft hält. Wer am besten schützen, und die meiste Freiheit für den städti-

schen Haushalt gewähren kann, ist der willkommenste Hals-herr. Wenn einige Reformirte und Pietisten, und die Cigarrenhändler nach Berlin blicken, so geschieht es mit schwerem Herzen, im Gefühl, daß die öffentliche Meinung nicht dafür ist. Alle Uniformen gelten in Frankfurt viel, aber die Oesterreicher sind doch die liebsten Gesellen, das Entzücken der schönen Welt, die das Fünfzigercollegium und den Senat regieren. Ach! wenn sie nur alle deutsch reden könnten! Das Stockböhmenthum ist doch eine fatale Sache für den großdeutschen Verkehr und alle geselligen Tugenden. Stoßseufzer über diese und ähnliche Verlegenheiten schwellen zu einem brausenden Sturm des Unwillens an im Hinblick auf das unvermeidliche Ende der erblichen Senatorwürde in den privilegirten Familien, der Eintheilung der Stadtbewohner in Bürger, Insassen und Permissionisten, der überflüssig gewordenen Kirchen- und Schulcommission und vereinigten Consistorien evangelischreformirter Mischung. Durum, sed levius fit patientia, quidquid corrigere est nefas. Als die Nachricht von der österreichischen Kirchenfreiheit nach Frankfurt kam, zitterte die Schöffenbank nach der Erzählung kundiger Freunde über das unselige Ereigniß. Denn einige nassauische Kirchentyrannei gegen den süßen katholischen Pöbel, ein althergebrachtes Vorrecht protestantischer Uebermacht, gehörte doch ohne Frage zu den Befugnissen des Senates, und nun kömmt der böhmische Graf Leo Thun, und läßt den Löwen aus dem Käfich nach den Grundrechten des deutschen Volkes, die man in Frankfurt proclamirt hatte, aber für die Katholiken nicht gelten lassen will. Das ist mehr, als schwache Nerven vertragen können! Auch der Prinz von Preußen verliert die stolze Hohenzollern'sche Haltung. Wie Apollo in Thessalien läßt er sich zum gemeinen katholischen Volke herab, welches man früher von der gesetzgebenden Versammlung ausgeschlossen hatte. Seine Frau in Coblenz besucht die katholischen Pfarrer, äußert Vorliebe für unsere Gleichberechtigung. Das verwirrt vollends die

Köpfe. Inter iliacos muros peccatur et extra. Man weiß bei Gott nicht, ob man preußisch oder österreichisch werden soll. Hier Jesuiten, dort Manteuffel und die Berliner Frohnleichnamsprozession! Man will zuwarten. Wo der Nutzen handgreiflich, die That siegreich, das Interim definitiv ist, „dahin, dahin will ich ziehen!“ Wer diese Politik nicht begreift, muß bornirt seyn!

Und Hessendarmstadt? Der Geist des Heinrich von Gagern schwebt über den friedlichen Fluren dieses Landes und muß den Tag erleben, den tiefschmerzlichen des Abfalls von Preußen, weil im Volke kein Sinn lebt für dasselbe, weil die Gotha'er Partei im Süden Deutschlands nur ein Kunstgewächs ist, ohne Duft und Frische, weil die Federn des österreichischen Adlers gewachsen sind, und ihr Rauschen vom Bregenzer Wald in die schwäbische Alp, in die Laubwaldung des Neckars hereingeklungen hat. Das sind die betrübten Aspecten! Protestantische Sympathien wollen auch nicht helfen. Denn die Hessendarmstädtische Regierung hat, einzelne Mißgriffe abgerechnet, gegen die Katholiken stets einen gerechten, versöhnlichen Geist kundgegeben, und sie in neuester Zeit als wackere Bundesgenossen gegen die Wühler und Heuler schätzen gelernt. Protestanten und Katholiken leben friedlich zusammen, man trägt kein Verlangen nach preußischem Regiment über die Confessionen, weil man sich den eigenen Haushalt selbst zurecht gelegt hat. So ist es leider Mathäi am letzten mit der Union, die in unseren Gegenden überhaupt nur wenigen Anklang fand, als Uebergang zu einem großen einigen Deutschland mit Oesterreich. Aber selbst beim kräftigsten Vorgange Oesterreichs und aller mithelfenden Regierungen in der Neugestaltung Deutschlands bin ich für deutsche Freiheit besorgt. Ich sehe nirgends einen Anlauf zu jenen Tugenden, welche allein die Freiheit möglich machen. Das Christenthum ist als Reliquie in einfältigen Seelen zurückgeblieben, die Masse des Volkes will von Christus und den Pfaffen wenig oder gar nichts mehr wissen.

Der Pauperismus, die einzige Märzerrungenschaft, wächst mit jedem Tage schauderhaft an, und frißt die Armenanstalten, und wo irgend ein Gut aus nüchternen Zeiten übrig ist, mit unersättlicher Begierde auf. Die Kindererziehung löst sich in Bezug auf die Sitte als Ueberfluß von den Familien. Man sorgt, daß das Kind französisch radbreche, weiter braucht es nichts, als offene Augen und kecken Muth. Luxus und ekelhafte Genußsucht haben alle Stände durch und durch entsittlicht, so daß ein Sonntag in unserer Gegend eine fürchterliche Erscheinung ist. Dieses Rennen und Jagen einer ganzen Bevölkerung nach sinnlichem Genusse, ohne allen Aufblick zu Gott, erinnert an die Zeiten vor der Sündfluth. Auf diese Fäulniß der süddeutschen Gesellschaft pochen und zählen die Reichsexregenten und andere Flüchtlinge, wenn sie mit solcher Zuversicht auf die Wiederkehr der Revolution in Deutschland rechnen. Mir scheint der Ansatz ihrer Rechnung weit richtiger, als die der frommen Wünsche in allen jenen Kreisen, die für die deutsche Zukunft zu arbeiten berufen sind. Man arzneit umsonst im faulen Fleische. Statt Verfassungen thut uns sittliche Wiedergeburt noth. Für Sünde, Weichlichkeit und verstocktes Laster reagirt die Weltgeschichte mit der Knechtschaft für die Bethörten, und die deutsche Furcht vor der russischen Knute hat ihren Grund im Gefühle der Schmach, die der Mensch, die die Gesellschaft sich selbst angethan. Die katholische Kirche allein hat, aller Anfeindung zum Trutz, einen Lebenskeim in sich, und nur dieser kann Deutschland politisch frei machen.

XXIII.

Ueber die prophetische Gesichte,

und insonderheit die von Spielbähn, Jasper rc. als nothwendige Ergänzung des von mir in meiner Ausgabe der Lehnin'schen Weissagung über den Unterschied zwischen Prophetie und Divination Gesagten. Von Dr. Meinhold.

Vorrede der Redaction der historisch-politischen Blätter.

Den nachfolgenden, von Herrn Dr. Meinhold uns gütigst eingesendeten Aufsatz theilen wir unsern Lesern um so bereitwilliger mit, als er auch Jenen willkommen seyn wird, welche nicht von dem Standpunkte des Verfassers ausgehen. Jedenfalls wird dieser Artikel, wenn er auch Keinen bekehrt, der anderer Meinung ist, dennoch zur Charakteristik des interessanten und hochachtbaren Mannes dienen, der ihn schrieb. Da die historisch-politischen Blätter weder in Lehnin'schen, noch in Spielbähn'schen, noch in gothaisch-kaiserpreußischen Actien speculiren, sondern bis jetzt diejenige Weissagung, respective Auslegung für die allein wahre, authentische und ächte halten, die sich durch den Erfolg bewähren wird — (als welchen wir, so lange es Gott gefällt, abzuwarten entschlossen sind!) — so ist unser Standpunkt ein völlig unbefangener und parteiloser. Gerade von diesem aus können wir nicht alle

Voraussetzungen theilen, von denen die Kritik unsers geehrten literarischen Freundes ausgeht. Es ist uns schlechterdings nicht gegeben, die hundert leoninischen Verse des Cisterciensermönchs von Lehnin, mit Herrn Dr. Meinhold, für einen Lobgesang zu halten, den der heilige Geist zur Verherrlichung des brandenburgisch-preußischen Hauses gedichtet habe. Wir neigen vielmehr (ganz abgesehen von der Authenticität oder dem prophetischen Werthe dieses Documents) merklich zu der Auffassung jener Kritiker hin, welche darin ein, dem preußischen Königthume gestelltes Prognostikon der allerübelsten Art erblicken. Eben so wenig können wir, wie Herr Dr. Meinhold es thut, in den Prophezeiungen, die sich seit vielen Jahrzehnten im rheinischen und westphälischen Volke umhertreiben, bloß deßhalb, weil sie Preußen im hohen Grade ungünstig sind, nichts als absichtliche und künstlich angelegte, betrügerische Machinationen der Feinde Preußens wittern. Wir verkennen den, zwischen dem viel jüngern Spielbähn und dem, seit beinahe einhundert und fünfzig Jahren in constatirbarer Form vorhandenen Hermann von Lehnin obwaltenden Unterschied nicht; aber im Allgemeinen dürfen wir doch nicht in Abrede stellen: daß auch hier, was den Einen Recht, dem Andern billig sei. Wenigstens dürfen wir die Grundsätze der skeptisch-rationalistischen Exegese, die wir in Beziehung auf das Vaticinium von Lehnin mit Verachtung von uns weisen, nicht selbst wieder gegen die rheinisch-westphälischen Gesichte zur Anwendung bringen, und am allerwenigsten sind wir berechtigt, den armen Spielbähn als Betrüger zu brandmarken, weil er im letzten Ausgangspunkte, so scheint es uns und allen, oder fast allen Lesern der Lehnin'schen Weissagung, im Wesentlichen doch mit dieser übereinstimmt. Darin jedoch pflichten wir Herrn Dr. Meinhold aus ganzer Seele bei: jeder gewissenhafte preußische Unterthan möge sich wohl hüten, nicht durch schwankende und vielleicht sehr trügerische, auf Preußens Untergang zielende Prophezeiungen sich zur Verletzung seiner einfachen Bürgerpflichten verlocken zu lassen. Nur möchten wir an diese War-

nung noch eine eben so wohlgemeinte Bitte nach der andern Seite hin richten: daß man umgekehrt in gewissen höhern Regionen sich nicht länger durch noch trügerischere, prophetische Hoffnungen auf eine preußische Kaiserkrone in eine Politik verstricken lasse, die auf schnurgeradem und abschüssigem Wege in eben jenen Abgrund führen muß, der den Augen der Staatsmänner, wie es scheint, verborgen ist, den aber die westphälischen „Kieker" vorzuschauen pflegen.

Was die Gränzlinie zwischen Prophetie und Divination betrifft, welche Herr Dr. Meinhold zieht, so möchten wir der Aufmerksamkeit desselben folgende Frage empfehlen. Liegt nicht zwischen der von Gott stammenden Prophezeiung und der dämonischen Weissagung das, nach oben und unten hin von nicht immer ganz sichern Gränzen eingeschlossenen Gebiet der natürlichen Divination, zu welchem die Anlage (wie die ganz gewöhnlichen Ahnungen, Vorgefühle, prophetischen Träume u. s. w. es bekunden) fast in jedem Menschen steckt, und als deren Steigerung das second sight der Schotten zu betrachten seyn dürfte? und sind auf dem dunkeln und geheimnißvollen Gebiete dieser Gabe,' welche von der Tugend oder Lasterhaftigkeit dessen, der sie besitzt, meistentheils unabhängig ist, neben unzweifelhaft wahren Blicken in die Zukunft nicht Täuschungen und Blendungen aller Art eben so gewöhnlich als unvermeidlich? Vielleicht wäre dieser Gesichtspunkt werth, von einem so geistvollen und sachkundigen Manne, wie Herr Dr. Meinhold, näher erwogen zu werden.

Dieser Aufsatz war bestimmt, hinter §. 9. meiner Einleitung zur Lehninschen Weissagung abgedruckt zu werden. Allein, da der Verleger mich alle Posttage zur Kürze ermahnte, gerieth derselbe am Ende auch in der That so kurz, daß ich späterhin

das bezügliche Blatt auf meine Kosten wieder umdrucken ließ*). Wie wirklich nothwendig es aber gewesen wäre, zeigt eine Menge Schriften über diesen Gegenstand, welche mir aller Orten, und insonderheit aus dem katholischen Deutschland zugeschickt sind. Ich muß leider daraus wahrnehmen: daß die abergläubische Furcht vor der Zukunft, welche sich zum Theil sogar nur auf bloße Volkssagen gründet, von vielen Schriftstellern absichtlich im armen Volke gepflegt wird, wie einst von den Mathematikern im alten Rom. Denn, was soll man davon denken, wenn es in unzähligen dieser Schriften heißt: daß in dem uns bevorstehenden großen Kampfe nach alten Prophezeiungen aus dem Kloster Werl (welchen?), die ganze Gegend zwischen der Ems Lippe und Ruhr, vom Rhein bis an die Weser, der Schauplatz blutigen Kampfes werden, und fast keine Stadt, kein Dorf von dem Schrecken dieses Krieges verschont bleiben werde; daß die „Birkenbaumer Schlacht“ bei Soest in Westphalen die größte und entscheidende seyn werde;

*) Ueberhaupt ist mir nie etwas Aehnliches vorgekommen, als die Verstümmelung meines größtentheils von anderer Hand sauber geschriebenen Manuscripts. Oft sind ganze Sätze ausgelassen, und da ich das Druckfehler-Verzeichniß am Vorabend einer sehr schweren Krankheit entwarf, ist Manches von mir im schon unwohlen Zustande übersehen worden, welches Böswillige als Unwissenheit auslegen können. Ich führe, bis die zweite Auflage erscheint, nur Einiges an. So fehlt z. B. S. 27 Anmerkung die schlechthin nothwendige Bezugnahme auf Röm. 1, 19, 20. S. 28 Anmerk. habe ich „nicht immer“, sondern „nicht öfter“ geschrieben, was einen außerordentlichen Unterschied ergibt. S. 136, Zeile 3 von oben fehlen hinter „daselbst“ die Worte „in diesem Jahrhundert“ u. s. w., wobei ich jedoch zur Steuer der Wahrheit bemerken muß, daß in der That im Jahre 1335 wieder ein Abt Hermann von Lenin sich als Zeuge einer Urkunde unterschrieben hat, welche ich später bei Gerken Codex Diplom. Brandenb. I, 472 getroffen. Dießmal habe ich also unserm „auserwählten Degen“ Unrecht gethan, obgleich die Sache selbstredend kein Haar breit in meiner Beweisführung ändert.

daß der starke Monarch, der sie schlägt, von Mittag kömmt, ein weißes Kleid trägt, mit Knöpfen bis unten hin; daß er auf einem Schimmel reitet, und von der linken Seite auf's Pferd steigt, weil er mit einem Fuße hinkt? u. s. w.

Muß nicht durch die allgemeine Verbreitung dieser und ähnlicher unverbürgter Visionen das arme Volk, besonders in den genannten Gegenden, zur Verzweiflung getrieben werden, zumal man Schriften der Art um einige Kreuzer feil bietet, und sie mithin in den Händen Unzähliger sich befinden? — Es ist wirklich zum Erbarmen, wie sehr auf der einen Seite der Unglaube und auf der andern der Aberglaube in unserem armen Volke wüthen, und sein Kreuz und Elend alle Tage auf die traurigste Weise mehren!

Hiebei stelle ich jedoch keineswegs in Abrede, daß jene und ähnliche Visionen wirklich dem Einen oder Andern im Volke zu Theil geworden sind, oder hätten zu Theil werden können; denn die second sight bei den Engländern (worüber gleich ein Mehreres) zeigt, was in der That die Möglichkeit nicht bloß, sondern auch die Wirklichkeit dieser Gesichte, indem spätere historische Zustände entweder in concreter oder symbolischer Gestalt, wie ein Spiegelbild, vor den Augen des Visionairs erscheinen.

Wollen wir aber nicht in den grundlosesten Aberglauben versinken: so müssen wir abermals, nicht die Vernunft (denn die weiß von diesen Dingen nichts), sondern die heilige Schrift zu dem untrüglichen Maßstabe unsers Fürwahrhaltens nehmen *). Die hauptsächlichsten prophetischen Visionen in derselben sind aber folgende:

---

*) Dieß that auch die Kirche schon früher gegen die montanistischen Visionäre auf der Kirchenversammlung zu Hierapolis im Jahre 170 oder 173, wie Einige meinen. Desgleichen sind gegen die falschen Propheten, Zauberer ꝛc. der 36ste Kanon des Conciliums zu Laodicea (320 oder 372 nach Christo) der 14te Canon der Synode

A. im alten Testament

1) der brennende Busch des Moses. 2. Mos. 3, 2—3.;
2) die zerstreuten Schaafe des Micha. 1. Könige 22, 17.;
3) die beiden Feigenbäume des Jeremias. Cap. 24.;
4) das Gesicht der Heuschrecken, des Feuers und der Bleischnur des Amos. Cap. 7.;
5) die verdörrten Gebeine bei Ezechiel. Cap. 37.;
6) der Reiter auf rothem Pferde in der Myrthenau. Zacharias 1, 8.; vergleiche außerdem Jeremias 1, 11. Daniel 7, 15. Cap. 8, 15.

B. im neuen Testament

1) das Gefäß des Petrus mit den unreinen Thieren. Apostelgeschichte 10, 9.;
2) die sieben goldenen Leuchter des Johannes. Offenbarung 1, 12. Cap. 17, 20 ff.

Bei allen diesen Visionen ist wohl zu bemerken, daß sie einmal nur den frömmsten und sittlich reinsten Menschen zu Theil wurden, und dann insonderheit: daß jede Vision, ohne alle Ausnahme, ihnen durch eine Stimme von oben erklärt und erläutert ward.

Wer sind nun dagegen die sittlich reinen und frommen Männer, welche die Schlacht am Birkenbaum und den starken Monarchen im weißen Kleide gesehen haben? Man kennt ihren Stamm nicht einmal, geschweige ihre Chroniken, noch erfährt man, daß ihnen ihre Visionen durch eine himmlische Stimme gedeutet wären. Es steigt mir daher der Verdacht auf, daß die Erfinder und Verbreiter dieser Histörchen heimliche Feinde

---

zu Narbonne (589) und der 29ste Kanon der Synode zu Toledo (633) gewährt, späterer Concilienbeschlüsse zu geschweigen. Denn man wußte gar wohl, daß die Propheten Gottes nicht wie die Fliegenpilze, oder, wie unsere wackeren Volksbeglücker haufenweise aus der Erde wachsen.

Preußens und begeisterte Freunde einer andern deutschen Großmacht sind (vergl. die weiße Uniform und des Stammes des starken Monarchen aus Süden), und ich werde auf diesen Verdacht bei den Prophezeiungen Spielbähns noch einmal weiter unten zurückkommen.

Indeß habe ich gegen die Möglichkeit dieser Visionen, wie gesagt, nicht das Geringste einzuwenden. Denn das „zweite Gesicht", die second sight der Schotten und Irländer, d. i. das symbolische Vorschauen zukünftiger Ereignisse, kömmt ja auch eben dort, wo jene Schlachten vorfallen sollen, nämlich in Westphalen unter dem Namen „vörkieken, spenkenkieken" auf gleich unzweifelhafte, als unbegreifliche Weise vor.

Ein geehrter Freund schreibt mir darüber aus dieser Gegend: „vielleicht ergäbe eine Untersuchung, daß es (das zweite Gesicht) einem rund um die Nordsee (denn auch in Dänemark wird es beobachtet) geschlagenen Zirkel von Landstreichern angehört, überall aber nur im Flachlande, und selbst in Schottland nicht im Gebirge wahrgenommen wird *)."

Dergleichen Leute nämlich, Männer, Weiber, ja Kinder in der Wiege sehen größtentheils symbolisch Hinrichtungen, Ersäufungen, Heirathen, Begräbnisse, Schlachten u. s. w. voraus. Stirbt z. B. ein Mensch am Galgen: so erscheint ihnen derselbe oft in seiner eigenen körperlosen Gegenwart, daneben stehend mit einem Stricke um den Hals; soll er enthauptet werden, ohne Kopf; erstochen, mit einem Dolch in der Brust; wird er krank: in ein Laken gehüllt, das nach dem Grade der Krankheit höher oder niedriger zum Kopfe hinaufreicht. Geht es bis zum Kinn, bedeutet es den Tod. Viele dieser, sich

*) Dieß läugnet jedoch Görres Mystik III, 352, indem er behauptet, daß es auch stellenweise in der Schweiz, in Schwaben, auch in der Gegend von Salzburg vorkomme, und wohl das ganze Alrunenwesen der alten Germanen, wie die merkwürdigen Erscheinungen in der Dauphiné und den Cevennen im Anfange des vorigen Jahrhunderts, einzig und allein hierauf beruht haben, eine Behauptung, der ich völlig beistimme.

selbst unglücklich fühlenden Menschen vererben diese seltsame — Augenkrankheit, könnte man sagen, auf ihre Kinder, andere wieder nicht. Manche sehen sich überall, wo sie gehen und stehen, von Geistern umgeben, und, was das Seltsamste: fast alle verlieren diese Plage, sobald sie in entfernte Länder ziehen. Gleich merkwürdig ist es: daß ein nicht doppelsichtiger sogleich dieselbe Erscheinung haben soll, sobald der Visionair seinen Fuß auf jenes Fuß setzt, was beinahe elektrische oder magnetische Einflüsse voraussetzen ließe. Indeß dauert das Gesicht immer nur wenige Secunden, während welcher dem „Schauer" die Augenlieder krampfhaft aufgerollt werden.

Daß dieß keine Selbsttäuschung seyn kann, geht daraus hervor: daß die Vision in den meisten Fällen, obgleich nicht immer eintrifft, und daß oft sogar Thiere, als Pferde, Hunde und Kühe gleichzeitig dasselbe Gesicht haben, was sie durch ihre Unruhe verrathen. Ja, wenn ein melkendes Weib das zweite Gesicht überfällt, reißt sich sogleich die Kuh los und läuft voll Schrecken davon, will sich auch lange Zeit hernach nicht wieder beruhigen lassen *).

Ueberdieß ist diese wunderbare Erscheinung seit Jahrhunderten beobachtet, obgleich in der neueren Zeit seltener geworden. Wann zuerst? ist aber nirgend angemerkt. Indem ich jedoch in Beda venerabilis eccles. Hist. Gent. Angl. blättere, finde ich folgenden Fall von einem sterbenden Knaben vor länger als tausend Jahren angemerkt, welcher die Behauptung Beaumonts bestätigt: daß oft Kinder in der Wiege, wenn eben ein anwesender Seher die second sight hat, plötzlich aufschreien und zu zittern beginnen. Andere interessante Fälle kann man bei Görres, und noch besser, bei dem freilich sehr seltenen Beaumont nachlesen. — Beda erzählt aber IV, 8.:

„Im Kloster Bericingen war ein Knabe von etwa drei

*) Beaumont Tractat von Geistern S. 77 bis 107.

Jahren und nicht älter, Namens Esika, welcher wegen seines kindlichen Alters von den gottgeweihten Jungfrauen daselbst erzogen wurde. Dieser, an der gedachten Pest krank liegend, rief im Augenblick des Abscheidens dreimal eine der geweihten Bräute Christo, als wäre sie anwesend, mit Namen: „„Eadgit, Eadgit, Eadgit!““ und so das zeitliche Leben endend, ging er in das ewige ein. Aber jene Jungfrau, die er sterbend rief, wurde bald an dem Orte, wo sie sich befand, von derselben Pest ergriffen und starb noch desselbigen Tages, an dem sie gerufen ward, und folgte dem, der sie gerufen hatte, in den Himmel.“

Hier ist die second sight schon um's Jahr 700 nach Christo und ganz so geschildert, wie sie heute noch, obwohl seit hundert Jahren in beschränkterem Maße, in den genannten Ländern vorkommen soll. Aus dem letzteren Umstande scheint hervorzugehen, daß der Aberglaube einer früheren Zeit daran vorzugsweise seinen großen Antheil gehabt habe, aber bei dem Zeugnisse so vieler glaubwürdiger Männer diese Erscheinung — obgleich sie auf Erden allerdings keine allgemeine, sondern nur eine örtliche Geltung hat — ganz wegzuläugnen, ist dennoch eben so gefährlich, als sie zu erklären. Vielleicht daß die magnetischen, elektrischen und andern noch unbekannten tellurischen Strömungen mancher Länder auf manche Augen einen so merkwürdigen Einfluß äußern, daß sie ihnen die, nach dem allgemeinen Glauben der Völker uns überall umgebenden Geister offenbaren, und ferner: vielleicht, daß es uns heute oder morgen durch eine neue Anwendung dieser Kräfte gelingt, ebenso die unsichtbare Welt der Geister zu enthüllen, als es unsern Vätern gelang, durch eine neue Anwendung des Glases die unsichtbare Welt der Infusionsthiere zu offenbaren. Denn, daß hier jene Kräfte wirklich vorwalten, zeigt einmal der Umstand, daß der „Speukenkieker“ seine traurige Kunst verliert, sobald er in andere Gegenden kömmt, insonderheit aber: daß ein Nichtdoppelsichtiger

dieselbe Erscheinung gewahr wird, sobald ihm der damit Befallene den Fuß auf den Fuß setzt.

Doch dem sei, wie ihm wolle; die historische Erscheinung der second sight, als den prophetischen Visionen der Schrift verwandt, bestätigt durch und durch den, in meiner Ausgabe der Lehnin'schen Weissagung gezogenen Unterschied zwischen Divination und Prophetie; denn

1) nicht alle Gesichte dieser Leute treffen ein, Beaumont a. a. O. S. 106. Görres III, 345 ff.; eben, wie nicht alle Orakel eintrafen; deßgleichen nicht alle Vorbedeutungen, die einem Jeden unter uns, die wir so eigenthümlich geformter Augen und der besonderen tellurischen 2c. Einflüsse darauf entbehren, von den umgebenden Geistern schon auf verschiedene Weise gegeben sind, oder noch werden gegeben werden;

2) die traurige Gabe des Doppelsehens ist größtentheils an einen unmoralischen Charakter geknüpft, eine so merkwürdige und mit unserer Generalregel zusammenstimmende Wahrnehmung, daß wir dafür die eigenen Worte Beaumonts anführen müssen. Er sagt aber S. 80 der deutschen Uebersetzung von Arnold:

„Die Personen, so diese Gabe besitzen, sind, wie man angemerkt, mehrentheils lasterhaft. Doch pflegen sie auch einige ehrbare Leute eines aufrichtigen Wandels zu haben";

3) keine einzige dieser Visionen ist dem damit Befallenen erklärt worden, wie das jederzeit nach der Schrift bei den prophetischen Visionen der Fall war, und neuerdings auch wieder bei Holzhauser und Adam Müller*) vorkommt.

---

*) Vielleicht liefere ich noch einmal über diesen interessanten Mann eine besondere Monographie, sobald es mir gelingt, die mit ihm

Hieraus müssen wir nun nothwendig schließen, daß die Erscheinung des second sight zu der dämonischen Ekstase gehört, und Theophylactus und Decomenius zu 2. Korinth 12. richtig anmerken: daß der Apostel Paulus, bei Darlegung seiner Vision, sich darum zuvor einen Menschen in Christo nenne, um anzudeuten, daß seine Ekstase eine göttliche und keine dämonische gewesen sei.

Wenden wir nun das Gesagte auf die rheinländischen und westphälischen Visionaire an: so ist es auf der Hand liegend, daß die Aussagen, welche diese Leute gemacht haben, und die oft erst durch die zweite und dritte Hand zur Oeffentlichkeit gelangten, mit der größten Vorsicht und höchstens als Curiosa, wie die Resultate des Kartenlegers H. zu betrachten sind.

Besonders ist mir der vielverbreitete Spielbähn († wahrscheinlich Ausgangs Februar 1783), von dessen angeblichen Prophezeiungen bereits die siebente Auflage erschienen ist, bei genauerer Ansicht im höchsten Grade verdächtig. Schon das fällt auf, daß der Herausgeber, Wilhelm Schrattenholz, erst im Jahre 1840 das einzige Manuscript dieser Prophezeiung erhalten haben will; noch mehr, daß er sich in allen Ausgaben in einer Note gebährdet, als behalte er, des Nachdrucks wegen, noch immer einzelne Aufschlüsse für spätere Auflagen in petto, die man aber in der siebenten noch vergebens sucht; am meisten aber befremdet es, daß diese Prophezeiungen ihrer Form und ihrem Inhalte, ja selbst ihrem Umfange nach, eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Bruder Hermann enthalten.

---

in Memel aufgenommenen und wahrscheinlich im geheimen Staatsarchiv in Berlin niedergelegten Protokolle zu erhalten. Er trägt alle Kennzeichen eines wahren Propheten; wogegen der vielbewunderte Swedenborg, der sich tagtäglich mit Geistern unterhielt, und darum oft die seltsamsten Proben einer, allen Glauben übersteigenden Beweisführung gab, mir nur als ein — wenn ich so sagen darf — „perpetueller Speukenkieker" erscheint.

Wir müssen dieß erst näher uns ansehen, bevor wir uns das letzte Urtheil darüber erlauben können.

Hermann versichert, seine Prophezeiungen von Gott erhalten zu haben. V. 1 u. 2. Spielbähn desgl. V. 1.

H. redet zuerst das Kloster Lehnin an. V. 3. Spielbähn desgl. das Kloster Siegberg.

H. sagt, daß ein Nichts von seinem Kloster bleiben würde. V. 7. S., daß das seinige werde von den Flammen verzehrt werden. V. 2.

Hierauf weissagt Spielbähn in leichtverständlichen Bildern die französische Revolution, das Auftreten Napoleons, den Tod desselben „im weiten Meere", die Gottlosigkeit und Eitelkeit der Zeit, bis es V. 39. heißt: „dann wird man das Oberhaupt der Kirche (nämlich den Erzbischof Clemens August) gefangen nehmen." Und hiemit endet sein Latein, oder vielmehr sein Deutsch. Nachdem noch einige Anspielungen auf Eisenbahnen, die Kartoffelkrankheit u. s. w. gemacht sind, kann der angebliche Prophet nichts anderes sich vorstellen, als daß die Wegführung des Erzbischofs einen furchtbaren Krieg hervorruft, welchen er daher mit entsetzlichen Specialien und in langweiliger Breite V. 59 — 109 beschreibt, und dabei aus Haß gegen den König von Preußen, den Entführer des Erzbischofs, den Bergischen Ländern zuruft: „Merkt auf! Euer Regentenhaus (Preußen), als welches abstammt von einem Markgrafenthum, wird von seiner Höhe herabsinken, und wird kleiner, als ein Markgrafthümchen werden *)."

*) Vielleicht geschah diese Apostrophe auch mit abermaligem Hinblick auf V. 93 des Hermann'schen Werkleins. Denn wir wissen, daß die meisten, besonders preußenfeindlichen Erklärer hier das „ultimus stemmatis" so verstehen, als werde Friedrich Wilhelm IV. der letzte seines herrlich blühenden Stammes seyn. Ich habe jedoch S. 206 ff. meiner Ausgabe diese, durchaus unrichtige Auffassung

Nun kömmt der Schluß des Gedichtes, welcher, wie der Anfang, fast in jedem Verse eine Nachahmung des Schlusses von Br. Hermann ist. Man höre!

H. V. 95: Deutschland werde einen König zurückempfangen. Sp. V. 111, 112: Nun kömmt der Mann, auf welchen die Welt lange gehofft hat, er wird römischer Kaiser heißen.

H. V. 99: Israel werde eine grause Unthat wagen, die mit Blut gesühnt werden müsse. Sp. V. 114: Um diese Zeit werden in Deutschland keine Juden mehr seyn.

---

widerlegt, und bemerke hier nur noch, zur Ergänzung des Gesagten, wie Alles von dem richtigen Verständniß des Wörtchens „suos" (die Ihrigen) V. 97 abhängt. Daß hierunter nur die einheimischen Fürsten verstanden werden können, lehrt der klare Zusammenhang, da bisher nur von ihnen die Rede war, und Bruder Hermann nirgend einen lyrischen Sprung versucht, daß der Gegensatz von „advena" als einem auswärtigen Fürstengeschlecht, daß aber unter den „suos" nicht das souveraine Volk verstanden werden könne, noch unter „advena" (Fremdling) Kolonisten: ergibt sich daraus, daß Bruder Hermann ein großer Feind des Pöbelregimentes ist, indem er V. 56, 57 Johann Georg als „gänzlich sonder Verstand" bezeichnet, weil er devot dem Pöbel gehorche, und zudem sicherlich kein moderner Volksbeglücker oder hungeriger Kolonist sei, die alte Bedachung von Lehnin und Chorin erneuern, noch dem Clerus seine alten Rechte wieder einräumen würde (V. 98). Mithin muß in Bezug auf das, an seinem Ort gesagte, schlechterdings meine Erklärung stehen bleiben, nämlich: Friedrich Wilhelm IV. als der eilfte und letzte des protestantischen Fürstenstammes in der Mark, ist zum Könige von Deutschland bestimmt. Will man dieß nicht zugestehen, tadle man meine Ansicht nicht bloß in diesen Blättern, sondern widerlege sie. Wie würde der nüchterne und prosaische Hermann, dessen kalten Versen, möchte ich sagen, man schon sein hohes Lebensalter anfühlt, durch einen **salto mortale** auf Deutschland und seinen König gekommen seyn, wovon im ganzen Vaticin mit keiner Sylbe die Rede ist, wenn er den „**Ultimum stemmatis**", den er ja deshalb auch schon gleich als „Scepterträger" einführt (V. 93), nicht darunter hätte verstehen wollen?

H. V. 96: Die Mark vergißt gänzlich jegliches Uebel. Sp. V. 115: Darnach wird eine gute und glückliche Zeit seyn.

H. V. 98: Und von Lehnin und Chorin ersteht die alte Bedachung. Sp. V. 113: Siegberg und Heisterbach (also auch hier gerade zwei Klöster) wird man wieder aufrichten, wie es weiland gewesen und von Anfang bestimmt war (vergl. H. V. 54.)

Ja, bis auf die Lesarten läßt sich der Betrug verfolgen. Denn, wenn Einige V. 97 „et advena gaudet" lesen, wonach es dann heißen müßte:

„die Mark wagt es, die Ihrigen zu pflegen, und der Fremdling freut sich ihrer",

so bezieht unser Pseudospielbähn dieß auf die Auswanderer, und sagt:

V. 118 dann werden die entflohenen Brüder von dannen (jenseits des Gewässers) zurückkehren mit ihren Kindeskindern;

V. 119 und sie werden in ihrer Heimath in Frieden wohnen fort und fort.

Nach dieser Exposition werden wohl alle vorurtheilslose Leser meine Meinung theilen: daß nämlich das spielbähn'sche Machwerk gleich nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. (denn wie oben bemerkt, ist es zuerst 1840 erschienen) von einem Preußenfeinde aus hermann'schen Bruchstücken zusammengeleimt wurde, wobei der unbekannte Verfasser sehr geschickt die Autorschaft einem gewissen Spielbähn in die Schuhe zu schieben wußte, der vor einigen fünfzig Jahren gelebt und von dessen Sehergeiste sich noch eine Tradition im rheinischen Volke erhalten hatte. Und theilen sie diese Meinung, so werden sie auch, insonderheit aber alle wohldenkende Geistliche, der unseligen Wirkung dieses Machwerks unter dem Volke vorzubeugen suchen.

Denn daß in dem Spielbähn, wie er vorliegt, nicht einmal ein divinatorischer, geschweige ein prophetischer Geist spricht, geht unzweifelhaft auch daraus hervor, daß er in dem Punkt, der Preußen betrifft, durchaus und gänzlich von einem zweiten Visionär, dem westphälischen Schäfer Jasper abweicht. Denn wie Spielbähn Preußen zu einem „Markgrafthümchen" schwinden läßt, so behauptet Jasper gegentheils:

„das preußische Haus geht nimmer zu Grunde, sondern wird die Kaiserkrone von Deutschland tragen" *).

An andern Visionären, mit welchen unsere gewitterschwüle Zeit sich trägt, und die sammt und sonders nach denselben Grundsätzen zu beurtheilen sind, wie ich sie theils oben, theils in meiner Ausgabe des Bruders Hermann auf Grund der heiligen Schrift angegeben habe, gehe ich hier mit Recht vorüber.

Dr. W. Meinhold.

*) Das Buch der Wahr- und Weissagung, Regensburg 1849. S. 96.

XXIV.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 20. August 1850.

In einer Zeit, wo fast alle Sterne und Sonnen sich als Irrlichter und Sternschnuppen bewähren, und alle irdischen Säulen und Stützen der Gesellschaft wanken, in einer Zeit, wo kein ruhiger, nüchterner Beobachter sich mehr darüber täuschen kann, daß wir, vielleicht in der Form anders gestalteten, in der Sache aber noch gewaltigern Erschütterungen, als die des „tollen Jahres" waren, entgegen gehen, und daß diese vielleicht schon hart vor unserer Thüre stehen, in einer solchen Zeit ist es nicht bloß erlaubt, sondern es ist christliche Pflicht, nach jedem vernünftigen und reellen Trostgrunde, wie nach einem Rettungsanker mit beiden Händen zu greifen, und jeden Schimmer einer nicht bloß chimärischen Hoffnung festzuhalten, um sich und Andere daran aufzurichten. Wir haben uns zu unserm Unstern und wahren Mißgeschick von jeher total unfähig gefühlt: an die populären Götter des Tages zu glauben, vor denen die Mehrzahl unserer lieben Landsleute auf den Knieen zu liegen ein tiefes und wahres Bedürfniß hat; im Gegentheil pflegt sich in uns beim Anblick dieses Cultus immer eine, wenn auch nicht verbrecherische, so doch gefährliche

Neigung zu regen: besagten Heiligthümern zu thun, wie Abraham nach der rabbinischen Tradition den aus Thon gebackenen Theraphim seines Vaters Thare, die er mit einem Stecken in Scherben zerschlug, worüber er dann mit den damaligen Dienern der öffentlichen Meinung in unangenehme und selbst lebensgefährliche Weiterungen gerieth. Daß uns bei dieser Stimmung viele Erheiterung entgeht, daß wir nicht wenig entbehren, wenn wir uns schlechthin unfähig bekennen müssen: uns für die freilich rasch wechselnden Götzen der Tagesmeinung fanatisiren zu können, dieß leidet nicht den mindesten Zweifel. Aber zu unserm Ersatze finden wir denn auch wieder großen Trost in andern Erscheinungen, an denen zeitgemäße Professoren, Staatsmänner und Zeitungsredactoren hohnlächelnd und achselzuckend vorübergehen. Zu den tröstlichsten und wichtigsten dieser Thatsachen rechnen wir die Missionen, über die uns von allen Seiten her, aus Böhmen und Nassau, aus Schwaben und Steiermark, aus preußisch Schlesien, wie aus Westphalen, Berichte zugehen, die uns in tiefe Rührung und freudiges Erstaunen versetzen. Die uns zukommenden Nachrichten aus den verschiedenen Ländern, die von Personen herrühren, die auf den verschiedenartigsten Standpunkten der Beobachtung stehen, stimmen in der Schilderung des Verlaufs und der Wirkungen der Missionen zu genau überein, als daß gegen deren Zuverlässigkeit und Genauigkeit ein Zweifel gestattet bliebe.

Als charakteristisches Beispiel solcher trostreicher Erfahrungen wählen wir folgende Schilderung, die aus der Feder des jungen, aber allen wahren Katholiken in Deutschland bereits rühmlich bekannten Priesters Gisbert Lieber herrührt *). „Man kann sich", sagt dieser eben so treugläubige, als glaubwürdige Berichterstatter, dessen einfache, von falschem Pathos

---

*) Sein Bericht führt den Titel: Andenken an die ersten Missionen in der Diöcese Limburg, in den Monaten Februar, März und April des Jahres 1850. Mainz 1850.

wie von jedem Schwulste der Uebertreibung freie Rede, den Eindruck der höchsten Wahrhaftigkeit macht, „man kann sich kaum einen Begriff machen von der gewaltigen Zerknirschung des Herzens, von dem tiefen Reueschmerze, der jetzt durch die Kraft der göttlichen Gnade, durch die augenscheinlichste Einwirkung des heil. Geistes plötzlich bei Menschen sich zeigte, die vielleicht ihr ganzes seitheriges Leben, oder doch den größten Theil desselben kalt und gleichgültig und verhärtet gewesen. „„Laßt mich hin zum Beichtstuhle““, so hörte man Einzelne ausrufen, „„laßt mich hin, ich muß beichten, denn ich bin ein großer Sünder!““ Und dieser Geist der Reue und Buße war es dann, der den Leuten jene Ausdauer verlieh, mit welcher sie Tag und Nacht fast ohne Nahrung, höchstens mit etwas Brod den heftigsten Hunger stillend, an den Beichtstühlen standen; und wenn es ihnen, bei der übergroßen Masse der Beichtenden, nicht gelang, zur Beichte zu kommen, so zogen sie den Priestern nach in alle Winkel des Hauses; mit Thränen in den Augen, mit aufgehobenen Händen baten und flehten sie, nur der Last sie zu entledigen, welche sie auf dem Herzen trugen, und sie jetzt nicht selten ohne allen Rückhalt auch, selbst außer der Beicht, dem Priester entdeckten *). Am größten und zugleich am ergreifendsten war die Zerknirschung der Männer und Jünglinge, die wir oft im Hinblicke auf die Sünden ihres Lebens in Thränen zerfließen sahen. Man konnte Männer, starke, kräftige Männer von solchem Schmerze ergriffen sehen, daß sie sich buchstäblich fast nicht aufrecht zu erhalten vermochten, und nur immer des Trostes, der Aufmunterung bedurften.“

„Die nothwendige Folge einer solchen gänzlichen Hinwendung zu Gott, wie sie die Mission bei unzählig Vielen bewirkt hat, war aber die, daß auch Alles, was noch zusammenhing

---

*) Auch bis heute noch werden Generalbeichten in großer Menge abgelegt, zu welchen die Missionen direkt oder indirekt den Anstoß gegeben.

mit der früheren Sünde, nunmehr verbannt wurde aus dem Herzen, daß man mit rastlosem Eifer sich bemühte, Genugthuung zu leisten für das Begangene. Ungerechtes Gut wurde zurückerstattet; es kamen Beispiele vor, daß Kinder die kleinsten Summen, die sie ihren Eltern entwendet, mit der rührendsten Gewissenhaftigkeit zurückbrachten, bevor sie zum Tische des Herrn hinzutraten; — ja sogar öffentlich, Angesichts vieler Leute, wurde von Einzelnen Solchen, denen sie früher Schaden zugefügt, nach den Predigten Abbitte gethan, und versprochen, daß der Rückersatz, sobald es immer möglich, geleistet werden solle. Ein Mann, dem vor längerer Zeit ein Sack mit Getreide weggekommen, fand denselben nach der Mission eines Morgens wieder in seinem Hause stehen. — Die in unseren ärmeren Gegenden so häufigen Holzfrevel minderten sich bedeutend, oder hörten ganz auf. Langjährige sündhafte Verhältnisse und Bekanntschaften wurden aufgehoben; gefährliche Zusammenkünfte der jungen Leute beider Geschlechter, die in manchen Gemeinden zu einer, von den Eltern schon überkommenen, auch den ernstesten Mahnungen der einzelnen Seelsorger beharrlich trotzenden Gewohnheit geworden waren, fielen von der Zeit der Mission an weg. Solche, die in Feindschaften, oft in dem heftigsten Hasse gelebt, söhnten sich aus; auf offener Straße reichten sich Manche, erfaßt von der göttlichen Gnade, die Hand, und baten einander unter Thränen um Verzeihung zur großen Erbauung derer, die es mitanschauten."

„In einer Gemeinde hatte ein Streit zwischen zwei Parteien bestanden; während nun früher die größte Erbitterung gegenseitig geherrscht, fand ein Beamter, der zur Schlichtung des Streites einige Zeit nach der Mission dahin kam, eine ganz versöhnliche Stimmung. Verwundert fragt er, was denn die Ursache dieser Umwandlung sei? „„Es ist ja Mission gewesen!"" war die Antwort."

„Wenn wir jetzt in die Gemeinden hineinkommen, wo die Missionen gehalten worden, da sehen wir oft am Abend große

Schaaren um das Missionskreuz versammelt; früher waren sie vielleicht gewöhnt, bis in die halbe Nacht in den Schenken zu sitzen, und den mühsamen Verdienst des Tages der Leidenschaft zu opfern; oder sie zogen etwa lärmend über die Straßen, störten den Frieden und die Ruhe der Leute in den Häusern, und gaben Hunderten Aergerniß. Jetzt ist es ihre Freude, draußen bei dem Missionskreuze den Rosenkranz, oder die heil. fünf Wunden zu beten, und dort die Vorsätze zu erneuern, welche sie bei der Kreuzpredigt in so feierlicher Weise dem Herrn dargebracht, oder sie gehen, wie dieß in einzelnen Orten geschieht, an mehreren Wochentagen Abends zur Kirche, um den Heiland im allerheiligsten Sacramente zu begrüßen. Statt der unlautern Gesänge, die sie vorher gesungen, hören wir jetzt meist religiöse Lieder. — Aber bei allem dem hängen sie den Kopf nicht, wie vielleicht Mancher, der auch einmal in diesen Bericht hineinschaut, denken könnte; nein, sie sind nicht trübselig, nicht traurig und mürrisch, sondern es sind die fröhlichsten, glücklichsten Leute von der Welt, die jetzt erst recht fühlen, was Freude ist, nachdem sie wahren Seelenfrieden, den Frieden der Kinder Gottes und die Freude im heil. Geiste gefunden haben."

Der Verlauf der Missionen, die Art und Weise, wie sich das Volk dabei benommen, schildert derselbe Augenzeuge in nicht minder anziehender Weise. „Wie ein Lauffeuer drang" (in Limburg an der Lahn, wo die Mission für Nassau begann) „die Kunde dessen, was hier geschah, in die Umgebung, und bald war die Domkirche zu klein, die heilsbegierigen Schaaren alle aufzunehmen. Aus mehr als zwanzig Ortschaften bis auf vier bis fünf Stunden im Umkreise kamen die Landleute herbei. Nüchtern zogen viele aus ihnen die halbe Nacht hindurch hierhin, wohnten allen Predigten bei, und brachten die ganze übrige Zeit des Tages unermüdet am Beichtstuhle zu, geduldig des Augenblickes harrend, wo sie ihre Beichten ablegen konnten; Nachmittags, ja selbst Abends um sechs und sieben

Uhr empfingen sie oft erst die heilige Communion, und wenn die Beichtväter ermatteten in ihrem Amte, das sie von Tagesanbruch bis in die Nacht hinein unausgesetzt zu verwalten hatten, so mußte der Eifer des Volkes sie wieder erheben. — In den letzten paar Tagen mochten meist an acht- bis zehntausend Menschen den Predigten anwohnen, gleichwohl kam (hier, wie bei den folgenden Missionen) auch nicht die leiseste Störung vor."

„Der Ruf der Missionen drang immer weiter, und setzte allmählig die ganze Gegend in Bewegung, immer grosartiger, massenhafter wurden die Zuzüge; je Mehrere nach und nach des Segens theilhaftig geworden, welchen die Missionen verbreiteten, desto höher stieg die Sehnsucht darnach; denn wer einmal beigewohnt, wer Friede und Trost der Seele in den heil. Uebungen gefunden hatte, der ging hin in die Heimath, selbst ein Missionär verkündete seinen Verwandten und Freunden, was er erlebt, und wo zuerst nur Einer fortgezogen, da zogen nun Hunderte, um die Predigt der Buße zu hören. — Schon am ersten Morgen, als die Patres zu Ransbach im Amte Selters, wo die zweite Mission gehalten wurde, die heilige Messe lasen, war die Kirche so gedrängt voll, wie sonst nur an den höchsten Feiertagen; bald aber waren die Straßen des Dorfes mit Fremden bedeckt, deren viele sich Wohnungen für die Dauer der Mission mietheten, so daß endlich kein Gasthaus mehr Raum bot und selbst alle Privathäuser bis zum Uebermaße sich füllten. — Leider mußte wegen der Beschränktheit der Kirche fast die Hälfte der Leute bei den heil. Uebungen vor derselben stehen; aber auch hier harrten sie ruhig, so weit es nur immer bei geöffneten Fenstern und Thüren möglich war, den Worten des Predigers lauschend. — Der Zudrang zu den Beichtstühlen war unbeschreiblich groß; um drei Uhr Morgens schon weckten die guten Leute den Küster aus dem Schlafe auf, damit er ihnen die Kirche öffne; Viele standen vom Morgen bis am Abend mehrere Tage hin

durch am Beichtstuhle, und sie brachen in lautes Weinen aus, wenn es ihnen nicht gelang, bei einem Beichtvater anzukommen. Es kam vor, daß Eltern ihre Kinder, die an andern Orten, oft weit entfernt, im Dienste standen, durch Briefe und Eilboten herbeiriefen, damit sie, selbst auf die Gefahr hin, ihren Dienst zu verlieren, nur kämen und eine gute Beichte ablegten."

„Dieselben Erscheinungen begegnen uns auch auf der folgenden Mission, die zu Wirges, einem großen Pfarrdorfe in der Nähe von Montabaur, statt fand. Bei dem günstigsten Frühlingswetter konnten hier die meisten Predigten im Freien gehalten werden. Die zwar große Kirche bot auch nicht Raum genug, um die Andächtigen Alle aufzunehmen, deren Zahl sich an einem Tage bis zu etwa 12,000 steigerte. Da der Ort nicht ferne von der preußischen Gränze gelegen ist, so kamen auch aus der jenseitigen Trierer Diöcese große Prozessionen nach Wirges gewallt, und Alle waren von einem Eifer beseelt, der keine Schranken kannte. Fast ununterbrochen sah man ganze Schaaren vor dem in der Nähe der Kirche aufgerichteten Missionskreuze, noch bevor dasselbe geweiht war, auf den Knieen liegen, unaufhörlich beteten sie und sangen. Ja die Gluth der Liebe und Reue hatte sie so sehr ergriffen, daß alle Bedürfnisse des Körpers vergessen zu seyn schienen; auch die Dunkelheit der Nacht, auch die Gewalt des Schlafes vermochte es nicht, die Rauchwolke des Gebetes, die aus tausend und wieder tausend Herzen zum Himmel aufstieg, niederzuhalten. Oel und Kerzen wurden von allen Seiten im Ueberfluß herbeigebracht, und so strahlte im Glanze der Lampen und Lichter das Missionskreuz mitten in dem Dunkel der Nacht, wie ein Leuchtthurm den sicheren Hafen bezeichnend. — Noch um eilf Uhr Nachts hörte man den geheimnißreichen Gruß an die jungfräuliche Gottesmutter, den heil. Rosenkranz in erhebendem Chore durch die Lüfte hallen; und nach kurzem Schweigen, das mehr aus Rücksicht auf die so sehr angestrengten und

darum der Ruhe bedürftigen Missionäre und übrigen Priester, als wegen des eigenen Bedürfnisses, eintrat, begann schon um ein oder zwei Uhr wiederum das Gebet, der Gesang. — Wie diese Tausende hier im Freien bei dem Kreuze, so durchwachten Andere zwei, drei Nächte, einstimmend in die Lieder und Gebete von Innen, in der Kirche, an den Beichtstühlen. — Viele aßen mehre Tage hindurch nur trockenes Brod, um nur ihren Platz nicht verlassen zu müssen, um den glücklichen Augenblick nicht zu versäumen, wo sie ihre Beichte ablegen könnten."

„„Nun müssen wir ein paar Tage Hunger leiden"", sagte ein armer Bettler zu seinen zwei Kindern, „„denn jetzt gilt es, der Mission ordentlich beizuwohnen, und da bleibt keine Zeit zum Betteln mehr übrig!"" Die glühende Begierde nach der Seelenspeise, nach der Speise des Wortes Gottes, ließ die Sorge um das irdische Brod kaum mehr aufkommen."

„Die vierte Mission wurde in der Augst (Augusta sacra) gehalten, einer großen Pfarrei, die sich über die Berge und Schluchten in der Nähe von Ems ausdehnt, vier Dörfchen umfassend, die von dem auf einer Höhe liegenden, weithin sichtbaren Kirchlein und Pfarrhaus überwacht sind. — Gleiche Liebe und Begeisterung erwartete auch hier die Missionäre. Rührend war die Hingebung, mit welcher sich die gemüthlichen Bergbewohner an die Patres, wie Kinder an den Vater, anschmiegten, mit welcher sie Alle, ohne Ausnahme, herbeieilten. Da die Mehrzahl der Parochianen aus armen Taglöhnern besteht, die sich durch die harte Arbeit in den benachbarten Silberbergwerken mühsam ihr tägliches Brod verdienen, und sie diesen Verdienst für sich und ihre Familien für die zehn Tage der Mission nicht entbehren konnten, noch weniger aber die Predigten entbehren wollten, so erbaten sich Viele aus ihnen von ihren Obern sogenannte Nachtschichten, d. h. arbeiteten die ganze Nacht, um dann bei Tage ungehindert allen Uebungen der Mission beiwohnen zu können."

Aehnliche Erscheinungen ergaben sich zu Montabaur, wo die wohlhabenden Einwohner täglich vierzig bis fünfzig speisten,

und ihnen, so weit es die Räumlichkeiten erlaubten, Nachtlager bereiteten. Aehnliches in Meudt im Westerwalde. Es war während dieser Mission, als ob der Westerwald in Bewegung käme, als ob eine Völkerwanderung im Kleinen in diesen Gegenden Nassaus eingetreten sei, so wogte und drängte es von allen Seiten nach Meudt hin.

Hier war es, wo der erste Cyclus der Missionen in Nassau endete, und die ehrwürdigen Väter, welche sie gehalten, vom christlichen Volke Abschied nahmen.

„Mochten schon in der letzten Hälfte dieser Mission täglich gegen fünfzehntausend Menschen versammelt seyn, so war das Alles doch nur ein schwaches Vorbild dessen, was wir am Schlußtage, am 21. April, erblickten. Sollte doch heute zum letztenmale (hoffentlich nicht für lange Zeit!) die Stimme der Missionäre uns entgegentönen; und da waren am Morgen schon die Landstraßen und Fußpfade mit den Schaaren der Andächtigen bedeckt, die betend heranzogen gegen Meudt. Insbesondere waren es jene Gemeinden, welche selbst früher die Missionäre in ihrer Mitte gehabt, die nun in großen Prozessionen (von Montabaur kam eine von etwa dreitausend Menschen) hierhin kamen, um die geliebten Väter noch einmal zu sehen, um die Abschiedsworte der Scheidenden zu vernehmen. Auch der hochw. Bischof langte gegen Mittag zu Meudt an, der Schlußfeier beizuwohnen; und als die Stunde der letzten Predigt schlug, da standen gegen dreißigtausend Menschen dicht aneinander gedrängt auf dem Gottesacker; jedes Winkelchen war angefüllt; aus allen Fenstern und Dachöffnungen der nächsten Häuser schauten nur Köpfe heraus, und auf den Bäumen oben, da saßen, wie die Vöglein, fröhlich und frisch kleine Knaben — und ungeachtet alles dessen kein Lärm, kein Geschrei, keine Störung. Was wohl Alle im Herzen fühlten, das fand einen Ausdruck in den trefflichen Schlußworten des hochw. Herrn Bischofs, der in der sichtlichsten Bewegung nun den Missionären im Namen aller Anwesenden den wärmsten Dank aussprach für die geistigen Wohlthaten, die sie in seiner

Diöcese gespendet; einen Dank, zu welchem er sich in so höherem Grade verpflichtet fühle, als er all das Gute, welches jedem Einzelnen seiner Diöcesanen zugeflossen, als ihm selbst erwiesen betrachten müsse. Welchen Lohn aber könne er im Vereine mit diesen ihnen bieten? Männern, die der Welt hinfällige Güter verschmähend, die Armuth sich zur Braut erkoren; die in Verachtung sinnlicher Genüsse ihre liebste Speise in der gewissenhaften Erfüllung ihres Berufes fänden, die der irdischen Ehre Nichtigkeit erkennend, die Ehre, ihren Ruhm nur in der Theilnahme an der Schmach des Kreuzes Christi suchten?"

Was hier aus Nassau, einem der durch Demokraten, Freichristen, Bureaukraten, Touristen und Badegäste unterwühltesten Länder Deutschlands, gemeldet wird, ist der Typus dessen, was aller Orten geschah, wo Missionen gehalten wurden. Fragen wir: was wir daraus zu lernen haben? so können wir uns eben so wenig gewisser, höchst trostreicher Folgerungen entschlagen, als wir andererseits in jenen Thatsachen Stoff zu Erwägungen finden, die nach allen Seiten hin wohl geeignet seyn möchten, Demuth zu predigen. Zuvörderst schämen wir uns nicht, frei zu bekennen und einzugestehen: daß wir, Angesichts unserer Errungenschaften, diese Missionen für das Erfreulichste, ja für das einzig Erfreuliche in unserer deutschen Gegenwart halten. Mögen sie den Kleingläubigen ein Zeichen seyn, daß der alte Gott noch lebt, daß die Wahrheit noch Wahrheit ist, wie ehedessen, daß sie ihre rechtmäßige Gewalt und Herrschaft über das menschliche Herz noch nicht verloren, und daß alles bösen Anscheins ungeachtet, unser Volk vielleicht doch noch eine Zukunft hat. Daß diese Missionen im Jahre 1850 in Deutschland, trotz der Uebermacht des Rationalismus und Pantheismus, ja gerade durch die Siege, die dieser erfocht, möglich geworden sind, daß sich ein so wunderbarer Segen an diese ersten christlichen Lebensregungen einer neuen Zeit knüpft, daß gerade jene Ordensgeistlichen, welche die verthierten Söldlinge der Wiener Revolution der Ehre ihrer Verfolgung wür-

digten, die Werkzeuge dieser wunderähnlichen Erneuerung seyn müssen, wer könnte darin den Finger Gottes verkennen? Hoffen wir, daß die Erstlinge der beginnenden Freiheit der Kirche ein Unterpfand bedeuten, daß Gott, nach seiner unverdienten Barmherzigkeit seine Gnade noch nicht völlig und nicht für immer, von unserm durch Hoffart und Gotteslästerung so tief herabgewürdigten Vaterlande zurückgezogen, daß er uns noch nicht ohne Hoffnung und Aussicht auf Erlösung den naturnothwendigen Folgen unsers Dünkels anheimgegeben hat.

Wahrlich es wäre nach den Erfahrungen der letzten dritthalb Jahre Niemanden allzusehr zu verargen gewesen, wenn er Deutschland für alle Zukunft aufzugeben, sich geneigt hätte finden lassen. Aber diese Missionen, die den besten Zeiten des Mittelalters Ehre gemacht haben würden, liefern den handgreiflichen und unwidersprechlichen Beweis, daß es außer dem Deutschland der Schmutzblätter und der noch gefährlichern Heuchel- und Meuchelpresse noch ein anderes und besseres gibt, und daß der Haß des Herrn Fallmerayer, — der, obgleich ihm laut Steckbrief die Schneidezähne fehlen, dennoch nicht von seinen ohnmächtigen und unmöglichen Bemühungen ablassen will, sie in dem bekannten Cotta'schen Blatte gegen das Christenthum zu fletschen! — daß dieser Haß nicht die Stimmung ist, welche in Deutschland zu gebieten und zu verbieten hat. Im wirklichen Volke ist das Gottesbewußtseyn und der Instinct der Wahrheit noch nicht erloschen, wie in jenen, den deutschen Namen schändenden Affen eines französischen Uraffen aus der Rococozeit. Im Gegentheil das wirkliche, lebendige, deutsche Volk lechzt nach der Wahrheit, und wenn sie ihm einfach und ohne die Zuthat deutscher Erbsünde, ohne die Verkümmerungen und Schnörkel einer pedantischen und unpraktischen Afterwissenschaftlichkeit, schlicht und einfältig, ohne Haß gegen Andersgläubige, aber auch ohne Menschenfurcht geboten wird, so erleben wir heute noch aller Orten die Erfolge, die sich nach dem Obigen im Nassauischen zugetragen haben.

Vielleicht will Gott noch einmal vor dem Ende der Geschichte mit uns die Wege gehen, die er vor achtzehn Jahrhunderten die europäische Menschheit geführt hat. Nicht der, selbst wohlthätigen und wahren, ja in ihrem Zusammenhange und am rechten Orte unentbehrlichen Wissenschaft, nicht der bloß menschlichen Macht ausgezeichneter Rede, überhaupt nicht dem hervorstechenden Talente als solchem hat er den Sieg verliehen oder verheißen. Er will, daß die Wahrheit nicht durch der Menschen Macht und Geist, sondern deßhalb triumphire, weil sie die Wahrheit ist. Darum sollte sie in den Missionen mit ganz gewöhnlichen, natürlichen Mitteln und Gaben verkündet werden, aber mit dem tiefen Glauben, dessen nur unschuldige und kindlich fromme Seelen fähig sind, welche Armuth, Keuschheit und Gehorsam zu ihrem Beruf und Erbe wählten. Erst wenn dieses Glaubens Kraft, die von oben kömmt, wieder in die Gemüther eingezogen, kann auf diesem Grunde eine ächt katholische Wissenschaft erstehen; nicht umgekehrt. Dieselbe Bekehrung ist auch nöthig, damit die Völker wieder regiert zu werden fähig werden. Gesetze und Verfassungen geben, denen die christliche Grundlage im Geiste und Herzen des Volkes fehlt, heißt ein Haus auf Moorgrund oder Flugsand stellen. Dieses Fundament kann freilich die Staatsgewalt nicht aus eigner Kraft legen; aber sie soll es auch nicht hindern; und es ist vielleicht das größte Unglück der Zeit, daß die wissenschaftliche wie die praktische Politik selbst die Ahnung ihres wahren Verhältnisses zu Gott verloren hat.

XXV.

Von Inschriften und Aufschriften und Wahlsprüchen alter und neuer Zeit.

(Ein Beitrag zur „Weisheit und Poesie auf der Gasse.“)

II.

Auf der Brücke von Heidelberg war vordem das steinerne Bild eines Affen zu sehen und dabei standen die Worte:

> Was thust du mich hier angaffen?
> Hast du nicht gesehen den alten Affen?
> Zu Heidelberg siehe dich hin und her,
> Da findest du wohl meines Gleichen mehr.

Allein schon im vorigen Jahrhundert haben die von Heidelberg diesen freimüthigen alten Affen von ihrer Brücke heruntergenommen, der eigentlich ihr Wahrzeichen war; die Affen aber, die zweibeinigen, in der Stadt sind nichts destoweniger geblieben, und haben sich im Gegentheil ansehnlich vermehrt, wie es die jüngste Affenkomödie gezeigt, die sie unter dem Titel der badischen Revolution dort aufgeführt und heute noch als großherzogliche Unions-Politik fortsetzen.

Solche Sinnbilder, ernsthafter oder scherzhafter Art, waren früher sehr häufig. In unsern alten deutschen Reichsstädten hatte in der Regel jedes Haus seinen eigenen Namen.

Oft war auch ein Bild darauf angebracht, nebst einem Spruch, der das Bild erklärte. So hieß z. B. ein Haus in Straßburg: „wo der Fuchs den Enten predigt.“ In Köln war es eben so.

Nun aber ist von diesen Namen, diesen Bildern und Sprüchen gar wenig mehr übrig. Die Namen sind meist vergessen, und die Bilder und Sprüche längst übertüncht. Wie es auf reformirten Kirchhöfen mit den Gräbern geschieht, so werden die Häuser, des häufigen Wechsels der Besitzer wegen, nur noch numerirt. Bilder und Sprüche aber sind in unserer nüchternen Zeit das Letzte, woran Baumeister und Hausherren denken. So sah ich mich z. B. neulich, als ich die Straßen Nürnbergs durchwanderte, überall nach alten, nürnbergischen Sprüchen um, konnte aber nicht viel Erkleckliches entdecken. Ueberall haben sie ihre Häuser so angestrichen, als seien sie aus Quadersteinen erbaut, und damit sind die alten Sprüche, an denen die Vaterstadt Dürers zur Zeit des Hans Sachs gewiß reich war, in die Brüche gegangen. Das Bemerkenswertheste noch, was mir bei dieser Häuserschau in die Augen fiel, war ein großes gemaltes Schild eines Töpfers: der Töpfer ist abgebildet, wie er Thongefäße verschiedener Art dreht, und darunter steht ein Spruch der heiligen Schrift: Jeremias 18. Im protestantischen Norden sind Inschriften wie die folgende, das Höchste, wozu sich dort noch die Poesie zu versteigen pflegt:

Dieß Haus steht in Gottes Hand,
Zur goldenen Gans ist es genannt.

Dagegen haben die Landstädtchen, die Dörfer und die zerstreuten Bauernhöfe in den Gebirgsgegenden des Südens, die in den Alpen und die auf der Hochebene am Fuß der Alpenkette, diese Sitte, wie gesagt, treuer bewahrt. Nicht selten geschieht es, daß uns hier von einer sonnigen Höhe hernieder, oder unten in dem grünen Grunde eines Thales schon von ferne ein stattlicher Bauernhof, halb in den Bäu-

men versteckt, halb sichtbar, freundlich entgegenwinkt. Treten wir näher hinzu, so sind heilige Vorstellungen, oder die Schutzpatronen darauf gemalt, und daneben sind Sprüche mancherlei Art zu lesen. Und zwar sind es nicht immer alte Häuser; manchmal gehören die Bilder und Sprüche auch der neuesten Zeit an, da diese Sitte sich für immer noch lebendig erhalten hat.

Ich habe mir viele dieser Sprüche aus den Bergen aufgezeichnet, weil sie ein treuer Spiegel des Volksgeistes sind; und sich in manchem von ihnen deutsches Gemüth, deutsche Frömmigkeit, deutscher Tiefsinn und Humor manchmal besser erkennen lassen, als in ganzen Büchern voll großsprecherischer Deutschthümeleien, wie sie nun gäng und gäbe sind.

Auch hier ist es wie mit den Glockensprüchen, auch hier gibt es einzelne Grundgedanken, die in mancherlei Variationen sich Jahrhunderte hindurch fortgepflanzt, und über viele Ländergebiete, wie alles wahrhaft Volksmäßige, verbreitet haben. Daß Gott der Herr des Hauses sei; daß nur von ihm dem Hause und seinen Bewohnern Friede und Segen kommen könne; daß ein Haus, das nicht auf ihn gebaut sei, und von seinen Engeln und Heiligen beschützt werde, auf Sand ruhe, das ist der Grundton, der durch gar viele dieser Sprüche durchklingt.

Ich habe bereits erwähnt, wie der alte schöne Gruß: Pax intrantibus et inhabitantibus! Friede den Gästen und den Hausgenossen! auf mancherlei Weise in deutschen Haussprüchen, seinem Sinne nach, wiedergegeben wurde. Ein anderer Gruß unserer Väter, den man noch in katholischen Gegenden im Munde des Volkes hört, findet sich gleichfalls da und dort zur Bewillkommung über den Hausthüren mit großen Buchstaben an die Wand geschrieben: Gelobt sei Jesus Christus! In Ewigkeit. Amen. Doch auch noch auf andere und andere Weise wird der Eintretende in diesen gottesfürchtigen Sprüchen an die eigene menschliche Ohnmacht

und an Gottes Allmacht, Weisheit und Güte erinnert. So steht in der kalten Einsamkeit am Fuße der mächtigen Zugspitze und der wilden Felswände des Wettersteines, auf einem Hause zu Lermoos in Tirol Angesichts der Schrecken der Bergwelt:

Der Menschen Hülfe ist gar klein,
Ich vertraue d'rum auf Gott allein.

Dort wo der Inn in breitem Alpthal rinnend die bayerische Gränze schon betreten hat, steht fern von der großen Landstraße, an die Bergwand gelehnt, ein kleiner, grünbewachsener Berggipfel mit einem Calvarienberg, die Biber genannt, dort steht ein Bilderstock, zu dem das Volk der Umgegend in andächtigen Bittgängen wallfahrtet. Auf einem Hause am Fuße dieses heiligen Berges fand ich den Spruch:

Wo ich bin und was ich thu,
Sieht mir Gott mein Vater zu.

Ein Gedanke, der anderwärts, auch also gefaßt, wiederkehrt:

Das Auge Gottes Alles sieht,
Wenn's auch noch so geheim geschieht.

Wieder gibt ein anderer unserer deutschen Haussprüche den Kern aller Lebensweisheit, das alte **ora et labora**, in schlichter derber Weise also zurück:

Daß dir Alles wohl gelling,
Schau auf Gott in allem Ding;
Arbeit' gern und sei nicht faul,
Gebräten Taub' fliegt nit in's Maul.

Nicht minder ist es auch die wechselvolle Unbeständigkeit und die flüchtige Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, die uns mit wehmuthvollem Ernste aus vielen dieser frommen deutschen Haussprüche entgegentönt, und den Geist dem Unvergänglichen, Ewigen zukehren möchte, oder wie auf einem Hause am Fuße des wilden Kaisers zu lesen:

Mensch! wenn du willst betrachten
Den Wechsel aller Sachen:

So soll dich kein Glück fröhlich
Kein Unglück traurig machen.

Mag er sein Haus auch noch so fest bauen und sich auch noch so bequem darin einrichten, das Stündlein wird schlagen, wo er seinem Hause und den Seinen Lebewohl sagen muß. Er hat keine bleibende Stätte auf Erden; er welkt wie eine Blume des Feldes, und dann kömmt:

„Ein Schnitter, der heißt Tod,“

und flicht ihn in den Erndtekranz hinein. Diese Vergänglichkeit alles irdischen Lebens, dieses alte „**Stat sua cuique dies**“ ist nicht leicht kürzer ausgedrückt, als in den vier einsylbigen Worten auf einem alten Tiroler Hause zu Frohnhausen bei Rassereit:

„All Ding a Weil. 1463.“

Der Leib, den der Mensch bewohnt, ist ja selbst eine baufällige Hütte, die er nach einer „Weile“ verlassen muß, wenn das Ziel seiner Tage gekommen; und das Haus, das er gebaut, wechselt, so lange es steht, immer seine Besitzer. An der Gränze des Salzburger Landes auf dem Hause des Zimmermeisters zu Waging ist darum auch ein sinnvoller Spruch, der ihn hieran erinnert, zu lesen:

Dieß Haus gehört mein und doch nicht mein;
Es wird auch nicht dem Zweiten seyn,
Der Dritte bleibet auch nicht hier,
Dem Vierten geht es auch wie mir,
Der Fünfte wandert auch noch aus:
Jetzt sag mir, wem gehört dieß Haus?

Den Sinn dieses Spruches weiter fortführend, hat ein Bäcker von Obing, gleichfalls im bayerischen Oberlande, auf sein Haus den Reimspruch gesetzt, der sich theilweise auch anderwärts findet:

1827.

Wir Menschen bauen Häuser fest,
Darin sind wir nur fremde Gäst,
Und wo wir [illegible] ewig seyn,
Bau'n wir gar wenig d'rein.

Lieb' und fürchte Gott,
So wirst du glücklich seyn hier und dort.

Georg Stallinger, Bäck von Oding.

Und wieder sagt in demselben, dem Ewigen zugewandten Geiste, ein anderer altbayerischer Hausspruch, auf die Urquelle alles Segens hinweisend.

An Gottes Segen
Ist Alles gelegen,
Wer den nicht hat,
Kommt zu Allem zu spat.

Daher gibt es denn auch eine ganze Reihe von Sprüchen, die in Form von Gebeten diesen göttlichen Segen auf das Haus und seine Bewohner herabflehen. Sie sind unter dem Namen „Haussegen" bekannt, und zwar werden sie nicht bloß an die äußere Wand gemalt oder geschrieben, viel häufiger noch finden wir sie gedruckt an die Thüren geheftet. Es gibt Gegenden in unserem Gebirge, wo man nicht leicht ein Haus findet, das eines solchen „Haussegens" entbehrte, die meist in den Druckereien der volksmäßigen Andachtsbücher von Einsiedlen, Augsburg, Bregenz u. s. w. gedruckt sind. Und nicht bloß an die Hausthüre, auch an die Stallthüre werden sie angeheftet, damit Gottes Gnade auch das Vieh, oft der einzige Reichthum der Familie, bewahren wolle. Darunter sind manche, in denen ein Geist einfacher, tiefer Frömmigkeit weht, und die zum Theil auch wohl uralt sind gleich unsern Volksbüchern und Volksliedern. So lautet z. B. einer dieser Haussegen, den ich im bayerischen Innthale gefunden:

Herr Gott, weil Alles liegt allein
An dem göttlichen Segen dein:
So bitt ich deine Barmherzigkeit,
Segne uns heute und alle Zeit,
Bevorab an der Seele Güter
Mein und der Meinigen Gemüther;
Segne unsre Wohnung und Stand;
Segne unsre Arbeit und Hand;

Segne unsern Aus- und Eingang;
Segne unsern Lebensanfang;
Segne uns mit seligem Sterben;
Laß uns das ewige Heil erwerben;
Durch dein Leiden und bittern Tod
Erlös uns von der Sünden-Noth,
Zu Lob deinem heiligen Namen,
Durch Jesum Christum Amen.

Und wieder heißt es in einem solchen Haussegen, den die Leute wie einen guten, schützenden Engel ansehen, der die Guten willkommen heißt und alles Böse fern hält:

Den lieben Gott ich lasse walten,
Der schon viel Jahre Haus gehalten;
Denn er ist ein reicher Gott,
Der uns hilft aus aller Noth.
Hüt' dich! fluch nicht in meinem Haus,
Oder geh bald zur Thür hinaus,
Es möcht sonst Gott von Himmelreich
Hart strafen mich und dich zugleich.

Einen kürzeren Haussegen dieser Art fand ich an die Wand gemalt auf dem Wirthshaus zu Wackersberg bei Tölz in Altbayern:

Den Ausgang und den Eingang mein,
Laß dir mein Gott empfohlen seyn;
Nimm auf, o Gott! wie ich begehr,
All Schritt und Tritt zu deiner Ehr.'

Daß die Heiligen, und insbesondere die Mutter Gottes, als die mächtigsten Fürsprecher zur Erflehung des göttlichen Segens nicht vergessen sind, versteht sich von selbst. So ist auf einem schönen Bauernhof bei Rupolding im altbayerischen Gebirg der Ritter St. Georg abgemalt, wie er den Drachen niedersticht, und dabei steht der kurze, schöne Spruch:

Wer Gott verehrt,
Bleibt unversehrt.

Und auf einem Haus zu Altstätten am Bodensee, Kantons

St. Gallen, ist die Mutter Gottes mit dem Jesuskind zu sehen mit der Unterschrift:

Dieses Haus steht in Gottes Hand,
Bei Maria Hilf ist es genannt.

Aehnlich lautet ein Spruch am Fuße des Kitzbühler Hornes, von wo man nach der Hohen Salve und dem Wilden Kaiser hinüber schaut:

O Mutter du ganz gnadenreich
Mit deiner Hilf von uns nicht weich,
Vor'm Feind beschütz uns allzugleich,
Und führ uns in das Himmelreich.
1836.

Dieser Spruch erinnert mich an einen anderen, der zwar nicht auf einem Hause, sondern auf einem Bildstock auf dem Oberaudorfer Calvarienberg am Inn steht. Es spricht sich darin in wenigen Worten eine so rührende Frömmigkeit aus, daß ich an ihm nicht vorbeigehen mag. Er lautet also:

Mit ganz betrübtem und traurigem Herzen
Grüß ich dich, o Maria voll der Schmerzen!
O Maria, liebste Mutter mein!
Laß dir die armen Seelen im Fegfeuer empfohlen seyn.
1832.

Den Segens- und Bittsprüchen zur Seite gehen aber auch gute Lehren, die der Hausherr den Eintretenden oder Vorübergehenden in die Seele rufen möchte. Erfahrungen, die er daheim oder in der Fremde gemacht, oder auch ein „Merk's“, das er seinen Nachbarn und Kindern vor die Augen bringen möchte. Besonders pflegen sich hierin die Sprüche auf den Wirthshäusern auszuzeichnen, denen es auch manchmal nicht an schalkhaftem Humor fehlt. So las ich in einem Wirthshause in der ehemaligen Grafschaft Bregenz, auf dem Herrgottsberg, beim Aufgang auf den Sulzberg:

Dieses Haus steht an der Sonnen,
Hast du kein Geld, so geh zum Bronnen;

Denn mit der Kreide an der Wand
Kann ich nicht fahren in's Weinland.

Diesem war der folgende, nicht minder kurzaufgebundene Spruch beigesellt:

Maul richt dich nach der Tasche,
Und nicht nach Krug und Flasche;
Hast du im Beutel keinen Heller,
So laß dem Wirth den Wein im Keller!

Gastfreundlicher dagegen lautet der Spruch auf einem altbayerischen Wirthshause:

Ich hab gebaut für Groß und Klein,
Geht nicht vorbei und kehret ein.

Wiederum spricht sich ein gewisses, den Mann ehrendes Selbstgefühl in einem Spruche am Wirthshaus beim Schweyer in Oberbayern also aus:

Veracht mich nicht und die Meinigen,
Betracht zuvor Dich und die Deinigen;
Findest du ganz fehlerfrei dich,
Dann komm und verachte mich.
Ich lache dann und denk dabei,
Daß Niemand ohne Fehler sei.

Diesen Reimen steht nicht übel zur Seite der Spruch auf dem Hause eines Binders, in dem ein verwandter Geist männlichen Selbstgefühls weht:

Mein Haus steht in Gottes Hand,
Als ein Ehrenmann bin ich bekannt,
Ich bin ein ehrlicher Binder,
Hab mein Haus baut für mich und meine Kinder,
Gibt's auch Neider und Spötter genue,
So bitt ich Gott für meine häusliche Ruh.

Gutmüthig und ehrlich, aber in seiner Schalkhaftigkeit etwas trocken und schwerfällig, klingt, was ich auf einem der Wirthshäuser des Bregenzer Sulzberges mit großen Buchstaben auf der Hausthüre gemalt fand:

Wann der Neid brennen dat (thät) wie das Feuer:
So wurde das Holz nicht so theuer;

Und wenn das Lügen so schwer wäre als Mühlstein tragen:
So würde man ehnder die Wahrheit sagen.

Etwas schneidiger hinwiederum ist ein Spruch aus dem bayerischen Schwaben gefaßt, wie er dort an einem Hause zu lesen:

Die Leute sagen immer:
Die Zeiten werden schlimmer;
Ich aber sage nein,
Und treffe besser ein:
Die Zeiten bleiben immer,
Die Leute werden schlimmer.

Manchmal wird in diesen Sprüchen auch den Söhnen und Enkeln an's Herz gelegt, daß sie das, was die Eltern im Schweiße ihres Angesichtes erworben, was sie in Gottesfurcht mit Fleiß und Genügsamkeit aufgebaut, in guten Stand halten oder weiter führen sollen. Ein schönes Beispiel einer solchen treuherzigen Anempfehlung bietet eine Inschrift auf der oberen Brücke neben dem Rathhaus zu Bamberg, vom Jahre 1456, dar. Sie lautet:

Merket ihr lieben Herren gut,
Behaltet den Bau in treuer Hut;
Wollt ihr dem seyn getreu,
Behalt den in Grundsgebäu.
Gott geb ihnen die ewige Ruh,
Die ihr Steuern habt geben dazu!
Dieß sollt ihr zum Exempel han,
Und greifet auch dergleichen an!
Anno Domini MCCCCLVI.

Ist nun in der Regel auf jedem Hause nur ein Spruch zu lesen, und zwar meistens über der Thüre, damit er dem Eintretenden gleich in die Augen falle und er wisse, welcher Geist ihn hier willkommen heiße; sind zwei und drei Sprüche schon seltener, so hat es indessen auch Hausväter gegeben, die ihr ganzes Haus, um und um, mit solchen Sprüchen verzierten. Wo ihnen einer daheim oder in der Fremde zu Ohren gekommen, wo sie einen auf dem Hause des Nachbars, oder

in einer alten Schrift gefunden, oder wenn ihnen auch selbst etwas begegnet war, was sie zum Nutzen und Frommen für Kinder und Kindeskinder in einen Spruch zusammengefaßt: alle diese Sprüche schrieben sie dann von Fenster zu Fenster rings um ihr Haus her an. Auf meinen Fußwanderungen in unseren Alpen habe ich zwei solcher, mit Inschriften überdeckten Bauernhäuser angetroffen, das eine im Tirol, das andere in Altbayern, beide nicht weit von einander; und zwar sind auf jedem derselben zwölf Sprüche angeschrieben. Auch in ihren Sprüchen selbst, die zum Theil uralt sind und viele Jahrhunderte hindurch in weiter Verbreitung sich nachweisen lassen, herrscht der gleiche Geist. Ein Theil davon ist dem Gehalte und der Form nach vortrefflich, andere mittelmäßig und minder bedeutend, alle jedoch für den frommen, gesunden Sinn des Volkes an den Bergen charakteristisch, und darum mögen sie auch hier zum Beschluß unserer Haussprüche eine Stelle finden.

Das Tirolerhaus steht dicht an der Gränze, wo sich die Gebiete von Tirol, Salzburg und Bayern berühren: in früherer Zeit gehörte diese Gegend unter den Gerichten Kitzbichel, Kufstein und Rattenberg zu Bayern, und das Volk, das bis zum Beginn dieses Jahrhunderts auch seiner eigenen freien Gerichtsverfassung aus den Zeiten Ludwigs des Bayern genoß, hat auch sonst noch manches Eigenthümliche in seinem Wesen bewahrt. Das Haus selbst steht unterhalb St. Johann bei Erpfendorf an der Achen, die auf dem Jochberg entspringend, an Kitzbichel vorbei und zwischen dem Kitzbühler Horn und dem Wilden Kaiser über St. Johann und Kössen in stürmischem Laufe dem Chiemsee zu fließt. Vor dem Hause rinnt ein Brünlein, über der Thüre ist der gute Hirt mit dem wieder gefundenen Schäflein gemalt, ferner die Mutter Gottes mit dem Jesuskind, auf der anderen, der Straße zugekehrten Wand ist der gekreuzigte Heiland mit zwei Engeln zu sehen, und ihm zur Seite der Erz-

engel Michael, wie er die Wage des jüngsten Gerichtes empor hält. Die Sprüche stehen rings um das Haus her von Fenster zu Fenster und lauten also:

Zu einer Sünd die Gelegenheit,
Wer nicht will meiden alle Zeit,
Kein' wahre Buß hat in dem Sinn,
Drum sein Beicht nichts nutzet ihn.

Dieser Spruch erinnert an einen kürzer gefaßten altdeutschen, den ein Schreiber einer Breslauer Handschrift beigefügt:

Wo sunde ist ane rewe,
Dy ist alle zit vor Gotn newe.

Die nächsten Sprüche lauten:

Die bös Gewohnheit ist dein Strick,
Von dem Teufel gemacht so dick,
Aus zehen, daß kaum Einer ist,
Der ihn zerreißt und noch entwischt.

Gewohnheit macht den Sünder blind,
Daß er nicht acht' sein schwere Sünd;
Er bildet sich von der Höll nichts ein
Bis er verdammt und muß darein.

In dem Feuer kein Mohr wird weiß,
Sein Leib bleibt schwarz, wann er ein Greis,
Was man in der Jugend treibet,
Solches auch im Alter bleibet.

Der göttlich Will der beste ist,
Dieß faß dir wohl, mein lieber Christ;
Nach diesem richt dein Leben ein,
So kann dir niemal übel seyn.

Im Himmel dich Gott haben will,
Wie sollst dich dann spreitzen viel;
Laß dich von Gott regieren frei,
Denke, daß Gott dein Vater sei.

Es schlägt ein Vater oft sein Kind,
Liebt doch das Kind, straft nur die Sünd,

Daß sich das Kind thu' halten wohl,
Und alle Sünden fliehen soll.

Wer die Eltern nicht ehren thut,
Von denen er hat Fleisch und Blut,
Sein eignes Leben kürzt ihm ab,
Und vor der Zeit muß in das Grab.

Nichts auf Erd, was ewig währt,
Als Gott's Wort währt ewig fort.

Wer sich ernährt mit seiner Hand,
In einem lebt so guten Stand,
Daß Gott selbst ihn selig nennt,
Wenn er sein Glück nur recht erkennt.

Ein' Wittib, die will einen Mann,
Und keinen doch bekommen kann,
Vom Wittibstand hat schlechte Ehr,
Weil's im Ehstand viel lieber wär.

Der Mann geht nach Geschäften aus,
Das Weib aber bleibt zu Haus:
Darum der Kinder Zucht geht an
Viel mehr das Weib, als den Mann.

Das zweite so reichlich mit Inschriften versehene Haus steht, wenn man bei Kössen die Achen verläßt, und dem Losarbache folgend bergan steigt nach „Reut im Winkel.“ Es ist das eine, wahrhaft „im Winkel“ liegende, recht einsamliche winterliche Berg- und Waldgegend; eine von jenen Alpengemeinden, von denen man sagt, daß sie neun Monate des Jahres kaltes, und drei Monate kein warmes Wetter haben. Viele Monate hindurch pflegt der Schnee hier liegen zu bleiben, und der Frühling erst spät aufzugrünen. Und doch fand ich dort bei dem oberen Wirthe unter seinem vorspringenden Dache den schönsten Aprikosenbaum mit Früchten bedeckt, und neben an eine prächtige Weichselkirsche und einen üppig aufgewachsenen Mandelschößling. Die Bäume mit den Blumen am Fenster, die dem Hause ein so reinliches, freundliches, fest-

liches Ansehen geben, hatten mich bestimmt, gerade in diesem Wirthshause einzukehren, und mich wundernd über die schönen Obstbäume an und um das Haus her, erfuhr ich dann, daß der Sohn des Wirthes eine besondere Liebhaberei zur Obstbaumzucht habe. So viel vermag Liebe und treue, sorgliche Pflege über die Ungunst der Elemente auch in einem sibirischen Klima; während man anderwärts, wo der Boden besser und das Klima milder ist, nur zu oft, neben grundlosen Mistpfützen um die Häuser her, Disteln und Nesseln, wüstes Gestrüpp und höchstens einen unverwüstlichen Hollunderstrauch sieht. Die Bäume zu Reut im Winkel dagegen, durch das vorspringende Dach gegen den kalten Reifen geschützt, preisen durch ihren frischen, gesunden, herrlichen Wuchs und ihre schönen Früchte dankbar die Hand des Gärtners. Und mag ihr Ertrag auch immerhin die darauf gewendete Mühe nur spärlich lohnen, so ist der Anblick dieser Bäume und Blumen in einer so rauhen, winterlichen Gegend ein täglicher Trost für das Auge, und eine angenehme Ueberraschung für den Gast, der gern von dem freundlichen Aeußeren auf das Innere schließt; wenigstens sagte ich es dem Wirthe ausdrücklich, daß ich bloß der schönen Bäume und Blumen wegen, die ich von ferne gesehen, nicht bei dem unteren Wirthshause, sondern bei ihm zugekehrt sei. Und diese Bäume und Blumen gehören so gut, wie die Bilder und Sprüche, zu der Poesie des Volkes in den Bergen. Regenwetter hielt mich dort in der Reuter Bergeinsamkeit über einen Tag und ich hatte es nicht zu bereuen.

In diesem Dorfe nun, ganz zu äußerst, wo der Weg hinaus nach den Seen und wieder über Rupolding nach Traunstein führt, steht der zweite Bauernhof mit den folgenden zwölf Reimsprüchen, von denen einige wohl zu den Besten gehören. Voran steht ein frommer Haussegen, der also lautet:

Laß uns, o Gott! im Frieden leben,
Du allein vermagst uns Glück zu geben.

O Gott! wie groß sind deine Werke
Durch deine Allmacht, Kraft und Stärke!
O Gott! laß du diesem Haus
Glück und Segen nicht weichen aus.
O Gott! Du siehst und segnest jeden Stand,
Schenk uns Frieden im Vaterland,
Behüt uns vor Kriegsgefahr,
Vor Pest, Hunger und Theurungsjahr!

Nun folgen diesem Haussegen zur Seite rings um das Haus her die übrigen Sprüche:

Sieh hinter dich,
Die Welt ist gar wunderlich!
Die Freundschaft ist gemein,
Aber die Treue ist gar klein!

Sieh dich wohl für! der Betrug ist groß!
Die Welt ist falsch und sehr gottlos!
Willst du derselben hangen an,
Ohne Schand kommst du nicht davon.

Ich kam einst in ein fremdes Land,
Da stand geschrieben an der Wand:
Sei fromm und auch verschwiegen,
Was nicht dein ist, lasse liegen.

Von dem folgenden Spruche sind nur einige Worte mehr lesbar, die den Sinn des Ganzen nicht errathen lassen. Der nächste lautet:

Schau auf dich und nicht auf mich!
Thu ich unrecht, hüte dich!
Denn glückselig ist der Mann,
Der sich an Schaden spiegeln kann.

Der nächste Spruch hebt an: „Wer sich ernährt mit seiner eigenen Hand;“ er ist derselbe, den wir schon auf dem ersten Hause gefunden; ein neuer Beleg, wie diese Sprüche von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von Land zu Land wandern; auch der nun folgende gehört unter die weitverbreiteten, er heißt:

Ich lebe — und weiß nicht wie lang,
Und sterb — und weiß nicht wann,
Ich reise — und weiß nicht wohin:
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin!

Ach Gott! wie geht es nur zu,
Daß die mich hassen, denen ich nichts thu!
Die mir nichts gönnen und nichts geben,
Die müssen doch leiden, daß ich thu leben.
Und wann sie meinen, ich sei verdorben;
So müssen sie für sich selber sorgen!

Red wenig, mach es wahr;
Borg wenig, bezahl es baar;
Laß einen Jeden, wer er ist,
So bleibst auch du, wer du bist.

Ruf Gott in allen Nöthen an,
Er ist's der g'wiß helfen kann;
Er hilft einem Jeden aus der Noth,
Wenn er nur hält sein Gebot.
Allein auf Gott setz dein Vertrauen,
Auf Menschen-Zusag mußt du nicht bauen;
Gott ist allein, der Glauben hält,
Sonst ist kein Glauben mehr in der Welt!

Frömmigkeit laß stets gefallen dir,
Viel mehr als Gold, das glaube mir;
Wann Gold und Gut sich von dir scheidt,
So weicht doch nicht die Frömmigkeit.

Da hat nun der Leser ohne Mühe Sprüche die Hülle und Fülle bei einander, und Jeder mag sich nach Wohlgefallen daraus wählen und darüber nach dem Maße seines Verstandes und Geschmackes urtheilen; denn die Baumeister und die Hausherren, die sie auf ihre Häuser gesetzt, waren dabei ohne Zweifel des alten Wortes eingedenk:

Wer will bauen an die Gassen,
Muß die Narren reden lassen.

Wie mir indessen scheinen will, wird nicht leicht einer seyn, der nicht die eine oder die andere darin enthaltene Lehre brauchen könnte, wenn er sie nur sich zu Nutz zu machen weiß; denn wie es in einem anderen alten Spruche heißt, der schon im fünfzehnten Jahrhundert, vor unserer todten Bücher- und Stubenweisheit, im Schwunge war:

> **Der ist wis und wol gelert,**
> **Der alle Ding zum besten kert.**

Die aber, die da verlangen, daß Alles und Jedes nach ihrem Geschmack und ihrem eigenen Spitzkopf abgefaßt seyn soll, und mit alberner Geringschätzung auf das herabsehen, was neben her oder darüber hinaus geht, die mögen auch über diese Sprüche, in denen der Geist einer frömmeren, ehrenfesteren und darum deutscheren Zeit lebt, die Nasen rümpfen, das wird die Baumeister und Hausherren nicht kränken, sie werden vielmehr, wie es in dem Spruche am Wirthshause beim Schweyer heißt, über solchen hohlen Dünkel aufgeblähter Thoren lachen, und zum Schluß will ich ihnen noch in's Wanderbuch einen Spruch einer süddeutschen Hausinschrift schreiben:

> Wer es Allen recht machen kann,
> Der streich mich aus und schreib sich an.

Guido.

XXVI.

Literatur.

I.

Die Jesuitenkirche zu Trier und das preußische Gouvernement. Trier 1850. Verlag von J. B. Grach.

Im Jahre 1838 erschien eine „Monographie“, welche den gleichen Gegenstand, wie diese Schrift, behandelte; es wurde aber von der Polizei mit aller Strenge auf dieselbe gefahndet. Es sind nun seither in dem trier'schen Volksboten Nachträge zu dieser Monographie geliefert worden, welche beide nun unverändert der Verfasser in vorliegender Schrift dem Publikum übergibt.

Sie hat ihr eigenes Interesse, weil sie uns an einem einzelnen frappanten Beispiele die Handlungsweise der früheren preußischen Regierung und die gegen die Katholiken von derselben ohne Scheu ausgeführten Willkührlichkeiten vor Augen führt. Wir wollen unsern Lesern einen ganz gedrängten Ueberblick des merkwürdigen Streitgegenstandes geben.

Nach Aufhebung des Jesuitenordens vereinigte Churfürst Clemens Wenceslaus im Jahre 1779 alle Güter desselben in

Trier mit dem Seminarium. Die französische Revolution erstreckte ihre verwüstende Hand auch in das Churfürstenthum Trier; es ist nun charakteristisch zu sehen, wie die preußische Regierung, die durch diese Revolution hervorgerufenen „faktischen Verhältnisse" zur Grundlage ihrer Handlungsweise gegen die katholische Gemeinde Trier wählt, und mit den Waffen, die ihr diese Revolution an die Hand gibt, den früheren Rechtsbestand angreift und ihn zu vernichten sucht; eine Erscheinung, die um so charakteristischer ist, als wir Preußen auf dem gleichen Pfade, den wir es hier in einer ganz speziellen Sache wandeln sehen, im gegenwärtigen Augenblicke in der großen Frage der Reorganisation Deutschlands antreffen. Die „faktischen Verhältnisse" spielen da im Großen die Rolle, welche sie dort im Kleinen seit dreißig Jahren spielten. — Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat es sich übrigens zur Aufgabe gemacht, mit juristischer Schärfe und mit geschichtlichen Thatsachen nachzuweisen, daß sogar dieser, auf die durch die Revolution herbeigeführten Zustände gefaßte Ausgangspunkt der preußischen Regierung ein verfehlter sei; auf eine ganz schlagende Weise widerlegt er die Behauptung des preußischen Gouvernements, als sei die Jesuiten- oder Seminariumskirche französisches und somit später preußisches Nationalgut geworden, und führt solche Urkunden auf die zu einer vollständigen juristischen Ueberzeugung von der Unwahrheit der Behauptung des preußischen Gouvernements gar nichts zu wünschen übrig lassen. Wir wollen nur ein Beispiel anführen: Eine mit der Ausmittelung der Güter des Seminariums vom damaligen Präfecten Keppler beauftragte gemischte Commission erklärte die Jesuitenkirche als Eigenthum des Seminars, und dieser Präfect überwies nun in Vollziehung eines Consularbeschlusses vom 20. Prairial Jahr X zu drei verschiedenenmalen diese Kirche als Eigenthum dem Seminarium, während er die vom Staate als Nationalgut erklärten veräußern ließ. — Die Kirche blieb auch wirklich während der ganzen übrigen Zeit

der französischen Herrschaft unangefochten im Besitz des Seminariums.

Dieses änderte sich nun bald, nachdem das linke Rheinufer nach der Besiegung Napoleons aus französischem Besitz in preußischen übergegangen war. Durch Anstellung ausschließlich protestantischer Beamten und Verlegung von altpreußischen Regimentern nach Trier, gelang es, eine protestantische Gemeinde dort zu bilden. Für diese mußte nun eine Kirche hergestellt werden, und da der Staat es am wohlfeilsten fand, eine solche den Katholiken zu nehmen, so besann man sich nicht lange, dieses wohlfeile Mittel in Anwendung zu bringen. Wir haben in unsern Blättern schon einigemal Gelegenheit gehabt, von der bedrängten Lage derjenigen katholischen Gemeinden in Preußen zu sprechen, welche zahlreich zerstreut in den protestantischen Provinzen verkommen; wie für deren religiösen Bedürfnisse nicht nur nichts von Oben herab geschieht, sondern man noch froh seyn muß, wenn der Selbstsorge für solche nicht noch allerlei Hindernisse in den Weg gelegt werden. Wie anders hier in dem altkatholischen Trier, dem ehemaligen Sitze eines geistlichen Churfürsten, dem jetzigen eines Bischofs! Kaum war eine protestantische Gemeinde planmäßig in die Stadt hineinverpflanzt, so mußte sofort von staatswegen eine Kirche ihr zur Verfügung gestellt werden. Der Verfasser erinnert hierbei mit Recht an jene in Schlesien begangenen Gewaltthätigkeiten, wo in Zeit von sechs Jahren hundert und dreiundzwanzig katholische Kirchen, sammt Vermögen, den Katholiken weggenommen und den Protestanten von staatswegen übergeben wurden, und fünfhundert andere nur durch die dadurch aufgeregte Stimmung der katholischen Bevölkerung Preußens von einem gleichen Schicksale gerettet wurden.

Die preußische Regierung legte aber nicht sofort Hand auf die Jesuitenkirche, sondern sie gebrauchte ihre Um-

wege. Zuerst bat man nur um einstweiligen Mitgebrauch; um was man zuerst bat, das forderte man später, und erwirkte einen Machtbefehl für seine Forderung. Dann trat man hochmüthig auf, und zwar so, daß die Katholiken zuletzt ganz in die Chorspitze der Kirche gedrängt wurden, und nur noch in den frühen Morgenstunden Gottesdienst halten durften. Endlich am 25. Februar 1819 entriß eine Cabinetsordre die Kirche den Katholiken, und übergab sie ausschließlich den Protestanten. Gegen diese auffallende Ungerechtigkeit opponirten unermüdlich der Bischof und die Stadtbehörden; man kam auch wirklich zur theilweisen Einsicht des begangenen Unrechts, indem durch eine Cabinetsordre von 1839 die Rückgabe der Kirche an das Seminarium verordnet wurde; allein man achtete diesen Befehl nicht, und blieb im Besitze der Kirche. Auch bei Vollziehung der wiederholten Befehle des jetzigen Königs zum Bau einer neuen protestantischen Kirche und zur Rückgabe der Seminariumskirche an das Seminar befliß man man sich einer solchen Langsamkeit, daß das Seminar, um eine dreißigjährige Verjährung zu verhindern, sich entschloß, mit einer Eigenthumsklage vor den Gerichten aufzutreten, welche sich entgegen den Behauptungen des Fiscus als competent erklärt haben. Der Streit waltet nun vor dem Appellhofe, indem der Fiscus und die protestantische Gemeinde gegen das Competenzurtheil des Landgerichts Appell eingelegt haben.

II.

Ueber die Provincial-Concilien und Diöcesan-Synoden. Von Joseph Feßler. Innsbruck 1849.

Seitdem der heilige Vater sich über die Diöcesansynoden dahin ausgesprochen hat, daß so zweckmäßig und heilsam das Institut an sich auch sei, dennoch diese Versammlungen im gegenwärtigen Zeitpunkte in Deutschland nicht gehalten werden sollen, hat dieser Gegenstand außerordentlich viel an dem praktischen Interesse verloren, welches sich an denselben seit mehreren Jahren angeknüpft hatte. Wenn demnach die Feier solcher Synoden noch in eine unbestimmte Zukunft hinausgeschoben worden ist, so glauben wir doch, daß die theoretische Behandlung dieser Materie von einem großen und bleibenden Nutzen gewesen ist. Es sind dadurch vieler Menschen Herzen offenbar, und es ist möglich geworden, eine nicht unbeträchtliche Menge von sehr folgereichen Irrthümern, die in Betreff des erwähnten Institutes sich geltend machen wollten, zu zerstreuen und zu beseitigen. Auf diese Weise war bereits vor der päpstlichen Entscheidung Denjenigen, welche die Synoden als eine Art kirchlicher Landtage ansehen und hier mit ihren dringlichen Anträgen eine völlige Umwandlung der kirchlichen Verfassung zu Wege bringen wollten, die Lust an der Sache vergangen, weil sie zu ihrer nicht geringen Verwunderung wahrnahmen, daß sie mit ihrer Auffassung der Diöcesansynoden nur bei denen Glück machten, welche aus Mangel an gehöriger Bildung keine Ahndung von der wahren kirchlichen Bedeutung jenes Instituts hatten. Die reichhaltige Literatur über diesen Gegenstand, welche in den letzten zwei Jahren zu Tage getreten ist, hat dazu gedient, mehrere Parthien

des canonischen Rechtes von Neuem zu beleuchten, und überhaupt das Interesse an dieser Wissenschaft zu beleben. Schon der große Papst Benedict XIV. hat in seinem, den Diöcesansynoden gewidmeten Werke eine Fundgrube für das canonische Recht, man möchte fast sagen in allen seinen Instituten, eröffnet, und so haben nach diesem unerreichbaren Vorbilde auch die neuern Schriften über diesen Gegenstand nicht umhin können, sowohl auf viele einzelne Materien jener Wissenschaft einzugehen, als auch insbesondere die Principien, die wesentlich zur Beurtheilung der gesammten Institute des canonischen Rechts dienen, festzustellen. Eben hierin aber liegt der Grund, daß der Gegenstand in so fern noch keineswegs zu einem völligen Abschlusse gebracht worden ist, als durch ihn sehr viele wissenschaftliche Fragen angeregt worden sind, und gewiß noch in Anregung kommen werden, die eine gründliche Erörterung fordern. Es wird die Literatur über die Diöcesansynoden unstreitig auch in der nächsten Zukunft ihre Fortsetzung erhalten, wie wir namentlich dem Drucke der von der hiesigen theologischen Facultät gekrönten Preisschrift über diesen Gegenstand entgegensehen. Aus der Zahl der Schriften, welche demselben bisher gewidmet worden sind, finden wir uns veranlaßt, eine noch besonders hervorzuheben, welche bisher nicht in dem Maße, in welchem sie es verdient, zur Anerkennung gelangt ist. Es ist dieß die oben bezeichnete von Professor Feßler, in welcher der Verfasser es sich zur Aufgabe gemacht hat, außer den Diöcesansynoden auch die Provincialconcilien einer näheren Erörterung zu unterziehen, die in den übrigen hieher gehörigen neuern Schriften nur im Vorübergehen berücksichtigt oder bloß zur Begründung der Bedeutung der Diöcesansynoden zu diesen in einen juristischen Gegensatz gestellt worden sind. In dem angegebenen Werke, welches eben so sehr von der treuen kirchlichen Gesinnung, als von der gründlichen Gelehrsamkeit seines Verfassers Zeugniß gibt, ist nun auch den Provincialconcilien ein eigener Abschnitt gewidmet. Dieser ist um so willkommener, als nach dem gegenwärtigen

Stande der Dinge die Provinzialconcilien den Diöcesansynoden voranzugehen haben, und gerade durch sie die Arbeiten der letztern um Vieles erleichtert worden sollen. Es läßt sich daher erwarten, daß, nachdem erst wieder die Provinzialconcilien, die Versammlungen des Episcopates, in's Leben getreten seyn werden, dadurch die Synoden, die Versammlungen des Clerus der einzelnen Diöcesen um seinen Bischof, ihre frühere Bedeutung wieder erhalten werden, und die alte Ordnung wieder Eingang finden werde, daß der vom Concilium heimgekehrte Bischof alsbald auch die Synode berufe.

Was nun den Inhalt der gediegenen uns vorliegenden Schrift im Einzelnen anbelangt, so handelt der Verfasser, nachdem er von den Concilien und Synoden, mit Berücksichtigung aller heutigen Tages hiebei ventilirten Fragen gesprochen hat, nachfolgende Materien ab: Berufung des Provinzialconcils, Zusammenwirken und Berechtigung der Theilnehmer am Provinzalconcil, Geschäftskreis der Provinzialconcilien, Art der Abhaltung des Provinzialconcils, und was nach dem Provinzialconcil zu geschehen habe. In dem dritten Abschnitte werden dann die Diöcesansynoden insbesondere erörtert. Wir können nicht umhin, diese Schrift angelegentlich der Aufmerksamkeit unserer Leser zu empfehlen.

XXVII.

Die Siccardi'schen Gesetze in Sardinien.

Erster Artikel.

Wenn man einen Ueberblick über das weite Kampffeld wirft, auf welchem in den Jahren 1847, 1848 und 1849 die europäische Revolutionspropaganda zum erstenmal im Großen ihre Macht entfaltet und den Kampf gegen die bestehenden Grundlagen der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung angehoben hatte, so findet man sie in offener Schlachtreihe gegenwärtig nur noch an zwei Orten aufgestellt, in der Schweiz und in Sardinien. In allen andern Ländern wurde sie zurückgedrängt; sie ist zwar nicht weniger zahlreich denn früher jetzt noch da vorhanden, aber aus dem offenen Felde geschlagen, sieht sie sich darauf beschränkt, im Geheimen die etwas gestörte Organisation ihrer Kräfte wieder herzustellen, und sich für einen neu anzuhebenden Kampf vorzubereiten.

In der Schweiz jedoch ist die Revolution noch im vollen Genusse ihres Sieges, und beutet denselben nach ihrer Art aus; sie gebietet auch noch in Sardinien, nur in anderer Form. Dort tritt sie als solche unverhüllt auf, trägt keine Scheu, sich dem ganzen übrigen Europa zu zeigen, weil sie in dem Mantel einer sogenannten Neutralität sich für unverletzlich hält, und sogar wegen des inneren Haders und der Schwäche der europäischen

Kabinete als unverletzlich gilt; hier aber hat sie sich in ein Advokatenregiment zurückgezogen, welches unter dem Aushängeschild josephinischer Aufklärung und der Ausposaunung der alten Lehre von einer alles verschlingenden Staatsomnipotenz den von der Revolution angehobenen Kampf gegen die Kirche fortsetzt. Die Siccardi'schen Gesetze sind nichts Anderes, als ein Ausfluß der in dem ganzen übrigen Italien für einstweilen bewältigten, in Piemont aber noch aufrecht stehenden Revolution.

Daß in der Schweiz die Revolution sich noch gehalten, und sogar Aussicht auf eine längere Dauer ihres Regiments hat, begreift sich leicht; eben so ist es aber auch erklärlich, warum gerade in demjenigen Fleck von Italien, welcher früher der Revolution am unzugänglichsten schien, diese sich am längsten als öffentliche, das Staatsruder führende Macht aufrecht erhalten konnte. Die Revolution wurde nach Piemont nicht, wie dieses in allen andern italienischen Staaten der Fall war, von der Propaganda hineingeworfen, sondern von dem Königthume selbst, in wahnsinniger Verblendung eines, Treue, gegebenes Wort, sein eigenes Wohl mit Füßen tretenden Ehrgeizes herbeigerufen. Die Revolutionirung Sardiniens war nicht mehr das Werk der von Mazzini kommandirten giovine italia, als des damaligen Monarchen auf dem Throne des Landes, des heuchlerischen Karl Alberts. Das ist der Grund, warum sie daselbst noch fest sitzt; sie ist dort nie geschlagen worden. Radetzky schlug bei Custozza, Mailand und Novara nur die von König Karl Albert in's Feld geführten, eigentlich zur Bekämpfung der Revolution bestimmten, leider aber durch denselben unter die Revolutionsstandarte eingereihten piemontesischen Truppen, nicht aber die Schaaren der eigentlichen Propaganda; diese erreichte der Heldenarm des Greisen nur bei Vicenza, in Piemont aber waren sie für ihn unerreichbar, weil sie hinter dem piemontesischen Heere stunden, und dieses vom König als ihre Schutzwache vorauszugehen gezwungen worden war.

Wir können nie genug wiederholen, weil uns daran liegt, diese Wahrheit, so viel an uns liegt, zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, daß die Revolution mit Kampf gegen Kirche und Christenthum beginnt und deren Zerstörung ihr Endziel ist. Nirgends enthüllte sie offener dieses ihr Endbestreben, als in Italien, wo Mazzini nicht bloß die Frechheit hatte, unverholen in seinem bekannten, an den Papst gerichteten Briefe demselben die Rolle des Antichrists anzudichten, sondern, als seine Versuchung mißlang, sich erdreistete, sie selbst zu spielen und auf dem Throne des aus Rom vertriebenen Statthalters Christi sich niederzusetzen. Allein die Zeiten des Antichrists sind noch nicht gekommen, und der seine Macht überschätzende Hochmuth fiel schmählich von der Höhe, auf die er sich gestellt hatte. — Die Revolution war dadurch um eine Erfahrung reicher geworden, welche sie seitdem in Sardinien sich zu Nutzen zu machen gesucht hat; sie sah ein, daß sie in ihrer wahren antichristlichen Gestalt sich noch nicht überall zeigen dürfe, und es für sie gerathener sei, diejenige anzunehmen, in welcher sie bereits den Kreislauf durch die europäischen Staaten gemacht hatte, in derjenigen nämlich der Omnipotenz des Staates, der Verläugnung und Bekämpfung der Kirche als einer weltlichen Macht, der Reduction derselben zu einer imaginären, darum ganz in der Wirklichkeit dem Staate unterjochten; sie bequemte sich daher, in Sardinien die Rolle zu spielen, welche sie in anderen Staaten, vor Jahrhunderten bereits begonnen, großentheils auch schon ausgespielt hatte, sie riß den Staat von der Kirche los. Das ist die Bedeutung der neuen Kirchengesetzgebung in Sardinien, das Gegentheil von dem, was uns anderwärts begegnet. In den übrigen europäischen Staaten war dieser Prozeß der Losreißung von der Kirche, der Feindseligkeit gegen dieselbe und deren Unterjochung bereits zum guten Theile vollendet; in Sardinien aber war dieses der Fall nicht gewesen. Hier hatte die Kirche nicht nur ihr altes Ansehen, sondern ihre alten, darunter sogar solche Rechte bewahrt, deren unbedingte Festhaltung der Kirche selbst nicht

für nothwendig und rathsam erachtet hat, deren Modifikation oder gänzliche Aufhebung sie deßwegen auch bei einer in gehöriger Form nachgesuchten Einwilligung nicht absolut verweigert haben würde.

Allein die Revolution konnte und wollte diesen legalen Weg der Unterhandlung und Verständigung nicht einschlagen; es wäre dieses eine Verzichtleistung auf ihre Zukunft, auf ihr Wesen selbst gewesen; sie vernichtete daher einfach das, von dem sie wähnte, daß es ihrer Verkittung mit dem sardinischen Staatsorganismus entgegenstehe, sie vernichtete es auf eine brutale, mit Ostentation zur Schau getragene Weise, weil sie einen Boden zur rascheren Entwicklung ihrer Wirksamkeit suchte und diesen in dem Kampfe gegen die Kirche erblickte.

Man würde daher nie zur Erkenntniß der Bedeutung der Siccardi'schen Gesetze kommen, wenn man dieselben bloß nach ihrem Inhalte prüfen, sie mit den in anderen Staaten geltenden Gesetzgebungen vergleichen und daraus einen Schluß für ihre Zweckmäßigkeit ziehen wollte. Die wahre Bedeutung derselben zeigt sich wesentlich nur in der Art und Weise ihrer Ein- und Durchführung und in der hiebei offen zu Tage gelegten Tendenz, indem da hauptsächlich der Charakter der kirchenfeindlichen Revolution sich ausprägt. Man würde überhaupt eine grobe Unwissenheit an den Tag legen, wenn man behaupten wollte, die Maßregeln der Revolution trügen und müßten ihrem Inhalte nach schon einen vollständigen revolutionären Charakter an sich tragen. Dieses ist oft der Fall; allein gewöhnlich tritt das Gegentheil ein, daß nämlich die von der Revolution gewählten Mittel nicht nur ganz unverfänglich, sondern auch in den Augen des herrschenden Zeitgeistes höchst lobenswerth erscheinen, und sogar in den Schranken der Legalität scheinbar mit einer Art von Gewissenhaftigkeit sich bewegen. Oft ist es daher bloß die Form, die das Gift, welches in einen Staats- oder Gesellschaftsorganismus hinein verpflanzt werden soll, erkennen läßt, oft sogar nicht einmal diese, son-

dern nur eine im Dunkeln schleichende, bloß für das heller sehende Auge sichtbare Tendenz. — Das so gewaltig in die Geschichte des Menschengeschlechts eingreifende finstere Princip ist überhaupt nicht so geistesarm, wie viele Leute meinen, daß es seine Pläne seinen Handlungen an die Stirne schreibt, seine Wege sind Schlangengewinde, und seine Wirksamkeit eben am furchtbarsten da, wo es ihm gelingt, sie mit dem Schein des Gegentheils seiner wahren Absicht zu verbergen.

Von diesem Gesichtspunkte aus werden wir diese Angelegenheit betrachten. Wir werden daher nicht den Inhalt der Siccardi'schen Gesetze, sondern hauptsächlich nur die Form, unter welcher sie in's Leben gerufen wurden, einer Prüfung unterwerfen. Hiezu wird es aber nothwendig seyn, daß wir einige der Hauptgründe, deren man sich bediente, um den revolutionären Charakter des ganzen Verfahrens zu verhüllen, kurz etwas näher erörtern.

I. In allen auf diese Angelegenheit bezüglichen Ministerialakten und Reden, und in den Verhandlungen der Abgeordneten- und Senatorenkammer wird als ein Hauptgrund zur Rechtfertigung der eingeschlagenen Handlungsweise die Behauptung theils offen, theils verdeckt in den Vordergrund gestellt, daß zwischen eigentlichen Verträgen zweier Staaten oder Mächte und zwischen Concordaten eines Staats mit dem heiligen Stuhle ein wesentlicher Unterschied bestehe, die letztern eigentlich nicht in die Kategorie der unter dem Schutze des Völkerrechts stehenden Verträge gehören. Von den Concordaten, die mit der Kirche über kirchlich-staatliche Angelegenheiten abgeschlossen worden sind, behauptet man, daß sie einseitig, ohne Zustimmung der Kirchengewalt, von den Staatsbehörden aufgehoben werden können, wenn es im Interesse der betreffenden Staaten liege oder der Zeitgeist deren Aufhebung fordere.

Diese Behauptung ist eine solche Ungereimtheit, daß man sie eigentlich gar keiner Widerlegung würdigen, sondern als eine reine Ausgeburt der alles Recht verneinenden Revolution

bloß unter einfacher Offenbarung seines dadurch empörten Rechtsgefühles bei Seite werfen sollte. — Allein die Advokaten im Turinerkabinet sind nicht die Erfinder, sondern bloße, zudem noch ungeschickte Nachbeter derselben; sie ist im Gegentheil so oft schon, beinahe bei jedem Anlasse, wo es galt, die Rechte der Kirche mit Füßen zu treten, aufgestellt und angewandt worden, daß es sich der Mühe lohnt, doch einige Worte über dieselbe zu sagen.

Betrachten wir die Sache zuerst ausschließlich nur unter dem juristischen Gesichtspunkte.

Concordate sind, wie andere Staatsverträge, Uebereinkommen zwischen zwei Theilen, der Kirche und den Staatsbehörden eines Landes, welche sich über den modus vivendi hinsichtlich eines beide berührenden Gegenstandes verständigen, eine Norm für die gegenseitige Handlungsweise in der Zukunft festsetzen. Sie tragen alle juristischen Merkmale von Verträgen an sich, die in das Gebiet des öffentlichen Rechts gehören. — Formell genommen, läßt sich also gegen ihre Rechtsverbindlichkeit für beide Theile nicht das Leiseste einwenden, und der allgemein für alle Verträge geltende Rechtssatz, daß dieselben einseitig von einem der vertragschließenden Theile nicht als aufgehoben erklärt werden können, hat auch für sie in dieser Hinsicht seine volle Anwendung.

Es fragt sich nun, ob man etwa der Kirche die Legitimatio ad causam, die Befugniß zu solchen Vertragsabschlüssen bestreiten, und aus diesem Mangel an Legitimation die Folgerung ziehen will, daß die mit ihr abgeschlossenen Concordate für den betreffenden Staat schon von Anfang an keine Rechtsverbindlichkeit hatten, daß sie, möge die Form seyn, welche sie wolle, weiter nichts als einseitige Bewilligungen, Concessionen von Seite des Staates waren, welche er in jedem beliebigen Augenblicke wieder zurücknehmen kann. Das ist es eigentlich, was man versteckterweise geltend zu machen sucht, und wornach man seine Handlungen einrichtet. Die Kirche soll keine Macht

seyn, welche das Recht und die Befugniß hätte, Verträge mit der Staatsgewalt abzuschließen, man sieht ihre Stellung als eine öffentliche Macht für eine Usurpation an, und glaubt sich daher von der Heilighaltung der mit ihr abgeschlossenen Verträge dispensiren zu dürfen.

Offen, wie gesagt, wagt man dieses nicht geradezu auszusprechen, allein man handelt so, als wenn diese Ansicht ein Axiom des öffentlichen geltenden Rechtes wäre. — Allein die Kirche ist nicht etwa der todte Begriff eines spirituellen, in der wirklichen materiellen Welt aber nirgends existirenden Wesens, oder eine bloße Idee, sondern sie ist eine von Gott eingesetzte äußere Macht, welche im wahren Sinne des Wortes eigentlich allein das Recht hat, von Gottes Gnaden sich zu schreiben; sie hat nicht etwa bloß die Befugniß, gewisse Glaubenssätze zu lehren, wie jeder philosophische Kopf, oder auch jeder moderne Atheist eine solche Lehrbefugniß besitzt, sondern sie hat die von Gott ihr übertragene Pflicht zu lehren, das Recht und die Pflicht zu Geboten und zur Bestrafung derjenigen ihrer Glieder, welche gegen ihre Gebote sich verfehlen, sie hat insbesondere noch die Pflicht und das gottgegebene Recht, als eine von Gott in die Welt gesetzte Macht, sich gegen Alles zu erheben, was sie und mit ihr die göttliche Ordnung angreift. Daß ihr hiezu keine Waffen gegeben sind, schadet ihrem Charakter als irdischer Macht nichts, ihr Rechtstitel als solche ist höher als jener, welchen das Schwert und die in ihm liegende Gewalt zu geben vermag.

Wer die Kirche als äußere Macht verläugnet, verläugnet sie als das, für was sie Gott mitten in die Welt hinein gestellt hat, und tritt als Feind ihr gegenüber.

Von jeher stellte sich die Revolution auf diesen Standpunkt; ihr Streben ging immer dahin, die Kirche zu einer rechtslosen, nur von Concessionen, der Gnade des Staats sich erhaltenden, unbedingt unter seinen Geboten stehenden Magd herabzudrücken; es ist dieses der gemeinsame Charakter aller

Revolutionsformen, mögen sie in's Gewand eines akatholischen Protestantismus, eines katholisirenden Jansenismus und Josephinismus, oder der modernen Gottesläugnerei sich einkleiden.

Nach der Lehre und dem Wesen des katholischen Glaubens ist die Kirche eine öffentliche Macht in der menschlichen Gesellschaft. Für diese Glaubenswahrheit legen übrigens alle Jahrhunderte Zeugniß ab, sie ist zur Stunde noch als solche von allen katholischen Staaten und Völkern anerkannt, und deßwegen den Vertretern ihres sichtbaren Oberhauptes nicht wegen des Flecken Landes, das eine königliche Freigebigkeit im Interesse der Unabhängigkeit desselben ihr schenkte, sondern wegen ihrer Stellung im Allgemeinen im Leben der Völker sogar der erste diplomatische Rang eingeräumt, und auch von jenen nicht bestritten, welche sich von ihr abgelöst haben, oder nie in ihrem Schooße sich befanden.

Vereinbarungen zwischen ihr und Staatsbehörden sind daher Verträge, so gut wie es Vereinbarungen zwischen den Staatsbehörden verschiedener Länder sind; es ist eigentlich eine Lächerlichkeit, wenn man eine Unterscheidung zwischen Concordaten und Conventionen in Bezug auf die Kirche aufstellen will; die von ihr abgeschlossenen Concordate sind Conventionen, und ihre Conventionen Concordate.

Diese Ansicht zu bestreiten, fiel auch in Sardinien bis jetzt Niemanden ein. Man wird uns nicht zumuthen, den Beweis darüber zu führen, daß in früheren Zeiten, wo es überhaupt keiner weltlichen Gewalt in den Sinn kam, die Existenz der Kirche als einer Macht neben anderen zu läugnen, in Sardinien diese Ansicht ganz unbestritten allen mit der Kirche abgeschlossenen Verträgen zu Grunde lag. — Wir wollen daher nur einige Beweise aus der neuesten Zeit anführen.

Die Concordate, welche durch die Siccardi'schen Gewaltmaßregeln aufgehoben wurden, sind hauptsächlich folgende: das Conconbat vom 5. Januar 1741, abgeschlossen zwischen Papst Benedikt XIV. und dem König Karl Emanuel, wodurch

die verschiedenen Zwistigkeiten in Betreff der geistlichen Güter geschlichtet worden, das Concordat vom Jahre 1823 zwischen Papst Pius VII. und dem König Karl Felix über die Zeugeneinvernahme der Geistlichen und das Concordat vom 27. März 1841 zwischen Papst Gregor XVI. und König Karl Albert über die persönliche Immunität der Geistlichen.

Diese Concordate, so wie alle anderen früheren über kirchlich-staatliche Verhältnisse zwischen dem heiligen Stuhle und dem Hause Savoien abgeschlossenen, wurden immer als wahrhafte Staatsverträge angesehen. Im Jahre 1836 wurde von dem Ministerium Solar de la Margherite eine offizielle Sammlung aller von Sardinien mit anderen Staaten und Mächten abgeschlossenen Staatsverträge herausgegeben, welche den Titel führt: Traités publics de la Royale Maison de Savoie avec les puissances étrangères depuis la paix de Chateau Cambrèsis jusqu'a nos jours publiés par Ordre du Roi. In dieser Sammlung sind auch alle mit Rom abgeschlossenen Verträge sowohl über gemischte, als auch rein staatliche Verhältnisse enthalten. In dem fünften Bande findet sich ein Register vor, welches den Titel hat: Table de traitès contenus dans les cinq volumes de ce Recueil d'aprês l'ordre alphabetique des Puissances, avec lesquels ils ont été conclus, und unter dem Buchstaben R in der alphabetischen Reihe erscheinen sämmtliche mit dem heiligen Stuhle eingegangenen Verträge von der ältesten Zeit an bis auf den letzten zwischen Gregor XVI. und dem König Karl Albert. — Ohne Unterschied, bloß der Zeitfolge nach, werden die Verträge des verschiedensten Inhalts aufgeführt; — z. B. die Convention vom 20. Juli 1818 entre Victor Emanuel et Pius VII. pour l'abolition du droit d'aubaine et de detraction; die Convention vom Jahre 1840 pour l'extradition reciproque des malfaiteurs; die Convention vom Jahre 1843 pour la reciprocité de traitement de leur pavillon respectiv. — Neben diesen stehen ohne irgend welche Unterscheidung die von uns

erwähnten über gemischte Sachen. Das Alles beweist zur Genüge, daß man bisher in Sardinien die mit Rom abgeschlossenen Concordate als eigentliche Staatsverträge ansah; es wird hiegegen kein einziger stichhaltiger Grund vorgebracht werden können. Zum Ueberflusse wollen wir aber noch eines Beweises erwähnen, der absolut alle und jede Widerrede ausschließt. Die Uebereinkunft zwischen Gregor XVI. und Karl Albert vom Jahre 1841 führt folgenden Titel: Convention entre Sa Saintité et S. M. le Roi de Sardaigne sur l'immunité ecclesiastique personelle. — Im letzten Paragraphen derselben heißt es ebenfalls: La presente convenzione verra ratificata de ambe le Alte Parti contraenti. Dieselbe wird also hier ausdrücklich ein gegenseitiger Vertrag genannt. Dieses bestätiget sodann die Ratificationsformel Karl Alberts, welche also lautet: Avendo Noi veduta la convenzione qui sopra ed approvandola in tutte le sue parti l'abbiamo accettato confirmata e ratificata, come per le presenti accettiamo, confermiamo, ratifichiamo promettendo in fede e parola di Re d'osservarla e farla osservare etc.

Es ist also eine ausgemachte Thatsache, daß die einseitig aufgehobenen Concordate mit Rom von der Krone Sardinien von jeher als wahre Staatsverträge gerade so, wie alle anderen mit auswärtigen Mächten eingegangenen angesehen wurden, und daß man bisweilen sogar denselben den Titel von Conventionen beilegte. Die Behauptungen des Turinerkabinets stehen daher nicht nur mit dem allgemeinen Staats- und Völkerrechte im Widerspruche, sondern auch und ganz besonders mit der Rechtspraxis der Vergangenheit des eigenen Landes selbst.

II. Ein zweiter Hauptgrund zur Rechtfertigung des vertragsbrüchigen Verfahrens liegt in der Behauptung, daß die Souverainetät unveräußerlich sei, daß man Rechte, wie diejenigen der Gerichtsbarkeit, als dieser Souverainetät inhärirende Theile, nicht an einen Dritten abgeben, sie nicht preisgeben

könne, und daß es daher dem Souverain frei stehe, sie jeden Augenblick wieder zurückzunehmen.

Die hohle Sophisterei, die in dieser Behauptung liegt, ist zu augenfällig, als daß sie einer weitläufigen Widerlegung bedürfte.

Man könnte die Advokatensophisten in Turin zuerst mit der Frage angehen, was sie denn für eine Souverainetät meinen, ob diejenige, welche jedem unabhängigen Staate gegenüber einem andern Staate naturgemäß zukommt, oder diejenige, welche in einem bestimmten Staate, z. B. in einer Monarchie, dem Staatsoberhaupte, durch den Staatsorganismus eingeräumt ist. Allein diese Unterscheidung ist diesen Nachbetern einer anderwärts schon vor hundert Jahren aufgestellten und durchgeführten Theorie von der Omnipotenz des Staates wahrscheinlich gar nie in Sinn gekommen; man sieht es ihren Raisonnementen jedoch an, daß sie eigentlich nur von der Souverainetät des Staatsoberhauptes sprechen wollen. Vom König emanirt, so sagen sie, alle Gerechtigkeit, folglich dürfe im ganzen Lande Niemand Richter seyn, als eben die königlichen Beamten.

Wenn wir auch den Vordersatz ganz unbedingt zugeben wollten, so sind wir noch sehr weit entfernt, ebenfalls die Schlußfolgerung einzuräumen. Allein auch der Vordersatz ist keine absolute Regel, welche nicht ihre Ausnahme hat. So steht z. B. das ganze, in einem Lande vorhandene diplomatische Korps nicht unter den Gesetzen des Landes, und die Justiz wird über die Glieder desselben nicht im Namen des Souverains, in dessen Lande sie wohnen, sondern desjenigen, der sie in dasselbe gesandt hat, ausgeübt. Eben so gut wie diese allgemein sogar als Regel des Völkerrechts anerkannte Ausnahme für das diplomatische Korps läßt sich eine solche für die Glieder des geistlichen Standes denken; ja, wir behaupten, daß in den Augen eines Katholiken viel triftigere Gründe für diese exceptionelle Stellung des Clerus in Beziehung auf die

Ausübung der Justiz vorhanden sind, als für die der Diplomatie. Die Geistlichkeit ist die Verwalterin der höchsten und heiligsten Geheimnisse; dem christlichen Staate, christlichen Staatsbehörden muß daher vor allem daran gelegen seyn, sie vor aller unnöthigen Profanation zu schützen. Da die Glieder derselben Menschen, wie andere, daher menschlichen Fehlern unterworfen sind, die sich bis zu Verbrechen steigern können, so wird auch eine Bestrafung derselben nach den Geboten der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit für die Fehlerhaften folgen müssen. Ist es nun aber nothwendig, daß eine solche öffentlich verhandelt und verhängt werde, daß der einzelne Schuldige als Schaustück einer rohen Menge vorgeführt werde, welche nur zu sehr geneigt ist, das Verbrechen des Einzelnen, wenn nicht dem ganzen Stande aufzubürden, doch als eine Befleckung der Ehre und Würde desselben anzusehen, welche oft eine besondere Lust dabei spürt und kund gibt, diejenigen, die von dem göttlichen Stifter unserer Religion als die Lehrer und Erzieher des Menschengeschlechts berufen worden sind, in einem ungerathenen Subjecte, das vor den Gerichtsschranken steht, öffentlich zu verhöhnen? Wenn ein Monarch findet, es sei die Anordnung der Kirche, daß Geistliche nicht von Laiengerichten gerichtet werden sollen, eine höchst weise, im Interesse der Religion und des göttlichen Lehramtes gelegene, und sie werde seinem Staate eben darum gewiß nur zum Frommen gereichen; wenn er nun diese kirchliche Anordnung respektirt, ja durch feierlichen Vertrag eine Ausnahmsstellung der Geistlichkeit dießfalls sanctionirt, kann wohl davon die Rede seyn, daß er eine unerlaubte Handlung begangen, seine Souverainetät preisgegeben habe, ist es einem Nachfolger, der durch das Wort seines Vorgängers gebunden ist, erlaubt, solche rechts- und vertragsmäßig eingeführte Staatsinstitutionen mit der Phrase: „die Souverainetät ist unveräußerlich, daher auch die Gerichtsbarkeit", mit einem Schlage, einseitig, mit offenem Treu- und Vertragsbruch aufzuheben?

Die Schlußfolgerung, die man aus dem aufgestellten Vor-

dersatze zieht, daß die Gerichtsbarkeit nur von königlichen weltlichen Richtern in einer Monarchie ausgeübt werden könne, gibt von einer wahren geistigen Armuth Zeugniß. — In Folge eines Mandats des Königs sprechen die königlichen Gerichte das Recht, von Seite des Königs steht aber nicht das leiseste Hinderniß entgegen, daß er die Verwaltung der Gerichtsbarkeit theilweis, für gewisse Fälle durch Andere als die von ihm besonders ernannten Beamten besorgen lassen könne. So gut, wie es jedem Monarchen frei steht, auf gewisse, nicht unmittelbar die Souverainetät bedingende Rechte zu Gunsten eines Anderen, in Folge eigenmächtigen Aktes oder eines Vertrages zu verzichten, so wie überhaupt durch Gesetze, die ein Monarch für sich und das Land erläßt, oder durch Verträge, die er mit anderen Staaten eingeht, dessen Souverainetät eingeschränkt werden kann, so ist dieses auch hinsichtlich der Ausübung der Gerichtsbarkeit denkbar. Es steht einem Souverain gar nichts im Wege, daß er die Ausübung der Gerichtsbarkeit über den geistlichen Stand geistlichen Gerichten überlasse; wenn er dieses mit einem feierlichen Vertrage gethan hat, so ist er zur Haltung desselben so gut, wie zur Beobachtung anderer, die absolute Ausübung seiner Souverainetät jedenfalls eben so stark, wo nicht noch mehr beschränkenden Staatsverträge, verpflichtet.

Ueberhaupt aber ist es ganz unrichtig, daß in der menschlichen Gesellschaft die Gerechtigkeit einzig vom Staatsoberhaupte emanire und nur in seinem Namen verwaltet werden dürfe. Gerechtigkeit soll geübt werden, weil der Herr es befohlen hat; der, welcher sie verwaltet, vollzieht ein Gebot des Herrn. Dieser ist's daher allein, in dessen Namen sie geübt werden soll und darf, von ihm allein emanirt sie; diejenigen aber, welche dieses Gebot zu vollziehen haben, sind nicht bloß etwa das Staatsoberhaupt, die weltliche Obrigkeit, sondern es ruht diese Pflicht eben so gut auch auf der geistlichen. So lange die Kirche existirt, hat sie auf dieses Amt in ihrem Kreise An-

spruch gemacht, und wird es, so lange sie besteht. — Den Kreis ihrer richtenden und strafenden Thätigkeit von demjenigen der weltlichen Obrigkeit so viel möglich genau abzugränzen, ist Sache des gegenseitigen Uebereinkommens. — Neben der geistlichen und weltlichen Obrigkeit kann ferner sogar jeder Einzelne über sich selbst Richter seyn, und zu gewissen Strafen sich verurtheilen, in Privatsachen ruht das ganze Institut der freiwilligen Gerichtsbarkeit auf dem Gedanken, daß die streitenden Theile mit Uebergehung der Obrigkeit einen Dritten beliebig auserkiesen können, dem sie das Amt des Richters übertragen; ja, man darf in Hinblick auf die Geschichte die Behauptung aufstellen, daß, je unverdorbener der Rechtssinn eines Volkes ist, es unter sich desto mehr sich selbst Richter ist, und um so sparsamer seine Zuflucht zum Richteramte der Obrigkeit nimmt.

Die Phrase, „alle Gerichtsbarkeit emanirt vom Staatsoberhaupte", hat daher in unseren Augen ungefähr den gleichen Werth, wie die andere, in unseren Zeiten so geläufige, daß die Souverainetät vom Volke stamme. Mit der ersteren bestreitet man die Rechte der Kirche auf theilweise Ausübung der Gerichtsbarkeit, mit der letzteren den Rechtsursprung der Monarchie; beide Behauptungen haben die eine und dieselbe Quelle, die Revolution.

III. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit der Behauptung, daß Gleichheit vor dem Gesetze die Abschaffung der geistlichen Gerichtsbarkeit verlange. Gleichheit, Gleichheit ist der Tagesruf aller Jener, welche in den Schlangengewinden der geheimen Verbreitung revolutionären Giftstoffes, und auf der offenen Bahn gewaltthätiger Zerstörung wandeln; Gleichheit, Gleichheit, so lange es noch etwas zu zerstören gibt; ist aber Alles in Trümmern, dann verstummt ihr Geschrei und ertönt aus ihrem Munde kein anderes als das, was die fluchwürdigsten Tyrannen gegen die Unterdrückten je ausgestossen haben. Mit dem Geschrei der Gleichheit erfolgte im Himmel der Aufruhr der höheren Geister gegen Gott, es ist seither

das Feldgeschrei der Aufrührer auf Erden gegen die göttliche und menschliche Ordnung geworden.

Der Satz, „Gleichheit vor dem Gesetze", hat allerdings seine Wahrheit, wenn man ihn in einer gewissen Beschränkung auffaßt und anwendet; schrankenlos aber genommen und angewandt, ist er eine grobe, tagtäglich sich widerlegende, ja von denen selbst, die ihn aussprechen, bei jedem Schritt und Tritt, den sie thun, widerlegte Unwahrheit. Indem die Vertheidiger der Siccardi'schen Gesetze auf die in der Verfassung eingeführte Gleichheit aller Staatsbürger sich berufen, ist es diese Verfassung selbst, die doch ein Bastard der Revolution ist, welche uns beim oberflächlichsten Blick lauter Ungleichheiten vor Augen führt. Die Deputirten, die Senatoren, die Minister, die Mitglieder der königlichen Familie sind dort von dieser Gleichheit ausgenommen; es finden sich daselbst die in allen Staaten, deren oberste Gewalten ganz oder theilweise aus Wahlen hervorgehen, vorkommenden Ungleichheiten von Wählern und Nichtwählern, Wählbaren und Nichtwählbaren, so wie alle anderen im Wesen des gesellschaftlichen Zusammenlebens selbst begründeten Ungleichheiten, welche naturnothwendig aus den Familienverhältnissen, aus der Verschiedenheit von Besitz und Eigenthum, der Dispositionsfähigkeit darüber, aus dem Alter ꝛc. hervorgehen, so daß die Phrase, „Gleichheit vor dem Gesetze", wenn sie noch einen Sinn haben soll, nichts anderes heißt, als gleichmäßiger Schutz durch das Gesetz für Alle in der verschiedenen gleichen oder ungleichen Stellung, in welcher sie rechtmäßig sich befinden.

Das vorliegende Gesetz selbst, das zur Basis angeblich die Gleichheit nimmt, führt eine neue, bisher in Sardinien unbekannte Ungleichheit für einen Theil der Einwohner gegenüber einem andern ein, indem es für geistliche und weltliche Körperschaften die Erwerbung von liegendem Gut an die königliche Erlaubniß knüpft und alle Schenkungen und testamentarischen Verfügungen zu ihren Gunsten für eitel und nich-

tig erklärt, wenn sie nicht die königliche Erlaubniß zu deren Annahme erhalten haben. — Wenn also in Sardinien Jemand sein Vermögen auf die liederlichste Weise vergeuden, verschenken oder vertestamentiren will, so ehrt man hiebei das Recht des freien Staatsbürgers, welcher über das Seinige nach Lust und Laune verfügen könne; wenn aber Jemand für edle Zwecke, religiöse, Armen-, Krankenstiftungen ꝛc. einen Theil dessen, was er erworben oder ererbt, vergaben, wenn er ein gutes Werk stiften will, das ihn gleichsam in die Ewigkeit hinüberbegleitet, für ihn am Richterthrone Gottes das Fürwort spricht, dann ist es anderst, dann hört die Freiheit des Verfügungsrechts auf einmal auf, dann ist er ganz von dem königlichen Willen abhängig, und mit der gepredigten Gleichheit hat es ein Ende. Diese durch das neue Gesetz eingeführte Ungleichheit ist um so auffallender, als sie nicht bloß eine ungleiche Behandlung Verschiedener, sondern sogar des einen und desselben Staatsbürgers festsetzt, je nachdem er von seinem Vermögen diesen oder jenen Gebrauch machen will.

Dieses Verbot der Dotation von geistlichen und frommen Stiftungen, denn als nichts Anderes sehen wir den Artikel 8 des Gesetzes Siccardi an, läßt so recht einen Blick in die Gesinnung und Tendenz dieser Gesetzgeber thun. Wir leben in einer Zeit, wo in der Welt nichts weniger zu fürchten ist, als zu große Anhäufung von Grundeigenthum in den Händen geistlicher Corporationen vermittelst Schankungen. Wenn diese von den Gaben der frivolen Neuzeit leben müßten, so wären die meisten von ihnen schon längst zu Grunde gegangen; sie alle zehren noch an dem, was eine bessere Vergangenheit in frommer Wohlthätigkeit ihnen hinterlassen hat. Sie dessen noch zu berauben, nicht aber es zu vermehren, ist die Richtung unserer Zeit; es wären daher eher Gesetze gegen diesen Spoliationsgeist, als gegen einen etwa spärlich noch vorhandenen Wohlthätigkeitssinn nothwendig. Daß nun die Turin'schen Gesetzgeber so weit sich vergassen, diese wenigen Spuren von

Wohlthätigkeitssinn in Bann zu erklären, indem man die freie Verfügung des Bürgers über sein Grundeigenthum, sofern er davon zu Gunsten frommer Stiftungen Gebrauch machen wollte, von der Laune des Fürsten abhängig machte, kann nur eine Folge eines ganz unbegränzten Hasses gegen Alles seyn, was der katholischen Kirche zur Zierde und mittelbar dem menschlichen Geschlechte zum Wohle gereicht.

XXVIII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 4. September 1850.

Die Achse, um welche sich in diesem Augenblicke der politische Enthusiasmus des Ton angebenden Theiles der gebildeten Deutschen dreht, ist Schleswig-Holstein. „Dem kundigen Beobachter unseres Volkes", sagt darüber ein Artikel im Norddeutschen Correspondenten, „wird sich schon seit mehreren Jahren die schlimme Wahrnehmung aufgedrängt haben, daß hinter einer Sache, wegen deren sich die große Masse in Deutschland in Enthusiasmus betrinkt, gewöhnlich nicht viel Gutes steckt. Herweghs-Enthusiasmus, Ronge-Enthusiasmus, März-Enthusiasmus, jetzt Schleswig-Holstein-Enthusiasmus!" Wir können diesem strengen, aber gerechten Urtheile, leider! nur beipflichten. Es ist mit diesem Bedürfniß nach Enthusiasmus, welches den heutigen Deutschen, wie ihn der französische Einfluß und seine eigene Revolution gemacht hat, wie mit der zur andern Natur gewordenen Neigung zu starken Getränken. Der gewohnheitsmäßige Säufer lebt erst, wenn er sein übli-

ches Quantum Alkohol zu sich genommen; der Stoff, an dem er sich berauscht, ist ihm das weniger Wichtige. Aber mit dem Genusse wächst der Appetit, und die Natur fordert zuletzt immer stärkere Reizmittel. Wer dazu noch die Organe in's Auge faßt, die unter unsern Augen den dermaligen Sturm erregten — (es genügt, daß die Cotta'sche Allgemeine Zeitung sich auch dießmal wieder vorangestellt und wesentlich bei dem Geschäfte betheiligt hat!), — wer die schwach oder gar nicht verhüllten Motive durchblickt, welche auf die wissenden Leiter und Anschürer der Aufregung wirkten, und wer die Fäden kennt, an denen der, nichts weniger als wissende Haufe der Halbgebildeten gelenkt und gegängelt wird, der mag allerdings Mühe haben, seinen Unwillen zurück zu halten, und nicht angebrachtermaßen über die Sache der Herzogthümer, selbst ohne sie näher erwogen zu haben und lediglich auf den Grund ihres Bündnisses mit den Vertretern der deutschen Revolution, ein für alle Mal und endgültig den Stab zu brechen.

Zwei Dinge müssen jedoch um der einfachen Gerechtigkeit und natürlichen Billigkeit willen, scharf von einander unterschieden werden. Zwischen den Herzogthümern Schleswig-Holstein auf der einen, und der Krone Dänemark auf der andern Seite, waltet ein Rechtsstreit ob, der sich um uralte geschichtliche Thatsachen, um Documente und „vergilbte Urkunden“ dreht, wie der zwischen Don Carlos und Christina, zwischen Don Miguel und seinem Bruder, dem Kaiser von Brasilien. Auf welchem faktischen Fundamente beruht dieser Handel? welche Klagen werden darauf gegründet? welche Einreden ihnen entgegengestellt? Dieß ist die rein juristische Seite der Sache, über welche, wie jeder Unbefangene zugeben muß, verschiedene Meinungen bei gleicher Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung möglich sind, was überhaupt bei irgend einem möglichen Rechtshandel wohl nur selten nicht der Fall seyn wird. Wie man aber auch über die Vertheilung vom juristischen Recht und Unrecht zwischen Dänemark und den Herzogthümern denken möge, jedenfalls kann

man an dem tüchtigen und kernhaften, holsteinischen Volke den lebhaftesten und herzlichsten Antheil nehmen, diesem baldige Erlösung aus seiner gegenwärtigen, durchweg falschen und seiner unwürdigen Stellung wünschen, und dennoch jede Verwechselung dieses Volkes mit den „holsteinischen Professoren" auf das entschiedenste ablehnen. Mit dem Rechtspunkte ist aber das Interesse, welches die Revolution und ihre Koryphäen an Schleswig-Holstein nehmen, nicht zu verwechseln, und dieß ist die andere Seite der Sache. Wer wäre kindisch leichtgläubig genug, zu glauben: daß urplötzlich sich ein Eifer für das historische Recht des Mittelalters der Kölnischen Zeitung bemächtigt habe, oder daß die Cotta'sche Allgemeine wirklich für ein der Schleßwig'schen Ritterschaft im Jahre 1460 verliehenes Privilegium schwärme, oder daß die von finsterem Todhasse gegen die Tedeschi beseelte revolutionäre Partei in Mailand und Venedig jetzt aus reinem Mitgefühl für die „deutsche Sache" Collecten zur Unterstützung der Bewaffnung Holsteins anstelle? Dergleichen könnte höchstens unmündigen kleinen Kindern oder deutschen Zeitungslesern aufgebunden werden. Die Wahrheit ist: daß die deutsche Revolution, welche in Ungarn und Italien unterlag, an der Eider gerettet werden soll. In diesem Umstande und der daraus hervorgehenden Agitation erblicken wir die wahre und die dringendste Gefahr für Holstein, dem wir aus ganzer Seele wünschen, daß es von dieser gefährlichen Bundesgenossenschaft so bald als möglich befreit werden möge. Sie wäre der sichere und durch kein menschliches Mittel abzuwehrende, gründliche, moralische, intellectuelle und ökonomische Ruin des in jeder Hinsicht reichbegabten Landes, vielleicht für alle Zeiten.

Uebrigens ist es interessant zu beobachten, welche chimärischen und abentheuerlichen Hoffnungen die Wortführer der deutschen Demokratie schon jetzt an einen Sieg der Sache knüpfen, für die sie durch ganz Deutschland agitiren, und die sie in den Herzogthümern unterstützen. Ein Flugblatt, welches die (Campe'sche) Volksbuchhandlung in der Hamburger St.

Paulivorstadt feil bietet, führt den Titel: „Schreckliche Prophezeiung eines hundertjährigen Matrosen in Kopenhagen.“ Denn zur Beförderung der heiligen Zwecke der Revolution ist den Lichtfreunden bekanntlich auch der Betrug und die Benutzung des Aberglaubens erlaubt. Darüber wäre, als über eine alltägliche und notorische Thatsache, weiter kein Wort zu verlieren. Aber der über allen Ausdruck naive Schluß des plumpen Machwerks, den die Neue Preußische Zeitung mittheilt, öffnet eine überraschende Perspective in die Einzelheiten der Erwartungen, welche das tricolore Deutschthum von Herrn v. Willisen hegt, als welcher in jenen Kreisen wirklich für eine Feldherrnnotabilität zu gelten scheint.

„Aber es wird Einer wider uns streiten im Lande Schleswig, dem wird kein Däne widerstehen. In seinem Namen wird er führen den festen Willen und das starke Eisen, und wo der Wille ist vereint mit dem Eisen, da ist der Sieg. Und sein Heer wird an ihm hangen mit Liebe, wie an einem Vater, und wird an ihm hängen mit Vertrauen, und er wird sagen können ein zweiter Bonaparte: Droben am Himmel leuchtet mein Stern, und so lange er leuchtet, trifft mich keines Unheils Nacht. Der Stern aber wird ihn leiten zu großen Dingen, er wird ihn leiten von Sprosse zu Sprosse empor auf der Leiter des Ruhms, daß er bald wird höher stehen als Deutschlands höchster Thron; aber nur dann, wenn er sein Auge abwendet von Kronen und Diademen, sonst wird sein Auge erblinden und sein Stern verlöschen, und sein Ruhm wird hinschwinden, wie der Ruhm eines Helden von gestern. Wenn er wird gesiegt haben für Schleswig-Holstein und wird geschlagen haben unser Heer, so wird ihm jauchzend zurufen das ganze deutsche Reich: Mann von Eisen, hilf auch uns! schlag auch unsere Feinde! und dann wird sich's zeigen, ob er folgen wird seinem Sterne, oder ob er ihn wird lassen untergehen am Horizonte. Geht er unter, dann wird's ganz Nacht werden im deutschen Reiche, und die Für-

sten werden sagen zu ihren Völkern: „„Schickt Euch in die Zeit! Mit ledernen Peitschen hat Euch mein Vater gezüchtigt, mit zackigen und stachlichten Geißeln will ich Euch züchtigen.““ Folgt aber der Eisenmann dem Rufe der Völker, läßt er seinen Stern leuchten vor sich her, dann wird das zerrissene Deutschland ein eherner Ring werden, fest und unzerbrechlich, und wird ausdehnen seine eiserne Macht über ganz Europa, und der Sieger und Retter wird selbst werden zum Stern seines Volkes, und wird das Licht des freien Himmels und den Frieden des Paradieses verbreiten über die Erde."

Hoher Ernst liegt oft im kind'schen Spiele! Wir knüpfen an dieses nur die einfache Frage: welchen Ton würde dieselbe Partei anstimmen, wenn etwa in Dänemark die rothe Republik siegte, und der sozialistische Staat dortlandes zur Wirklichkeit käme, Holstein aber, auf seine aristokratischen Privilegien aus dem Mittelalter gestützt, sich dann der Anschließung und Unterwerfung unter den zeitgemäßen Fortschritt weigerte? Die Erbitterung würde schwerlich geringer seyn, als die Wuth, die sich der Deutschthümler in Wien und Frankfurt bemächtigte, als Schlag auf Schlag die Kunde von dem Siege der deutschen Waffen über die revolutionären Reichsfeinde in Ungarn und Italien erscholl! Daß bei der großen Mehrheit der deutschen Schleswig-Holsteinschwärmer der revolutionäre Fanatismus diesen Grad nicht erreicht habe, daß die Heuchelei, welche ein nationales Interesse vorwendet, während das Prinzip der Revolution seinem Wesen nach kosmopolitisch und jeder ächten Volksthümlichkeit Feind ist, nur bei Wenigen in's Bewußtseyn gestiegen sei, daß bei den Meisten Unklarheit, Mangel an politischem Charakter und wahrem Rechtssinn, vor Allem aber die Neigung obwalte, dem durch die Zeitungen strömenden Geiste wenigstens auf einem scheinbar neutralen Boden sich anzubequemen, um die Despoten der öffentlichen Meinung doch in einem Stücke zu versöhnen, — dieß wollen wir gerne glauben, aber

alle diese Beobachtungen sind nicht geeignet, uns jene Achtung einzuflößen, die wir nur einer unabhängigen, freien und selbstständigen Gesinnung zollen können.

Kehren wir von diesen Betrachtungen zur spezifisch schleswig-holstein'schen Rechtsfrage zurück, so nehmen wir billig Anstand unsere, jedenfalls mit diesem Gegenstande bis auf das höchste Maß des Ueberdrusses gesättigten Leser noch einmal mit einer ausführlichen Darstellung des Für und Wider und mit der vollständigen Geschichte dieses staats- und völkerrechtlichen Processes zu behelligen. Ueberzeugt, daß wir noch öfter als uns und ihnen lieb ist, auf denselben werden zurückkommen müssen, beschränken wir uns vielmehr für heute bloß auf folgende, zur Orientirung dienliche Bemerkungen.

Daß der König von Dänemark der rechtmäßige Landesherr der Herzogthümer Schleswig und Holstein ist, wird unseres Wissens von Niemanden bestritten. Eben so wenig leidet es einen Zweifel, daß dieser Monarch jenen Ländern gegenüber nicht unumschränkt und absolut, sondern bei Ausübung seines landesherrlichen Rechts an gewisse verfassungsmäßige Schranken gebunden war. Der gegenwärtige Krieg Holsteins gegen Dänemark ist demnach ein Krieg von Unterthanen gegen ihren Souverain, angeblich zum Schutze verletzter Verfassungsrechte. Da nun die Berufung auf Dänenhaß und schwarz-roth-goldne Hochgefühle schwerlich zur Rechtfertigung eines solchen Ausnahmezustandes hinreicht, so liegt die Frage nach den speziellen staats- und völkerrechtlichen Gründen des in diesem Augenblicke zwischen Holstein und Dänemark geführten Krieges nahe, — eine Frage, von der wir uns mit Beschämung gestehen müssen: daß die Wenigsten Derer, die für die „deutsche Sache" in Schleswig-Holstein schwärmen, sie sich auch nur jemals aufgeworfen haben, geschweige denn sie einigermaßen stichhaltig zu beantworten im Stande sind. Wir lassen hier die zwar nothwendige, aber in abstracto, d. h. ohne Rücksicht auf bestimmte Zeiten und gegebene Verhältnisse, nicht lösbare Vorfrage: ob denn überhaupt Unterthanen berechtigt seien, zum

Schutze verletzter Rechte Krieg gegen ihren souverainen Landesherrn zu führen? unerörtert zur Seite liegen. Die das ganze Mittelalter durchdringende Rechtsansicht bejaht dieselbe; die moderne, vom Begriff des omnipotenten „Gemeinwohls" ausgehende Staatstheorie und Praxis verneint sie schlechthin und unbedingt. Karl Ludwig v. Haller gestattet im Geiste seiner Lehre die Selbsthülfe als letzte Zuflucht, auch der Staatsgewalt gegenüber, bindet aber die Ausführung dieses Rechts an die Beobachtung aller Pflichten der Liebe und der Klugheit. Gewiß ist es demnach auch bei denen, welche nach ihren sonstigen obersten Grundsätzen den in Rede stehenden Krieg nicht schon von vorn herein und in jedem Falle für unerlaubt erklären müssen, eine nothwendige Bedingung der Rechtmäßigkeit desselben: daß auf Seiten Holsteins alle Merkmale einer vollständig gerechtfertigten Nothwehr vorhanden seien. Zu dieser scheint uns zunächst das klare und unzweifelhafte Recht zu gehören. Außerdem mußte dieses Recht wirklich angegriffen und bedroht seyn. Sodann mußte den Benöthigten zum Schutze desselben nur noch allein und lediglich ein Mittel: die Gewalt, d. h. der Krieg zu Gebote stehen. Stellt man sich endlich auf den Standpunkt des Gewissens und der Klugheit, so dürfte in Erwägung der naturnothwendigen und in diesem Falle mehr als wahrscheinlichen Folgen dieses Krieges, die weitere Anforderung nicht unbillig seyn: man hätte vor dem Beginne desselben erwägen können und sollen, ob denn der Gegenstand des Streites die Gefahr und die Kosten eines mit Kanonen und Shrapnells geführten Processes aufwog? ob die Behauptung des, gleichviel ob wirklichen oder vermeintlichen Rechts nicht einen größern und sicherern Nachtheil drohte, als der bereitwilligste Verzicht je hätte bringen können?

Werfen wir nach diesen Vorbemerkungen einen Blick auf den Gegenstand und Zweck des Kampfes. Wer nichts als die Deklamationen jener Schlauköpfe kennte, welchen die Schleswig-Holstein-Agitation als Mittel dienen soll, die schönen Tage von 1848 wieder über Deutschland heraufzubeschwören,

der sollte meinen, es handle sich in jenem Kampfe nicht bloß um Seyn und Nichtseyn für Holstein, wie für ganz Deutschland, sondern um Vertheidigung gegen die letzten und äußersten Gräuel eines Vernichtungskrieges; das dänische Heer sei ausgezogen, um der gesammten männlichen Bevölkerung die rechte Hand abzuhauen, Weiber und Kinder in die Sklaverei zu verkaufen, die Städte zu zerstören, den Pflug darüber zu führen und Salz in die Furchen zu streuen. Wir unsererseits sind nun keineswegs geneigt, die Sache des dänischen gegen den deutschen Nationaldünkel zu führen; im Gegentheil: wir glauben, daß das Hineintragen des einen, wie des andern in die praktische Politik nothwendig und unerläßlich das Unheil und die Verwirrung stiften mußte, denen wir heute in der Sache der Herzogthümer wie sonst aller Orten begegnen. Dennoch aber ist bis jetzt von jenen Extremen nicht die Rede (die freilich nicht ausbleiben würden, wenn je die Ideale der Augsburg-Cotta'schen und der Köln-Dumont'schen Politik in's Leben träten!). Bis jetzt ist zwischen Holstein und Dänemark nur von Dingen die Rede, die wohlfeiler und für beide Theile ersprießlicher am grünen Tische als auf dem Schlachtfelde, friedlicher mit Tinte als mit Blut geschlichtet werden könnten, und deren endgültige Regelung zuletzt doch noch den vielgeschmähten Diplomaten anheim fallen muß. Am allerwenigsten sind die anarchischen Gelüste der Massen, deren Intervention die obengenannten Organe der Tagespresse in allen Tonarten anrufen, zum Schiedsspruche competent. Fragen wir nämlich die offiziellen Actenstücke, so wird der Krieg zwischen Holstein und Dänemark lediglich und allein um das Verhältniß geführt, in welchem Schleswig einerseits zu Holstein und andererseits zu Dänemark stehen soll.

Das Herzogthum Schleswig hat nie zu Deutschland gehört, ist nie mit demselben in irgend einer staatsrechtlichen Verbindung gewesen, und zwischen beiden hat seit dem Jahre 1027 die Eider als Gränzfluß gegolten. Dagegen steht Dänemark seit beinahe vierhundert Jahren zu Holstein in einer

Personal-Union, so wie ebenfalls Schleswig seit 1459, sowohl als erledigtes Lehn der dänischen Krone, so wie kraft des Erbrechtes des Königs Christian I., Dänemark angehört. Holsteinischer Seits wird nun behauptet, daß ein von dem eben genannten Könige am 6. März 1460 ausgestelltes und den damaligen („Feudal"-) Ständen der Länder Schleswig, Holstein und Stormarn ertheiltes Privilegium eine ewige Realunion (Vereinigung und Gleichstellung beider Länder durch eine und dieselbe Verfassung) zwischen Schleswig und Holstein ausgesprochen habe. Dieses historische Factum wird dänischer Seits geläugnet und der in Rede stehenden Urkunde (aus Gründen, die eine sorgfältigere Prüfung verdienten, als ihnen in Deutschland zu Theil wird *) eine andere Auslegung gegeben. Doch kömmt es, wie sich aus dem Nachfolgenden zeigen wird, bei dem gegenwärtigen Stande der Sache auf diese Verschiedenheit der Auslegung des Privilegiums gar nicht an; sondern die praktische Frage dreht sich darum: ob Dänemark, nach der von ihm seit dem Ausbruche des Krieges genommenen politischen und diplomatischen Stellung, überhaupt eine Verletzung desselben durch Incorporation von Schleswig beabsichtige.

„Bis zum Jahre 1816", sagt die unten angeführte kleine Schrift, „fiel es keiner Seele ein, die staatsrechtliche Verbindung des Herzogthums Schleswig mit der dänischen Krone, mittelst einer in dem Thronfolgegesetze der letztern begründeten und völkerrechtlich garantirten ewigen Personal-Union zu bezweifeln. Ja, die öffentliche Meinung ging noch weiter, und sah nicht nur Schleswig, sondern auch Holstein als unzertrennte Theile des dänischen Staatskörpers an. Daher konnte ein königliches Patent vom 9. September 1806, ohne

*) Die mit großer Mäßigung und Sachkenntniß geschriebene kleine Schrift: Ein Wort des Rechts und der Verständigung in der Schleswig'schen Frage. Mainz, Verlag von Florian Kupferberg. 1849. 48 S., ist bei ihrem Erscheinen in beliebter Manier sekretirt und heute spurlos verschwunden und vergessen.

daß irgend ein Widerspruch stattgefunden hätte, das Herzogthum Holstein „„mit dem gesammten Staatskörper““, der dem „„königlichen Scepter untergebenen Monarchie, als einen in jeder Beziehung völlig ungetrennten Theil derselben, verbinden““, und demnach „„der alleinigen unumschränkten (königlichen) Botmäßigkeit““ unterwerfen. Niemand fand dagegen etwas zu erinnern. Auch bestand damals zwischen den Dänen und den Deutschen der Herzogthümer das friedlichste Verhältniß; sie fanden sich bei ihrer Vereinigung durchaus wohl. Unbefangene Schriftsteller getrauen sich nicht zu sagen, von welcher Seite her zuerst der Friede unter diesen seit mehr als drei Jahrhunderten eng verbundenen Völkern zerstört wurde.“

„Der erste Anlaß des Haders lag in den gegen das Jahr 1816, wie überall so auch in Schleswig und besonders in Holstein beginnenden Bestrebungen nach ständischen Rechten und Verfassungen. Während man hierbei in Holstein den Art. 13 der B. A. für sich hatte, schien in Schleswig das dänische Königsgesetz, die lex Regia, der man damals unbedingte Geltung für das Herzogthum beimaß, der Einführung einer Verfassung daselbst entgegenzustehen. Es stellte sich daher ein gelehrter und scharfsinniger Professor der Universität Kiel die juristische Aufgabe, in jener staatsrechtlichen Schranke eine Lücke zu suchen. Er spricht geradezu aus, daß die Frage, ob das dänische Königsgesetz oder die alte Verfassung gültig sei, ohne den in den Herzogthümern rege gewordenen Wunsch nach Wiederherstellung der Landstände oder Einführung einer verbesserten Volksrepräsentation, vielleicht nie aufgeworfen worden wäre. Doch ging dieser Herr in seinen ersten Schriften nicht weiter, als daß er für Schleswig die Eigenschaft eines besonderen souverainen Herzogthums in Anspruch nahm, hingegen zugab, daß durch die Ereignisse von 1721 in Betreff der Nachfolge in dasselbe das dänische Königsgesetz gültig geworden sei.“

Im Jahre 1818 wendete sich die Holstein'sche Ritterschaft

an die deutsche Bundesversammlung mit einer Ausführung ihrer alten Privilegien, und wollte die, seit mehr als hundert Jahren aufgelöste ständische Verbindung zwischen Schleswig und Holstein wieder hergestellt wissen. Die Bundesversammlung wies in ihrem Beschlusse vom 27. November 1823 dieses Gesuch zurück, weil die alte Verfassung in Holstein nicht in anerkannter Wirksamkeit bestehe. Der preußische Bundestagsgesandte erklärte bei dieser Veranlassung: „„daß die von den Reklamanten gewünschte Aufrechthaltung der Verbindung des Herzogthums Holstein mit dem Herzogthum Schleswig in Einer und derselben Ständeversammlung, abgesehen von jedem sonst dagegen zu erhebenden Bedenken um deßwillen kein Gegenstand sei, auf welchen sich eine denkbare Einwirkung des Bundestags erstrecken könnte, weil das Herzogthum Schleswig nicht zu den deutschen Bundesländern gehöre, und daher ganz außerhalb des Einflusses des Bundes liege.““

„Dahlmann selbst, der Vertreter der Holstein'schen Ritterschaft, lehrte lange Zeit in seinen geschichtlichen Vorträgen nicht anders, als daß wenigstens der vormals herzogliche Antheil von Schleswig 1721 als verwirktes Lehen von König Friedrich IV. eingezogen worden sei*). Dieser Streit über die alten Verfassungs- und Successionsverhältnisse von Schleswig und Holstein wurde, nachdem in den Herzogthümern Provinzialstände eingeführt worden waren, lebhaft fortgesetzt. Die Dänen sahen sich durch dieselben in der Vereinigung Schleswigs mit Dänemark unter einem Herrscher bedroht, und griffen theilweise nicht zu den rechten Mitteln, dem vorzubeugen: es entstand in Schleswig ein Kampf der dänischen und deutschen Nationalität, und die Leidenschaft wuchs auf beiden Seiten. Wie diese Händel zu dem königlichen offenen Brief

*) Die Thatsache ist in der bei Hammerich in Altona 1847 erschienenen Schrift: Das Kommissionsbedenken über die Successionsverhältnisse des Herzogthums Schleswig S. 62 u. folg. aus Dahlmannschen Heften nachgewiesen, und niemals als unbegründet behauptet worden.

vom 28. Juli 1846 führten, und welche Aufregung dann in den Herzogthümern und ganz Deutschland entstand, ist allbekannt. Eine Fluth von Schriften bewirkte, daß die allgemeine Meinung in Deutschland zu dem Glauben geführt wurde, das Recht sei auch in der Schleswig'schen Frage, wie in der Holstein'schen, gegen Dänemark auf Seiten der Schleswig-Holsteiner. Diese Ansicht bot außerdem der Opposition aller Farben einen Anlaß: in die Massen eine politische Aufregung zu bringen, die mit einer nationalen Erhebung anfangen, und mit einer revolutionären gegen verhaßte Zustände in Deutschland selbst endigen konnte."

So war die Lage der Dinge, als (im Geiste unsers Jahrhunderts!) der König von Dänemark seinen gesammten Staaten am 28. Januar 1848 eine Verfassung verlieh. „Wir beabsichtigen gemeinschaftliche Stände für Unser Königreich Dänemark und Unsere Herzogthümer Schleswig und Holstein einzuführen, welche sich zu gewissen, regelmäßig wiederkehrenden Zeiten in gleicher Anzahl aus Unserm Königreiche und aus Unseren gedachten Herzogthümern an näher zu bestimmenden Orten, abwechselnd in Unserm Königreich und in Unsern Herzogthümern versammeln werden." Dieß war die Thatsache und der Rechtsgrund, auf welche sich Holstein und ein Theil von Schleswig im März 1848 beriefen, als sie die Waffen gegen ihren Landesherrn ergriffen. Die in Rendsburg versammelten Stände-Deputirten der Herzogthümer beschlossen (am 18. März) eine Deputation nach Kopenhagen zu senden, welche außer einer besondern Constitution für Schleswig und Holstein, den sofortigen Eintritt Schleswig's in den deutschen Bund verlangen sollte. Aber ehe noch eine Antwort hierauf ertheilt seyn konnte, bildete sich zu Kiel aus dem Prinzen Friedrich zu Holstein, dem Grafen Reventlow und den Advokaten Beseler und Schmidt eine provisorische Regierung, die am 24. März eine Proclamation erließ, welche für das neue Stadium, in welches nunmehr die Sache der Herzogthümer getreten war, in so hohem Grade bezeichnend ist. „Mitbürger!

Unser Herzog“ (der Erlaß meint den König von Dänemark) „ist durch eine Volksbewegung in Kopenhagen gezwungen worden, seine bisherigen Rathgeber zu entlassen, und eine feindliche Stellung gegen die Herzogthümer einzunehmen. Der Wille des Landesherrn ist nicht mehr frei, und das Land ohne Regierung. Wir werden es nicht dulden wollen, daß deutsches Land dem Raube der Dänen preisgegeben werde. Große Gefahren erfordern große Entschließungen; zur Vertheidigung der Gränze, zur Aufrechthaltung der Ordnung bedarf es einer leitenden Behörde. Folgend der dringenden Nothwendigkeit und gestärkt durch das uns bisher bewiesene Zutrauen, haben wir, dem ergangenen Rufe folgend, vorläufig die Leitung der Regierung übernommen, welche wir zur Aufrechthaltung der Rechte des Landes und der Rechte unsers angestammten Herzogs“ (s. oben) „in seinem Namen führen werden. Wir werden sofort die vereinigte Ständeversammlung berufen und die übernommene Gewalt zurückgeben, so bald der Landesherr wieder frei seyn wird, oder von der Ständeversammlung andere Personen mit der Leitung der Landesangelegenheiten beauftragt werden. **Wir werden uns mit aller Kraft den Einheits- und Freiheits-Bestrebungen Deutschlands anschließen.**“

Fast um dieselbe Stunde erging zu Kopenhagen die Antwort des Königs auf die ihm überreichte Petition. „Auf Ihre Anträge haben Wir Ihnen zu eröffnen, daß Wir gesonnen sind, Unserm Herzogthum Holstein, als einem selbstständigen deutschen Bundesstaat, eine auf die Grundlage eines ausgedehnten Wahlrechts gebaute, in Wahrheit freie Verfassung zu gewähren, worin namentlich auch Volksbewaffnung, Preßfreiheit und Vereinsrecht ihre Geltung finden werden, daß aber in Folge dessen Unser Herzogthum Holstein neben einer eigenen Regierung und Militärverfassung auch getrennte Finanzen erhalten wird, so bald die gegenseitige Auseinandersetzung neben den andern Bedingungen einer Union mit Dänemark und Schleswig festgesetzt sind; daß wir uns daneben den Bestre-

bungen für Errichtung eines kräftigen und volksthümlichen deutschen Parlaments offen anschließen werden; daß wir Unser Herzogthum Schleswig dem deutschen Bunde einzuverleiben weder das Recht, noch die Macht, noch den Willen haben, dagegen die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark durch eine gemeinsame freie Verfassung kräftigen wollen, daneben aber Schleswigs Selbstständigkeit durch ausgedehnte provinzielle Institutionen, namentlich einen eigenen Landtag und besondere Verwaltung kräftig zu schirmen entschlossen sind."

Ob eine solche Zurückweisung des Antrags auf Vereinigung Schleswigs mit dem deutschen Bunde, dem es nie angehört hatte, die Herzogthümer in den Stand der gerechten Nothwehr versetzt habe, — dieß zu entscheiden überlassen wir dem eigenen Nachdenken und dem Gewissen unserer Leser.

Was zwischen jener königlichen Zusage und dem vor wenigen Monaten erfolgten Wiederausbruche des Krieges von Holstein gegen Dänemark in der Mitte liegt, übergehen wir, als unserm dermaligen Zwecke fremd, und beschränken uns für dieß Mal darauf, aus dem jüngsten Manifeste des Königs von Dänemark vom 14. Juli 1850 folgende Stelle anzuführen:

> „Die etwaige Sorge, daß eine Incorporation dieses Herzogthums (Schleswig) in Dänemark beabsichtigt seyn könne, findet jedenfalls in Unserer hiemit erneuerten Zusage, daß eine solche nicht stattfinden soll, ihre definitive Beseitigung."

Schon heute fehlt es nicht an Stimmen in Deutschland, die aus diesen hier einfach hingestellten Thatsachen die geeigneten Folgerungen gezogen haben. „Der König", sagt ein Artikel vom 2. August d. J. im Norddeutschen Correspondenten, „hat somit im Gegensatz zu seiner früheren Willenserklärung jetzt laut und öffentlich versichert, daß eine Incorporation **nicht** statt finden solle: die Erklärung, welche die Schleswig-Holsteiner die Waffen ergreifen ließ, ist somit **widerrufen**; das Verhältniß, welches vor dem Kriege bestand, ist formell

vollständig restituirt. In dem Augenblicke, wo dieses Manifest verkündigt war, wurden mithin diejenigen Schleswig-Holsteiner, welche nicht sofort die Waffen niederlegten, zu hochverrätherischen Rebellen, die nicht mehr behaupten konnten, für die bedrohten Landesrechte in den Kampf zu gehen. Leider hat die Statthalterschaft revolutionärer Weise den Krieg fortgesetzt, und leider ist damit Schleswig-Holstein ein in vollständiger Revolution begriffenes Land geworden, dem jeder Rechtstitel für seine Erhebung fehlt."

„Oder steht die Sache nicht etwa so? Wurde denn aus irgend einem andern Grunde Krieg mit Dänemark geführt, als weil der König Schleswig in Dänemark incorporiren wollte? und hat der König jetzt nicht ausdrücklich erklärt, daß dieß nicht mehr sein Wille sei? Wenn Jemand es anders weiß, so bitte ich ihn inständigst, mich zu berichtigen."

„Aber", sagt man, „ist denn diese Versicherung eine Garantie? von dänischer Seite ist vieles den Herzogthümern versprochen und wieder versprochen, was nicht gehalten ist; es wird dießmal auch nicht gehalten werden."

„Ich kann es Niemand verargen, wenn er gelinden Zweifel hegt, ob jenes Wort in der That so ernsthaft gemeint ist! Aber um's Himmelswillen, welche Garantie haben denn die Engländer, die Schweden, die Norweger, daß nicht morgen ihre Könige die Verfassung des Landes für annullirt erklären? welche Garantie haben Sie, mein Herr, daß Sie nicht morgen ohne Urtheil und Recht eingesteckt werden? Vielleicht sind diese Wahrscheinlichkeiten etwas geringer als die, daß der König von Dänemark trotz seiner Versicherung erneuerte Versuche machen wird, Schleswig dem dänischen Staate einzuverleiben. Aber ändert das denn für unsere Frage auch nur das Mindeste? Können denn Unterthanen mit den Waffen in der Hand sich erheben, um bisher nicht bestandene Garantieen für ihre Rechte von dem Landesherrn zu erzwingen? Das ist es ja eben, was die Schleswig-Holsteiner jetzt zu completten Revolutionärs stempelt, daß

sie sich Rechte, welche sie bisher nicht hatten, erobern wollen. Sie kämpfen nicht mehr für die Erhaltung des bestehenden Rechts, denn das verletzt Niemand, sondern für die Erweiterung ihrer Rechte.“

„Und welche Garantieen sind es denn, welche die Schleswig-Holsteiner erreichen wollen? soll der König von Dänemark ihnen etwa einige Millionen Thaler Caution stellen, oder seine Güter verpfänden? Ich weiß schlechterdings nichts Anderes; denn eine Gewährleistung ihrer Rechte von Seiten der Großmächte können sie doch nicht durch einen Krieg mit Dänemark erzwingen wollen!“

„Ich bitte einmal sans phrase die Frage zu beantworten: Weßhalb führen die Herzogthümer nach dem Manifest vom 14. Juli noch Krieg?“

Unsers Wissens ist diese Antwort noch nicht erfolgt, wenn man anders die Agitation der oben hinlänglich bezeichneten Organe der deutschen Revolution und das Sekretiren des Widerspruchs nicht als Antwort gelten lassen will.

Und welche Rolle hat diesem Stande der Dinge gegenüber Deutschland, welche insonderheit die Politik des preußischen Kabinets gespielt? — Aus patriotischem Schamgefühl wünschten wir auf diese Frage schweigen zu können, werden aber, weil wir müssen, ein anderes Mal auf dieselbe zurückkommen.

XXIX.

Wibald.

Ein Beitrag zur Geschichte des zwölften Jahrhunderts.

Erster Artikel.

„Daß wir auf eine so wichtige Angelegenheit, die Annahme nämlich des Leben bringenden Kreuzes und einen so großen und lange dauernden Heereszug ohne Euer Mitwissen eingegangen sind“, schreibt König Konrad, der erste Hohenstauffen, über seinen anzutretenden Kreuzzug, an Papst Eugen III., „das ging aus dem Drange wahrer Liebe hervor.“ „Aber der heilige Geist, welcher da wehet, wo er will und plötzlich zu kommen pflegt, gestattete uns keinen Verzug, um Euren oder irgend Jemandes Rath einzuholen.“ So gewaltig war der König durch das begeisternde Wort des heiligen Bernhard erschüttert worden; unter einem Strome von Thränen rief er damals aus: „Ganz erkenne ich die Gnadengeschenke Gottes, und ich will fortan, so Er es verleiht, nicht undankbar seyn, denn von Ihm selbst werde ich dazu ermahnt.“ So ward, wie der heilige Bernhard sich ausdrückt, „das Wunder der Wunder“ gewirkt, daß der lange widerstrebende König nunmehr plötzlich den Kampf für die Stätte des Leidens und Todes des Erlösers als die heiligste Pflicht der Dankbarkeit

gegen Gott übernahm. Dem entsprach die Gesinnung der Fürsten des Reichs, die in Bereitwilligkeit dem Könige entgegenkamen; alle Fehde hörte auf, bis zu des Königs Rückkehr wurde allgemeiner Landfriede verkündet. Um aber die Ruhe des Reiches noch sicherer zu stellen, scheint der Papst in seinem leider verloren gegangenen Briefe, auf welchen die oben angeführte Aeußerung des Königs die Antwort war, diesen darauf aufmerksam gemacht zu haben, wie nothwendig es sei, auch für den Fall seines möglicher Weise auf dem Kreuzzuge eintretenden Todes, im Voraus Fürsorge zu treffen und seinem, damals noch zehnjährigen Sohne Heinrich, die Krone zuzuwenden. Dieß wurde erreicht; die Fürsten wählten Heinrich zum Könige, und sein Vater ließ ihn (30. März 1147) feierlich zu Aachen krönen.

Von ganz besonderer Wichtigkeit mußte aber seyn, dem jungen, unmündigen „Römischen Könige“, wie ihn zu besonderer Auszeichnung Eugen in seinen Briefen nannte, solche Rathgeber an die Seite zu stellen, denen der auf dem heiligen Zuge begriffene Vater mit Ruhe und Vertrauen seinen Sohn, ja das Reich überlassen konnte. Es entsprach der Verfassung des Reiches, daß der Erzbischof Heinrich von Mainz, als der erste unter den Fürsten, auch als derjenige bezeichnet wurde, dem die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gebühre; es brachte die Stellung des deutschen Königs zu dem Oberhaupte der Christenheit und das befreundete Verhältniß Konrads zu Eugen mit sich, daß jener seinen Sohn der ganz besonderen Obhut des Papstes empfahl und ihm aufgab, diesem in allen Stücken zu gehorchen; die unmittelbare und eigentliche Sorge aber für den theuren Sohn und für sein und dessen Reich übertrug Konrad dem Abte Wibald. Dieser darf in der That als einer der Lenker der Geschicke Deutschlands in jener Zeit angesehen werden. Ein Mann von höchst ausgezeichneter Persönlichkeit, von erhabenen Tugenden und Geisteskraft, ein wahrer Staatsmann und eine Säule der Kirche, verdient er weit mehr, als es bisher geschehen, in

den Vordergrund gestellt zu werden. Dazu kommt, daß die Kenntniß seiner interessanten Lebensverhältnisse, welche durch den der Nachwelt aufbewahrten Schatz seiner aus beinahe fünfhundert Stücken bestehenden Briefsammlung erleichtert wird, viele Blicke in die damaligen Zustände, in welchen er eine so große Rolle spielte, gestattet. Fünf Königen, Heinrich V., Lothar, Konrad, dessen Sohn Heinrich und Friedrich I. war er ein getreuer Diener, fünf berühmte Klöster, Stablo und Malmedy, Monte Cassino, Corvey und Wasor nannten ihn ihren Abt.

In der Nähe der Abtei Stablo im Ardennerwalde aus einem adelichen Geschlechte, welches wahrscheinlich den Namen de Prato führte, zu Anfang des zwölften Jahrhunderts geboren, erhielt er in jenem Kloster, der altehrwürdigen Stiftung König Siegberts II. und des heiligen Remaclus, seine Erziehung. „Die Kirche von Stablo hat mich mit der Milch der Frömmigkeit genährt", sagt er; „meine Mutter, meine Ernährerin, meine Erzieherin war sie." Ganz vorzüglich dankte er dem nachmaligen Abte von Reinhausen, Reinhard († 1150), der mit besonderer Weisheit und Umsicht die Klosterschule von Stablo leitete, seine Bildung; jener behielt Wibald bis zu seinem letzten Athemzuge lieb als seinen Sohn, und nahm aus seinem väterlichen Verhältnisse zu ihm die Veranlassung, ihn, je zu höheren Würden er emporstieg, vor den Verlockungen der Welt zu warnen. Aber schon als Knabe und Jüngling machte Wibald nicht nur große Fortschritte in den Wissenschaften, sondern auch in den Tugenden, und frühzeitig reifte in ihm der Entschluß, sich aus dem Geräusche der Welt in die Einsamkeit eines Klosters zurückzuziehen. Dazu schien sich zunächst Stablo selbst zu eignen; allein die Nähe seiner Familie, die er meiden wollte, mag wohl im Jahre 1117 ihn bewogen haben, sich in die weit abgelegenere Abtei von Wasor zu begeben; ihn, der seit zwei Jahren auf der bischöflichen Schule von Lüttich den größten Eifer für die Wissenschaft bewährt hatte, lockte dorthin, gleich andern jungen, strebsamen Männern, der wohlverdiente Ruf des gelehrten Abtes Witrich. Dorthin kamen, wie ein älterer

Autor bemerkt: „von allen Seiten Viele zusammen, um ihren Nacken unter das sanfte Joch des Gehorsams zu beugen, durch den Trank himmlischer Süße die Hitze des fleischlichen Lebens zu brechen und mit dem Propheten auszurufen: „„Meine Seele dürstet nach Dir, vielfach sehnt sich auch mein Leib nach Dir.““

Allein die ersehnte Ruhe wurde Wibald auch zu Wasor nicht zu Theil. Zwar empfing er hier das Ordenskleid, jedoch übertrug ihm Witrich, der bald seine großen Talente erkannte und zu würdigen verstand, die gesammte Leitung des Unterrichts. Mehr aber noch wurde er bestürmt durch die Mönche von Stablo, die mit ihren Bitten nicht nachließen, daß er, der ihnen durch seine Geburt und Erziehung schon angehöre, nun auch, in ihre Mitte zurückkehrend, ganz der Ihrige werden möge. Wibald mußte nachgeben; er that es mit schwerem Herzen, weil er, was eintrat, voraussah. In Stablo blieb ihm, wegen der häufigen Einkehr von Fremden — hielten ja doch bisweilen selbst die Könige dort ihren Hof — keine Muße für die Studien, und nicht die gewünschte Zeit zu geistlicher Uebung. Ja, als ob Alles wider seinen Willen habe gehen müssen, der Abt Cuno übertrug ihm nicht nur die Schulen, sondern sogar die Oberaufsicht über die Klosterpforte; dieses damals sehr wichtige Amt brachte Wibald nothgedrungen in die nächste Berührung mit allen einkehrenden Gästen. Aber gerade dieß scheint in den Planen der göttlichen Vorsehung gelegen zu haben. Ohne von seiner Seite irgend Etwas dazu gethan zu haben, knüpfte Wibald eine Menge von Bekanntschaften und Verbindungen an, welche nicht bloß für seine, sondern auch für Deutschlands Zukunft von großer Bedeutung waren; insbesondere wurde der Cardinal Gerard, der nachmalige Papst Lucius II., sein ganz vertrauter Freund. Nachdem Wibald mehrere Jahre hindurch dem Abte Cuno sowohl, als auch dessen Nachfolger, Johannes Rulland, in der Leitung des Klosters zur Seite gestanden hatte, wurde er nach des Letzteren Tode (wahrscheinlich im Jahre 1130) zum Abte gewählt. Bereits seine frühere Stellung hatte ihn in eine nähere

Berührung mit dem Hofe gebracht, an welchem er zuerst um's Jahre 1122 erschien. Es unterliegt keinem Zweifel, daß schon Heinrich V. sich vielfach seines Rathes und seiner Thätigkeit in wichtigen Geschäften bedient hat; weit mehr aber geschah dieß Seitens Kaiser Lothars. Ehe wir jedoch Wibald in die sich ihm eröffnende große politische Laufbahn hineinführen, möge sein Bild noch etwas näher ausgezeichnet, und zugleich die schwierige Stellung, welche er in seinem Kloster einzunehmen hatte, in's Auge gefaßt werden.

Mit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts hatten unmittelbar nach dem Tode des ehrwürdigen Abtes Folmar († 1106) die Angelegenheiten des Klosters Stablo eine sehr üble Wendung genommen. Der Nachfolger desselben, Poppo von Bellomonte, vergeudete auf eine so unverantwortliche Weise die Güter der Abtei, daß ihm der Beiname des „Verwüsters" zu Theil geworden ist. Nachdem dieser das Zeitliche gesegnet hatte, usurpirte ein gewisser Werner fünf Jahre hindurch die Würde eines Abts, und so fand Cuno, der rechtmäßige Nachfolger Poppo's, nach solchen Stürmen nicht bloß die äußeren Verhältnisse der Abtei in großer Verwirrung, sondern es hatte nicht ausbleiben können, daß nicht auch die klösterliche Zucht großen Eintrag erlitten hätte. Hieraus wird die Stellung klarer, in welche auf des Abtes Begehr, Wibald zu ihm trat; Cuno fühlte sich den Schwierigkeiten allein nicht gewachsen, Wibald wurde gleichsam sein natürlicher Coadjutor, und es bedurfte der Abt dieser Beihülfe um so mehr, als zu den bereits bezeichneten Mißständen noch ein anderes, sehr verwickeltes Verhältniß hinzutrat, welches in seinem Ursprunge mit der Entstehung der Abtei selbst zusammenfällt. König Siegbert II. hatte nämlich, wobei ihm der heilige Cunibert mit seinem Rathe zur Seite stand, außer Stablo auch das in der Cölner Diöcese gelegene Kloster Malmedy gegründet. Auch hier war es der heilige Remaclus, welcher zuvor schon Abt von Solemes gewesen war, dessen thatkräftiger Eifer die königliche Stiftung eigentlich in's Leben rief. Remaclus nahm aber seinen Sitz zu Stablo und regierte

von hier aus auch das Kloster Malmedy. Er, wie mehrere seiner Nachfolger, wurde zugleich mit der Würde eines Chorbischofs bekleidet, auch wurde er auf den bischöflichen Stuhl von Tongern gerufen, legte aber dieses Amt nieder, und zog sich nach Stablo zurück. Hier brachte er seine übrige Lebenszeit zu, hier fanden seine Gebeine ihre irdische Ruhestätte. Die Gemeinschaft der beiden Abteien, wie sie sie in der Person des heiligen Remaclus hatten, brachte es mit sich, daß dieses Verhältniß auch bei seinen Nachfolgern fortdauerte: der Abt von Stablo war zugleich Abt von Malmedy. Allein es waren daraus schon seit längerer Zeit viele Streitigkeiten hervorgegangen, indem die Mönche von Malmedy sich in diese Abhängigkeit nicht fügen, sondern ihren eigenen Abt haben wollten. Trotz vieler Entscheidungen der Päpste und Kaiser, die alle zu Gunsten von Stablo dahin ausfielen, daß die Mönche dieses Klosters das Wahlrecht des Abtes hätten, und dasselbe nur dann, wenn sich hier kein tauglicher finde, auf Malmedy übergehen solle, tauchte der Streit in jener Zeit, wo Wibald dem Abte Cuno zur Seite stand, von Neuem auf. Wibald brachte im Jahre 1128 die Sache dadurch in's Reine, daß er vom Erzbischof Friedrich von Cöln ein Diplom auswirkte, in welchem die Entscheidung ganz in der früheren Weise getroffen wurde, und so geschah es, daß er zwei Jahre darauf, ohne allen weitern Widerspruch, als Abt von Stablo und Malmedy succedirte.

War Wibald ernstlich darauf bedacht, die Güterverhältnisse der ihm anvertrauten Abteien zu ordnen, so lag ihm die Wiederherstellung der klösterlichen Zucht noch weit mehr am Herzen. Um eine Seite seines Wesens und zugleich in Wenigem viel über ihn zu sagen, möge von ihm anerkannt werden, daß er ein durchaus tüchtiger Ordensmann war. Er war ein unermüdlicher Kämpfer für die strenge Beobachtung der Regel; selbst gewissenhaft dieselbe befolgend, war er bemüht, auch in Andern den Ordensgeist zu beleben. Es war dieß einer

der Hauptgründe, warum er nachmals auch zum Abte von Corvey gewählt wurde; kaum aber war er nach Sachsen gekommen, so hatte sein Beispiel „das Land erleuchtet.“ So und ähnlich lautete das Zeugniß, welches auf Befragen des Papstes, Wibald von Allen gegeben wurde. „Wir empfehlen dir“, schreibt Bischof Bernhard von Hildesheim an den Papst, „diesen Mann, der ein gutes Zeugniß bei uns genießt und in der katholischen Kirche wohlgenannt wird; wir freuen uns sehr, daß er zu uns gekommen ist, denn auf seine Klugheit und Thätigkeit haben wir großes Vertrauen.“ Wie Herzog Heinrich von Sachsen und mehrere Aebte umliegender Klöster, so empfiehlt ihn auch Hermann Graf von Winzenburg, der Vogt des Klosters von Corvey, dem Papste als einen durchaus für die Religion begeisterten Mann, der dort durch seine edle Gesinnung und seine Klugheit allgemein geachtet sei. „Wir empfehlen Euch die Anstrengungen, denen er seit dem Tage seiner Erwählung für die Kirche von Corvey sich getreulich und unermüdlich unterzogen hat, theils darin, daß er die Ordensregel in der Abtei wieder hergestellt und deren Besitzungen wieder zusammen gebracht hat, theils darin, daß er bei den beiden Klöstern Kemnath und Wiesbeck für die Rückkehr klösterlicher Zucht eifrig gearbeitet hat.“ In diesen beiden Frauenklöstern war nämlich unter der Leitung einer den weltlichen Freuden hingegebenen jungen Aebtissin ein gänzlicher Verfall aller Ordnung und Sittlichkeit eingerissen. Sie waren die Einkehr vieler junger, ausschweifender Männer geworden, mit denen Aebtissin und Klosterfrauen ein lüderliches Leben führten, und den Skandal bis auf's Aeußerste trieben. Dennoch hatte man lange Zeit dem Uebel zugesehen, bis endlich Wibald kam, und sich durch sein kräftiges Einschreiten die Dankbarkeit aller derer erwarb, denen es um die Aufrechthaltung der sittlichen Ordnung zu thun war.

War in Wibald mit wahrer Frömmigkeit eine große Thatkraft gepaart, so konnte um so mehr auf diesem Boden auch

ıcıper, oder Ueberläufer, sondern al
begierig. Die ciceronianischen Gerich
Tische nicht als die vorzüglichsten, a
der eigentlichen Tafel aufgetragen, so
besseren Speise ersättigt bin, nehm
fect als Nachtisch gegeben zu werd
mich eine große Annehmlichkeit darin
In Betreff des wissenschaftlichen Trei
Mannes ist sein Briefwechsel mit eine
lasticus von Paderborn, Namens Ma
ser erkannte in ihm eine Rüstkammer
fehlte aber auch darin das Richtige n
liche Reinheit der Sitten" in ihm n
Wibald antwortete ihm in einem Bri
Bescheidenheit; in einem Briefe, wel
seiner großen Belesenheit sowohl in den
Profanschriftstellern *), und wir würd
in diesen Blättern gestatteten Raum ü
hen, das ganze Schreiben mitzutheilen.
können wir uns aber nicht versagen
zu gleicher Zeit den glänzendsten Ster

den heiligen Bernhard betrifft. Nachdem Wibald in seinem Briefe Mehreres über die Redekunst gesagt und bemerkt hat, daß es einem Redner der alten Zeit wohl gestattet gewesen sei, allerhand Künste zu gebrauchen, falsche Sentenzen aufzustellen u. s. w., fährt er fort: „Nicht aber geziemt es sich für einen religiösen Mann, der Glauben in sich trägt und eine ernste Gesinnung hat, vor christlichen Ohren irgend Etwas zu sagen, was ihm und den Uebrigen unwahr zu seyn scheint. Wer in einer canonischen Prozeßsache mit Künsten verfährt, von dem nimmt man an, daß er mehr seinem eigenen Ruhm, als dem Nutzen der Sache selbst dienen wolle. Die Areopagiten, jene strengbemessenen Richter Griechenlands und Athens, gestatteten Niemanden, sich der Vorreden oder Epiloge zu bedienen, sondern verlangten nur eine einfache und ungeschmückte Rede; auf diese Weise wurden fast alle Grundlagen der Rhetorik erschüttert. Dennoch aber findet sich bisweilen auch in der Kirche ein gewisses günstiges Zusammentreffen von Umständen, in welchen untadelhaft die Kunst der Rede angewendet wird, und zwar namentlich bei dem Predigtamt. In dieser Gnade ist, meines Erachtens, jener herrliche Mann unserer Zeit, Bernhard, der Abt von Clairvaux, allen Andern voranzustellen. Ich würde ihn nicht mit Unrecht einen Redner nennen, wie er von der Schule definirt wird: „ein biederer, des Sprechens kundiger Mann." Denn jener biedere Mann, durch die Härte langer Einsamkeit, und durch Fasten ganz gebrochen und ausgebleicht und bis zur Feinheit einer durchaus geistigen Gestalt reducirt, überzeugt schon, wenn man ihn nur sieht, bevor er noch redet. Ihm ist von Gott eine herrliche Natur gegeben, eine außerordentliche Bildung, ein unvergleichlicher Fleiß, eine sehr große Uebung, eine klare Aussprache und eine Haltung des Körpers, die für jede Art der Rede geeignet ist. Es ist daher kein Wunder, wenn er mit seiner, solcher Dinge mächtigen Kraft die Schlafenden, ja, damit ich mehr sage, die Todten erweckt, uud mit der Hülfe Gottes, der seine Rede kräftigt, die Menschen umändert

Derselbe Brief legt aber auch ein
die Bescheidenheit Wibald's ab, die trotz
chen die Welt ihn überhäufte, dennoch stets
Lebens war. „Meine Sitten hast Du
Mangold, „aber nicht auf Antrieb der
nes Wohlwollens; wärst Du aber in
Herzens, welches klein und unerforschlich
den, und hättest Du in dem Gerichte mei
die Vernunft auf dem Tribunale sitzt, da
der sich unter einander anschuldigenden
die herben Fragestellungen, wo nicht To
nicht Bläße, nicht Magerkeit Fürbitte
Du ein schreckliches Thier gesehen haben,
des Ungethüm. Da tritt der Ankläger mit
ren als wahrhaftigen Beweisführung auf,
Vertheidiger da, oder nur einer, welcher

Bei einer solchen Gemüthsbeschaffenheit
lich, wie Wibald stets bereit war, seinen Wi
nung die Hand zu reichen und gerne zu verg
auf das Innigste durch That, Wort und Ge
Eben so begreift es sich, daß ein Mann

führer der göttlichen Gerechtigkeit und obschon sie für die böse Absicht ein ewiges Wehe verdienten, so waren sie doch die Ruthe meines gerechtesten Gottes und der Stock seines Zornes; sie selbst aber wußten es nicht."

Von einem solchen Manne konnte mit Recht gesagt werden, daß „die göttliche Weisheit, welche Alles lenkt, wann und wie sie es will, ihn wegen seines ehrenhaften Charakters, seiner Frömmigkeit und Weisheit auserwählt habe, daß er sitze mit den Fürsten und den Thron der Herrlichkeit einnehme, auf daß sie durch ihn alle Angelegenheiten, sei es in richterlicher Erwägung, entscheiden, oder in freundlichem Uebereinkommen, schlichten." Dieß aber war die Stellung, in welche die göttliche Vorsehung Wibald zu Kaiser Lothar, und insbesondere zu seinem Nachfolger Konrad gestellt hat. Es war aber auch zugleich von großer Bedeutung und sicherlich eine besondere göttliche Fügung, daß Wibald gerade zu einem Zeitpunkte zum Abte von Stablo gewählt wurde, wo die Kirche solcher Männer, wie er war, dringend bedurfte.

Eben damals war Innocenz II. durch Petrus Leonis aus Rom vertrieben worden, und hatte eine gastliche Zufluchtsstätte in Frankreich gefunden. Eine mächtige Partei setzte Alles daran, Lothar von dem rechtmäßigen Papste abwendig zu machen, oder wenigstens die Gelegenheit zu benützen, den vermeintlichen Verlust, der dem Reiche durch den von Heinrich V. mit Calixtus II. geschlossenen Vertrag über die Investituren erwachsen sei, wieder einzubringen. Allein war Lothar selbst zu rechtschaffen und edel dazu, um solchen Verlockungen Gehör zu geben, so wurde er insbesondere durch Wibald bestärkt, der mit einer wahrhaft unermüdlichen Thätigkeit seinem Könige und der Kirche diente. Zwei Dinge machten ihn dem Könige besonders werth, die große Umsicht in allen seinen Rathschlägen und die Schnelligkeit der Ausführung; ihm vertraute jener Alles an und schenkte ihm seine volle Gunst, die insbesondere auch der Abtei von Stablo zu Gute kam. „Mit

jedoch in der That dessen rastlose Thäti
den Reichstagen und Heereszügen des
wohnen mußte, und neben der zum g
Hand gelegten Regierung des Reiches, a
tiger Abt seinem Kloster vorstehen zu
mußte Alles können; er eiferte für die
schützte Stablo gegen die Uebergriffe De
eigentlichen Vertheidiger des Klosters se
schien er das Vertrauen, nicht auf Gott
son zu verlieren. „Groß ist", so schrie
von Stablo, „der Verfall unsers Orden
vielfachen Mangel an den nothwendigen
können nicht hoffen. Denn so groß ist
fügigkeit der Einnahme und der Mangel
nisse, daß, obwohl das Reich sich des
freut, dennoch die Kirche von Stablo sich
Eure Vögte, woran unsere Sünden Sch
die Vertheidiger der Armen, sondern die
ster, und stellen Eurer Freiheit am feind
Ministerialen, die am Meisten die Kirch
sind in in einen bösen Bogen umgewan

des Unterhaltes erhoben zu werden pflegen.“ Allein Wibald wußte alle diese Schwierigkeiten zu überwinden, und scheute selbst die Gefahr seines Lebens nicht, um zu dem gewünschten Ziele zu gelangen, seine Abtei gegen all' dieses Ungemach zu schützen. Ja er ging so weit, ein günstiges Terrain zur Anlage von großen Befestigungswerken zu verwenden und eine Ortschaft von bedeutendem Umfange unter den Schutz jener Wälle und Mauern zu verpflanzen.

Für Wibald's spätere Schicksale scheint besonders ein Besuch, welchen ihm König Lothar in seiner Abtei Stablo abstattete, entscheidend gewesen zu seyn. Es hatte nämlich die Sache des rechtmäßigen Papstes, welchem, wie oben bemerkt, Wibald mit dem entschiedensten Eifer anhing, die günstigsten Fortschritte gemacht. Gott hatte ihm durch zwei Sterne des Jahrhunderts voranleuchten lassen. Hatte der heilige Bernhard mit seiner begeisternden Rede ganz Frankreich Papst Innocenz II. zugewendet, so war es in Deutschland das überzeugende Wort des heiligen Norbert, welches die Gemüther für jenen gewonnen hatte. Es war daher ein höchst erfreuliches Ereigniß, daß König Lothar mit dem Papste zu Lüttich zusammenkam. Selbst zu der hohen Ehre bestimmt, dem geistlichen Oberhaupte der Christenheit als der Träger des weltlichen Schwertes durch den Empfang des kaiserlichen Diadems beigesellt zu werden, ging Lothar dem Papste entgegen, und geleitete, altem Herkommen gemäß, das „blanke Pferd,“ auf welchem jener saß. Lothar gelobte dem Papste, ihm den kräftigsten Beistand gegen alle seine Widersacher zu leisten, insbesondere auch ihm Rom zu unterwerfen, und trennte sich von ihm, nachdem Innocenz ihn und seine Gemahlin Richenza feierlich mit den königlichen Kronen geschmückt hatte. Auf seinem Wege nach Trier kehrte nun am Palmsonntage des Jahres 1131 der König bei seinem getreuen Freunde Wibald ein, um, wie mit Bestimmtheit anzunehmen ist, mit ihm über den zu beginnenden Feldzug zu berathen. Dieser hatte große Schwierigkeiten, denn Konrad von Schwa-

es kam der schöne Augenblick herbei,
ein welthistorischer bezeichnet werden
den wenigen ist, wo die geistliche und
höchsten und schönsten Eintracht beis
Augenblick, in welchem Innocenz II.
und in gerechter Anerkennung der Ver
eben zum Kaiser gekrönten Königs der
„Wenn das geheiligte Ansehen der
Gewalt von wahrer Liebe zu einander
muß Gott dem Allmächtigen dafür in
den, weil dann nur Ruhe und Frieden
Völkern emporblühen können. Nichts in
lich als der päpstliche Stuhl, Nichts s
serthron. Nichts, was glänzender leuch
der Fürsten, oder unvergänglicher fortba
tesfurcht. Und alles dieses wird, wos
so lange du auf dem Herrscherstze thron
fenbar, als du von Jugend auf dich in
rechtigkeitsliebe ausgezeichnet hast, und
Tagen, ohne deine Person, ohne dein E
nen, im Dienste des heil. Petrus so w

Erhaltung des Reiches in seiner ganzen Kraft und zum Nutzen der katholischen Kirche dient, nach geistlichem und weltlichem Beruf deine kaiserliche Macht vermehren kann."

An diesem glücklichen Resultate der Eintracht zwischen Kirche und Staat durfte der unermüdet dafür wirkende Wibald sich mit Recht seinen Antheil zuschreiben. Insbesondere war es von großer Wichtigkeit, daß der leidige Streit wegen der Investituren, so wie der wegen der Mathildinischen Güter nicht von Neuem angefacht wurde. Konnte der Papst in Betreff des erstern Punktes, obschon Lothar in dieser Beziehung in Lüttich mancherlei Wünsche geäußert hatte, durchaus nicht nachgeben, so ließ sich in Betreff der Erbschaft der Markgräfin von Tuscien ein Auskunftsmittel darin finden, daß der Papst den Kaiser persönlich mit jener belehnte; gewiß ein Vorbild freundlicher Uebereinkunft, nach welchem auch in späteren Zeiten manches Zerwürfniß in dem Verhältnisse zwischen Kirche und Staat hätte vermieden werden können.

War es unterdessen in Deutschland gelungen, die Hohenstaufen im Schach zu erhalten, so knüpfte sich an die Rückkehr des sieggekrönten Kaisers auch bald ihre Unterwerfung an. Wie zuvor sein Bruder Friedrich, erschien auch Konrad vor dem Kaiser und bat kniefällig zu Mühlhausen um Verzeihung, die dieser ihm aus der Fülle seines edlen Herzen angedeihen ließ. So stand Lothar auf dem Gipfel der Macht, es war dieß aber auch zu gleicher Zeit einer der schönsten Lichtpunkte in der Geschichte Deutschlands. Der Frieden des Reiches mit der Kirche konnte nicht verfehlen, seine Segnungen auszubreiten, und es wäre ein großes Glück gewesen, wenn Lothar ihm gleichgesinnte Nachfolger gehabt hätte. Der vortreffliche Fürst, welcher „die Priester ehrte wie Väter, die Geistlichen wie Herren, die Armen wie Söhne, die Wittwen wie Mütter," der „den Blinden ein Stab, den Hungernden eine Speise, den Elenden eine Hoffnung, den Trauernden ein Trost war" (Petr. Diac.), hat in neuester Zeit zwei nicht katholische Biographen

gefunden, welche auch in dieser Beziehung seine Tugenden gebührend anerkennen. Der eine derselben (Jaffé S. 220) sagt von ihm: „Bei Lothar trat die geistliche Richtung in inniger ungetrübter Verschmelzung mit jenen Tugenden auf, die den Herrscher bezeichnen. Zeugniß ist sein ganzes Leben, wie er das Schwert zu führen, Gerechtigkeit zu üben, sein und des Reiches Ansehen und Macht zu erhöhen und zu befestigen wußte; Zeugniß auch, wie hoch er das Papstthum und die Geistlichkeit liebte und ehrte." Der andere (Gervais S. 416) bezeichnet ihn als einen „Vater des Vaterlandes." „Denn nicht nur mit Kraft hatte er den gesunkenen Thron wieder hergestellt, auch durch seine Milde und Herzensgüte ein Band zwischen Herrscher und Volk geknüpft, was unter den streng, willkührlich, oft despotisch verfahrenden fränkischen Kaisern niemals möglich gewesen war. Schon als Herzog von Sachsen hatte er zur Abwehr von Unbilden, zum Schutze ungerecht Bedrängter, für Aufrechthaltung der Rechte aller Stände, die von Heinrich V. bedroht waren, sein Schwert erhoben, und für solchen Kampf Alles eingesetzt, Niemanden gescheut. Als König und Kaiser hielt er an den gleichen Grundsätzen fest, aber, um nicht in die Willführ zu verfallen, der er bisher gewahrt, sollte nicht an das Schwert, nicht an die Gewalt die Vollziehung seines Willens, die Geltendmachung seines Handelns geknüpft seyn, sondern der Vermittlung durch das Wort des Herrschers, durch das Ansehen der Majestät, durch seine eigene Persönlichkeit gab er überall den Vorzug, und brauchte nur die zu Gebote stehende Macht, wo Trotz, Anmaßung, Zügellosigkeit oder gar Frevel nicht anders gehemmt oder gezüchtigt werden konnte. In einem Zeitalter, wo alle Leidenschaften ungestüm hervorbrachen, wo die gesetzlichen Schranken niedergerissen oder schwach gestützt waren, wo ein kaum beendeter Kampf zwischen Kirche und Reich die Verfassung untergraben, den Thron in's Schwanken gebracht, die Majestät des Kaisers zum Schatten herabgesetzt hatte, war es eine schwierige Aufgabe: die Macht der Vernunft, die Verweisung auf das Recht, die Nothwen-

digkeit des Friedens und die Heiligkeit der Majestät als wirksame Hebel der Herrschaft über alle ihm widerstrebenden Kräfte zu gebrauchen. Gleichwohl gelang es Lothar, auf diesem einzig heilbringenden Wege Deutschland vom gänzlichen Verfall zu erretten, und es zu einer kaum mehr zu hoffenden Größe zu erheben. Es erscheint nach den zwölf Jahren seiner Regierung wie umgewandelt, und Lothars zweite Heerfahrt nach Italien zeigt die wildaufgeregten Elemente, die bisher sie zu vernichten drohten, unter seiner Leitung so wirksam gegen einen äußern Feind vereint, daß auch das gemeinschaftliche Handeln, das Beisammenseyn der nach entgegengesetztem Ziele strebenden, vor Kurzem noch einander Vernichtung drohenden Gewalten den glücklichen Erfolg nicht aufhoben."

Hätten die Hohenstauffen aus dem Vergleiche zwischen der Regierung Heinrichs IV. und Heinrichs V. mit der Lothars gelernt und erkannt, welches der eigentliche Grund dort des Unglückes und der Schwäche, hier des Glückes und der Macht Deutschlands war, so hätten sie unserm Vaterlande große Trübsale erspart. Doch aus der stets lehrenden Geschichte wird wenig gelernt, das beweisen unsere Tage besser, als jene früheren, denen eine so reiche und furchtbare, aber nicht fruchtbare Erfahrung noch nicht, wie der Gegenwart zu Gebote stand.

Ohne den zweiten Zug Lothars nach Italien würde „seinem vollen Ruhme, der hier das unmöglich Gehaltene ausführte, der höchste Triumph gefehlt haben." Dieser zweite Zug wird noch dadurch interessant, daß Heinrich der Stolze und Konrad, die beiden nachmaligen Kronbewerber, so wie Wibald, der selbst viel zur Entscheidung jenes Thronstreites beitrug, den Kaiser begleiteten. Wibald tritt hier als derjenige hervor, welchem Lothar gerade die Leitung der allerschwierigsten Angelegenheiten übertrug. Er, des Kaisers erster Capellan und (natürlich nur stellvertretender) Erzkanzler des römischen Reichs, wurde beauftragt, eine große Flotte

dann vor Salerno die Befehle sei
friedenheit desselben erfüllen und den
begründete Frömmigkeit nicht schwä
raktere erzieht, sondern solche, die
Widerstreben und manchem verhalte
Seufzer, ersprießliche Thaten von w
deutung auf dem Schauplatze der G
Stande sind.

Wir bezeichneten Wibald oben
Monte Cassino; er wurde durch sei
zuge des Kaisers diesem Stammsitze
schen Mönchthums nahe gebracht, u
steigen, um hier, wenn auch nur auf
Stiftung des heiligen Benedict zu reg

XXX.

Stimmen und Bilder aus dem Volksleben.

II.

Lat et umme gahn. Eine Geschichte aus der Zopfzeit „der Väterlichkeiten."

Es mögen mehr denn etliche Jahre her seyn, da war ein Fürst von Braunschweig. Der, welcher nun schon eine Weile landesflüchtig in der Welt herum fährt, ohne ein Zeichen von sich zu geben, daß er Etwas von dem Unglück gelernt, ist es nicht gewesen. Der Alte war ein ernsthafter, ehrenfester Herr, der auf Zucht und gute Hausordnung hielt und in diesem Stücke keinen Spaß verstand.

Nun kam ihm zu Ohren, daß die Bauern in einem seiner Dörfer am Sonntag, statt dem Gottesdienste beizuwohnen und das Wort Gottes anzuhören, in der Wirthsstube beim Branntwein sitzen, und dort, allen Uebermuthes voll, saufen und fluchen und Gott lästern und Zoten reißen. Der Herzog, der kein papierener Schreiber- und Beamtenfürst war, sondern überall selber zuschaute und selber mitangriff, wollte sich von der Wahrheit dieser Rede, die ihm schier unglaublich dünkte, in eigener Person überzeugen.

Der Herzog in seinem alten schlec
Hut ließ sich indessen nichts merken,
verdroß. Er that vielmehr, als ob e
und gotteslästerliche Zotenreißerei ge
und setzte sich, ohne eine Miene zu
an den Tisch. Und die Bauern, die i
ten, er sei eben auch einer von ih
und fuhren in ihrer Sonntagsfeier f

Jetzt hatten die Bauern vor si
großen Napf mit Branntwein, darei
zündeten das als ein Brandopfer zu E
an, daß die blauen Flammen hoch e

Nachdem aber das Feuerlein aus
welcher dem Herzog zur Rechten saß, den
gab ihn seinem Nachbarn zur Rechten
„Lat et umme gahn." Und der
hende gethan, und trank und gab
Worten: „Lat et umme gahn."

Es war das so ihre bacchanalisch

ihm zur Linken saß, wieder zurück, sprechend: „Lat et jet da umme gahn."

Der Nachbar ließ sich das nicht zweimal sagen und trank abermal, und so wanderte jetzt der Napf unter den Worten: „Lat et jet da umme gahn", links herum von Einem zum Andern, wie er zuvor die Runde rechts gemacht hatte, bis er endlich wieder zu dem zurückkam, der ihn zuerst in die Hand genommen, und der ihn jetzt zum zweitenmale dem Herzog darreichte.

Der Herzog nahm also den Napf mit großem Ernste, trank aber wieder nicht; reichte ihn aber auch nicht weiter, sondern stellte ihn mit der größten Ruhe und Feierlichkeit vor sich auf den Tisch; dann holte er mit seiner rechten Hand langsam aus, und gab damit seinem Nachbar zur Rechten eine Ohrfeige, daß ihm der Kopf brummte, indem er mit demselben ruhigen Ton, womit er vorhin den Napf ihm hingereicht, sprach: „Lat et umme gahn".

Der Bauer nicht wenig betroffen über diese ihm so unerwartete Errungenschaft, sprang auf, um das empfangene Capital dem Geber mit Zinsen zurückzustellen. Der Herzog seinerseits stand aber auch auf, sah dem Bauern mit einem ernsten, durchdringenden Blick in die Augen, und wiederholte in festem, ruhigen Tone: „Lat et umme gahn!" und da sein Mantel zu gleicher Zeit sich öffnete und der Bauer an dem Sterne auf seiner Brust und dem Degen an seiner Seite erkannte, daß er den Herzog vor sich hatte, der in diesen Dingen keinen Scherz verstand, so fiel ihm der Muth, und somit kehrte er sich um und gab seinem Nachbar eine Ohrfeige, tüchtig, wie er sie empfangen hatte, sprechend: „Lat et umme gahn."

Und wie der Branntwein umgegangen war, rechts herum von Einem zum Andern, so ging es jetzt auch mit der Ohrfeige. Und als der Letzte zur Linken des Herzogs von dem

Vorletzten seine Ohrfeige auf das linke Ohr empfangen hatte und sich nun dem Herzoge zukehrte, gab dieser ihm eine auf das rechte Ohr, sprechend wie bei dem Branntwein-Napf: „Lat et jet da umme gahn“, und somit machte die Ohrfeige nun die Runde links herum; worauf denn der Herzog sich schweigend entfernte, und die Bauern über den Sinn dieser väterlichen Octroyirung nachdenken ließ. Und sie begriffen die die Tragweite derselben auch ohne authentische Interpretation so wohl, daß der Branntweinnapf am folgenden Sonntag nicht mehr „ummeging“, sondern sie, wie andere Christen, die Kirche besuchten und dem Gottesdienst beiwohnten.

So verstand der alte Braunschweiger das vielgerühmte **Selfgovernment!** Nun wird freilich das gelehrte Mitglied der Münchener Akademie, der ehrenwerthe Herr Prof. J. Fallmerayer, königlich bayerischer Staatspensionär und en dépit der deutschen Grundrechte Decorirter seiner sultanischen Majestät, meinen, das sei eine Sonntagspredigt im cynisch-akademisch-Lasaulx-Ringseis-Münchener-Universitäts-Capuzinerstyl.“ Andere Leute dagegen, die keine Pensionen genießen und keine Decorationen davongetragen, werden dafür halten, es sei ein treffendes Wort ad hominem gewesen.

Und ich meiner Seits, ich kann den fanatischen Gedanken nicht unterdrücken, daß ich uns Deutschen gar oft einen Sonntags-Prädicanten, wie diesen alten Braunschweiger, herbeiwünsche. Nicht sowohl in die Wirthsstube einer Dorfkneipe, wenn am Sonntag die übermüthigen, ausgelassenen Bauern ihren brennenden Branntwein „ummegehen“ lassen; ach, dort geht es noch am harmlosesten und unschuldigsten zu! Oh! da gibt es andere Leute, die sich ihrer klassischen Bildung rühmen, sehr gelehrte und sehr angesehene Leute, die, Gott weiß wie viele Sprachen sprechen, Glacéhandschuh und lakirte Stiefel tragen, die am Sonntage, zur Stunde des Gottesdienstes,

einen ganz andern infernalen Fusel herumreichen, als dieser flammende Branntwein unwissender, zotenreißender Bauern.

Die Franzosen, sagte neulich Donoso Cortes, Marquis de Valdegamas, sind Schüler, nichts als Schüler; die Italiener sind Helfershelfer, nichts als Helfershelfer; in Deutschland sind die Hohenpriester und Meister jener Lehren, die mit ihrem zerstörenden Gift die socialen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft vernichten, und die Völker in Unglück und Finsterniß, in Revolution ohne End, in Anarchie und Barbarei stürzen. Nicht also in den Bauernschenken, o nein, in den Parlamenten unserer Gesetzgeber, in den Hörsälen unserer Professoren, in den Studirzimmern unserer Akademiker, in den Comptoirs unserer Banquiers, in den Ministerconseils und Bureaux unserer Bureaukraten wünsche ich gar oft die Gegenwart dieses alten Braunschweigers, Gott tröste ihn! mit seinem tief in den Kopf eingedrückten Hut, seinem alten Mantel, seiner breiten Hand und seinem nervigen Arm.

Ja, ich muß es gestehen, meine reactionäre Phantasie malt sich dieß Bild manchmal bis auf die einzelsten Pinselstriche aus. Ich denke mir z. B. einen grünen Ministertisch in irgend einer Ruhmeshalle oder einem Klangsaal, daran sitzt oben an der Ministerpräsident, der alte Braunschweiger, vor ihm liegt die Verfassungsurkunde, und aufgeschlagen der Artikel: „Lat et umme gahn.“ Ihm zur Rechten sitzt der volksherrliche Bürgerfürst, ehedem Bureaukrat, jetzt „legaler“ Demokrat, der die schönen geschlängelten Reden ohne Ende hält und die Ehre hat, Mitglied der Linken dieses Hauses zu seyn; dem Braunschweiger zur Linken sitzt der Fragmentist, Prof. J. Fallmerayer, Mitglied des Parlaments in Frankfurt und des Nachparlaments in Stuttgart; zwischen beiden endlich in der Mitte und dem Herzog gegenüber, am untern Ende des Ministertisches, hat der gelehrte Abgeordnete für Länder- und Völkerkunde, Mitglied des Vorparlaments,

Professor Neumann Platz genommen, der beredte Volksredner, der seiner Zeit den Schneidergesellen Vorträge über Capital und Arbeit und Regulirung des Lohnes hielt.

Die Sitzung ist eröffnet: der durchlauchtige Bürgerfürst aus Wolkenguckguckshelm setzt dem Herzog seine volksschmarotzerlichen Finanzschwindeleien auseinander, lehrt ihn ganz sonnenklar das Geheimniß, wie Gelder Zinsen tragen, die man nicht besitzt, und wie man Millionen aus Kassen nehmen kann, die man nicht hinein gethan hat, und schließt mit einer Anpreisung seines Volks- oder Bauernvereins und einem pathetischen Fluch auf die große Sünderin, die alte, schreibselige Bureaukratie, die uns in dieß Elend gebracht. Darauf macht der Fragmentist mit selbstgefälliger, lächelnder Miene dem alten ernsten Herzog seine belletristischen Taschenspielereien und Sprünge vor: schlechte Witze ohne sittlichen Ernst, blasphemisirende Spöttereien, Frivolitäten in voltärischem Style, kokette Albernheiten, Gespensterstücke und Moritbaten im blitzblauen Zahnreißer-Ton und gelehrter byzantinischer Hokuspokus mit blauen Stinkflämmchen einer faulen, byzantinischen Civilisation. Endlich ergreift auch das gelehrte Mitglied für Länder- und Völkergeschichte das Wort, und beginnt, zu dem alten Braunschweiger gewendet, seinen Vortrag, wie unlängst vor den Studirenden der Münchener Hochschule: „Meine Herren!" sagt der königliche Professor, „wir sind jetzt in unserer historischen Betrachtung an Ludwig XV.; denn Sie wissen ja, meine Hochverehrlichen! daß die Könige nummerirt werden, wie die Fiaker!" — Nun denke ich mir, wenn die drei Beisitzer an dem grünen Tische also sprechen, ob der alte Braunschweiger diesen Fusel einer geistigen Cholera ruhig hinunterschluckte, oder ob ihm, wie damals in der Wirthsschenke am Sonntag, der Ekel und die Galle überliefe und er in dem „cynisch-akademisch-Lasaulx-Ringseis-Münchener-Universitäts-Professoren-Capuzinerstyle" dem ehrenwerthen Mitgliede der anderen Seite des Hauses auch eine octroyirte:

„Lat et umme gahn", und nun die Octroyirte „ummeging" von dem Mitglied der Linken zu dem Mitgliede des Vorparlaments, und von dem Mitgliede des Frankfurter Vorparlaments zum Mitgliede des Stuttgarter Nachparlaments. Geschähe es aber also, dann würde es nicht Wenige geben, die dem alten Braunschweiger zurufen würden: „Lat et jet da umme gahn! Schad um jeden Schlag, der daneben fällt!" Ist es so, oder ist es nicht so? Lat die Frage umme gahn, das allgemeine Stimmrecht soll entscheiden!

Uebrigens hat in Ermangelung eines Braunschweigers in unseren Tagen der liebe Gott seine Stelle gar oft versehen, an den Fürsten, wie an den Demagogen. Wenn sie sich in ihrer Gottvergessenheit am meisten blähten, dann stand Er, der Alte der Tage, unsichtbar unter ihnen, und die Stimme seiner Nemesis erklang, wie: „Lat et umme gahn", und dann ging die Neunschwänzige um von Hand zu Hand, und der, der ihre blutigen Streiche eben erst auf dem eigenen Rücken gefühlt, ließ sie nun seiner Seits den Nebenmann fühlen, und reichte sie ihm hin mit des Braunschweigers altem Kapuziner-Spruch: „Lat et umme gahn!"

XXXI.

Literatur.

Die wahren Ursachen und die einzig wirksamen Abhülfsmittel der allgemeinen Verarmung und Verdienstlosigkeit. Erörtert von Karl Ludwig v. Haller. Schaffhausen. Verlag der Hurter'schen Buchhandlung. 1850. S. 112. 8.

So schwer es bei der vorherrschenden so großen Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten auch seyn mag, Punkte der Uebereinstimmung aufzufinden, so sind die bessern Bewohner unsers Erdtheils doch wohl darüber einverstanden, daß, unter allen beunruhigenden Erscheinungen, welche seit bald drei Jahren den europäischen Horizont verfinstert haben, die offenkundige Tendenz, einen vollständigen Umsturz des bestehenden natürlichen Socialzustandes herbeizuführen, verbunden mit einem grauenhaften Abfall von aller Religion, weit aus die beunruhigendste gewesen; — ja, daß sie es noch ist; — nicht nur, weil das wenn auch für den Augenblick gedämpfte Feuer der bis zum Terrorismus gesteigerten Empörung unter der Asche immer noch fortbrennt; — sondern weil, zu Folge der Preßfreiheit, die Gräuel der Lästerung gegen Glauben und

Recht, ungehindert und unbestraft, immer weiter sich verbreiten können.

Wenn man hiebei sich nicht verhehlen darf, daß der Geist der Verneinung bereits so weit fortgeschritten, daß es viel leichter ist, gegen als für die Religion und die Gerechtigkeit zu reden und zu schreiben; — daß daher so wenig jüngere Männer, auch bei guter Gesinnung, es wagen, um das Urtheil der journalistischen Tonangeber unbekümmert, auf dem Kampfplatze zu erscheinen, so muß ein Jeder, dem noch ein fühlendes Herz in der Brust schlägt, mit Rührung erfüllt werden, wenn er gewahr wird, daß, statt eines Jünglings, ein ergrauter, viel erprobter Kämpfer, daß der Vater einer neuen Schule, welche das Staatsrecht auf die ewigen Fundamente gründet, mit offenem Visir, selbst in die Schranken tritt, um mit dem zum Riesen erhobenen Zeitgeist eine Lanze zu brechen, daß er sich nicht die Mühe nimmt, seine Worte in doppelsinnige Phrasen einzukleiden; — daß er, im Gegentheil so frei, so klar und wahr sich ausspricht, daß er, vom Fürsten bis zum Taglöhner herab, von Jedermann verstanden wird, indem seine Schrift hiezu weder einer erklärenden Erläuterung, noch besonderer Vorkenntnisse, mithin auch keiner Empfehlung bedarf, weil sie sich von selbst empfiehlt.

Es würde daher auch der Einsender sich nicht erlauben, noch näher über deren Inhalt einzutreten, wenn er nicht aus Erfahrung wüßte, daß allen literarischen Arbeiten, welche gegen den herrschenden Zeitgeist ankämpfen, in der Regel, die möglichsten Hindernisse in den Weg gelegt werden, hauptsächlich dadurch, daß man von ihrem Erscheinen entweder gar keine, oder nur ganz oberflächliche Notiz nimmt; in der wohlbegründeten Berechnung, daß es sicherer sei, solche auf diese Weise zu unterdrücken, als wenn man zwar eine heftige Polemik dagegen eröffnen, dadurch aber indirecte derselben Bedeutung anerkennen würde.

Nachdem der Verfasser damit begonnen, die angeblichen Ursachen des anerkannten Uebels der allgemeinen Verarmung anzuführen, deren Grundlosigkeit sowohl, als die Zweckwidrigkeit der zu deren Abhülfe vorgeschlagenen Gegenmittel anschaulich zu machen; — so findet er dessen wahren Urgrund in der so unheilvollen Gleichmacherei (Nivellirsucht), mittelst welcher die Propheten des sogenannten Zeitgeistes seit mehr als einem Jahrhundert alles Mögliche gethan haben, um die sonst nie versiegenden Erwerbs- und Nahrungsquellen zu verstopfen; d. h. alle natürlichen Väter, Beschützer, Wohlthäter und Hülfeleister zu schwächen, zu berauben, zu vernichten, und durch diese Gleichmacherei die fortschreitende Verarmung herbeizuführen.

„Zuvörderst haben sie", so spricht der Verfasser, „die vom Schöpfer der Natur selbst angeordnete und zur Erhaltung des Menschengeschlechts unentbehrliche Verschiedenheit der Kräfte und Bedürfnisse, oder ihren freundlichen Austausch selbst gelästert, Wohlthat für Plage, Hülfleistung für Unterdrückung, — geschlossene Verträge, wechselseitiges Geben und Empfangen, durch welches allein die menschliche Gesellschaft besteht, für Knechtschaft und für ein schimpfliches Joch ausgegeben."

„Daher stellten sie als das höchste Gut nicht das Gesetz Gottes, nicht die Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern den Götzen der Gleichheit auf, und predigten den Menschen nicht die wahre, Jedermann mögliche, Jedermann nützliche Privatfreiheit, kraft welcher ein Jeder innerhalb der Schranken des Rechtsgesetzes Alles soll thun dürfen, was er will, und was er nach dem Maße seiner Kräfte thun kann: sondern eine davon ganz verschiedene vorgebliche Unabhängigkeit, die in vollem Maße von keinem Menschen auf dem Erdboden, von keinem König und Kaiser genossen wird, und die, selbst im gewöhnlichen Sinn, nach welchem man darunter nur einen höhern Grad von Macht und Freiheit versteht,

für Diejenigen, welche die Mittel dazu besitzen, nur ein scheinbares, schwer zu behauptendes Glücksgut ist, für die Schwächern aber, welche der Nahrung, des Schutzes und der Belehrung bedürfen, nur eine unerträgliche Last, die elendeste Hülflosigkeit wäre, und sie dem unvermeidlichen Tode preisgeben müßte. Diesem wahnsinnigen Unabhängigkeitsschwindel zufolge, der in seinen weitern Consequenzen die Zerstörung des ganzen Menschengeschlechts herbeiführen würde, sollte nun jeder Mensch gleichsam Alles wissen, Alles können, und zur nothwendigen oder angenehmen Erhaltung seines Lebens keines andern Menschen Rath und Hülfe bedürfen. Diejenigen, die von ihrem Ueberfluß den Schwachen und Bedürftigen mittheilen, denselben geben, was ihnen mangelt, folglich ihre Kräfte vermehren, sie heben und stärken, ihnen eben dadurch die Mittel zur Ausübung ihrer Freiheit verschaffen, wurden ihnen als Usurpatoren und Unterdrücker geschildert, die leiblichen Eltern selbst für die ersten Dränger ausgegeben, und dadurch der Haß gegen dieselben aufgestachelt. Mit einem Wort, die Reichen sollten den Armen ihr Gut, die Starken den Schwachen ihre Macht, die Weisen und Gelehrten den Unwissenden ihren Verstand geraubt haben, als ob man Jemanden nehmen könnte, was er nie besessen hat."

Durch welche Mittel es jedoch den Sophisten gelungen sei, solch heillose Irrthümer nach und nach beinahe in alle Gemüther zu pflanzen, sie in Leben und That übergehen zu lassen, das Gleichmachersystem zu verwirklichen, und dadurch die gegenwärtige beispiellose Zerrüttung herbeizuführen; — die Antwort auf diese Frage ist so gründlich, so überzeugend, so klar durchgeführt, daß wir uns verpflichtet fühlen, die Leser auf die Schrift selbst hinzuweisen.

Es wird darin nachgewiesen, wie diese Gleichmacher und Himmelsstürmer damit begannen, den Umsturz des Christenthums zu versuchen; d. h. vor Allem die zum schändlichen

Götzen entwürdigte, menschliche Privatvernunft an die Stelle des allmächtigen Gottes zu setzen; — wie sie von der Empörung gegen Gott und die Verkündiger seiner Gesetze, als geistliche Führer, zur Entthronung der Könige und Fürsten, als der Schutz und Brod verleihenden obersten Landesväter fortschritten; — wie sie durch Aufhebung begüterter kirchlicher Stiftungen die Kirche zu untergraben sich bemühten; — unbekümmert, ob gleichzeitig viele tausend Nothleidende und Bedürftige ihrer mildesten Wohlthäter und Tröster, Arbeit- und Verdienstgeber beraubt würden; — wie auch die größern und kleinern, die freiern und beschränktern weltlichen Institute, d. h. alle selbstständigen Corporationen, Städte, Gemeinden, Zünfte und Handwerksinnungen wenn nicht mit Aufhebung, doch mit Confiscation ihrer Güter zu Gunsten des unersättlichen Staates sich bedroht sahen; — wie endlich gegen die begüterten Grundherren (den eigentlichen Landesadel) eine Art von Vertilgungskrieg geführt wurde, obgleich das angebliche Verbrechen jener sehr gelästerten, edeln und gutsherrlichen Geschlechter nur darin bestand, daß sie von angesehenen Eltern und Voreltern abstammten, die dem Vaterlande große Dienste geleistet, ruhmvolle Thaten verrichtet, gemeinnützige Anstalten gestiftet haben, daß daher ihre Namen bekannter und berühmter, als andere waren, und in der Achtung der Menschen höher standen, als Wechsler und Mäkler, Juden und Wucherer.

„Nimmt man nun das Alles zusammen“, so beschließt der Verfasser diesen inhaltschweren Abschnitt, „bedenkt man, wie viele Millionen Menschen in allen Ländern Europas mittelbar oder unmittelbar von den Königen, den Fürsten oder andern natürlichen Obrigkeiten, von der Kirche und ihren mannigfaltigen wohlthätigen Stiftungen, von den begüterten Städten und andern weltlichen Corporationen, endlich von den in allen Theilen des Landes zerstreuten größern Gutsbesitzern lebten, von ihnen genährt und beschützt wurden, durch Gegendienst oder durch freiwillige Wohlthat an ihrem Ueberflusse

Theil nahmen, ruhig unter ihrem Schatten wohnten, sogar selbst zu bedeutendem eigenen Vermögen gelangten, und dadurch hinwieder auch Andern ein gesichertes Auskommen verschafften: nun aber fast alle diese Hülfs- und Nahrungsquellen verstopft oder gewaltig vernichtet worden sind, so ist das Räthsel gelöst, der Grund der allgemeinen Verarmung und der Verdienstlosigkeit wird auch dem gemeinsten Menschenverstande offenbar, und seit mehr als sechszig Jahren hat uns die Zeit den Beweis mit Blut, mit Thränen und mit steigendem Elend hingeschrieben, daß der Götzendienst falscher Grundsätze, der tollkühne Widerstand gegen göttliche Ordnung das größte aller erdenklichen Uebel ist: „daß Gerechtigkeit allein die Völker erhöht, die Ungerechtigkeit aber alle Länder verwüstet, und nicht nur die Stühle der Gewaltigen stürzt, sondern auch die Existenz der Völker vernichtet.“ — — —

Ohne vor dem traurigen Bilde einer nur zu weit verbreiteten Zerstörung zurückzuschrecken, läßt der Verfasser sich dadurch nicht abhalten, die einzig wirksamen Heilmittel anzugeben: die Rückkehr von der Gleichmacherei zur Gerechtigkeit als Universalmittel darzustellen, in Beförderung und Begünstigung der allmähligen Herstellung des wahren Königthums, der kirchlichen Stiftungen, der weltlichen Communitäten und Corporationen und der größern freien Grundbesitzer. — Alle diese so praktischen, das Interesse aller Klassen des Volkes beachtenden, daher auch dem einfachen, gesunden Menschenverstande sehr einleuchtenden Vorschläge müssen in der Schrift selbst nachgelesen werden, weil der Verfasser in allen den benannten vier verschiedenen Kategorieen in die so mannigfaltigen besondern Verhältnisse mit großer Sachkenntniß und Umsicht eingeht, und es klar macht, daß nicht auf dem Wege des Zwanges, der Anwendung von Gewalt ein glücklicherer, besserer Zustand wieder hergestellt werden könnte, sondern vielmehr auf dem Wege der Befreiung, namentlich der Aufhebung der lästigen Prohibitivgesetze, an welchen unsere

Zeit, auf Kosten der wahren, natürlichen, unschuldigen Freiheit so reich ist.

Wenn man hiebei sich nicht verhehlen darf, daß manche dieser das Uebel bei der Wurzel erfassenden, die beliebte Vermittlung zwischen Recht und Unrecht ganz bei Seite lassenden, unsere durch die monotonen Formen des modernen Constitutionalismus und durch die unerbittlichen Forderungen des centralisirten Culturstaates eingeschüchterten Ohren tief erschüttern, und unsern an den Mechanismus des juristischen Polizeistaates gefesselten Verstand mit Zweifeln erfüllen; — so hat der Verfasser diese Bedenken schon vorausgesehen, und ist denselben durch eine die Ausführung seiner Vorschläge nur auf das Mögliche beschränkende Erläuterung (S. 76) bereits zuvorgekommen, für welche ebenfalls auf die Schrift selbst zu verweisen ist.

Dagegen kann der Einsender es sich nicht versagen, die gewiß Jedem zum Herzen sprechenden Schlußworte derselben aufzunehmen: Sie lauten:

„Möge zu jenem großen Zwecke der Wiederkehr wahrer Gerechtigkeit, der natürlich geselligen Ordnung und des allerwärts gesunkenen Wohlstandes auch diese kleine Schrift Etwas beitragen: so werde ich als ein am Rande des Grabes befindlicher Greis von zweiundachtzig Jahren freudig in ein besseres Leben übergehen, und Falls sie, wider Verhoffen, ganz fruchtlos bleiben sollte, wenigstens das beruhigende Bewußtseyn mit mir nehmen, redlich und uneigennützig an dem Wohl meiner Nebenmenschen, sowohl der Hohen, als der Niedrigen, der Reichen und der Armen gearbeitet, beiden die Ursachen ihres jetzigen Kummers, ihres gefahrvollen Zustandes gezeigt, und die wahren Heilmittel desselben angegeben zu haben.

XXXII.

Stimmen und Bilder aus dem Volksleben.

III.

Von einer kranken Kuh und einer armen Frau und von einem kranken Ochsen und einem gelehrten Dichter.

Einer meiner Münchener Freunde erzählte mir die nachfolgende Geschichte, die für die Denkweise des Volkes in Altbayern recht bezeichnend ist, und wie mir scheint, unendlich bezeichnender, als zehn Artikel, welche die Allgemeine aus Schwaben und Bayern in affectirtem Kraftstyl mitzutheilen pflegt.

Da ist ein armes Weib hier in München; vor vielen Jahren hatte sie ein Unglück an einem ihrer Füße; dadurch lernten wir die arme Haut kennen, und seitdem unterstützen wir sie in ihrer Dürftigkeit. Im Uebrigen ernährt sie sich, neben dem Almosen, von Lumpensammeln für die Papierfabrik. So geht sie auf's Land hinaus, sammelt bei den Bauern ihre Lumpen zusammen, und kömmt dann von Zeit zu Zeit in die Stadt, ihr Almosen abzuholen. Da kam sie denn auch neulich einmal dahergehinkt, und war mehr als gewöhnlich ver-

gnügt. Auf unser Befragen, was ihr denn so Erfreuliches begegnet sei, erwiederte sie: „Ja, das will ich Ihnen sagen. Wissen's, wenn wir so Lumpen sammeln gehen, da haben wir auf unserem Wege Bauernhöfe, wo wir Abends zukehren und den Bauern bitten, daß er uns um Gottes willen die Nacht über auf dem Heu in der Scheuer schlafen läßt. Oft sind die Leute auch so christlich und barmherzig, daß sie uns mitessen lassen. Vergelt's ihnen Gott zehn hunderttausend Mal für die armen Seelen im Fegfeuer! Nun komme ich auf meinem letzten Gang zu einem Bauernhof, wo der Bauer, der Gott vor Augen hat, und es mit den armen Leuten gut meint, mich schon mehrmals aufgenommen hatte. Dießmal schien mir das Haus etwas zerstört; sie sagten mir aber nichts und fragen wollte ich auch nicht, was denn Schlimmes geschehen sei. Ich bitt den Bauern also wieder um ein Nachtlager auf dem Heuboden. „„Nein Weiberl““, sagt darauf der Bauer, „„heut laß ich dich nicht auf meinem Heuboden schlafen!““ — Ich bitt' ihn wieder, und sage: es ist ja schon Nacht, wo soll ich denn heut noch hingehen, laßt's mich doch noch einmal auf euerem Heu schlafen, ich will euch auch was dafür beten. — „„Nein““, sagt der Bauer wieder, „„heut, Weiberl, darfst nicht auf meinem Heuboden schlafen, heut mußt du dich in meine beste Stube legen, die ich in meinem Haus hab.““ — Ich denke, der Bauer macht Spaß und laß es gut seyn. Dann heißt er mich niedersitzen und, was glauben's, essen laßt er mich, so viel ich mag. Und als es nun an der Zeit war, daß ich aufstehen und auf den Heuboden gehen will, sagt er wieder: „„Nein!““ und führt mich richtig in sein schönstes Zimmer, wo sie ihre schönen Sachen in dem Kasten darin haben. Da stehen drei Betten, und in das der Mitte, es war das schönste von allen, sagt er, müßt ich mich hineinlegen, und damit wünscht er mir gute Nacht. Ich wußte nicht, was ich dazu denken sollte, aber was wollt ich machen? ich hab mich halt hineingelegt in das weiche, feine Federbett, und prächtig hab ich drinnen geschlafen. Am an-

dern Morgen geh ich herunter in die Stuben; der Bauer kömmt mir entgegen und ist kreuzvergnügt. Ich sag ihm: Vergelt's Gott für Essen und Trinken und das gute Nachtlager. Er aber antwortet: „„dießmal ist es an mir, vergelt's Gott! zu sagen."" — Ich denk, das ist gespassig und schau ihn nur so an. „„Ja"", sagt er, „„an mir ist es, mich zu bedanken, und das will ich dir auch sagen, warum. Gestern Abend, ehe du kamst, da war plötzlich meine beste Kuh so krank geworden, daß ich schon gemeint hab, die ist hin. Ich wußt mir nimmer zu helfen, und da hab ich denn still bei mir denkt, wie du mich um ein Nachtlager auf dem Heu um Gottes willen angesprochen hast, jetzt will ich dem armen Weib Barmherzigkeit erweisen, und will ihm ein Nachtmahl geben und es in meinem besten Zimmer schlafen lassen, vielleicht daß mir dann unser Herrgott auch Barmherzigkeit erweist und meine Kuh wieder gesund macht. Und richtig, unser Herr hat mir vergolten; die Kuh ist heute Morgen wieder frisch und gesund, als wenn ihr nichts gefehlt hätte. Drum sag ich dir jetzt vergelts Gott tausendmal."" — So hat der Bauer gesprochen und hat mich wieder miteſſen heißen und mir noch etwas auf den Weg gegeben. Und vergnügt bin ich weiter gegangen meiner Straßen, die alten Haderlumpen aufzusammeln, und unterwegs hab ich mir denkt: so eine große Ehr hab ich noch niemal in meinem Leben aufgehebt und so gut geschlafen auch nicht. Gott sei's gedankt und vergelt's ihm Gott zehnhundert tausendmal!"

So lautete, der Hauptsache nach, die Erzählung meines Münchener Freundes. Und dieser lebendige Glaube an die göttliche Vergeltung eines jeden Trunkes Wasser erinnert mich an eine Redeweise des seligen Clemens Brentano, die ich mehr denn einmal von ihm hörte. Wenn nämlich einem Menschen ein ganz unerwarteter Segen war bescheert worden, oder wenn ein Unglück, das aller menschlichen Berechnung nach über ihn kommen mußte, glücklich vorübergegangen war, wie ein Don-

nerwetter, das die Winde plötzlich zerstreut hatten, dann pflegte er in seiner bildlichen Weise zu sagen: „für den muß irgend eine geistliche Erbschaft weit dahinten in Amerika flüßig geworden seyn.“ Er meinte damit: vielleicht hat eine gottselige Großmutter, oder ein frommer, bereits vergessener Großvater irgend einmal einem verachteten Armen in seiner größten Noth eine wahrhaft barmherzige Wohlthat in aller Stille erwiesen, oder sonst ein längst vergessenes, frommes, gottgefälliges Werk vollbracht, wofür nun dem Enkel unverdienter Weise dieser Segen zu Theil wird; vielleicht hat auch irgend eine fromme heilige Seele, an die der Gerettete gar nicht dachte, in irgend einem Winkel ein heißes, dem Menschen unbekanntes Gebet aus der tiefsten Tiefe eines andächtigen Herzens für ihn bei Gott eingelegt und ihm so diese unverhoffte Gnade erlangt.

Und in der That gibt es einzelne Menschen, ja ganze Familien, bei deren Schicksal man gern an solche verborgene Gnadenschätze und Beihülfen glaubt, die ihnen in der Zeit der Noth zu Gute kommen. Sind nicht, um nur ein Beispiel anzuführen, dem österreichischen Kaiserhause, bis in unsere Tage herab, in den schrecklichsten Augenblicken des ringsdrohenden Verderbens, wo Alles verloren schien, solche rettende Gnaden zum Erstaunen der kurzsichtigen Welt wie vom Himmel herunter geschneit, die den Enkeln und Enkelinnen vielleicht auch nur darum zu Theil wurden, weil der Vorfahren einer um Gottes willen in der Demuth seines Herzens ein frommes Opfer freiwilliger Entsagung gebracht, oder einem ganz verlassenen Armen eine große, gottgefällige Barmherzigkeit erwiesen, oder weil eine heilige, dem alten Kaiserhause treu ergebene Seele die göttliche Gnade um seine Erhaltung in demüthigem Gebete angefleht? — Chi lo sa? sagt in solchen Fällen der Italiener.

Jedenfalls müssen diese alten Nothpfennige in der himmlischen Schatzkammer des erlauchten Kaiserhauses von keinem

geringen Betrage seyn, da selbst die Gottlosigkeit, die Liederlichkeit und die unbändige Dummheit des Wiener Auskehricht, der dulci jubilo die Monarchie sonst schon längst zum Halali gebracht hätte, nichts dagegen vermögen. Und das will viel sagen!

Dem sei indessen, wie ihm wolle, und mag Jeder hierüber denken, wie es ihm seine Vernunft oder seine Unvernunft eingibt; zum Beschluß will ich noch eine kleine Geschichte aus Calabrien erzählen, die kein übles Gegenstück zu der alten Lumpensammlerin darbietet. Sie handelt von einem kranken Ochsen und einem geistreichen Gelehrten, der aber bei der Heilung keine so große Ehre eingelegt. Eine Dame, die in Neapel wohnt und den calabrischen Gelehrten kennt, hat sie mir mitgetheilt, als ich ihr die Geschichte von der armen, alten Frau und der kranken Kuh erzählte, und welche Ehre die hinkende Lumpensammlerin bei dem ehrlichen altbayerischen Bauern „aufgehebt".

Aus Altbayern nach Calabrien ist freilich kein kleiner Sprung.

Calabrien, an der äußersten Spitze Italiens gelegen, gehört nämlich zu den wenigen Ländern Europas, welche die große Scheere der modernen Cultur mit ihrer Nivellirung und Uniformirung noch nicht zurechtgeschnitten hat. Wohl gibt es noch in den Küstenstädten Denkmale und Ruinen einer untergegangenen Civilisation aus den griechischen und römischen Zeiten; mit der heutigen Welt aber steht das Land, und namentlich sein Inneres, in seiner wilden oder verwilderten Schönheit, mit seinen unwegsamen, rauhen Gebirgen nur in sehr geringer Verbindung; selten daß sich ein Fremder dahin verirrt. Was sollten sie auch in dem abgelegenen Lande suchen? Keine Chausseen, noch weniger Eisenbahnen und Dampfwagen, keine Gasthöfe, keine Fabriken, keine Zeitungen, keine Buchhandlungen, keine Literaten, keine Polizei, kein Schrei-

derheer; dagegen ein herrlicher, tiefblauer, durchsichtiger Himmel, eine heiße, goldene Sonne, grüne, lichtdurchquollene Wogen, die kühlend an den Küsten branden, und eine Natur, die in ihrem üppigen Wachsthume die Felsen mit dichtem Laub überwuchert. Im sonnigen Thale und auf dem geschützten Abhange entfaltet die Palme ihre Krone, da blüht die Granate, die Myrthe und der Oleander, da grünt der Lorbeer, reifen Orangen und Zitronen, Mandeln und Feigen, Melonen und Oliven, und die Rebe rankt sich in dichtem Gewinde die höchsten Stämme hinan und schlingt sich in Guirlanden und Triumphbogen von Baum zu Baum, und Kaktus und Aloe gedeihen zu riesiger Größe. In dem unwegsamen Innern ziehen sich die ungetheilten Fluren der großen Besitzer in solcher Länge hin, daß die Ochsen mit ihren ungeheuern Hörnern an einem Tage nur einige Mal den Pflug hin- und herzuziehen vermögen.

Die Menschen leben, wie ihre Erde, in dem gleichen Zustande einer verwilderten Freiheit, unerzogen und unwissend, aber gesund und kräftig, kühn und feurig; heftige Leidenschaften, Glaube und Aberglaube, Liebe und Haß, Gastfreundschaft und Blutrache, halbzerrüttete mittelalterliche Zustände mit ihren starken und schwachen Seiten.

Manche aus den reichern Familien, und wer die große Welt sehen und darin sein Glück machen will, die gehen nach Neapel, der Stadt des heitersten Luxus und der geschicktesten Taschendiebe.

Dort nun lebt auch ein calabresischer Dichter Namens Compagna, ein gebildeter Geist, in alter und neuer Wissenschaft und Weisheit bewandert, der einen Band vermischter Gedichte und eine dramatische Poesie unter dem Titel: Il bosco di Dafne, der Hain Daphnes, vor einigen Jahren herausgegeben hat.

Nun geschah es einmal, daß der gelehrte Dichter aus

dem glänzenden, rauschenden Neapel, wo das Leben Tag und Nacht nicht ruht, seiner stillen, calabresischen Heimath einen Besuch abstattete. Die Bauern dort, von denen die allerwenigsten lesen oder schreiben können, haben vor der Gelehrsamkeit und ihren Geheimnissen einen um so größeren Respekt, je weniger sie wissen, welche Bewandtniß es damit hat. Sie sahen den Dichter daheim von Büchern und Papieren umgeben, bis in die tiefe Mitternacht schreiben und lesen, sie sahen ihn, wie er, ein Buch in der Hand, durch ihre Fluren und den Bosco wandelte; er blieb stehen, in sich selbst versenkt, und nichts hörend und nichts sehend; jetzt schien er mit sich selbst zu reden; jetzt mit dem Quell, mit der Sonne und den Sternen, den Bäumen und den Felsen zu sprechen; dann schrieb er etwas auf, dann las er in dem Buch, und dann erzählte er ihnen, was vor Jahrtausenden sich in diesen Gegenden begeben. Ein Mann, der so den ganzen Tag nachdachte, der mit Sonne und Mond sich unterhielt, und allen Geist der Natur, der immer las, immer schrieb, der draußen in der großen Welt gewesen, was konnte dem verborgen seyn, mußte der nicht für Alles Rath wissen? — In dieser festen Ueberzeugung von der geheimnißvollen, unergründlichen Tiefe der Weisheit ihres gelehrten Landsmannes trat ihm nun einmal ein Bauer in den Weg und richtete an ihn folgende Worte: „Mit Verlaub, bester Herr! daß ich Euch mit einer Bitte störe; aber es ist für Eure Weisheit nur eine Kleinigkeit, die Ihr mir gewiß gewähren werdet. Seht, mein bester Ochs ist mir gestern Abend krank geworden; er liegt da und will nichts mehr fressen und nichts mehr saufen und die Augen nicht mehr aufthun, seid also so gut und sagt mir, was ich ihm eingeben soll?" — Der gelehrte Dichter etwas erstaunt über dieß ungewöhnliche Gesuch antwortete in dem freundlichsten Tone von der Welt: „Lieber Freund! es ist mir sehr leid, aber in dieser Sache kann ich Euch nicht rathen; denn auf das Ochsenheilen versteh ich mich nicht." — Der gute

Bauer wollte bei dieser abschlägigen Antwort seinen Ohren nicht trauen, so unerwartet war ihm all sein Respekt vor der Gelehrsamkeit gestört worden; dann sah er den Dichter halb unwillig, halb mit mitleidiger Geringschätzung an und rief: „Ma come! voi chi scrivete e legete tanto, voi non potete salvare un miserabile mio bove! A che serve dunque tutto il vostro sapere?“ Das heißt: „Wie! Ihr, die Ihr so viel lieset und schreibt, Ihr könnt nicht einmal meinen elenden Ochsen heilen! Was nützt Euch denn all Eure Wissenschaft.“ Damit ging der Bauer seines Weges, und der beschämte Dichter dachte bei sich, indem er heimkehrte, da habe ich einmal keine große Ehre „aufgehebt.“

So calabresisch auch Manchem dieß Urtheil eines einfältigen Bauern klingen mag: so wäre es doch für nicht wenige unserer Hochgelehrten gar nicht so übel, wenn sie die letzte Frage: Wozu nützt denn all Eure Wissenschaft! sich gründlich stellen wollten, sie würden dann vielleicht finden, daß sie weder zum Ochsenheilen, noch zu irgend etwas Anderem gut ist. Ja, in der letzten Zeit hat sich sogar eine Race von Philosophen und Politikern aufgethan, mit deren Weisheit man zwar auch keinen kranken Ochsen gesund, wohl aber gesunde Völker krank, und blühende Länder in Grund und Boden ruiniren kann! Und das nennt man Fortschritt der Wissenschaft!

XXXIII.

Die Siccardi'schen Gesetze in Sardinien.

Zweiter Artikel.

Gehen wir nun zur historia facti über; sie bietet, neben dem allgemeinen Interesse, das sie der Sache wegen hat, noch das besondere, daß sie uns beinahe Schritt für Schritt einen prägnanten Beitrag zur Charakteristik des Turiner Kabinets liefert, und ein Bild von sogenannten Staatsmännern uns vor Augen führt, welches jeder Mann von Wort und Wahrheit mit Verachtung bei Seite werfen muß.

In der Sitzung vom 25. Hornung dieses Jahres übermittelte das Ministerium Azeglio an die Kammer der Abgeordneten einen Gesetzesentwurf aus neun Paragraphen bestehend, welcher im Wesentlichen folgende vier Punkte enthielt: Aufhebung des geistlichen Forums und Aufhebung der Immunität der Personen und Orte, Verminderung der Festtage und Versetzung derselben auf den Sonntag und sieben andere Feste, Verbot an geistliche und weltliche Körperschaften zum Erwerb von Grundstücken 2c. Die ministerielle Botschaft, womit dieser Entwurf begleitet wurde, enthielt lauter allgemeine Phrasen, wie diejenigen, die wir bereits gewürdigt haben, und überging

mit dem vollkommensten Stillschweigen nicht nur bloß die vertragsmäßigen Verhältnisse, welche in Beziehung auf diese Gegenstände gegenüber dem heiligen Stuhle vorhanden waren, sondern vermied sorgfältig jede Erwähnung der Kirchengewalt, und beschränkte sich auf die allgemeine abgenutzte Phrase, daß dem König und Ministerium die Aufrechthaltung der Religion der Väter sehr am Herzen liege.

Der Gesetzesentwurf wurde mit Applaus von der radikalen Kammermehrheit aufgenommen, und in der Sitzung vom 12. März mit 107 gegen 42 Stimmen angenommen. In der Sitzung des Senats vom 9. April ergaben sich ebenfalls auf 80 Stimmende 51 für Annahme und 29 für Verwerfung.

Es konnte nicht fehlen, daß die Opposition in beiden Kammern auf die erwähnten Vertragsverhältnisse aufmerksam machte und Aufschluß darüber verlangte, welche Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle zur Erzielung eines Einverständnisses gepflogen worden seien. Das Ministerium machte sich die Sache ganz leicht; es speiste die Kammer mit einigen ganz offenbaren Unwahrheiten ab, indem es erklärte, daß die wiederholt angehobenen Unterhandlungen wegen der Unbeugsamkeit der römischen Curie zu keinem Ziele geführt haben, und man daher nun angewiesen sei, selbst zu handeln. — Siccardi in der Sitzung vom 6. März sprach „von fruchtlosen Noten und Gegennoten, von Entwürfen und Gegenentwürfen", und sich berufend auf alle diese fruchtlosen Versuche des Ministeriums, mit Rom zu einem Einverständnisse zu kommen, äußerte er sich in der Sitzung vom 8. März folgendermaßen: „man sagt, daß man die gebührende Rücksicht auf den heil. Stuhl hätte nehmen sollen. Ja, meine Herrn! weil man diese schuldig war, so hat man sie auch genommen." — Einläßlicher als Siccardi, der schlauerweise in Beziehung auf die Unterhandlungen mit Rom allgemeiner Redensarten sich bediente, drückte sich der verstorbene Handelsminister, Santa Rosa, aus. In der Sitzung vom 7. März sprach er hierüber folgendes:

„Nicht nur das erste constitutionelle Ministerium ließ sich in Unterhandlungen mit Rom ein, um auch auf den Clerus die in der Verfassung aufgestellten Principien in Anwendung zu bringen, sondern auch das zweite setzte sie fort . . . . wenn diese von dem Ministerium Casati zu keinem Ziele gebracht zu werden vermochten, so konnte das gegenwärtige Ministerium keiner Täuschung sich hingeben, hinsichtlich der Erneuerung von Unterhandlungen, welche bis jetzt ein Resultat nicht hatten und nicht haben konnten." — Der nämliche Minister äußerte sich in der gleichen Sitzung vom 7ten in Beziehung auf die Sendung Rosminis nach Rom, „daß man die Unterhandlungen immer (sempre) fortgesetzt habe, und daß man umsonst nach Jemand sich umgesehen haben würde, welcher dem römischen Stuhle angenehmer gewesen wären, als der vortreffliche Abbé Rosmini." Er fährt dann weiter so fort: „Ich kann die Kammer versichern, daß ich noch diesen Morgen die offiziellen Documente durchgegangen habe, mittelst derer dem Abbé Rosmini, welcher vom Ministerium Casati nach Rom geschickt worden war, die politische Sendung unterm 8ten September, wenn ich nicht irre, bestätiget, nebst dem Auftrage, die Unterhandlungen in Betreff des Concordates fortzuführen."

Rom trug also nach den Angaben der Minister allein die Schuld der Resultatlosigkeit der gepflogenen Unterhandlungen, und von der Rednerbühne herab rief man daher der Kammer zu: „alle Mittel sind erschöpft worden."

Halten wir nun diesen Behauptungen die Thatsachen entgegen. — Es liegen zwei Aktenstücke vor, welche den vollsten Anspruch auf Glaubwürdigkeit haben, die aber gerade das Gegentheil von dem sagen, was die Minister der Kammer vorschwatzten, ein Brief des Abbé Rosmini und die Note des Cardinals Antonelli vom 9. März an das sardinische Ministerium.

Veranlaßt durch die ministeriellen Erklärungen über den ihm ertheilten Auftrag zu Unterhandlungen mit dem heiligen

Stuhle behufs Aufhebung des Concordates, ließ Rosmini eine aus Stresa vom 10. März datirte Erklärung in das ministerielle Zeitungsblatt, Risorgimento, einrücken, welche folgendermaßen lautet: „Da in der Deputirtenkammer vom 7. März der Auftrag zur Sprache gebracht wurde, mit dem mich das Ministerium Casati beehrte, mit dem heil. Stuhle nämlich ein Concordat zu unterhandeln, so finde ich mich veranlaßt, einige Thatsachen zu berichtigen. Es ist wahr, daß das Ministerium Casati mich mit einer solchen Unterhandlung beauftragte, allein ich habe hiebei zu bemerken, daß es sich damals um ein allgemeines Concordat handelte, das alle Punkte berühren sollte, welche Collisionen oder irgend welche Mißstimmung zwischen den beiden Autoritäten hervorrufen könnten; daß aber nachher, nach dem Falle dieses Ministeriums, das neue anderer Ansicht war. In den von diesem unterm ersten September mir überschickten Instruktionen war von einem Concordate nicht mehr die Rede, und in der Depesche vom 8. September erließ es an mich den Auftrag, die Unterhandlungen bloß über ein Concordat, welches auf die geistliche Gerichtsbarkeit sich beziehe, in Gemeinschaft mit dem bevollmächtigten Minister Seiner Majestät beim heil. Stuhle fortzusetzen. Da es aber nicht schicklich war, daß ich eine Unterhandlung, welche bereits von dem geehrtesten Gesandten eröffnet und angehoben worden war, übernahm, obwohl er bei seiner besondern Bescheidenheit und Güte gegen mich meine schwache Mitwirkung nicht ablehnte, so bat ich den Grafen Hector Perrone, Minister des Auswärtigen, mich der Verpflichtung zu irgend welcher offiziellen Theilnahme am Abschlusse einer solchen Sache zu entheben, und dieser in Würdigung meines begründeten Verlangens, gewährte mir dasselbe bereitwillig. Aus dieser kurzen Erzählung des Thatbestandes ergibt sich, daß ich weder Zeit noch Vollmacht hatte, mit dem heil. Stuhl in Unterhandlung über Errichtung irgend eines, weder allgemeinen, noch partikularen Concordates einzutreten."

Das zweite, eben so klar sprechende Aktenstück ist die vom 7. März aus Portici datirte Note des Cardinals Antonelli. Wir heben aus dieser Note, welche die zwischen dem heil. Stuhle und dem Hause Savoien bestehenden Concordate und die dießfalls obwaltenden Vertrags-Verhältnisse dem Turiner Cabinete umständlich vor Augen führt, und laut die Stimme gegen den Vertrags- und Treubruch erhebt, nur diejenige Stellen heraus, welche auf die Behauptungen der Minister in der Kammer, als habe Rom gegen jeden neuen Vertragsabschluß sich gesträubt, sich beziehen.

„Um so größer", heißt es dort, „war das Erstaunen, als man in der Note selbst (vom 4. Mai, womit der Gesetzesentwurf der römischen Curie mitgetheilt wurde) den heil. Stuhl beschuldigen wollte, als hätte er sich geweigert, auf Unterhandlungen mit der sardinischen Regierung einzutreten." —

Der sardinische Minister wird sodann eingeladen, „sich zu erinnern, daß, als die Regierung selbst Ende 1848 in neue Unterhandlungen einzutreten wünschte, Seine Heiligkeit, obwohl sie volles Recht hatte, dieses abzuschlagen und auf der Beobachtung der Verträge zu bestehen, nichts destoweniger wohlwollend Ihren Bevollmächtigten zu diesem Geschäfte abordnete, welcher von dem Entwurfe Kenntniß nahm und seine Gegenbemerkungen mittheilte; allein es wurde diesen von Seite der sardinischen Bevollmächtigten keine Folge gegeben, vielleicht wegen der inzwischen eingetretenen traurigen Wechselfälle. Ferner ist es Thatsache, daß wenn es in dem Beglaubigungsschreiben, mit welchem Graf Siccardi in den verflossenen Monaten nach Portici geschickt wurde, unter den Ursachen seiner Sendung sich auf diesen Gegenstand bezügliche vorfanden, derselbe, nachdem er sich eines andern Grundes bezüglich seiner Sendung bedient hatte, keine Unterhandlung über den vorliegenden Gegenstand anhob, sondern erklärte, Instructionen zur Rückkehr erhalten zu haben, und daß seither keine andere Mittheilung erfolgt ist." —

war offenbar auch die Lage von Mc
erhielt vom Ministerium Margherita
gelassenen Faden wieder aufzuheben, i
gen, als auch wegen andrer zum Th
unbekannten Ursachen nach Portici,
ein Wort über diesen Gegenstand zu r
4. März, womit man den Gesetzesen
mittheilte und darin demselben den
der bisher gepflogenen Unterhandlunge
Schritt, der wieder in der Sache gesc

Wie reimt sich nun dieses mit de
der Minister, daß dem Abbé Rosmin
der Auftrag zur Fortsetzung der Unt
des Concordates erneuert worden sei, d
lungen immer fortgesetzt habe, daß ma
son, als den Abbé Rosmini hiezu hätt
wenn dieser zu nichts gekommen sei, d
sterium keiner Täuschung über Erneuer
gen sich hingeben konnte, daß somit all
den seien.

Es bedarf eines ...

Der sardinische Episkopat und die Geistlichkeit benahmen sich auf eine musterhafte Weise in der ganzen Angelegenheit. Der Minister Siccardi hatte zwar auch in der Kammer mit ganz kühner Stirne behauptet, daß die vorgeschlagenen Gesetze der großen Mehrheit des Clerus erwünscht kommen; allein trotz ministerieller Aufforderungen und Ermunterungen wollte sich hievon keine Spur zeigen, sondern es stellte sich sofort heraus, daß unter dem Clerus die größte Einigkeit der Gesinnung gegen die Gesetze herrschte, und daß auch hier die ministeriellen Versicherungen gänzlich aus der Luft gegriffen seyen.

Alle Bischöfe des Königreiches reichten den Kammern und dem Könige ihre Protestationen gegen die einseitige Aufhebung der mit dem heil. Stuhle bestehenden Verträge ein. Die Protestation der fünf Bischöfe von Savoien spricht sich ganz ausführlich über den Gegenstand aus, zählt die bestehenden Concordate auf, und schildert die Rechtsverhältnisse, welche sich für den Clerus deßwegen gebildet haben. — Wir heben aus derselben nur einen einzigen Punkt heraus, weil er den Beweis liefert, daß der sardinische Episkopat nicht unbedingt jeder Veränderung, welche selbst in dem Siccardi'schen Gesetzesentwurfe vorgeschlagen wurde, abgeneigt war. Die Bischöfe Savoiens erklären darin, daß sie ganz bereitwillig zu einer Verminderung der Festtage Hand bieten werden, wenn dieselbe auf kanonischem Wege nachgesucht werde. Sie weisen aber gleichzeitig nach, daß die Uebelstände der all zu vielen Festtage keineswegs so schreiend seien, wie man sich Mühe gab, es glauben zu machen. Die Zahl der Festtage, welche nicht auf einen Sonntag festgesetzt seien, betrage im Jahre nur achtzehn, von welchen auf das Wenigste immer wieder drei auf einen Sonntag fallen. Von diesen fünfzehn Feiertagen kommen neun im Winter, die andern sechs im Sommer vor, daher von einem großen Nachtheile für die arbeitende Bevölkerung, welche zum bei Weitem größten Theile aus Ackerbauern bestehe, nicht

die Rede seyn könne, und deßwegen auch kein Anlaß zu einem so gewaltthätigen kirchenfeindlichen Einschreiten vorhanden sei.

Dem Beispiele der Bischöfe von Savoien folgten unmittelbar diejenigen der übrigen Kirchenprovinzen. Die Bischöfe von Ligurien richteten unterm 4. März ihre Eingabe unmittelbar an den König, diejenigen von Piemont an den König und den Senat. Eben dahin ließ im Namen seiner Suffragane der Erzbischof von Cagliari auf der Insel Sardinien seine feierlichen Verwahrungen gelangen. — Auch der niedere Clerus benahm sich auf eine rühmliche Weise, und sprach in zahlreichen Adressen theils an die Kammern, theils an seine Kirchenvorsteher seine Uebereinstimmung und seinen Dank für die Handlungsweise dieser letztern aus.

Diese großartige Einigkeit scheint das Ministerium mit einigem Bangen erfüllt zu haben, denn es erließ durch die untergeordneten Stellen ein Kreisschreiben an die Gemeindesyndiken ergehen, worin gesagt wird: „daß der Clerus sich rühre und zum Widerstand bereite; . . daß die Regierung mit Gewalt einem solchen Treiben entgegentreten werde, und daß daher derselbe sorgsam überwacht werden müsse.“ — Es wird sogar den Gemeindesyndiken der Auftrag gegeben, aufrührerische Schriften sofort durch Estaffeten nach Turin zu schicken, und alle, welche zum Ungehorsam aufmuntern, sofort zu verhaften. Das böse Gewissen spricht aus jeder Zeile dieses Erlasses; es hatte die muthigen Kirchenstürmer dießmals arg getäuscht. Der Episcopat und der gesammte übrige Clerus kannten ihre Pflichten besser, als ihre Gegner; schon die Vermuthung allein, als sinnen jene im Geheimen auf aufrührerische Thaten, liefert einen Beweis, wie leer ihr Herz von allem Glauben an die heilige Sendung des Episkopates war, daß sie denselben des gemeinen Verbrechens des Aufruhrs, der Auflehnung gegen die Obrigkeit für fähig hielten. Gilt ja schon als gewöhnliche Lebensregel, daß, wer einem andern Böses ohne Grund zutraut, dessen selber fähig ist.

Die Bischöfe kannten ihre Pflicht, sie hatten gethan, was sie von ihnen forderte, sie waren entschlossen, zu thun, was sie ferner noch von ihnen fordern würde, das Uebrige stellten sie Gott anheim. An ihnen hatte der gesammte Clerus und die katholische Landbevölkerung ein erhebendes Beispiel; von dem gefürchteten Aufstand zeigte sich daher auch nirgends die leiseste Spur. — Man wartete also umsonst auf eine Gelegenheit zur Entwicklung seines Heldenmuthes gegen wehrlose Priester; im Unmuth über solche Täuschung riß man eine solche Gelegenheit vom Zaune, und warf die ganze Wucht seines Priesterhasses auf einen einzigen Kirchenfürsten. An diesem sollte ein Beispiel zur Warnung für Andere aufgestellt werden, die es gelüsten möchte, der in den Händen einiger Turiner Advokaten verkörperten Staatsallmacht auf irgend eine Weise entgegenzutreten.

Am 9ten April war das Gesetz auch im Senate votirt worden; die königl. Sanction ließ nicht lange auf sich warten; am 13ten, nachdem dasselbe für Sardinien als in Rechtskraft erwachsenes Gesetz publizirt worden war, verließ der apostolische Nuntius Turin. — Am 18ten ließ der Erzbischof von Turin jenes Kreisschreiben an den Clerus seiner Diöcese ergehen, das nun von dem Ministerium aufgegriffen wurde, um seinem Grolle gegen diesen Prälaten und die ganze Geistlichkeit Luft zu machen. In diesem Kreisschreiben bedeutete er seinen Clerus, wie er in vorkommenden Fällen bei Anwendung des neuen Gesetzes sich zu benehmen habe; er schrieb den Geistlichen vor, die zwischen dem heil. Stuhle und dem Königreich Sardinien bestehenden Concordate in Beziehung auf Zeugnißablegung, Erscheinen vor Gericht in eigenen Rechtssachen, in Beziehung auf Immunität der Orte, bei Klagen einzelner Personen gegen kirchliche Institute, oder dieser gegen jene, genau zu beobachten; und bemerkte dabei, daß diese von ihm gegebenen Vorschriften nur provisorisch seien und nur so lange gelten, bis die vom heil. Stuhle verlangten weiteren Instruktionen eingelangt seien.

Dieses Kreisschreiben, welches der Erfolg einer Verabredung zwischen den Bischöfen des Königreiches war, erhielt eine sehr große Verbreitung; es wurde aber von dem Ministerium allenthalben, wo man dessen habhaft werden konnte, confiscirt, und sogar auf den öffentlichen Plätzen, wo es angeschlagen war, heruntergerissen. Eben so wurde das conservative, mit vielem Muth und Talent geschriebene Blatt l'harmonia, weil darin jenes Kreisschreiben abgedruckt ward, mit Beschlag belegt. Gegen den Urheber des Kreisschreibens, Hrn. Fransoni, den greisen Bischof von Turin, welchen die Revolution von seinem erzbischöflichen Sitze vertrieben hatte, der erst seit kurzer Zeit wieder aus der Verbannung zurückgekehrt war, beschloß man einen Prozeß vor den gewöhnlichen Strafgerichten anzuheben. Derselbe wurde mit der größten Eilfertigkeit angehoben, so daß der Untersuchungsrichter den Erzbischof zum Erscheinen vor dem Gerichte der ersten Instanz schon auf den 29sten des gleichen Monats April vorlud. — Der Erzbischof, der die Vorladung des Untersuchungsrichters erhalten hatte, erließ an denselben eine Antwort, worin er nachwies, daß er sowohl nach den allgemeinen Vorschriften des Conciliums von Trient, als nach den speziellen, welche durch Circular vom 14. Juni 1823 von der heil. Congregation an die Bischöfe und Erzbischöfe von Sardinien in Folge eindringlichen Verlangens Sr. Majestät ertheilt worden waren, der Vorladung nicht Folge geben könne; er stellte nun die Bitte, daß ihm Zeit gegönnt werde, vom heil. Stuhle die für ihn unumgänglich nothwendige Erlaubniß zu erhalten, wo er sich dann zur Pflicht machen werde, den Vorschriften des Gesetzes sich zu unterziehen.

Dieses vom 29. April datirte Schreiben ist ein ganz unwidersprechlicher Beweis, daß die Kirchenobern in Sardinien in ihrer Opposition gegen die neuen Gesetze lediglich durch eine rücksichtslose Gewissenspflicht, welche für sie aus den bestehenden verträglichen Verhältnissen und aus den Vorschriften des heil. Stuhles sich ergab, geleitet wurden; es ist wohl zu be-

merken, wie der erste Prälat des Königreichs erklärt, daß er von sich aus, so bald er von Rom aus hiezu die Erlaubniß erhalten haben werde, keine Einwendung gegen sein Erscheinen vor den Gerichten des Staats machen werde. — Weiter als der greise Erzbischof von Turin in dieser seiner Erklärung an seinen Untersuchungsrichter gegangen, konnte er sowohl als katholischer Kirchenfürst, wie auch als Mann von Ehre nicht gehen. Indem das Turiner Cabinet dieses dennoch verlangte, indem in Folge dieser Erklärung die Verfolgung gegen den Erzbischof erst ihren rechten Lauf nahm, bewies es ganz augenscheinlich, daß es die Pflichten eines katholischen Kirchenfürsten, gegenüber dem heiligen Stuhle, nicht kenne oder nicht kennen wolle, und daß es das Unehrenhafte, welches in der Zumuthung an einen solchen Kirchenfürsten lag, seine Pflichten gegen den heiligen Stuhl außer Acht zu setzen, gar nicht einmal fühlte.

Am gleichen Tage erwiederte der Untersuchungsrichter dem Erzbischof, daß die Sache nunmehr nach Vorschrift des Gesetzes ihren weiteren Lauf nehmen werde, worauf der Erzbischof in seiner abermals am gleichen Tage erlassenen Antwort wiederholte, daß er ohne päpstliche Erlaubniß nicht erscheinen dürfe, und daß er, da man auf sein Gesuch keine Rücksicht genommen habe, auch nicht erscheinen werde. Si justum est, vos potius audire, quam Deum, judicate, schrieb er, und wartete nun voll Ruhe die weiteren Schritte ab. Am Samstag den 4. Mai erfolgte dessen Verhaftung in seinem Pallaste; er nahm die wahrscheinlich nicht unerwartete Ankündigung derselben durch einen Brigadier der Carabinieri mit der größten Ruhe auf, verlangte nur Zeit, um wärmere Kleider anzuziehen, nahm dann sein Brevier in die Hand und folgte der öffentlichen Gewalt, wie einst Pius VII. dem französischen General Radet, welcher mit seiner Verhaftung beauftragt worden war.

Bevor der Prozeß vor die Gerichte zur Aburtheilung ge-

bracht werden konnte, mußte nach der Criminalprozeßordnung von der Anklagekammer ausgesprochen werden, daß Grund zu einem Prozesse vorhanden sei. Es scheint, daß das Ministerium dieser aus drei Mitgliedern bestehenden Behörde nicht ganz traute. Was that man nun? Da ein Mitglied dieser Kammer sich weigerte, in der Sache zu sprechen, und seinen Austritt nahm, so benutzte man diesen Anlaß, dasselbe nicht etwa bloß durch eine ergebene Creatur zu ersetzen, sondern man erhöhte die Zahl der Mitglieder der Kammer und wählte statt des Einen drei neue Mitglieder, deren unbedingten Willfährigkeit man sicher war. Dieses Collegium nun beschloß mit vier Stimmen gegen eine die Anklage des Erzbischofs.

Das letzte Schutzmittel in einem jeden Staate ist die Justiz. Ueberall, wo der Radikalismus zur Gewalt gelangt, und seiner Despotie freien Lauf lassen kann, räumt er auch dieses letzte Bollwerk hinweg, oder besser gesagt, er wandelt es in ein Mittel seiner Despotie um. Dem Radikalismus müssen vor allem die Gerichte als Schergen seiner Gewaltthätigkeiten dienen, daher gewöhnlich eine seiner ersten und angelegentlichsten Sorgen darin besteht, dieselben mit den frechsten und schändlichsten Parteileuten zu besetzen, welche dann die Aufgabe getreulich erfüllen, den schmählichsten Maßregeln der Parteigewalt das Siegel der Gerechtigkeit mit einer alle Gränzen übersteigenden Schamlosigkeit aufzudrücken. Die Revolutionspartei in der Schweiz, namentlich in den Kantonen Freiburg und Luzern und in den Bundesbehörden, liefert hiefür seit dem Tage, wo sie zur Gewalt kam, die sprechendsten Beweise; wir sehen, daß die Turiner Aufklärer am Staatsruder auch hierin eine bescheidene Nachahmung derselben versuchten.

Ein Umstand verdient hier noch einer besonderen Erwähnung, weil er beweist, daß trotz allem so viel als möglich ostensibel gemachten Heldenmuthe dem Ministerium bei der Verhaftung des Erzbischofs doch nicht ganz wohl zu Muthe war,

und daß es diesem Heroismus eine Feigheit des Erzbischofs vorgezogen hätte. Unterm 22. April richtete nämlich der Minister des Innern einen Brief an den Erzbischof, worin er demselben den Rath ertheilt, aus der Stadt sich zu flüchten, da die Sache leicht zu neuen Unordnungen Anlaß geben könnte, deren Verantwortlichkeit auf den Erzbischof fallen müßte. — Dieser antwortete noch am gleichen Tage, „daß sein Kreisschreiben kein Anlaß zu Unordnungen geben könne, es sei denn bei jenen, welche es nicht gern sehen, daß ein Bischof seine Pflicht erfülle; diese aber seien so gut Feinde der Regierung, als von ihm, und da der Minister ihm versichere, daß diese entschlossen sei, ihre Pflicht zu thun, so sei kein Grund zu irgend welcher Furcht für ihn vorhanden, und er werde daher die Stadt nicht verlassen; da die Regierung überdieß erkläre, daß sie das religiöse Princip schützen und aufrecht erhalten werde, so werde man es am Platze finden, daß er die Verantwortlichkeit für allfällige Attentate gegen dasselbe von sich ablehne."

Der Mephistophelesrath war von dem einsichtsvollen und muthigen Kirchenfürsten erkannt worden; jetzt erst erfolgte der Befehl zur Verhaftung.

In seinem Gefängnisse erhielt der Erzbischof von allen Seiten Zeichen der Anerkennung seines edlen und standhaften Benehmens, am meisten mag ihn aber ein Schreiben des Cardinal Groß-Pönitentiärs vom 2. Mai erfreut haben, worin derselbe im Namen Sr. Heiligkeit ihm die Zufriedenheit mit seinem Benehmen, und namentlich mit dem Kreisschreiben vom 18. April ausspricht. Von dem ungebeugten Muthe desselben gibt eine aus seinem Gefängnisse in der Burg unterm 19. Mai erlassene Erklärung Zeugniß, worin er gegen die vom Minister der Justiz am 6ten in der Senatorenkammer gethane Aeußerung, daß der größte Theil des Nationalclerus das Gesetz vom 9. April als eine Wohlthat ansehe, feierliche Protestation einlegt, und behauptet, daß — mit der geringen Ausnahme eini-

ger des Klosterlebens überdrüssigen Mönche, einiger ungerathenen Weltgeistlichen — der ganze übrige Clerus weit entfernt von dieser ihm angedichteten Gesinnung sei.

Mit Gewalt den muthigen Kirchenfürsten vor das Gericht zu schleppen, fand man nicht für rathsam; er wurde daher am 23. Mai als Abwesender von dem Geschwornengerichte zur Gefängnißstrafe von einem Monat und fünfhundert Franken Buße verurtheilt.

Schon vor dieser Verurtheilung mußte das Ministerium im Besitz einer Note des Cardinals Antonelli seyn, datirt vom 14. Mai, worin er das gegen die Person des Erzbischofs von Turin begangene Attentat, dessen Vorladung vor ein inkompetentes Gericht, seine mit bewaffneter Gewalt ausgeführte Gefangennahme und Abführung in die Citadelle, und dessen Verurtheilung als eine Verletzung der Rechte der Kirche und der bestehenden Verträge schilderte, und die Wiedereinsetzung des Gefangenen in die vollständig freie Ausübung seiner bischöflichen Gewalt begehrte. Zum Schlusse verlangte er noch, daß diese Note Sr. Majestät zur Kenntniß gebracht werde.

Am 20sten berührte der heilige Vater in seiner in der Sitzung des geheimen Consistoriums gehaltenen Allocution ebenfalls ausführlich die sardinische Angelegenheit, und insbesonders die Behandlungsweise des Erzbischofs von Turin, und bemerkte, daß er zuerst seinen Pro-Staatssekretär gegen das Gesetz selbst, und dann gegen die dem vortrefflichen Erzbischofe angethane Unbild und Gewalt Reclamationen habe erheben lassen. Pius IX. beschränkte sich, gegenüber dem gefangenen Kirchenhirten, nicht auf diese offiziellen Schritte, sondern er erließ noch am gleichen Tage, wo in Turin die Geschwornen die Verurtheilung aussprachen, ein besonderes an denselben gerichtetes Breve. In diesem billiget und lobt der heil. Vater das Benehmen des Erzbischofs und sagt ihm sogar, daß er nichts Angelegentlicheres kenne, als ihm die Gefühle seines Herzens, mit denen er ihn nach Verdienst und bestem Rechte

im Herrn umarme, auszudrücken. Er statte ihm seine Glückwünsche ab für die von ihm bewiesene, des höchsten Lobes und der Bewunderung vor Allen würdige bischöfliche Tugend, Stärke und Standhaftigkeit, mit welcher er erhabenen und unbesiegten Muthes diese Verfolgung erdulde.

Der Eingabe des Cardinals Antonelli wegen der schmählichen Behandlung des Erzbischofs von Turin ertheilte das Turiner Cabinet eine Antwort, welche, wenn man sie von den Schnörkeln, mit denen man sie umgeben hat, befreit, und den nackten Inhalt allein in's Auge faßt, eine volle Verläugnung der Grundprincipien des Völkerrechts ist, und mit einem einzigen revolutionären Coup dieses über den Haufen wirft. Der Grundgedanke der Antwortsnote ist der, daß ein Staat an die völkerrechtlichen Verträge gar nicht mehr gebunden ist, wenn er sein politisches System ändert. — Die Note bedingt allerdings einen solchen Wechsel durch das Gebot der innern Ruhe und der Nationalwohlfahrt; wer aber weiß, daß diese Bedingung der Vorwand aller revolutionären Maßregeln ist, sie mögen von Unten oder Oben her kommen, daß gerade dieser Grundsatz der salus publica das immer wiederkehrende Schlagwort ist, mit welchem die Revolution gegen die Grundlage der gesammten menschlichen Gesellschaft, das Recht und die Handhabung desselben, die Gerechtigkeit, gegen die Wahrheit, justitia fundamentum regnorum, ankämpft, der weiß auch den Werth solcher Zeitphrasen, in welche man das revolutionäre Gift einhüllt, zu würdigen, und wird sich dadurch keinen Augenblick täuschen lassen. Mit diesem Grundsatze ist alles Völkerrecht, alle Völkertreue gebrochen, und beides zu einer bloßen politischen Opportunitätsfrage herabgewürdiget; ein Rechtsverhältniß unter Staaten und Völkern ist gar nicht mehr möglich, sondern alles nur ein Ergebniß eines jeden Augenblick abzuändernden modus vivendi, der reinsten Willkühr. Wir möchten es eine lobenswerthe Consequenz des Turiner Cabinets nennen, daß es so ganz offen das Völkerrecht verläugnete, und statt dessen die Lehren der Revolution als

Richtschnur der gegenseitigen Beziehungen der Völker und Staaten zu einander aufstellte. Seine ganze Handlungsweise gegen den heil. Stuhl ging in der vorliegenden Angelegenheit von denselben aus; allein es scheute sich anfänglich zu denselben ganz offen zu stehen; es war jedoch vorauszusehen, daß es dazu kommen werde, die Revolution, die es mit Worten anfänglich verläugnete, aber praktisch anwandte, endlich auch als Maxime seiner Handlungen zu verkündigen.

Wie weit das Turiner Cabinet auf dieser Revolutionsbahn, auf der es nun mit einer Art von Naturnothwendigkeit sich fortbewegt, kommen wird, fängt sich bereits zu zeigen an. Die Revolution geht immer raschen Laufes, wo sie freie Bahn findet. — Gegen den Erzbischof von Sassari hat man eine ähnliche Verfolgung, wie gegen denjenigen von Turin, eintreten lassen. Der heil. Vater hat sich dadurch zu einer neuen Verwahrung unterm 26. Brachmonat veranlaßt gesehen, worin er den König und sein Ministerium mit allem Ernste darauf verweist, seinen Vorstellungen Rechnung zu tragen, um nicht in die harte Nothwendigkeit versetzt zu werden, den schweren Pflichten seines apostolischen Amtes getreu im Angesichte der Kirche und der ganzen katholischen Welt förmlichere Maßregeln zu ergreifen.

Das Ministerium ließ sich dadurch nicht nur nicht eines Bessern belehren, sondern hat in Folge des Vorfalls mit dem verstorbenen Minister, Santa Rosa, eine neue Verfolgung gegen den Erzbischof von Turin und den Clerus angehoben, welche das Land in eine bedeutende Gährung versetzte. Die ganze Angelegenheit ist dadurch in eine neue Phase eingetreten, deren Ausgang mit Sicherheit noch nicht vorauszusehen ist, den wir auch deßwegen abwarten wollen. Nur so viel läßt sich vorhersagen, daß das Turiner Cabinet zurück, und zu einer Verständigung mit dem heiligen Stuhle sich herbeilassen muß, oder daß ihm dann nichts mehr übrig bleibt, als der italienischen Propaganda vollständig sich in die

Arme zu werfen, sich offen, wie es Carlo Alberto gethan, der italienischen Revolutionspartei anzureihen, zuerst gegen den bessern Theil der Bevölkerung des eigenen Landes die Macht der Revolution zu wenden, bei Gelegenheit aber sie auf einem größeren Schauplatze zu entfalten. Der kirchliche Liberalismus ist überhaupt verspätet für unsere Zeit, er gehört einer andern Revolutionsepoche an; für die jetzige Revolutionspartei selbst ist er zu fade, daher er, um sich zu halten, keine andere Wahl hat, als sich mit dieser zu verbinden, und sich von ihr in's Schlepptau nehmen zu lassen. D'Azeglio hat ohne vollständige Umkehr nichts als den Dienst eines Hofschranzen bei der Propaganda und Mazzini vor sich.

XXXIV.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 15. September 1850.

Um den gegenwärtigen politisch-moralischen Standpunkt Deutschlands und die Stunde zu bezeichnen, die es auf der Uhr unserer Revolution geschlagen hat, stellen wir folgende Excerpte aus einigen deutschen Zeitungen zusammen. Sie rühren keineswegs von einer Partei her. Um so eher ist man berechtigt anzunehmen, daß diese Urtheile, sich wechselseitig ergänzend, in ihrer Gesammtheit die Ansicht aller wahrhaft unabhängigen, denkenden und noch eines selbstständigen Gedankens fähigen Deutschen repräsentiren, wie sie nämlich lauten würde, wenn diese, unbekümmert um die Folgen ihrer Kühnheit und selbst ohne die landübliche Scheu vor dem Ver-

lußte der Popularität ihre wahre Herzensmeinung (etwa unter vier Augen!) laut werden lassen könnten.

Zuvörderst macht die „niedersächsische Zeitung“ in einem, Signatura temporis überschriebenen Artikel den Regierungen einige Vorhaltungen, die, obwohl der Vorwurf einer Beförderung der Uneinigkeit unter den Bundesstaaten ungerecht wäre, wenn er ohne Unterscheidung nach allen Seiten hin gemacht, und namentlich an Oesterreich oder Bayern gerichtet würde, dennoch in andern Beziehungen sehr viel Wahres enthält.

„Die Umstände scheinen zur Ausführung eines neuen, großen revolutionären Schlages sehr günstig. Die deutschen Regierungen sind fortdauernd kopfloser als je, und benehmen sich, als ob sie förmlich im Solde der Demokratie ständen. Eben so wie die Demokraten die Aufregung forciren, forciren jene die Uneinigkeit unter den Bundesstaaten. Die Regierungen sinken durch Schwäche, und besonders durch ihr Zaudern und Zögern stündlich mehr in der Achtung Deutschlands; sie werden, wenn eine neue Katastrophe eintritt, das Vertrauen aller Parteien eingebüßt haben. Allen Anzeichen nach bereitet sich von Seiten der Demokraten ein neuer Hauptschlag vor. Ihnen stehen alle und die kräftigsten Angriffsmittel zu Gebote, den Regierungen nur schwache Vertheidigungsmittel. Die Demokraten haben alle, sowohl die legalen, als illegalen Waffen in den Händen, sie beginnen den Angriff jederzeit mit der Aufhebung der Schranken des rechtlichen und gesetzlichen Zustandes, während den Regierungen durch die ängstliche Berücksichtigung dieser Schranken die Hände gebunden sind. Sachte Canaille! sagte Fiesko, als es noch Zeit war. Ei nun, Fiesko stand vor dem Spiegel und hatte zwei offene Augen. Aber wo in aller Welt sollen deutsche Regierungen Spiegel und offene Augen hernehmen? Vor ungefähr zehn Jahren politisirte ich einige Augenblicke mit Jemanden, der hinsichtlich der schlimmen Wendung, welche das damalige Benehmen der deutschen Regierungen unfehlbar nehmen mußte, gleicher Ansicht

mit mir war, und mich mit den Worten verließ: „„Wen der Herr verderben will, den schlägt er mit der Verblendung!““ — Ganz kürzlich las ich in der Weser Zeitung Excerpte aus den neu erschienenen „„nachgelassenen Schriften von Börne““, wo nachfolgende Stelle aus einem Briefe Börne's vom September 1833 angeführt war: „„Ich habe die schwärzeste Vorstellung von den kommenden Verhältnissen Deutschlands. Nicht etwa, als glaubte ich, daß unsere Fürsten und Staatsmänner aus Bosheit und Grausamkeit verderbliche Maßregeln ergreifen werden, nein, sie haben den besten Willen, sie glauben ihn wenigstens zu haben. Aber die Vorsehung muß etwas Großes im Sinne führen. So oft sie dieß that, hat sie die Machthaber der Welt mit Blindheit geschlagen, aber mit solcher dicken Blindheit, wie jetzt, noch nie vorher.“

Auch die „freimüthige Sachsenzeitung“ wirft die Frage auf: „was thun die deutschen Regierungen im Innern ihrer Staaten die schwellende Macht der Revolution zu brechen?“ und antwortet darauf kurz und schlagend: „Eben das, was sie forbert, um bald vollständig zu siegen.“ — „Man riß“, sagt sie, „Schranken auf Schranken nieder, welche die Revolution vom Throne abhielt; so löste man Band auf Band, das den Unterthan mit seinem Monarchen verknüpfte. Ja die Regierungen thun weiter unabsichtlich Alles, auch die letzten Sympathien für die Throne zu ersticken, indem sie überall in Deutschland im unermüdlichen, unnatürlichen Versuche: die Feinde zu versöhnen, alle diejenigen ängstlich meiden, zurücksetzen und verläugnen, welche in den Tagen revolutionärer Gefahren muthig und vor aller Welt ihre Treue kundgaben. Sie geben ihnen die Männer der Revolution oder doch der Zweideutigkeit zu Vorgesetzten, und erheben keinen Mann von bekannter Treue in etwas. Noch mehr, sie behandeln die Parteien der Strengconservativen, der Männer des entschiedenen Festhaltens an den Thron, gleich den Parteien gegen die Regierung des Thrones, und protestiren gegen den Glauben an ein Billigen solcher

""Der Staat werde die Kirchen schützen, so lan
stehen möchten, aber er bedürfe ihrer nicht meh
niß sei keine fernere Bedingung des Staats
Und um die bereits bestehende Macht der Rev
stören, was thun dafür die deutschen Regierun
verbürgen der Revolution ihre kostbarsten Er
Endlich, um das Maß unseres öffentlichen El
machen, wähnt das preußische Ministerium dur
tärverfassung sich selbst gegen die Revolution s
sicher, überschätzt es in eitelster Selbstverblendung
preußischen Kräfte, daß es mit Hülfe der Rev
Deutschland zerreißen, und in einem großen Theil
zu können meint! — So bietet also noch die mä
rung Preußens der Revolution die Hand, deutsch
stürzen und sieht nicht, daß so der eigene Thron
sten seyn muß, welche der Revolution verfallen!"

Aber fällt denn die Schuld der Verblendung
die Regierungen? Mit nichten: diese Anklage trif
Mehrheit aller Gebildeten; die Männer der Civi
aller Zweige leiden nur an einer Krankheit, wel
höhern und mittlern Schichten [illegible] europäischen G

an den Regierungen Deutschlands, an den Männern des Anstandes und an den Männern der Parlamentsdemokratie, des Beamten- und Capitalstandes! — Keine Geschichte, keine eigenen schmerzvollen Erfahrungen konnten den deutschen Regierungen die alte naturwüchsige Lehre bestätigen, welche ihnen einige nüchtern sehende Generäle gaben, die Lehre: „„daß Rebellion nicht als Polizei- sondern als Kriegssache zu behandeln sei; daß der Rebell sich vom Kriegsfeind nur dadurch scheide, daß Letzterer ein berechtigter, redlicher und ehrenvoller, daher auch ein worttreuer, und durch Großmuth nach dem Siege zu gewinnender Feind sein könne; dagegen der Rebell der Mann des Bürger- und des Bruderkrieges, des Zerstörens des Staates, des Eltern- und Familienhauses, dem er Treue und Hingebung schuldete und gelobte, ein Brudermörder, ein Eid- und Pflichtvergessener, ein Ehrloser sei, dem jede Großmuth, jede Schonung als alberne Schwäche erscheine, den also stets die volle Strenge der Strafgewalt treffen müsse."" — Die einfache Lehre blieb noch heute unerkannt. Nur wenn die freche Rebellenhand die Kehle der Regierung faßt, schlägt solche die kühne Hand los, kaum aber ist die Kehle einen Augenblick frei, da erschöpft sich dieselbe Regierung auch stets auf's Neue in angstvollen Entschuldigungen der That ihrer Nothwehr, und in heiligen Versicherungen gewissenhafter Heilighaltung des deutschen grundherrlichen Daseyns und in Versprechungen, dieses berechtigte Staatsleben der Demokratie, zur Zerstörung des Staates, nicht ohne Genehmigung der Demokratie aufzuheben! — Die Männer des Anstandes, die große Mehrheit der gebildeten und Vermögensklassen haben nichts aus der Geschichte gelernt, sie bleiben die Gimpel des Tages, welche auch heute in Sachsen immer und immer wieder nachpfeifen, was ihnen die heute zum Sturze der Regierung verbundenen drei Parteien der Großpreußen, der Parlaments- und der Straßen- oder socialen Demokratie vorpfeifen. Es war guter Ton, es war Anstandsbedingung geworden, nicht mehr an Gott zu glauben, die Pflichten der Religion und

Moral, der wahren innern Ehre, den Bedingungen des modernen Tagestons unterzuordnen. Der moderne Tageston war zum Sittlichkeitsgesetz proclamirt, also mußte der Mann des Anstandes auch heute alles mit sittlicher Entrüstung verdammen, was von den Organen der modernen Auctoritäten dafür ausgeschrieen wurde. — Die Gräuel des Aufruhrs und der Staatszerstörung ließen kein Geschrei einer sittlichen Entrüstung im Manne des Anstandes laut werden, denn die modernen Tagesauktoritäten entschuldigten und rechtfertigten die Gräuelthat; aber laut schreit heute in Sachsen sein Sittlichkeitsgefühl mit auf, weil die Regierung seines Königs, welcher die Revolutionsparteien bereits die Zügel der Regierung und das Schwert der Strafgewalt entwunden hatten, im letzten Augenblicke, wo die Revolution mit der Kammergewalt die machtlos gemachte Staatsgewalt vollends umzustoßen begann, wieder nach Zügel und Schwert greift, um sich und den Staat zu retten. Ganz natürlich; denn die drei verbundenen Revolutionsparteien sitzen im Schooße der Landesuniversität, des höhern Staatsdienstes, der höheren Communalämter, also im Schooße des Gelehrten- und Bildungsstandes überwiegend vertreten, ihre Blätter sind die zahlreichsten, alle pfeifen das gleiche schöne Lied den Gimpelmassen vor, ihr Ton ist offenbar Anstandston, folglich müssen die Gimpel des Anstandes nothwendig das Lied nachpfeifen lernen. Es klingt auch wahrhaft moralisch schön und anständig zu sagen: „„das Wort, das Gesetz müssen heilig seyn, heilig dem Volke, heilig der Regierung."" — Auch wir meinen solches und jeder redliche Mensch, nicht aber die unehrlichen Revolutionsparteien, welche eben sich zu Herren und Repräsentanten des Volkes in Sachsen machten. Sie hielten und halten kein Wort, kein Gesetz, und zerstören täglich weiter die Staatsgewalt und den Staat in ihr. Dieß sehen nun wohl selbst die Anstandsgimpel ein und sagen seufzend: ja, das können wir leider nicht hindern, und die Regierung hat — Gott sei es geklagt! — auch kein gesetzliches Mittel mehr, sie hat sich jedes dergleichen entwinden

lassen. Aber wenn auch das Volk Wort und Gesetz nicht hält, die Regierung muß das Gesetz halten, was ihr nicht erlaubt, ohne Einwilligung des revolutionirten Volkes, selbst gegen dessen treulose Revolutionsangriffe die Schutzgewalt des Staates zur Rettung der Staatsgewalt und des Staates zurückzunehmen! — Wir meinen dagegen, nicht einmal der einzelne Mensch habe so weit ein Recht über sein Fortleben, daß er einem andern Menschen das Recht, „„ihn morden zu dürfen““, bewilligen könne, und dies Wort halten müsse; wie viel weniger also dürfe eine Staatsregierung, welche Gott verantwortlich ist für das Fortleben einer Staatsgesellschaft und für die Erfüllung ihrer Lebenszwecke, für ihre moralische Fortbildung, für Leben und Glück von Millionen, Gesetze und Versprechen geben, welche das Staatsleben und seine göttliche Bestimmung zerstören lassen. Wie viel weniger darf sie diese Zerstörung selbst zugeben, eben bloß weil sie den Fehler machte, die Macht es zu hindern, sich entwinden lassen. — Wir sagten, die Lehren der Geschichte seien diesen Anstandsmenschen verloren gegangen, denn sie sind noch nicht so tief gesunken, davor nicht zurückzuschaudern, wohin sie es bringen halfen. Sie sehen nicht, daß, ist die Regierungsgewalt gebrochen, bald auch nicht mehr die Landesuniversität angeben werde, was Tagesanstand sein soll, sondern daß Eckensteher den modernen Tagesanstand befehlen werden: daß der Mann des heutigen feinen Anstands Hand in Hand mit dem Eckensteher in der Blouse im Tempel Gottes um die Dirnen aus den Winkelgassen als Vernunftgöttin tanze! — Doch, die unglücklichsten, blindesten Geschöpfe sind und bleiben die gelehrten Parlamentsdemokraten."

Gestehen wir es uns offen: das, was die Ironie des Verfassers dieses Artikels „Anstand" nennt, ist, mit klaren Augen betrachtet, nichts als Feigheit und lügenhafte Eitelkeit, welcher letztern in den allermeisten Fällen auch wieder nur die Furcht vor der Unpopularität und ihren Folgen, mithin wieder nichts als Feigheit, nur etwas anders drappirt, zum

Grunde liegt. Sie rechnen darauf, daß in nicht gar langer Zeit die Revolution doch wieder siegen, die Guillotine zuletzt doch ihre lang vorher verkündigte Regierung antreten werde. Wer dürfte es wagen, unter so schlimmen Aspecten, sich diesen Gewalten gegenüber durch eine energische Vertheidigung bloßzustellen! Und in der That, ganz aus der Luft ist diese Besorgniß nicht gegriffen, zumal wenn das System: den Menschen der Revolution nicht wehe zu thun, ihre leitenden Principien anzuerkennen, und nur die „Auswüchse" abzuschneiden, wie bisher gewissenhaft befolgt wird. Sehr richtig sagt der „schwäbische Merkur": „Die Meinung, als habe die Umsturzpartei, durch die wiederholten Niederlagen in Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz gewitzigt und abgeschreckt, ihre Plane aufgegeben, oder auch nur vertagt, stellt sich immer mehr als eine irrige heraus. Unbeirrt durch die Erfahrungen der letzten Jahre, unermüdlich trotz der mißlungenen Versuche arbeiten die Leiter der Partei im Stillen, und senden ihre Emissäre nach allen Winden, besonders nach Deutschland, in der Hoffnung, die Verwirrung und Zerrissenheit unserer Zustände dürften ihren Plänen zu Statten kommen. Der Sitz der Centralbehörde der revolutionären Propaganda ist London. Von da aus erging in den letzten Wochen ein Rundschreiben an die Bundesmitglieder in Deutschland, in welchem mit Vorsicht über den Stand und Fortschritt ihrer Angelegenheiten Bericht erstattet und zu rastloser Theilnahme und Förderung der Zwecke aufgefordert wird."

Wie die von dieser Seite her drohende Gefahr von den Trägern der Gewalt, von ihren Rathgebern, ja von Allen, die das Opfer der neuen Schilderhebung werden sollen, nicht begriffen wird; wie sie, heute wie vor den Märztagen, ihren Feind gar nicht kennen wollen; wie sie geflissentlich die Augen verschließen und den Kopf wegwenden, um nur nicht sehen und erschrecken zu müssen, dieß würde unbegreiflich seyn, wenn die Geschichte jeder siegreichen Revolution nicht genau und bis auf die kleinsten Nebenumstände dieselbe Erscheinung bekundete. Wo je

eine Regierung durch Empörung fiel, da war sie vorher durch und in sich selbst gefallen. Wie könnte es auch anders seyn! Jede bestehende Gewalt hat zu ihrem Schutze so viele Mittel in Händen, daß jeder revolutionäre Umsturz eine pure Unmöglichkeit wäre, wenn die Träger der Macht nur den ernsten Willen: sich zu retten, und außerdem offene Augen und ganz gewöhnlichen Mannesmuth im Herzen hätten. Ohne diesen freilich ist jede Existenz auf die Dauer eine baare Unmöglichkeit; mit ihm aber hat sich das, von der Allgemeinen Zeitung vielleicht schon mehr als hundert Mal todt gesagte Neapel, trotz Palmerston und Mazzini, frisch und gesund erhalten bis auf diesen Tag. Denn allerdings ist die „Revolution eine Großmacht", aber nur für den, der sie anerkennen, nicht für den Muthigen, der ihr gegenüber siegen oder sterben will. Sie ist insonderheit eine Großmacht für den, der sich gerne von der Nichtexistenz dieses Feindes überreden möchte. Gegen diesen Unverstand hat kürzlich noch die deutsche Volkshalle geeifert. „Alle Blicke der politischen Welt", sagt sie, „richten sich zur Stunde nur auf die diplomatischen Regungen und Bewegungen der Kabinette, und bilden aus diesen ihre Schlüsse für die Zukunft. Es ist dieses namentlich bei uns in Deutschland der Fall, wo nur noch Nachfrage ist nach dem, was heute Preußen gesprochen hat, und die ausschließlichste, alles Andere vergessende Neugierde nach dem, was etwa morgen Oesterreich antworten werde. Der Zank und Hader, welcher unter den Kabinetten herrscht, ist ein sprechender Zeuge dafür, daß man es daselbst beinahe gänzlich vergessen hat, daß es außer den Kabinetten noch eine andere, höchst gefährliche und gewaltige Macht gibt, welche bei der Gestaltung der politischen Zukunft auch ein Wort mitsprechen will. Nichts ist für ein Individuum, so wie ein Volk verderblicher, als wenn man seinen Feind, dessen Kraft und die von ihm drohende Gefahr unterschätzt, oder denselben gar aus dem Auge verliert. Es dürfte daher keine unangemessene Aufgabe seyn, an diesen gemeinsamen, jetzt wirklich beinahe vergessenen Feind wieder einmal

recht eindringlich zu erinnern, und einige Thatsachen über sein Vorhandenseyn zu erwähnen. Man hat früher die Existenz einer geheimen Revolutionspropaganda geläugnet; sie sollte ein Hirngespinnst, nach Anderen eine schlaue Erfindung des Absolutismus und der Despotie seyn, um durch ein solches Gespenst ihre Maßregeln zur Ausreutung der Freisinnigkeit rechtfertigen zu können. Von diesem Unglauben ist man allerdings in den März- und Maitagen von 1848 zurückgekommen, das Gespenst hatte auf einmal Fleisch und Blut bekommen, und eine solche Riesenkraft an den Tag gelegt, daß die meisten Throne Europas zum Wanken, einige sogar zum Sturze gebracht wurden. Seither hat sich diese Macht aus dem dunklen Hintergrunde, von welchem aus sie das ganze revolutionäre Bühnenspiel leitete, auf die Bühne selbst hinausgewagt, und gibt sich ganz offen dem Publikum für das, was sie ist und will."

„Aus dem Rundschreiben der sogenannten Centralbehörde in London, welches in die Hände der Polizei in Leipzig fiel, geht ganz unzweideutig hervor, daß dort ein Centralverein von revolutionären Köpfen besteht, welcher seine Weisungen über die Organisation der Revolutionspartei in ganz Europa erläßt, und das Ziel ihr vorsteckt. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß diese Revolutionsbehörde vor den Märztagen ihren Hauptsitz in der Schweiz aufgeschlagen hatte, und daß sie nach dem dort gelungenen Sieg der Revolution das Zeichen zum Aufruhr nach allen Richtungen Europas gab. Man begreift leicht, warum sie jetzt ihren Sitz nach London verlegt hat; sie hat dieses wahrscheinlich im besten Einverständnisse mit den Schweizer Revolutionstribunen gethan, im wohlverstandenen Interesse der Revolution selbst. Es handelt sich jetzt mehr darum, ein der Revolution gewonnenes Land, eine Leuchte der Freiheit, wie sich in der feineren, weniger anstößigen Revolutionssprache der Präsident des schweizerischen Nationalrathes ausdrückte, zu erhalten, als von dort aus den Revolutionsbrand nach dem übrigen Europa zu schleudern. Dieses

Letztere kann von Albion aus eben so gut geschehen, und gewährt den Vortheil, ein der Revolution angehöriges Land, das im Centrum von Europa liegt und die große strategische Wichtigkeit für die Revolution hat, vor so schwerer Compromittirung zu sichern, daß am Ende selbst die in einem faulen Frieden eingeschläferte Diplomatie gegen dasselbe einzuschreiten genöthigt seyn könnte. — Dieser Centralbehörde ist es nach ihren eigenen Aussagen gelungen, ihre Revolutionsvereine über die meisten Länder Europas auszubreiten; es geht aus diesem Kreisschreiben namentlich hervor, daß sie in Deutschland sich fest eingewurzelt, und da insbesondere ihr Augenmerk auf die Arbeiterpartei geworfen hat. Aus den Untersuchungen der königl. sächsischen Regierung gegen die Arbeitervereine ergibt sich, daß in Leipzig ein Centralcomitee für ganz Deutschland sich gebildet hatte, und daß dieses nun, nach den aufgefundenen Papieren, mit fünfundachtzig verschiedenen Arbeitervereinen in Deutschland in Briefwechsel stand; es ist dann ferner bekannt, daß die Untersuchungen, die man in der Schweiz gegen die nämlichen Vereine anhob, ebenfalls die Thatsache einer genauen Verbindung und Unterordnung unter das Centralcomitee von Leipzig herausstellen. Wenn man die Resultate dieser beiden an zwei ganz verschiedenen Orten vorgenommenen Untersuchungen zusammenhält, so treffen sie beide in dem Punkte zusammen, daß die Arbeitervereine in Deutschland und in der Schweiz eine neue Revolutionirung Deutschlands im Schilde führten, daß sie mit der größten Thätigkeit an ihrer eigenen Ausbreitung arbeiteten, und allgemein von der Hoffnung eines bevorstehenden neuen Ausbruches der Revolution durchdrungen waren; diese beiden Untersuchungen, zusammen gehalten mit dem Kreisschreiben der dirigirenden Centralbehörde in London, liefern den Beweis, daß eine weit verzweigte, in Vereine gegliederte, einheitlich geleitete Revolutionspartei existirt, welche bei dieser Gestaltung der Sache als ein eigentliches, im Solde der Revolution stehendes, jeden Augenblick kampffertiges Kriegsheer bezeichnet werden darf."

„Allein die Macht der Revolution ist nicht bloß auf diese Associationen beschränkt. Ihr gehört ferner, wie wir bereits bemerkten, ein Staat, der im Herzen von Europa liegt; ein anderer, Sardinien, geht trotz Krone und Scepter, die ihn regieren, mit vollen Schritten in ihr Lager über; ihr gehört das unzählbare Heer des Proletariats, welches zwar noch nicht unter die eigentlichen Revolutionsschaaren eingereiht, allein dennoch zu jeder Stunde für die Revolution verfügbar ist; ihr gehört die große Mehrzahl der radikalisirenden, durch Genußsucht und leichten Gewinn verdorbenen, an Sitte und Glauben vollständig verkommenen Städtebevölkerung, ein Theil der Landbevölkerung, die ebenfalls mit der alten Sitteneinfachheit aufgeräumt hat; sie hat zu Werbhauptleuten das gesammte Literatenproletariat, und zählt neben den oben erwähnten so viele Werbstellen, als es radikale Lese- oder Expeditionszeitungsbureaux gibt; was endlich das Schlimmste von Allem ist und die Macht der Revolution am meisten verstärkt: sie hat ganze Rotten von Leuten, sie hat sogar Regierungen in ihrem Lager, welche sonst als ihre Feinde sich ausgeben; sie ist dadurch, und nicht durch ihre Siege, eine öffentlich gebietende Macht geworden, welche die Rechtsbasis in einem Theile von Europa, wo sie offen gar noch nicht ihre Standarte aufpflanzen darf, zu einem guten Theile umgeworfen, und sich selbst als Ausgangspunkt der Politik hingestellt hat."

„Die Revolution ist daher eine wirkliche, großartige Macht in Europa, viel imposanter als diejenige, über welche ein einzelner europäischer Staat gebietet; sie ist unstreitig gegenwärtig die größte Großmacht in Europa, die, wenn es ihr gelingt, nach und nach alle kleinere Staaten zu verschlingen und in sich aufzulösen, am Ende einen Kampf auf Leben und Tod selbst mit Rußland nicht zu scheuen hätte."

Wir sind, beiläufig bemerkt, dieser letztern Meinung nicht. Durchfrißt, unterwühlt, zersetzt die Revolution in Deutschland jeden festen Bestand, jedes Herkommen, jede Existenz, die nicht

ohnedieß schon bloß von gestern ist, so zerstört sie auch von Grund aus dessen Vertheidigungsfähigkeit nach außen. Weit entfernt, Rußland militärisch und politisch furchtbar zu werden, führt sie unser armes Vaterland, wie ein gebundenes Opferthier, Schritt vor Schritt die Wege, die vor ihm Polen gegangen ist. Sie ist es, die Rußland die Straße zur Weltherrschaft nicht nur öffnet, sondern ebnet und pflastert. Und dennoch, was sind alle diese Gefahren, die uns von einer verwegenen Umsturzpartei oder von außen her drohen, gegen jene Seuche, die in den Eingeweiden der europäischen Gesellschaft und in den Reihen der meisten Conservativen nicht minder haust, wie gegenüber im Lager der radikalen Gegner. Wir meinen jene, gleichviel ob ausdrückliche ob stillschweigende, totale Gottesverachtung, in welche die Häresie ausgelaufen ist, mit welcher Deutschlands Zerfall und Unglück begann; wir meinen die theils förmliche, theils thatsächliche und gedankenleere Lossagung von dem Urquell aller Wahrheit, die zu nichts Anderm, als zu jener geistigen Erblindung, zu jenem Erlöschen des Instincts für Wahrheit und Recht führen konnte, die wir jetzt vor Augen haben. Freilich sind diese Resultate ein Uebel, an welchem die gesammte europäische Bildung krank liegt; aber wir scheuen uns nicht, es auszusprechen: in dem spezifischen Hochmuthe des wissenschaftlichen Deutschlands hat diese Krankheit einen Gipfel erreicht, über den hinaus zu steigen schwer halten dürfte.

Die neue preußische Zeitung meldete vor Kurzem: „Aus der Provinz Sachsen ist ein von eilf freien Gemeinden unterzeichnetes Gesuch beim Justizministerum eingegangen, in welchem dieselben die Leistung des Eides für unsittlich und den Begriffen des fortgeschrittenen Volksbewußtseyns widersprechend erklären, weßhalb es ihnen Gewissenssache geworden, Eidesleistungen fortan verweigern zu müssen. Principaliter gehen sie das Ministerium an, den Eid überhaupt aus der Gesetzgebung fallen zu lassen. Zur Unterstützung ihres besondern Gesuches berufen sie sich auf das den Mennoniten zuerkannte Recht, Eide nicht leisten zu dürfen.“

Natürlich! ohne Glauben an Gott ist der Eid eine lächerliche Fratze. Diejenigen aber, die im Voraus erklären, daß sie nicht mehr an dessen verbindliche Macht glauben, sind begreiflicherweise lange noch nicht die Gefährlichsten. Freilich kann ohne Eid die Gesellschaft nicht bestehen, und eine derartige Erklärung ist eines der Vorzeichen ihrer Auflösung. Aber ein weit bedrohlicheres Zeichen ist die, zumeist in Berlin, wo die Aufklärung am meisten in die Massen gegangen, lavinenartig anschwellende Masse von Meineiden, die von Solchen geschworen werden, welche eben so wenig glauben wie die Eidverweigerer, aber aus dem Falschschwören ein Gewerbe machen. Es hat lange gedauert, ehe das Licht der antichristlichen Weisheit bis in die untern Schichten der Gesellschaft drang, und bis die naturnothwendigen Früchte dieser Aufklärung reif wurden. Jetzt endlich werden sie uns aufgetischt; — die jetzt lebende Generation wird sie wohl oder übel genießen, Deutschland den Genuß vielleicht mit seiner Existenz bezahlen müssen.

Den 17. September 1850.

Während das noch immer nicht vermittelte Zerwürfniß der beiden deutschen Großmächte wie ein schweres Gewitter am Zenith unsers vaterländischen Horizontes hängt, und die Schleswig-Holstein-Agitation ihren Zweck: einen Frankfurter 18. September 1848 über ganz Deutschland neu herauf zu beschwören, mit jedem Tage keder enthüllt, ist in Kurhessen eine jener Krisen eingetreten, zu denen der Versuch: auf dem Continent englische Constitution zu spielen, mit unausbleiblicher Nothwendigkeit aller Orten und unter allen Umständen führen muß. In dem, was heute im Kurfürstenthum Hessen geschieht, und menschlichem Ansehen nach des Nächsten weiter

geschehen wird, spiegelt sich im Kleinen der Gang der großen, deutschen Verhältnisse und Schicksale überhaupt ab. Wer sich mit der Naturgeschichte der Revolution beschäftigt, kann aus diesen Vorgängen Vieles lernen. Zuerst — seit den Tagen des „großmüthigen" Bigamen, der nach Goldmünzen suchend die Gebeine seiner Ahnfrau mit eigener Hand aus dem Grabe riß und, als er nichts an Geld und Geldeswerth fand, die heiligen Reliquien durch den Stallknecht auf den Mißthaufen werfen ließ! — zuerst also grauenvolle Stereotypsünden der fürstlichen Träger der Gewalt, welche Generationen hindurch mit Absicht und Vorbedacht die Gränzen der Langmuth Gottes bis auf Zoll und Linie ausmessen zu wollen sich das Wort gegeben hatten. Neben diesen Gräueln des fürstlichen Privatlebens hatte sich die alte politische Ordnung — zwar schadhaft, aber immer noch besser als ihr Gegentheil! — leidlich fort erhalten. Aber kurz vor dem Sturze der legitimen Bourbonendynastie im Jahre 1830 war auch sie durch feige Brutalität von oben herab gefährdet worden; die unbehagliche Spannung, die Sorge im ganzen Lande hatte den höchsten Grad erreicht. Einer Herrschaft gegenüber, auf welche das bekannte Wort des Propheten von Lehnin: „pravos imitatur pessimus avos" volle Anwendung hätte finden können, gab es keine Parteien. In der allgemeinen, nur zu wohl begründeten Opposition wucherte die im ganzen Lande verbreitete, politische und religiöse Aufklärung lustig fort, und konnte in aller Ruhe und Behaglichkeit, ohne einem Widerspruche zu begegnen, ihre Früchte zeitigen.

Kassel erlebte seine Septembertage. Dem unläugbaren zu Gott um Rache schreienden Mißbrauche der fürstlichen Gewalt und des alten fürstlichen Rechts sollte nun, kraft der auch in Kurhessen gangbaren, deutsch-politischen Bildung, eine nach französisch-orleanistischem Muster gefertigte, modern liberale Charte abhelfen; sie war der Stein der Weisen, der da bewirken sollte, was noch nie und nirgends einer bloß menschli-

chen, politischen Vorrichtung in's Werk zu setzen gelungen ist; sie sollte die Sünden und Irrthümer der Träger der Macht, durch welche Gott die Menschen züchtigt, unmöglich, oder doch unschädlich machen. Vom Standpunkte dieser kindlich gläubigen Einfalt aus wurde auch der „hessische Thron", wie anderswo, mit „demokratischen Institutionen" umgeben, und in dem rationalistisch-freimaurerisch-hausbackenen, aber bürgerlich-gutmüthigen, und jedenfalls urächt deutschen Kassel begann nun ein französisch-constitutionelles Leben, dem jeder denkende, des Landes kundige Beobachter Anfangs wohl mit Lächeln, dann aber nur mit immer steigender, kopfschüttelnder Besorgniß zusehen konnte. Wie mochte es anders kommen, als es kam? Ludwig Philipp, der größte Meister des constitutionellen Schachspiels, den es je auf Erden gab, ist vor Kurzem in Claremont gestorben, wohin er landflüchtig das nackte Leben hatte retten müssen. Sollten die kleinen Leute in Hessen die Aufgabe lösen, woran Ludwig Philipp mit seinem wahrhaft unglaublichen Geschick: die Geister zu berücken, die Täuschungen des Repräsentativsystems auszubeuten, gescheitert war? Nein, sie ist unlösbar! Eher wird die Quadratur des Cirkels und das perpetuum mobile gefunden werden, ehe der Versuch gelingt: fürstliche Herrschaft und volkssouveraine, demokratische Kopfzahlrepublik an einander zu leimen. Der 24ste Februar hat auf's Neue den Beweis geliefert, daß das Experiment, wo immer und unter wie scheinbar günstigen Bedingungen es auch gemacht werde, dennoch kraft mathematischer und physischer Nothwendigkeit nicht anders auslaufen kann: als in die Vernichtung der fürstlichen Embleme und monarchischen Erinnerungen, oder umgekehrt in die, allmählige oder plötzliche, Beseitigung der doctrinellen Repräsentativconstitutionen.

Daß diese Lösung im Laufe, oder richtiger: am Schlusse und Ende des „constitutionellen Lebens", eintreten müsse, ist gewiß. Nur über das wann? sind, nach Verschiedenheit der Länder und Zeiten, verschiedene Meinungen möglich. Kurhessen

steht heute dicht vor dem unvermeidlichen Wendepunkte. Alles Uebrige betrifft secundäre Fragen. Wer hat zuerst die Form verletzt? Wer hat, im gegenwärtig vorliegenden Falle, dem Namen nach, die in der That und Wahrheit lebensunfähige Constitution gebrochen? War Hassenpflug der geeignete Mann, den Kampf auf Tod und Leben aufzunehmen, in dem wir heute dortlandes die fürstliche Macht begriffen sehen? Hätte er nicht lieber den Gegner durch förmliche Vorlage des Budgets in den Nachtheil versetzen sollen, es verwerfen, und so direkt und ohne Vorwand die Steuerverweigerung aussprechen zu müssen? Wir gestehen offen, daß uns auf dem Standpunkte, auf welchem heute die kurhessische Verfassungstheorie und Praxis steht, alle diese Fragen ziemlich gleichgültig erscheinen. Nehmen wir an, — und wir laufen nicht Gefahr fehl zu greifen, wenn wir es thun! — daß hinter beiden Parteien entgegengesetzte Principien, wie eine höhere Macht, wie eine gebieterisch zwingende Nothwendigkeit stehen. Jetzt kann nicht mehr die Debatte, sondern nur noch die Gewalt entscheiden. Weit interessanter als alle jene Erwägungen ist uns eine andere Frage. Wie wird dieser Conflict enden, der möglicherweise, von Waffenstillständen und temporisirenden Ausgleichungsversuchen abgesehen, zwei Ausgänge haben kann? Siegt die demokratische, oder wie sie sich zur Stunde noch lieber nennen hört: die liberal-constitutionelle Partei, so wird die Revolution diesen Sieg in ganz Deutschland auszubeuten wissen. Siegt umgekehrt die fürstliche Macht, so ist die Zukunft fast noch dunkler und räthselhafter, die Frage: was dann? fast noch schwieriger zu beantworten. Hessen hat das ältere System (wie es vor dem Jahre 1830 bestand), von seiner abschreckendsten Seite kennen gelernt. Keine Wiederherstellung jener Zustände ist unmöglich, die Tradition des ältern Staates, der alten ständischen Freiheit, die jeden Uebelstand mildernde Gewohnheit, auch in der Erinnerung der Menschen, ohne Hoffnung des Wiederanknüpfens unterbrochen. Man darf diesen Umstand nicht aus dem Auge verlieren, wenn man sich die kaum abzuläugnende Thatsache

erklären will, daß die öffentliche Meinung, selbst der Bessergesinnten im ganzen Lande, fast ohne Ausnahme, gegen die Regierung Partei nimmt, in sofern man ihr den Plan beimißt, die Constitution umzustürzen. Alt und jung, hoch und niedrig sieht in dieser immer noch einen Damm gegen heillose, barbarische Willkür, und die Revolution ist in Hessen noch nicht entwickelt genug, um die gebildete Masse durch die Schrecken der Anarchie selbst mit dem Absolutismus zu versöhnen. Es gibt kein Altes mehr, zu welchem man zurückkehren könnte, und mit dem Neuen fortzuregieren ist unmöglich. Daß der liberale Constitutionalismus selbst in Kurzem von einer consequenten, radikalen Partei überwältigt, daß er nur die Brücke seyn würde zur tyrannischen Herrschaft einer, ihres Zweckes sich sehr wohlbewußten, rothen Faction, — wer, der einigermaßen noch denkt, zweifelt heute noch daran? Aber wer denkt heute noch vor oder nach, zumal in Kurhessen? Wir wissen also nur, daß wir weder die Vergangenheit, rein wie sie war, zurückwünschen, noch die Gegenwart sollen festhalten dürfen. Die Zukunft voll Freiheit und Ordnung ist in Kurhessen eben so wenig schon geboren, wie in irgend einem andern Lande! Sie kann durch keinen glücklichen oder kühnen Griff erobert, durch keine parlamentarische Debatte ermittelt, durch keine Abstimmung festgestellt, sondern im günstigsten Falle, wenn überhaupt, nur aus dem Kampfe der sich widerstrebenden Elemente nach langem schweren Ringen geboren, und mit Thränen und Blutströmen ganzer Generationen groß gesäugt werden. Einstweilen haben wir, in Folge des oft wiederholten Brechens mit der Geschichte, den historischen Boden unter den Füßen verloren, und seegeln, ohne politische Tramontane, in das weite Meer der Zukunft hinein, die ein dichter, schwerer Nebel deckt. Vergessen wir nie, daß an uns die Sünden der Väter heimgesucht werden! Darin liegt die unentwirrbare Schwierigkeit der heutigen Weltlage, und die Signatur unserer Zeit.

Den 18. September 1850.

Wer Gelegenheit hatte, unparteiische Reisende zu sprechen, welche die Stimmung des wirklichen Volks in Holstein aus eigener Erfahrung und Anschauung kennen, wird erstaunt gewesen seyn zu vernehmen: daß die thatsächliche Wirklichkeit dem Bilde mit nichten entspreche, welches die in Deutschland das Wort führende, angeblich für Holstein agitirende Faction von dem dort herrschenden, kriegerischen Ethusiasmus zu entwerfen liebt. Nur in Schleswig, wo Deutsche und Dänen in engster Berührung einander gegenüberstehen, soll der auf beiden Seiten gepredigte und als höchste Tugend empfohlene Nationalhaß theilweise Wurzel geschlagen haben, und, in Folge dessen, wirkliche Erbitterung eingetreten seyn, so daß Deutsche und Dänen heute nicht mehr vermischt unter einander zu wohnen lieben, sondern wo es irgend geschehen kann, sich in größere Gruppen zu scheiden und zu ihren Sprachgenossen zu halten pflegen. Das holsteinische Volk dagegen, so lauten jene Nachrichten, wünsche nichts sehnsüchtiger als den Frieden, und werde nur durch den Terrorismus einer kleinen herrschenden Partei in den Krieg getrieben. Wir selbst haben mündliche Berichte solcher Art aus völlig glaubwürdigem Munde vernommen. Jetzt lesen wir eine hiermit ganz gleichlautende Darstellung in einem Artikel der niedersächsischen Zeitung, welcher die Ueberschrift führt: „Noth- und Hülferuf aus Holstein, nebst der Darstellung des jetzigen, dort herrschendem Zustandes.“ Der Aufsatz lautet wie folgt:

„Wir leben hier in ängstlicher Erwartung nächster Zukunft, und richten unsere Blicke noch immer mit Vertrauen auf die Regierungen Deutschlands, welche uns von dem unerträglichen Joche der Statthalterschaft befreien können. Der

Terrorismus, der jetzt bei uns auf dem Lande herrscht, übersteigt alle Gränzen. Polizeicommissäre und Gensd'armen sind über das ganze Land vertheilt, angeblich zur Aufrechthaltung innerer Ruhe und Bewachung der Küsten gegen Angriffe der Dänen, die bekanntlich bis jetzt nicht Miene gemacht, in Holstein einzudringen. Der wahre Grund dieser kostspieligen Einrichtung ist die Ueberwachung der Gutsbesitzer und Bauern, welche müde der Vexationen aller Art, es wagen könnten, ihre Stimme gegen die jetzigen Machthaber zu erheben, und sich dem Aussaugesystem zu widersetzen. Wehe denen, welche hierzu den Muth besitzen, sie werden sogleich als Landesverräther gerichtlich verfolgt und ihre Habe mit Execution und Sequestration bedroht. Auf diese Weise erreicht die Statthalterschaft ihren Zweck, keine Klagen laut werden zu lassen, und in Deutschland den Glauben zu erhalten, das ganze Volk von Holstein sei bereit, mit Gut und Blut die von der Statthalterschaft organisirte „„Erhebung"" gegen den legitimen Landesherrn bis zum allgemeinen Ruin zu unterstützen, und sich dann von Professoren und Literaten durch die Beispiele von Griechenland und den Niederlanden trösten zu lassen. Dem ist aber nicht so; neun Zehntel des Landes wünschen den Frieden und die schleunige Herstellung der legitimen Autorität, und sehen vollkommen ein, daß sie auf dem Wege friedlicher Verständigung Alles retten würden, was noch zu retten ist. Wenn in Holstein Rechte von Seiten Dänemarks Deutschland gegenüber gefährdet sind, so ist Deutschland stark genug, diese Rechte im Sinne des zu Berlin abgeschlossenen Vertrags auf friedlichem Wege zu schützen, ohne, wie jetzt geschieht, dem gefährlichen Principe der revolutionären Selbsthülfe länger Vorschub zu leisten. Gegen Holstein, das fast zu Grunde geht, ist es daher die Pflicht der Großmächte, die Unterwerfung unter die Autorität des Königs zu erzwingen, und das Land endlich von einer Partei zu befreien, die dasselbe terrorisirt, und doch nur selbst wieder ein Spielball in den

Händen der Gothaer ist, welche sie zur Verwirklichung weitergehender Pläne und Absichten wahrlich nicht im rein schleswig-holsteinischen Interesse ausbeuten und benutzen. Die Gothaer Partei, welche augenblicklich in Begleitung von Freischärlern und Landsknechten wie Heuschrecken unser armes Land befallen hat, ist anmaßend genug, uns unglücklichen Holsteinern den Beruf aufzuerlegen, für Deutschland oder vielmehr ihre Ehre zu kämpfen und unterzugehen. Die liberale und demokratische Presse ist in ihren Händen; die Wahrheit kann auf diese Weise nur schwer durchbringen, denn Lug und Trug finden neben den Uebertreibungen durch die Correspondenten dieser Blätter regelmäßige und erwünschte Aufnahme. So findet man namentlich in der Kölner Zeitung und in Frankfurter Blättern (abgesehen von den Hamburger Journalen) die schamlosesten Unwahrheiten über den allgemeinen Enthusiasmus in Holstein, — über Menschenraub, Barbarei und Brandschatzungen Seitens der Dänen im Schleswig'schen, während diese Organe der Gothaer wohlweislich nichts von den, nur durch Execution, angedrohte Sequestration, Kriegssteuern und Zwangsanleihen beigetriebenen ungeheuren unentgeltlichen Lieferungen aller Art für die Armee erwähnen, so wenig wie der Festnehmung und Wegschleppung der der Statthalterschaft mißliebigen Männer aus den Herzogthümern, oder der massenweisen Absetzung der Königlich gesinnten Beamten und Prediger in Schleswig Erwähnung geschieht und geschah: so wenig wie von den Erinnerungen etwas verlautet, die gerade unsere eigene Einquartierung und der Besuch der Freischaaren so manchem Gutsbesitzer und Bauern hinterlassen hat. Wenn nicht Terrorismus und militärische Zwangsmaßregeln hier im Lande herrschten, würden keine außerordentlichen Steuern mehr bezahlt, und der unbefangene Beobachter kann davon jetzt den besten Beweis wahrnehmen, da auf den Aufruf der Statthalterschaft zur allgemeinen freiwilligen Be-

waffnung und Anleihe keine, oder doch nur sehr beschränkte Folge geleistet wird. Wir möchten fragen, wie viel Beiträge zu dieser freiwilligen Anleihe von Kiel, Altona, von den großen Gutsbesitzern wirklich eingezahlt sind? Daß die gezwungene hat berichtigt werden müssen, wissen wir nur allzugut. Die Last der direkten Steuern vom Landbesitz beträgt jetzt ohne die ungeheuren Naturlieferungen und gezwungenen Anleihen fünfundsiebenzig Procent der Einnahme. Diejenigen Regierungen Deutschlands, welche augenblicklich an die Statthalterschaft die dem Lande schuldigen Gelder für die Truppen gemachten Lieferungen auszahlen, handeln gerade gegen die durch Steuern aller Art nur zu sehr geplagten Landleute unverantwortlich, da diese Gelder demnächst dem Landmanne für geleistete Lieferungen gebühren, nicht aber der Statthalterschaft, welche sie jetzt zu ihren Zwecken für den Alles verschlingenden und im besten Falle nichts mehr nützenden Krieg verbraucht. Die Landesversammlung ist nun in Kiel beisammen, und wird unbekümmert für das wahre Wohl des Landes neue Steuern ausschreiben. Nur eine kleine Zahl dieser sogenannten Landesvertreter trägt zu den Steuern bei, die Mehrzahl besteht aus den nach Kopfzahl gewählten Leuten, welche durch die politische Agitation und die Diäten Vortheil ziehen, selbst aber wenig oder gar nichts zu den ungeheuren Lasten beitragen, und daher gleichgültig für das Interesse des Landes nur dem Befehle der Revolutionspartei in ihren Abstimmungen Folge leisten. Dem Lande ist schleunigste Hülfe noth, und es ergeht dieser Hülferuf an alle Regierungen Deutschlands im Interesse Holsteins und des letzten Kampfes der Revolution gegen Autorität und geheiligte Ordnung."

Den 18. September 1850.

„Zwei Personen", sagt ein Artikel im Norddeutschen Correspondenten, „spielen Schach miteinander. Der eine zieht alle seine Figuren nicht anders, als nach den Regeln des Schachspiels, dem Andern ist zugestanden, alle seine Figuren gleich Königinnen zu ziehen. Man braucht nur wenig vom Schachspiel zu verstehen, um vorherzusagen, daß Derjenige, dessen Züge sich streng innerhalb der Vorschriften des Spiels halten müssen, während der Andere mit lauter regelwidrigen Zügen gegen ihn spielt, matt gesetzt werden müsse."

Der gesammte Constitutionalismus, wie sich dieser Begriff nach dem Vorbilde entwickelt hat, welches Frankreich unter der Restauration und dem achtzehnjährigen Regimente Ludwig Philipps gegeben, dieser Constitutionalismus ist nichts anders, als ein durch rabbulistische Advokaten nach der eben ausgesprochenen Grundidee organisirtes Schachspiel. Es ist ein Krieg der demokratisch-anarchischen Partei gegen die letzten Reste der fürstlichen Gewalt, wo nach den von der Sophistensecte aufgestellten, und leider auch von den Trägern der Gewalt größtentheils angenommenen Kampfregeln der anzugreifenden Partei jedwedes Mittel entweder ausdrücklich gestattet, oder wenigstens möglichste Sicherheit vor etwaiger Strafe im Falle des Mißlingens gegeben ist; gelingt der Angriff, so ist ohnehin nicht von Strafe, sondern nur noch von Bürgerkronen, Ehrenbechern, Vertheilung der einflußreichen Posten und der entsprechenden Geldvortheile die Rede. — Der angegriffenen Ordnung ist der Sache nach, durch die von den Feinden gegebenen Gesetze, die Vertheidigung so gut wie unmöglich gemacht. Nichts destoweniger trifft diese Vertheidiger, wenn sie unterlegen sind, aus leicht begreiflichen Gründen der laute Hohn oder die

stille Verachtung aller Parteien. Warum auch waren sie kurzsichtig und beschränkt genug, sich von vornherein auf einen so ungleichen Kampf einzulassen? warum so unehrlich, im Hintergrunde ihrer Gedanken, doch immer noch die stille Hoffnung zu nähren: es sei, selbst in diesem Spiele, nicht unmöglich den Gegner durch allerhand kleine Künste zu überlisten!

Was ist das unabweisbar nothwendige Ende dieses Krieges? Daß die Natur ihr Recht behaupte. Thoren, die da meinten, die Welt habe, weil ihnen der Verstand stillgestanden, ihren Lauf geändert! Die Sophisten werden ihr Ziel erreichen, ja! Aber, täuschen wir uns nicht! auf jeden Sieg der Anarchie folgt die Gewaltherrschaft der kriegerischen Macht, einer inländischen, wenn noch der Stoff dazu bei uns vorhanden ist, einer ausländischen, wenn die sittliche Entnervung, die intellectuelle Verkommenheit, der Indifferentismus des Herzens und des Geistes schon zu weit in unserm Volke um sich gegriffen haben. Diese Macht wird dann mit eiserner Faust die Spinnengewebe der Advokatenkunst durchreißen, mit einem Mannesschritte über die Häupter der Pygmäen mit dem Federkiel hinwegschreiten, das Schwert in die Apothekerwage der Rabbulisten werfen, und eine Kampfesregel wieder in ihr Recht setzen, die so alt ist, wie die Welt; die Regel: daß Jeder die Macht gebrauche, die er eben hat. Daß das „constitutionelle Leben" diesen Ausgang nehmen muß, ist eben so naturnothwendig gewiß, als daß die Sonne, wenn sie heute Abend untergegangen, morgen früh am Rande des Horizontes wieder emportauchen wird, oder daß auf den Rausch der Katzenjammer folgt.

Den 20. September 1850.

Das schmähliche Attentat, welches der Londoner Pöbel, aufgehetzt von einem in der Barclay'schen Brauerei als Schreiber fungirenden Wiener Flüchtlinge an dem Freiherrn v. Haynau verübte, darf uns an dem englischen Volke nicht irre machen. Das Thier: Pöbel genannt, ist in London nicht besser, als in Wien oder Berlin. Andererseits haben wir schon mehr als einmal bemerkt, daß das Volk wiederum von der Politik des englischen Kabinets, wie sie war und ist, und menschlichem Ansehen nach zu allen Zeiten seyn wird, nicht sorgfältig genug unterschieden werden kann. Verfolgt die englische Regierung noch eine kleine Weile die gegenwärtig eingeschlagene, politische Richtung, bleibt das jetzige Whigministerium am Ruder, und Lord Palmerston sich selbst treu, so wird freilich auch das englische Volk an seinem eigenen Leibe erfahren, was es auf sich hat: daß der gegenwärtige Premierminister Englands Hauptstadt zum Hauptquartiere der europäischen Revolution gemacht hat. Dort wird zur Stunde in ungeheuern Massen das Knallsilber zur Zerstörung der gesammten europäischen Gesellschaft bereitet; möge John Bull sich wohl vorsehen, daß er bei der freundlichen Verrichtung nicht selbst, einer der Ersten, in die Luft fliege.

Eine andere nahe liegende Erwägung, welche sich an jenes Bubenstück knüpft, betrifft die Mittel, mit welchen die Revolution ihren Krieg führt. Während sie: „Krieg den Principien und Schonung für die Personen" verlangt, vermeidet sie, im Gefühl ihrer geistigen Schwäche, sorgfältig jede Discussion über die Grundsätze, ignorirt jede Widerlegung, proscribirt aber gerade die Personen, und verfolgt den Einzelnen, jede Mahnung an Ehre und Gewissen mit Füßen tretend, mit jedem Mittel, wenn es nur ihrem Zwecke frommt, bis in den Tod. Während sie

Humanität auf den Lippen führt, wirkt sie durch den Terrorismus, dessen Spitze sie mit großem Geschick gerade gegen die ihr am meisten verhaßten oder gefährlichen Personen zu kehren weiß. Während sie im Namen des Zeitgeistes ihren Fluch über die beiden Strafmittel ausgesprochen hat, die fast allein noch wirkliche Strafen sind, — körperliche Züchtigung und Tod, — greift sie gegen ihre Gegner zur grausamen Mißhandlung und zum Meuchelmorde. Wie lange werden die Träger der Gewalt noch gestatten, daß die Organe der Revolution so frevelhaftes Spiel mit ihnen treiben; wie lange werden sie das Gesetz für ihr Thun oder Lassen aus den Händen ihrer erklärten Feinde demüthig entgegennehmen! wie lange noch anstehen in diesem, dermalen bis zur Lächerlichkeit ungleichen Kampf den Parteigängern der Revolution vorzugsweise das anzuthun, was diese — ihr Angstgeschrei beweist es! — allein noch fürchten. Dem ehrlosen Feinde die schmerzhafte und entehrende Strafe! Die zum Schutze der Ordnung berufene Macht würde sich, wenn sie unbeirrt durch das Geschrei der „humanen" Meuchelmörder und ihrer Complicen in der Presse zu diesem so nahe liegenden, einfachen Auskunftsmittel griffe, selbst wundern, wie unglaublich schnell der Respekt und mit ihm die Ruhe wieder hergestellt wäre. Sapere aude! Dann aber dürfte freilich auch der General v. Haynau, oder wer wie Er mit der Revolution gebrochen hat, sich nicht mehr in das Lager der Feinde wagen, es sei denn an der Spitze eine Armee. Vergessen wir nie, daß wir mit einem Gegner zu thun haben, der keine Ahnung davon hat, was ritterliche Sitte sei.

XXXV.

Wibald.

Ein Beitrag zur Geschichte des zwölften Jahrhunderts *).

Zweiter Artikel.

Werden alle klösterlichen Stiftungen an Würde und hohem Alter von Monte Cassino überragt, so begreift es sich auch, warum die Freigiebigkeit der Gläubigen und die Gunst der Fürsten sich gerade an dieser Abtei so ganz vorzüglich bethätigt hat. Nach dem Vorgange des Herzogs Gisulf von Benevent war es insbesondere Karl der Große, welcher Monte Cassino mit ausgezeichneten Privilegien schmückte. Als des Kaisers Kammer (Romani imperii specialis ac singularis camera. Wibald. Ep. 1.) wurde das Kloster bezeichnet, und der Abt mit dem Rechte beschenkt, daß durch seine

*) Es ist oben anzugeben übersehen worden, daß die Wibaldinische Briefsammlung sich in dem zweiten Bande der Amplissima Collectio von Martene und Durand befindet; außer dem als Praefatio dazu daselbst gegebenen Abrisse des Lebens Wibald ist hier noch besonders das Werk von Jaffé, Geschichte des deutschen Reichs unter Conrad III. benützt worden.

Vermittlung jeder aufrührerische Vasall in die Gnade des Kaisers sollte zurückkehren könne; damit hängt auch die Bezeichnung „Friedensfürst" zusammen, mit welcher Wibald, wie oben bemerkt, beehrt wurde. Außerdem wurde dem Abte das Privilegium verliehen, aus einer goldenen Schale zu trinken, Decken von Purpur zu gebrauchen und vor sich her das kaiserliche Labarum, ein goldenes, mit Edelsteinen ausgelegtes Kreuz tragen zu lassen. Es konnte nicht fehlen, daß nicht auch Kaiser Lothar, nachdem er im Jahre 1137 Apulien erobert hatte, dem Andenken des heiligen Benedict eine andächtige Verehrung zollte. Der gelehrte Petrus Diaconus, den er zum „Logotheten, Notar und Capellan des Römischen Reichs" ernannt hatte, erzählt von dem Kaiser und seinem Aufenthalte in Monte Cassino Folgendes: „Aber wer sollte eines solchen Kaisers Würde nicht bewundern. Denn als er um den Zwiespalt der Brüder zu schlichten, der wegen der Wahl des Abtes entstanden, in das Capitel gekommen war, ging er von Morgens früh bis Abends, weder durch Speise noch durch Trank sich erquickend, von da nicht hinaus, und zeigte unter dem kaiserlichen Gewande den Gürtel eines andern Ritterthums. Denn bei jedem Marsche, auf welchem ich bei ihm war, hörte er bei Tagesanbruch die Messe für die Verstorbenen, dann für das Heer, endlich die Tagesmesse. Alsdann wusch er mit der mildesten Kaiserin den Wittwen und Waisen die Füße, trocknete sie mit dem Haupthaar, küßte sie und reichte ihnen Speise und Trank in Ueberfluß. Dann half er Klagen und Bedrückungen der Kirchen ab; endlich nahm er die Reichsgeschäfte vor. So lange er sich zu Cassino aufhielt, ging er alle Nächte durch das Kloster und alle seine Gemächer, wie ein Abt oder Decan, begierig zu wissen, wie ein Jeder unter der Leitung des heiligen Benedict lebe, und wenn es Tag geworden war, durchwanderte er auf bloßen Füßen alle Kirchen des Klosters. Nie trennte er sich von den Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten." Daß er auf das Kräftigste die Vorrechte des Klosters von Monte

Cassino schützte, das, wie er sich ausdrückte, nach Rom die erste Stelle einzunehmen verdiene, ist leicht begreiflich; fünfzehntausend Pfund des reinsten Goldes wurden in der von Lothar für das Kloster ausgestellten Urkunde, in welcher die Aufzählung der Besitzungen desselben sechs Folioseiten einnimmt, auf die Verletzung seiner Gerechtsame als Strafe gelegt. Durch Lothar erhielt das Kloster in Wibald einen neuen Abt; dessen Wahl waren jedoch längere Stürme, die die Ordnung in der Abtei zerstört hatten, vorangegangen; andere, und für Wibald selbst sehr gefahrvolle, folgten ihr nach.

Von dem verderblichen Schisma, welches bei der Erhebung Innocenz II. ausgebrochen war, war auch das Kloster Monte Cassino auf das Empfindlichste berührt worden. Gerade um jene Zeit fand auch eine zwiespältige Abtwahl Statt; der größere Theil der Mönche hatte sich für Raynald von Collemezzo entschieden; eine kleinere Partei wußte aber die Würde einem andern Raynald aus Toscana zu verschaffen, der sich alsbald für den Gegenpapst Anaclet erklärte, und an Roger von Sicilien einen mächtigen Beschützer fand. Nachdem es dem Kaiser gelungen war, Innocenz II. auch in seiner weltlichen Herrschaft zu befestigen, so blieb für Raynald von Toscana nichts Anderes übrig, als sich zu unterwerfen, worauf er von Papst und Kaiser als Abt anerkannt wurde. Er benutzte jedoch die erste günstige Gelegenheit, wiederum mit Roger in Verbindung zu treten, und hielt sich auch bald für kräftig genug, von dem Kaiser sich loszusagen. Von diesem gefangen, versuchte er noch einmal allerhand Versprechungen vorzuspiegeln; indessen Lothar ließ sich nicht darauf ein, und da auch der Papst natürlicher Weise seine Hand von ihm zog, so mußte nunmehr zu einer neuen Besetzung des Klosters geschritten werden. Diese nahm aber dadurch einen besonders bedenklichen Charakter an, daß sie, wenn auch nur vorübergehend, das friedliche Verhältniß zwischen Innocenz II. und Lothar zu trüben drohte. Der Letztere nahm die eigentliche Be-

stätigung des Abtes für sich in Anspruch, während der Papst selbst die Einsetzung vornehmen wollte. Innocenz gab nach; man einigte sich über Wibald, als eine auch dem Papste erwünschte Persönlichkeit, und so setzte Lothar die Wahl desselben bei den Mönchen von Monte Cassino durch. Wibald ahndend, was ihm bevorstehe, hatte sich schnell nach Neapel begeben; doch vergebens, er wurde zurückgeholt, der Kaiser und die Kaiserin, die versammelten Bischöfe, den Patriarchen von Aquileja an der Spitze, gaben nicht nach; dennoch protestirte er, daß er sich dieser Würde nicht gewachsen fühle; allein, all sein Widerstreben half ihm Nichts, er wurde den Mönchen übergeben, in das Capitelzimmer geführt, und hier von dem Kaiser mit dem Scepter investirt. Den Eid der Hulde forderte Lothar nicht von ihm, weil er ihm denselben schon wegen Stablo geleistet hatte. Lothar erklärte jedoch, daß er damit seinen kaiserlichen Rechten in Betreff des von dem Abte von Monte Cassino zu leistenden Eides für die Zukunft nicht präjudiciren wolle, und stellte bei dieser Gelegenheit das zuvor erwähnte Document für die Abtei Stablo aus, welche Wibald nach des Kaisers Wunsch auch ferner behalten sollte.

Hierauf begab sich Lothar mit dem deutschen Heere auf die Heimkehr; mit Thränen und mit banger Vorahnung nahm Wibald von ihm Abschied. Kaum hatte der Kaiser sich entfernt, als auch von Neuem Roger von Raynald dem Tuscier aufgefordert, gegen Monte Cassino mit seinen Heereshaufen vorzurücken sich entschloß. Alle Besitzungen des Klosters wurden verwüstet; Wibald in die größte Bedrängniß gebracht, wendete sich in bittenden Briefen an den Kaiser. „Was durch die gottlosen Völker der Langobarden, Normannen und Saracenen ich und die Kirche von Cassino wegen der Treue zum Römischen Reiche und zum apostolischen Stuhle erdulden muß“, sagt er, „das zu beschreiben, genügt die Feder nicht, da alle Bäume des Waldes und die Kräuter des Feldes, die Wogen des Meeres und die Sandkörner am Gestade, wenn sie in Zungen verwandelt

würden, es zu erzählen nicht vermögen. Sie haben der Kirche von Cassino nichts Anderes, als unsägliche Trübsal zurückgelassen und, o des Schmerzes! während der Normannenkönig Roger mit seinem Heere sich Glück wünscht, zehrt die Schaar der Gläubigen in großer Traurigkeit sich auf, wird das Blut der Christen vergossen, werden Mönche gefesselt in's Gefängniß geworfen, wird das Gott ergebene Volk in fortwährenden Kämpfen vernichtet. Denn wer dem Feuer und Schwert entgeht, wird zur Beute gemacht, als Gefangener davongeführt, verkauft und für immer in's Elend gebracht; siehe die Städte, die Schlößer, die Kirchen, die Klöster, welche ihrer Bewohner beraubt, zu Grunde gingen, so daß den hier- und dorthin zerstreuten Vorstehern und Mönchen allein nur die Schwelle des heiligen Benedict noch als Zufluchtsstätte dient, da ihre Klöster zum Wohnsitz der wilden Thiere umgewandelt worden sind; ihnen selbst aber, die ohne Obdach herum irren, ist es nicht gestattet, das Wort Gottes zu verkünden, sondern zu betteln. Siehe, unbesiegbarer Kaiser, das Schwert ist bis zur Seele vorgedrungen. — In Betrübniß, ja in Zerstörung vielmehr sitzt die Kirche von Cassino da, sie, das Haupt alles Mönchthums, die Mutter aller Klöster, der Trost der Traurigen, der Hafen aller Gefahrleidenden." Noch eindringlicher wiederholte Wibald seine Bitten in einem zugleich an die Kaiserin gerichteten Briefe, in welchem er insbesondere die Gräuel der Verwüstung meldet, welche die Normannen in Capua angerichtet hatten. „Wenn aber", fährt er fort, „dieß einigen Höflingen Eures triumphirenden Kaiserthums verborgen ist und dieß, was ich schreibe, unglaublich erscheint, so mögen sie hieher eilen, sie werden sich von der Wahrheit überzeugen." — „Darum bitte ich Dich, unbesieglicher Kaiser, komme Deiner heimgesuchten, verlassenen und trostlosen Kammer zu Hülfe, damit nicht dereinst die Saracenen, Normannen und Langobarden sagen: Wo ist ihr Kaiser? Erhebe also, erhebe Deinen unbesiegten und von Gott zu beschützenden Arm und be-

freie die Kirche von Cassino, aller Klöster Mutter, von den Händen der Gottlosen, ... damit sie nicht, zu Boden geworfen, von den Füßen der Saracenen, die Gott nicht kennen, zertreten werde." Lothar aber, der, fast siebzigjährig, selbst an den Pforten des Todes, nur noch den deutschen Boden erreichen zu wollen schien, um auf demselben zu sterben, konnte keine Hülfe bringen. Wibald versuchte nun durch eine in das Lager des Normannenkönigs gesendete Botschaft den Frieden zu erbitten. Roger aber, aus Haß gegen Wibald, als den treuen Anhänger des Papstes und des Kaisers, nahm die Gesandten gar nicht an. So glaubte er nun das letzte Mittel, die Abtei vor gänzlicher Zerstörung zu bewahren, ergreifen zu müssen; da nur ihm, nicht dem Kloster der Kampf galt, so entfernte er sich bei Nacht aus demselben und schrieb am folgenden Tage an den Convent, er lege seine Würde als Abt nieder, befehle aber unter der Kraft des heiligen Gehorsams, daß die Mönche an seiner Statt einen tüchtigen Mann an ihre Spitze stellen sollten. Er drückte darauf in einem andern Schreiben seine lebhafte Freude aus, als die Mönche ihm nach zwölf Tagen meldeten, daß sie jenen Rainald von Collemezzo, der schon früher gegen den andern Rainald die Stimmenmehrheit gehabt hatte, einen „in Sitten würdigen und in göttlicher und menschlicher Wissenschaft ausgezeichneten Mann" zu ihrem Abte gewählt hätten. Diesem sendete er dann einen Ring und seine Siegel als Zeichen vollständiger Refutation. Wibald kehrte darauf, in einem höchst entscheidenden Momente, nach Deutschland zurück, wo ihm nach dem am 3. December 1137 zu Breitenwang in Tirol in einer Bauernhütte erfolgten Tode des Kaisers sogleich eine bedeutende Rolle zufiel.

Wider alles Erwarten wurde nicht Heinrich der Stolze, der Herzog von Bayern und Sachsen, sondern Konrad, der zuvor gegen den Kaiser die Waffen getragen, zum Könige der Deutschen gewählt. Es geschah dieß in einer so völlig gegen alles Reichsherkommen verstoßenden Weise, daß, wenn je

eine der übrigen Wahlen, durch welche ein deutscher Fürst wirklich auf den Königsthron gelangt ist, als eine unrechtmäßige bezeichnet werden kann, so die Konrads eine solche war. Indessen ihm war das Glück vorzüglich hold, wozu insbesondere der Umstand viel beitrug, daß weil der erzbischöfliche Stuhl von Mainz damals unbesetzt war, die Leitung des Wahlgeschäfts in die Hände des Erzbischofes Adalbero von Trier, eines gebornen Franzosen und Widersachers Heinrichs, überging. Dieser Umstand allein war indessen keineswegs der entscheidende, sondern es kamen noch manche andere Ursachen hinzu, welche gerade diesen unverhofften Ausgang der Sache herbeigeführt haben. Heinrich der Stolze, der diesen Beinamen wohl nicht ganz ohne Grund trug, scheint sich in der That einer zu kühnen Zuversicht auf den Empfang der deutschen Königskrone hingegeben zu haben. Seine große Macht, — ihm gehorchte fast der dritte Theil von Deutschland — mag wohl den Fürsten überhaupt als bedenklich erschienen haben, und während man mit den Trauerfeierlichkeiten und der Bestattung des verstorbenen Kaisers zu Lutter beschäftigt war, waren Heinrichs Gegner rührig und thätig, und vereinigten sich zu der Wahl Konrads von Schwaben; ihnen fiel dann nach und nach die Mehrzahl der übrigen Reichsfürsten bei. Was aber als das Interessanteste hiebei hervorgehoben werden darf, ist das, daß die Erhebung Konrads offenbar auch durch den Papst unterstützt wurde. Es hat den Anschein, als ob Heinrich, wenn auch ein tapferer Fürst, auf dem zweiten Heereszuge Lothars in Italien, durch manche seiner gewaltthätigen Maßregeln das Zutrauen Innocenz II. verscherzt, und daß dieser gerade seine Wahl nicht gewünscht habe. Dem sei nun, wie ihm wolle; so viel ist gewiß, daß Konrad's Wahl durch den päpstlichen Legaten Dietwin, einem gebornen Schwaben, sehr unterstützt wurde, wie denn auch dieser es war, der ihn bereits am 13ten März 1138 zu Aachen zum Könige krönte. Offenbar hatte hieran aber auch der eben aus Italien angelangte Abt

Wibald, den wir als treuesten Anhänger Innocenz II. kennen gelernt haben, seinen Antheil. Ihm bestätigte nämlich Konrad bald darauf die sämmtlichen Privilegien seines Klosters Stablo, und bemerkte in der bei dieser Gelegenheit ausgestellten Urkunde: „daß dessen Treue und Ergebenheit wie auf dem italienischen Feldzuge, so auch ganz besonders bei seiner Erhebung zur königlichen Herrlichkeit sich klar gezeigt habe.“

Darnach läßt es sich wohl kaum in Abrede stellen, daß Konrad die Krone zum großen Theile Innocenz II. verdankt, und daß somit der Papst es war, welcher zu der Erhebung der Hohenstauffen auf den deutschen Königsthron beigetragen hat. Gewiß eine sehr merkwürdige Fügung, aber in der Person Konrads nicht so tragisch, als nachmals in der Friedrichs II., der von Innocenz III., dem Enkel Heinrichs, dem Welfen Otto IV. gegenübergestellt wurde. Tragisch in so fern, als dieser große Papst eben so sehr in Friedrich, wie in dessen Vorgänger getäuscht wurde. Aber eben Otto IV. kann als Beweis dafür dienen, daß die Päpste von den Welfen nichts Besseres zu erwarten gehabt hätten, als von den Hohenstauffen, vielleicht hätte der Kampf nur noch etwas früher seinen Anfang genommen. Gottes Vorsehung hatte diesen gewaltigen Kampf des weltlichen Schwertes gegen das geistliche beschlossen, damit auf diese Weise vor aller Augen klar werde, daß Er allein es sei, der Seine Braut in aller Trübsal schütze.

Wibald, nach Deutschland zurückgekehrt, war sogleich nach seinem ihm theuern Stablo geeilt. Hier fand er Alles in einem äußerst traurigen Zustande wieder. Die lange Abwesenheit des Abtes hatte die Vögte und Ministerialen kühn gemacht und war die Ursache geworden, warum die Disciplin in dem Kloster großen Eintrag erlitten hatte. Es handelte sich also um Nichts Geringeres, als das ganze mühevolle Werk, an welchem Wibald zuvor unermüdlich gearbeitet hatte, wiederum von Neuem anzufangen. Da galt es, während die Geschäfte in den Angelegenheiten des Reichs ihm kaum gestatte-

ten eine ihm zur Durchsicht übersandte Schrift zu lesen, bald zum Könige, bald nach Cöln, bald nach Lüttich zu reisen und hier, wie auf den Reichstagen und den Concilien die Rechte Stablo's zu vertreten. Aber mit allen Beschlüssen und Verordnungen, die zu Gunsten der Gerechtsame der Abtei gegen ihre übermüthigen Ministerialen „die das Heiligthum Gottes als Erbschaft besitzen wollten" und den Conventualen das tägliche Brod nahmen, gefaßt wurden, kam Wibald doch nicht zum Ziele und es würde sehr verzeihlich erscheinen, wenn dem thätigen Manne bisweilen auch wohl der Faden der Geduld zerrissen wäre. In späterer Zeit (1149) schrieb er hierüber einmal an den Bischof Bernhard von Hildesheim (Ep. 131) „oft und zu sehr erbittert, haben wir in ungünstiger Zeit begonnen den Tyrannen Widerstand zu leisten, dessen gewiß, was uns bevorstehe, daß wir nämlich entweder an unserm Seelenheile Gefahr liefen oder daß wir die so dringende Angelegenheit zu keinem heilsamen Ausgange würden führen können. Denn was wir mit Schmerz und Seufzen sagen, alle Rechte waren untergegangen, die Gesetze verschwunden, die Zucht der Sitte erloschen, der alte Gebrauch abgeschafft, die Kraft und Macht des Königs und der Fürsten vernichtet, während, was jedem zu thun und anzuordnen beliebte, Gesetzeskraft erhielt"; Worte, die gut als Motto einer Schrift über heutige Zustände dienen könnten.

Nach vieler vergeblich aufgewendeter Mühe blieb Wibald nichts Anderes übrig, als den Wanderstab zu ergreifen und nach Rom zu dem Oberhaupte der Kirche sich zu begeben, um hier dessen Hülfe zu erflehen. Er kam dorthin zu der Zeit (1143), wo Innocenz II. eben gestorben war; dessen Nachfolger Cölestin II. sprach sich in einem Schreiben an Albero von Lüttich auf das Entschiedenste dahin aus, daß der Bischof mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den Bedrängnissen des Klosters Stablo Abhülfe verschaffen solle. Dieß fruchtete und Wibald sah sich getröstet; jetzt schien er endlich hoffen zu dür-

sen, die Zeit, welche ihm die Reichsgeschäfte übrig ließen, in Ruhe der Leitung seines Klosters zuwenden zu dürfen. Er war aber durch das unbedingte Vertrauen, welches ihm König Konrad schenkte, mehr aber noch durch seine Tugenden und durch die großen Resultate, die er durch seine unermüdliche Ausdauer in den Angelegenheiten seines Klosters wirklich erzielte, so sehr auf den hohen Leuchter gestellt, daß auch andere Kirchen nach ihm hinblickten und ihn zu ihrem Vorstande zu haben sich sehnten. Er aber trug kein solches Verlangen in seinem Herzen, sondern in derselben Gesinnung, wie er die auf ihn sich hinneigende Wahl zum Erzbischof von Bremen beseitigte und es hintertrieb, daß man den seine Obliegenheiten vernachlässigenden Erzbischof Heinrich von Cöln zur Resignation veranlaßte, um ihm in seiner Person einen Nachfolger zu geben, lehnte er auch mehrere andere an ihn gestellte Ansinnen ab. „Im Bewußtsein der eigenen Gebrechlichkeit und Unkenntniß, habe ich (jenen andern Kirchen) in voller und wahrhaftiger Freiheit zur Antwort gegeben: Nicht bin ich Arzt, in meinem Hause ist kein Kleid, wollet mich nicht zum Fürsten des Volks machen. Und so von aller Habgier entfernt, war ich mit der Gegenwart zufrieden und widmete mich, wenn auch nicht als Muster des guten Lebens, so doch in getreuer und eifriger Verwaltung dem Kloster, dem ich angehörte.“

Trotz dem war es Wibald nicht beschieden auch nur jener Art vielbewegter Ruhe in der Leitung des Klosters Stablo zu genießen; Gott hatte ihn noch zu einer andern Würde ausersehen, welcher er, mit nicht geringerem Sträuben als früher gegen seine Wahl zum Abte von Monte Cassino, sich unterziehen mußte. Es war Ende Octobers 1146, als er von der Diöcesansynode aus Lüttich heimkehrend sich nach Malmedy begab, um daselbst das Fest Aller Heiligen zu feiern. Eben wollte er am Vorabende sich in die Kirche zur Vesper begeben, als ein Bote aus Stablo kam, welcher meldete, es seien daselbst Gesandte des Königs angelangt, welche seiner begehrten

und erklärt hätten nicht eher fortzugehen, als bis er komme. Wibald machte sich alsbald auf den Weg und erhielt nun in Stablo die Kunde, daß man ihn zum Abte von Corvey erwählt habe und der König von ihm fordere, daß er diese Würde annehme.

Nicht fern von dem Punkte, wo die Weser majestätisch aus der Pforte der mit uralten Eichen gekrönten Berge in die Ebene hinaustritt, steht die erhabene Stiftung Ludwigs des Frommen, das neue Corvey, nach dem den Karolingern heimischen Corbie, gleich Herstelle nach Heristall, benannt. Schon hatte diese Pflanzschule der Bildung für das nördliche Deutschland und zum Theil auch für Skandinavien — das, was S. Gallen für den Süden und Fulda für die mittleren Gegenden unsers Vaterlandes war —, mehr denn drei Jahrhunderte geblüht, als ihr in der Person Wibalds ein Abt gegeben wurde, dem es auch hier aufbehalten war, die alte Ordnung in dem Kloster wiederherzustellen und neuen Segen über dasselbe zu verbreiten.

In Corvey hatten ähnliche Verhältnisse Statt gefunden, wie sie der Wahl Wibalds in Stablo vorangegangen waren. Im Jahre 1144 war in der Person Heinrichs I., und zwar durch sein eignes etwas gewaltsames Bemühen, ein Abt gewählt worden, welcher, selbst einem altsächsischen Dynastengeschlechte angehörig und kriegslustig wie seine Verwandten, sich nicht nur in eine Menge von Fehden verwickelte, sondern auch gleich jenem Poppo von Stablo, in kürzester Frist die Güter des Klosters verschleuderte. Da er in diesem selbst einige Gesinnungsgenossen hatte, so wurde dadurch eine der klösterlichen Ordnung höchst verderbliche Spaltung hervorgerufen und die Unzufriedenheit mit Heinrich bei allen Besseren veranlaßte schon im folgenden Jahre eine Versammlung mehrerer Bischöfe und Aebte — unter diesen auch Wibald — welche sich mit seiner Absetzung beschäftigte. Wibald erhob bei dieser Gelegenheit die

Stimme des Friedens, da es ihm darum zu thun war, die Schmach von dem Kloster abzuwenden, daß auf Anregung seiner Bewohner selbst, ihr Haupt, ein Fürst des deutschen Reiches, entsetzt würde. Er bat daher dringend, man möchte den Proceß niederschlagen und sich versöhnen. Es gelang, aber gerade dieser Umstand hatte die Folge, daß die Mönche von Corvey eine ganz besondere Vorliebe für Wibald faßten und ihre Brüder in Stablo um „diese kostbare Perle" beneideten. Der Abt Heinrich indessen, wenig eingedenk der ihm zu Theil gewordenen Wohlthat, beharrte auf der von ihm betretenen Bahn und, so versammelten sich im April 1146 abermals mehrere Bischöfe und Reichsfürsten zu Corvey, um wider ihn einzuschreiten. Die Folge der Verhandlungen über diesen Gegenstand war die, daß der ebenfalls bei jener Zusammenkunft anwesende Cardinallegat Thomas die Absetzung Heinrichs aussprach und daß man auch alsbald zur Wahl eines neuen Abtes schritt, die auf den bisherigen Propst, welcher ebenfalls Heinrich hieß, fiel. Nunmehr stieg aber die Verwirrung in dem Kloster auf das höchste; Heinrich I., den der Bischof von Paderborn excommunicirte, behauptete, ihm sei Unrecht geschehen und wurde von einer Partei unter den Mönchen, insbesondere aber von den Ministerialen unterstützt; Heinrich II. war ein altersschwacher Mann sah sich um so mehr außer Stande irgend etwas für die Wiederherstellung der Ordnung zu thun, als unglücklicher Weise gerade die tüchtigsten unter den Mönchen, die ihn hätten unterstützen können, schnell dahin starben. —

Wibald war unterdessen von Deutschland entfernt gewesen; um die Zeit der Absetzung des Abtes Heinrich I. hatte er im Auftrage des Königs eine Gesandtschaftsreise nach Rom angetreten. Auf dem Heimwege erkrankte er am römischen Fieber und lag fünf Wochen lang zu Viterbo darnieder; kaum genesen sehen wir ihn zu Anfang August schon wieder in Stablo sich mit allem Eifer den Angelegenheiten seines Klosters widmen. Während nun der abgesetzte Abt von Corvey seine An-

sprüche nicht aufgab, starb nach einer Regierung von wenigen Monaten Heinrich II. und ließ die Mönche „voll von Trauer und Sorge, so wie auch nicht ohne Zwiespalt, zurück.“ „Und weil“, so schrieben diese an Papst Eugen III., „durch die Nachlässigkeit unserer Aebte seit fast fünfzig Jahren, das Vermögen unseres Klosters, so wie die innere und äußere Würde desselben in einem viel höheren Grade, als man es glauben sollte, vermindert war, wir aber durchaus nicht einig seyn konnten, bei unserer Kirche aber Niemand zu finden war, der dazu geeignet gewesen wäre um unsere Betrübnisse zu hemmen, so haben wir uns als Kinder Gottes und unserer Kirche, die zerstreut waren, zu einander versammelt. Durch diese Bedrängnisse gezwungen haben wir, nach Anrufung der Gnade des heiligen Geistes und mit dem Rathe frommer und weiser Männer, dem allgemeinen Verlangen entsprechend, ohne Widerspruch irgend einer ansehnlichen oder unbedeutenden Person, vielmehr mit dem freundlichen Zusammenstimmen Aller, in Gegenwart Eures mit seinem Rathe unterstützenden Sohnes, des Bischofs Bernhard von Paderborn, uns in unserm Capitel zum Vater und Hirten von Corvey und unserer Seelen, zum Abte nämlich erwählt den Herrn Abt von Stablo, damit durch dessen Frömmigkeit und Klugheit das Kloster Corvey in den alten Zustand seiner Würde wiederhergestellt werde.“

Wibald war durch die Nachricht seiner Wahl im höchsten Grad bestürzt. Er selbst stattet in einem seiner schönsten Briefe, dem zuvor erwähnten Bischofe von Paderborn geschrieben, Bericht über die Beklemmung seines Herzens ab. „In dieser zweifelhaften Erwägung“, läßt er sich vernehmen, bei „welcher das Feuer des Verlangens, welches das Größere erwählen wollte, entbrannte, bin ich zur Kirche gegangen mit der Zunge Etwas aus den Psalmen hersagend, während jedoch die Seele von deren Verständniß weit abgeschweift war. Als ich zu dem Altare kam, wo ich die bischöfliche Benediction zum Namen und Amte eines Abtes empfangen hatte, bewegte mich plötz-

lich eine gewisse vertrauliche und innige Liebe, die ich zu dem Patrone dieses Ortes, zu dem heiligen Remaclus, dem Stifter des Klosters hege und erschütterte das Innerste meines Herzens mit einer gewissen zärtlichen Scheu, aus dem Grunde nämlich, weil ich in meinem Gemüthe erwog, ob ich darin fortfahren solle, ein Kloster auf diese Weise zu verlassen. Es rief daher meine Seele zu Gott mit einem inneren Worte, mit einem Worte vertrauender Hoffnung, ohne den Ton des körperlichen Mundes: Herr, Dein Wille geschehe, im Uebrigen will ich nicht weiter dem Rathschlusse meiner Freunde folgen, sondern Dir, der Du der Weg, die Wahrheit und das Leben bist, will ich in dieser gegenwärtigen Angelegenheit nachfolgen. Aber wie werde ich Deinen Willen erkennen, der Du gegenwärtig in Deiner Majestät bist, während ich in fernen Gegenden Dir völlig unähnlich Schweine hütend mich von Dir entfernt habe? Verwegen ist es, daß ich hierüber Deinen bestimmten Willen zu erbitten wagen sollte, daß Du ihn mir durch einen Engel oder durch ein anderes Dir unterworfenes Geschöpf, oder durch eine Vision oder ein Orakel kund zu geben Dich herablassen solltest. Aber von Denen, in welchen Du wohnst, das Geheimniß Deines Willens zu erforschen ist nicht gottlos und vermessen; daher halte ich mich durch mein Gelübde für verbunden, die Ansicht meiner Brüder und Söhne zu befolgen, so zwar, daß bei Demjenigen zu verbleiben ist, was sie sagen, deren Seelen Du mir zur Bewahrung anvertraut hast, während ich selbst ein so schlechter Wächter meiner eigenen Seele bin." Er berief daher alsbald die sämmtlichen Mönche zum Capitel, trug ihnen die Briefe und die an ihn gelangte Botschaft vor und redete sie also an: „Seitdem, meine Brüder, es der göttlichen Vorsehung, die Alles auf sanfte Weise ordnet, gefallen hat, mich den Letzten an Verdienst des Lebens und an Lehre der Weisheit, durch die Vermittlung Eurer einhelligen Einstimmung zu der obersten Leitung dieser Kirche emporzuheben, so hat auch die Kraft meiner Seele und

meines Körpers aufgehört die meinige zu seyn und Alles, was mir von Gott in jeder dieser beiden menschlichen Substanzen gegeben worden ist, ist in Eurer Gewalt und Macht gleichsam wie zu Eigenthumsrecht übertragen und von Euch als solches angenommen worden. Ich bin der Eurige und ich will weder Euch noch Euer Kloster verlassen und daher erwarte ich, Euern Rathschluß begehrend ihn gleichsam als eine göttliche Antwort. Keine Furcht, keine Bedenklichkeit schrecke Euch davon zurück, daß Ihr nicht dasjenige sagtet, was Ihr unter Eingebung Gottes für das Geeignete haltet, weil ich mit meinem Gotte ein solches Bündniß des Gelübdes und Versprechens eingegangen bin, daß ich von dem Worte Eures Rathschlusses in keiner Weise mich zu entfernen vermag. Nur darauf Eure Einsicht hinzuweisen, nehme ich keinen Anstand, daß Ihr darauf Bedacht habt, dazu rathet, dafür entscheidet, was Ihr für meine Seele und meinen Leib und für Euer Kloster als das Nützlichste und Sicherste erachten werdet."

Die Mönche von Stablo waren im höchsten Grade erstaunt über die unerwarteten Eröffnungen, die ihnen ihr Abt über die auf ihn in Corvey gefallene Wahl gemacht hatte. Sie ersuchten die Botschafter in ihrer Versammlung zu erscheinen und hörten von diesen jene Wahl als das größte Glück preisen, welches Wibald habe begegnen können. Wollten sie einerseits ihren Abt behalten, so wollten sie andererseits ihm auch nicht als ein Hinderniß auf seiner Laufbahn in den Weg treten. Etwas mißtrauisch jedoch gegen die glänzenden Berichte jener Gesandten schickten sie einen aus ihrer Mitte nach Corvey, damit derselbe sich von den dortigen Zuständen überzeuge. Er wurde hier auf das Ehrenvollste aufgenommen, aber man verschwieg ihm wohlweislich, daß der abgesetzte Abt Heinrich nach Rom gereist sei, um seine vermeintlichen Rechte daselbst geltend zu machen. Unterdessen aber berief Konrad, ungehalten darüber, daß die wegen Wibalds Abwesenheit in „Verfall und Verwirrung gerathene Kirche von Corvey, ein nicht ge-

ringfügiges Glied seines Reiches" durch Wibalds „Nachlässigkeit oder Zögerung" so großen Schaden leide, diesen mehrmals an seinen Hof. Wibald begab sich daher auf königlichen Befehl und nach dem Ausspruche der Mönche von Stablo nach Frankfurt, fand hier aber Konrad nicht, dagegen eine zahlreiche Deputation von Mönchen aus Corvey, welche abgesendet waren, um seine Wahl beim Könige ins Werk zu setzen. Bei dieser Gelegenheit erhielt Wibald Kunde von der Reise Heinrichs nach Rom. „Von welcher Furcht und welchem Schmerz ich ergriffen wurde", schreibt er, „vermag ich mit Worten nicht auszudrücken. Ich war gebunden durch den von den Mönchen von Stablo empfangenen Ausspruch, daß ich dem Rufe der Corveyer folgen solle, aber dennoch widersprach meine Vernunft und es schreckte mich die nicht unbegründete Vermuthung ab, daß ich gegen die römische Kirche verstoßen und schwer unter gewaltiger Hand zu Boden geworfen werden könnte, wenn Sr. Heiligkeit der Papst darauf bestünde, daß die Angelegenheit der Mönche von Corvey rückgängig gemacht werden solle. Das schmerzte mich, ich weinte und es war mir weh." Während die Abgeordneten von Corvey noch schliefen, machte sich Wibald beim erstern Grauen des Tages heimlich von Frankfurt fort um den König aufzusuchen und ihn zu bitten, ihn von der Bürde zu erlösen. Dennoch aber kamen jene ihm zuvor; sie trafen Konrad früher an, als er. Er nahm sie gütig in Weinheim auf, ließ dann Wibald zu sich kommen, der nun den ganzen folgenden Tag theils selbst, theils durch andere Personen dazu verwendete, um den König von seinem Vorhaben, ihn zum Abte von Corvey zu machen, abzubringen. Allein vergeblich, Konrad blieb bei seinem Entschlusse und nöthigte Wibald aus seiner Hand die Investitur von Corvey zu empfangen, wohin sich nunmehr der neue Abt auch sofort begab. Hier wurde er mit der lebhaftesten Freude empfangen; getrosten Muthes legte er sogleich Hand ans Werk und es gelang ihm schon in wenigen Tagen, Großes zu leisten. „Wir dan-

ken Gott dem Allmächtigen", schrieben die Mönche von Corvey an den Papst, „daß wir in unserer Sehnsucht und Hoffnung, die wir in Betreff unseres Vaters gefaßt haben, nicht getäuscht worden sind; denn, mit einer bewundernswerthen Thätigkeit hat er all unsern Zwiespalt zu Frieden und Eintracht geführt, und die nicht unbedeutenden Besitzungen, welche jener Abgesetzte veräußert hatte, mit großer Umsicht und mit Nachdruck zum Nutzen des Klosters zurückgebracht." Noch entschiedener sprechen sie dieß in einem von dem Gefühle der Dankbarkeit gegen die Mönche von Stablo eingegebenen Briefe aus, worin sie unter Anderm sagen: „Für solche und ähnliche Wohlthaten, ja für größere, die wir noch von ihm hoffen, sagen wir Gott und Euch, die Ihr uns einen solchen Vater gegeben habt, unsern Dank, für ihn, den wir zur Zeit seiner Wahl wegen der frohen Hoffnung liebten, jetzt aber lieben mit einhelliger und innigster Liebe um der Sache und der uns erwiesenen Wohlthaten willen, als einen Mann, der aller Liebe würdig ist." Seine Person verband auch die beiden Klöster zu gegenseitiger zärtlicher Gemeinschaft. Die Mönche von Corvey ergriffen mit Freuden die Gelegenheit einer innigen Verbindung mit denen von Stablo. Sie schrieben ihnen: „Mit dem Worte derselben Bruderschaft und Genossenschaft, daß nämlich Eure und unsre Eine Kirche in Christo sei, kommen wir einhellig unter uns überein, und daß eben dieß auch Eurer gemeinsamen Zustimmung sich erfreue, bitten wir dringend. Wir wünschen, daß diese Einigung beider Kirchen durch unsern geliebten Herrn und Vater zu Stande komme. Und wir versprechen Euch durch ihn, die Pflichten der Bruderschaft nach unserm Gebrauche zu erfüllen, so daß wir Eurer Seits die Pflichten der Bruderschaft nach Eurem Gebrauche empfangen, und wenn etwa einer der Brüder aus einem der beiden Klöster wegen seiner Vergehungen ausgestoßen wird, so möge er bis zu seiner Wiederaussöhnung von der andern Kirche mütterlich gepflegt und aufbewahrt werden." Auch gegen Wibald drückten die Corbejenser ihre große An-

erkennung in dieser Hinsicht aus, indem sie ihm schrieben: „Wir danken Eurer Paternität, daß Ihr zwischen zwei Wänden, um sie zu einer Gemeinschaft zu verbinden, gleichsam als ein kluger Nachahmer jenes wahren Eckſteines in der Mitte stehet, und die längst ersehnte Genossenschaft der uns theuern Brüder und die wünschenswerthe Vereinigung in Christo zur Ausführung gebracht habt." (Ep. 76.) Sie führen dann weiter aus, wie die Gemeinschaft beschaffen seyn solle, wozu insonderheit auch das zu gehören habe, daß eine gegenseitige Verehrung der heiligen Patronen beider Kirchen Statt finden. So kam also auch hier diese schöne Art von Verbrüderung zu Stande, wovon die Quellen jener Zeit so unzählige anderweitige Beispiele liefern.

Hatte Wibald's Antritt seines neuen Amtes schon so segenreiche Folgen, so führte seine fernere Verwaltung desselben noch viele andere mit sich. Es findet sich hierüber in den Quellen um so mehr Aufschluß, als in der Sammlung der Briefe des berühmten Mannes nur die wenigen, welche oben in Betreff der Angelegenheit von Monte Cassino erwähnt wurden, und einer an den Abt Dietrich von Basor, einer früheren Zeit angehören; alle übrigen aber in die Periode seit seiner Wahl zum Abte von Corvey fallen. Es ist daher sehr zu bedauern, daß das verdienstvolle Werk von Wigand (Geschichte der gefürsteten Reichsabtei Corvey) bisher nicht weiter fortgesetzt worden ist, sondern gerade mit dem Regierungsantritte Wibald's schließt. Es ist eben dieß zugleich die wichtigste Lebensperiode desselben, deren nähere Schilderung dem folgenden Artikel aufbehalten bleibt.

XXXVI.

Stimmen und Bilder aus dem Volksleben.

IV.

Soldaten- Räuber- und Bärengeschichten.

Glücklich das Land, das keiner Polizei und keiner Gens-d'armerie bedarf! denn auch die beste Polizei kann nie einem Lande den Frieden und die Sicherheit geben, wie sie den guten Sitten eines religiösen, gewissenhaften Volkes entspringen. Ja das Bedürfniß nach einer bessern Polizei pflegt in dem Grade fühlbarer zu werden, als die Sittenverderbniß einer faulen Civilisation zunimmt und die moralischen Springfedern erlahmen. Was wäre z. B. Paris — dieser foyer des lumières de la civilisation moderne — ohne Gensd'armerie und Polizei? — eine Räuber- und Mörderhöhle, ein Pandämonium der Grausamkeit und Wollust, dessen Mysterien von den Abtritts-Gasflammen der poetischen Muse des Herrn Eugen Sue erleuchtet würden. Die andern Hauptstädte Europas sind mit Glück dem Beispiele von Paris nachgefolgt. Ueberall mehren sich, dem Pauperismus zur Seite, die Häuser des Lasters und der Liederlichkeit, und mit der steigenden Genußsucht und dem üppigsten Luxus auch die Verbrechen, und mit den Verbrechen die Zucht- und Strafhäuser, und kaum kann eine verdoppelte

Polizei auch nur dem dringendsten Bedürfniß genügen; der Belagerungszustand, das letzte Stadium unserer gerühmten Civilisation, muß ihr noch zu Hülfe kommen.

In dieser Beziehung bleibt mir das Wort, keines feinen diplomatischen Kopfes, sondern eines einfachen, verständigen Mannes in der Schweiz wohl erinnerlich, der im verflossenen Sommer zu mir, im Hinblicke auf die jenseitigen, von den Preußen occupirten Rheinufer des unglücklichen Badens, sagte: „Was vermögen diese Bajonette? Ein einziger Prediger kann durch die Kraft seines gottbegeisterten Wortes zehntausend verirrte und verwirrte Herzen belehren, rühren und erschüttern, daß sie zur Reue und Buße und Besserung zurückkehren; zehntausend Bajonette und alle Zündnadelgewehre der Welt dagegen vermögen nicht, auch nur eine einzige Ueberzeugung wahrhaft zu ändern; sie können höchstens einen neuen Losbruch für den Augenblick niederhalten. Auf die Dauer erliegt das Land der Last!"

Indessen regiert man in Baden und anderwärts im Vertrauen auf Soldaten und Beamte fort, ohne an die Wurzel des Uebels auch nur im mindesten zu rühren. Das ehemalige bischöfliche Residenzschloß Mersburg am Bodensee ist wohl das beste Bild dieser trostlosen Lage. In dem einen Flügel des säcularisirten Hauses ist das Schullehrerseminar, das seit Jahren jene Race hoffärtiger, kirchenfeindlicher, radikaler Volkslehrer, auf Kosten des Landes, mit allem Fleiße herangebildet; in dem andern Flügel liegen die preußischen Pickelhauben als Besatzung, mit der Aufgabe: das Schlangengezücht der Revolution, das jener Drachensaat entspringt, mit ihren Bajonetten, wieder auf Kosten des verrathenen Landes, niederzuhalten! In Karlsruhe verbieten sie unterdessen das conservative Stuttgarter „Deutsche Volksblatt", weil es ihnen zu katholisch und nicht kleindeutsch unionistisch genug ist; in Konstanz aber, im Heiligthume, functionirt der Hohepriester aller radikalen Wühlerei, nach wie vor, ungehindert in pontificalibus am Altare fort, als ob es nie eine badische Revo-

lution gegeben hätte. Das ist Regierungsweisheit! Kein Wunder, wenn daher die unverbesserlichen alten Radikalen in der Kammer allgemach ihre Stimme auch wieder erheben, wie in den grünen Tagen ihrer ersten Blüthe.

Und dennoch zeigt der Erfolg der Missionen auch hier, daß trotz alle dem und alle dem, trotz Polizeistaat und Kirchenregiment, trotz Beamten, Kammern, Schullehrern, Universitäten, Presse, Demagogen, Juden, Deutschkatholiken, Rationalisten, Atheisten, Pantheisten und Spielhöllen, der Kern des beklagenswerthen Volkes unverwüstlich geblieben, und es immer noch zu retten wäre, wollte man in der eilften Stunde, statt seine Zuflucht zu bankerotten diplomatischen Künsten zu nehmen, aufrichtig und ehrlich in religiös-sittlicher Umkehr sich von dem Pfade des Verderbens abwenden, und zu dem Gotte der Väter zurückkehren.

Auch in Oesterreich, dessen Hauptstädte in übermüthiger Tollheit alles thaten, um gleichfalls der Ehre des Belagerungszustandes theilhaft zu werden, machte sich bei der gesunkenen Sittlichkeit das Bedürfniß nach einer verstärkten Polizeiwache zum Schutze der öffentlichen Sicherheit fühlbar. Die kaiserliche Regierung hat daher jüngst in ihren Staaten die Gensd'armerie eingeführt. Wir in Bayern besitzen diese Einrichtung schon seit lange, und wissen aus der Erfahrung, was wir ihr zu verdanken haben. In Oesterreich ist sie dagegen erst im Entstehen, und begegnet darum im Gespräch wie in der Presse gar verschiedenen Empfindungen und Urtheilen. In Tirol z. B. ist das Volk theilweise sehr übel auf sie zu sprechen, es findet sie überflüssig und kostspielig, und sieht darin nur eine Vermehrung des bewaffneten Beamtenheeres; kurz eine neumodische Errungenschaft, die es je eher je lieber wieder los wäre. Auch im Salzburgischen wird da und dort geklagt, daß die Gensd'armen, noch neu in ihrem Berufe, aus übertriebenem Diensteifer, mit unnöthiger Geschäftigkeit und Härte verfahren.

„Neben der Masse neuer Steuerbeamten", so spricht Mancher aus der Mitte des Tiroler Volkes, „haben sie unser

schlägen, ihren Pickelhauben und ihrem hohe
Da wird denn von den Uebereifrigen, in Ern
tigerer Geschäfte, die leidige Pedanterie veral
ordnungen in Anwendung gebracht. Geht ein
bei uns üblich ist, in seinem schlechten, alte
Straße entlang, so meinen sie, er ist ein Bet
bund und führen ihn ein; läßt ein Fuhrman
eine Weile allein gehen, gleich legen sie Hand
er sich gegen die und die Verordnung vergan
Dürftiger, ohne Strümpf und Schuhe, mit ze
Kräuter in den Bergen zum Unterhalt seiner F
er ihnen, die Land und Volk nicht kennen, ve
der Mann muß zu seinem Schaden und seiner
Wollen sich gar arme Leute jenseits der Gränz
vormärzlicher Gewohnheit nach, herüber zu komm
beeren zu pflücken, dann werden ihnen die Beere
tet und die armen Häuter wie Verbrecher übe
gebracht! Lauter Plackereien, an die wir in u
Gott Lob! nicht gewohnt sind, die dem Kaiser gar
und das Volk bei den anderen schweren Lasten

sind sie auch, denn je; und überdieß ist diese neue bewaffnete Beamtenschaar den bürgerlichen Behörden nicht untergeben, sondern empfängt ihre Befehle unmittelbar von dem Oberst des Regimentes, was zuverläßig nur zu Reibungen und Eifersüchteleien zwischen der alten federführenden und der neuen degenführenden Beamtenschaft führen muß, wobei denn das Gemeinwesen am meisten leidet. Wer bei allen diesen Veränderungen aber am meisten gewonnen, sind die Juden, die sich doch wahrlich die geringsten Verdienste um die Erhaltung der österreichischen Monarchie erworben haben, und nun so trefflich unsere Finanzverlegenheiten mit ihren Wechselgeschäften auszubeuten wissen!"

Dagegen suchen die Einsichtigeren diese Mißstimmung des Volkes gegen das neue Institut, mit Hinweisung auf seinen guten Zweck und seine Bewährung in andern Ländern zu beschwichtigen. „Zur Sicherheit der Person und des Eigenthums", sagen diese, „wurde die Gensd'armerie in das Daseyn gerufen, für diese steht sie zuvörderst als die offene, ungescheute Wächterin und als die ehrenvolle Bürgschaft da, damit die Landesgesetze kein todtes Wort bleiben, sondern zur heilsamen Wahrheit werden. Durch allseitige Wachsamkeit, den Verbrechen vorzubeugen und auf diese Weise die Strafhäuser zu leeren; Uebergriffen jeder Art, Mißbräuchen und Bedrückungen, woher sie immer kommen mögen, zu steuern: dieß ist das Ziel, welches ein unbefangener Freund des Vaterlandes in dem organischen Gensd'armerie-Gesetz mit unabgewandtem Auge und edler Absicht verfolgt sieht. Habt darum Geduld! Die Leute sind noch neu und unerfahren in ihrem Dienste und theilweise unbekannt mit dem Lande. Seht, wie die Brust der Meisten von ihnen mit der goldenen oder silbernen Tapferkeitsmedaille geschmückt ist; als gute Soldaten haben sie für das Vaterland und den Kaiser tapfer gestritten, und darum werden sie sich auch, wenn sie nur einmal mit ihrem Berufe und der Landessitte vertrauter geworden, gewiß als heilsam bewähren. Wenn aber die Unzufriedenen und Mi-

Wühler, die schon so viel Unglück über uns gebracht, euch gegen die neue Einrichtung aufhetzen, als sei es mit der Gensd'armerie nur auf Häscherei und Denuntiationswesen und despotische Knechtung abgesehen, dann glaubt ihnen nicht: dagegen sträubt sich der ritterliche Geist unseres Monarchen, die staatsmännische Weisheit ihres obersten Lenkers und der Biedersinn der österreichischen Armee, aus deren Reihen sie mit möglichster Sorgfalt gewählt wurde. Die weiteren Uebel, die das Land drücken, sind theils Nachwehen der faulen, vormärzlichen Stagnation, des wahnsinnigen märzlichen Ueberstürzes und Umsturzes, und der nachmärzlichen Verwirrung, in welcher die Frankfurter Reichsversammlung die deutschen Rechtszustände gelassen, wodurch Oesterreich genöthigt wird, sich bis zur Entscheidung dieser Wirren gerüstet zu halten; theils kranken an diesen Uebeln mehr oder minder auch die übrigen Staaten des aus dem Senkel gewichenen Europas. Thue Jeder in seinem Kreise seine Pflicht und Schuldigkeit, und er hilft für seinen Theil dazu, daß es auch im Ganzen besser wird."

So die Einen und die Anderen. Jedenfalls aber wird noch eine Weile hingehen, bis das Volk in den Bergen sich an diese und an andere neue Einrichtungen gewöhnt hat.

Am willkommensten dagegen wird ihr Erscheinen wohl den besitzenden Klassen in Ländern gewesen seyn, wie Ungarn und Italien, wo das Banditenwesen die öffentliche Sicherheit ungleich mehr gefährdet. Aber auch für die andern Provinzen kann das Mißfällige dieser Einrichtung nicht unschwer beseitigt werden, wenn man ihnen keine zahlreichere Mannschaft gibt, als das wirkliche Bedürfniß unumgänglich erfordert, so daß die Gensd'armerie überall als eine wohlthätige Schutz- und Sicherheitswache erscheinen würde, die sich von allen unnöthigen Härten und Plackereien fern zu halten hätte.

Zur Bestreitung des Kostenaufwandes hat man in Oesterreich den gewiß sehr richtigen Grundsatz aufgestellt, daß derselbe auf die einzelnen Provinzen, je nach dem sie eine mehr

oder minder zahlreiche Mannschaft bedürfen, repartirt wird. Die Provinzen und Gemeinden, die ihrer Verwilderung, ihrer Zuchtlosigkeit und liederlichen Haushaltung wegen eine stärkere Sicherheitswache gegen Räuber und Gesindel aller Art bedürfen, mögen dafür mit ihrem Beutel einstehen, bis sie bessere Ordnung geschafft; das scheint mir sehr billig. Denn es wäre höchst ungerecht, wenn man die Fleißigen und Ordentlichen für die Sünden und Laster der Faullenzer und Liederlichen zahlen lassen wollte. Es wird auf diese Weise auch ein wohlthätiger Wettstreit zwischen den verschiedenen Provinzen geweckt. Eine wenig zahlreiche Gensd'armerie wird das sprechendste, ehrenvollste Zeugniß für die Sittlichkeit, die Rechtlichkeit und die Friedsamkeit eines Kronlandes seyn. Die aber, welche einer zahlreicheren Wache bedürfen, werden dann sowohl durch ihr Interesse, als durch ihr Ehrgefühl angetrieben werden, sich Erziehung und Hauszucht mehr angelegen seyn zu lassen, um den kostspieligen Dienst der Polizei überflüssig zu machen.

Indessen so einfach dieser Grundsatz im Allgemeinen scheint, so bietet seine Ausführung dennoch im Einzelnen manche Schwierigkeiten dar, die nicht minder eine billige Berücksichtigung verdienen. Nehmen wir z. B. gerade Tirol: so ist kein Zweifel, daß diese Provinz, eben sowohl durch treue Tapferkeit, wie durch religiöse Sittlichkeit ausgezeichnet, ihrer eigenen Bewohner wegen eine äußerst geringe Mannschaft bedürfte. Für manches dieser friedsamen Thäler, wo ein Verbrechen etwas Unerhörtes ist, muß darum auch das bloße Erscheinen eines Gensd'armen schon etwas Gehässiges seyn, welches ihr Ehrgefühl tief kränkt. Allein abgesehen davon, daß das wälsche Tirol ohne Zweifel schon einer größeren Wache, als das deutsche bedarf, ist Tirol eine Gränzprovinz. Die Nähe der politisch und sittlich unterwühlten Schweiz und des banditenreichen Lombardo-Veneto, der corrumpirende Gränzschmuggel mit seinem Gesindel, die vielfachen radikalen und nichts weniger als religiös-sittlichen Elemente in der Fabrikbevölkerung des Vorarlbergs: das Alles erheischt ohne Zweifel eine Vermehr-

unter andern allein 6000 Honved
theilt, darunter das verwegenste,
Allem fähig wäre. Das sind nun
nahmszustände, die mehr oder mi
angehören, und deren Last darum
Provinz aufgebürdet werden darf,
ihren eigenen, inneren Bedarf haft

Indessen hat auch selbst unter
den Tirol immer noch das schwäch
der Monarchie; es ist nur achthu
dennoch zu stark sei, wie da und dort
ob die gut bezahlte und stattlich ge
genug hat, oder ob sie sich, um nic
liegen und ihre Existenz fühlbar zu
machen muß, und so durch ihre
Landplage wird, wie man gleichfalls
der Ferne nicht beurtheilen. Jedenf
tik sich nur an dem Nothwendigsten

Was mich betrifft, so habe ich
auf einer Fußreise in unserem baye

Ganz anders dagegen lautete die Sprache eines unserer Gensd'armen wenige Tage vorher in München, wo wir von Jahr zu Jahr immer großstädtischer, und Dank unserer demokratischen Schmutzpresse, immer aufgeklärter werden.

Ich war gerade dazu gekommen, wie ein „Hauptspitzbube“ — so nannte er ihn, sich losgerissen; der Gensd'arm, ein langer Mann, war dabei so gewaltig auf den Boden gestürzt, daß ich fürchten mußte, er habe die Rippen gebrochen. Er raffte sich indessen wieder auf, und mit Hülfe eines seiner Kameraden fingen sie „den Hauptspitzbuben“, der kluger Weise in ein Durchgangshaus gerannt war, wieder ein. Als der Gensd'arm sich seine Uniform, die von oben bis unten mit Koth bedeckt war, säuberte, sprach er klagend zu mir: „So geht es nun jetzt alle Tage, jeden Tag eine solche Geschichte; es wird bald so arg, daß wir es nimmer bestreiten können!“ Kein Wunder darum auch, wenn in dem Maße, wie sich das liederliche Gesindel und die Spitzbuben mehren, auch die Gensd'armerie verstärkt werden muß. Daß übrigens dabei alle unnöthige Härte, Plackerei und Rückensäugerei zu vermeiden ist, versteht sich von selbst.

In Oesterreich, wo man sich, wie gesagt, erst an ihr Erscheinen gewöhnt, werden hundert verschiedene Abentheuer erzählt, die ihnen beim Beginne schon begegnet sind und wobei sich ihr Nutzen bereits mehr oder minder bewährt hat. Eine Geschichte dieser Art erfuhr ich jüngst auf einer Reise dort im Lande, und sie scheint mir der Mittheilung nicht unwerth.

In den letzten Tagen des verflossenen Augusts, 1850 nämlich, machte ich, von Karlsbad aus, einen Besuch bei einem böhmischen Geistlichen in der Umgegend der Stadt. Hier traf ich mit einem kaiserlichen Obristlieutenant zusammen, der den Krieg in Ungarn mitgemacht. Er war eben von einer Reise aus Oberitalien zurückgekehrt, um noch die Kur in Karlsbad zu gebrauchen. Wir sprachen von Italien und der schroffen Spaltung, die seit lange in den lombardischen

Provinzen zwischen Italienern und Deutschen, namentlich Oesterreichern, Beamten sowohl als Offizieren, besteht. Fort und fort ein dumpfer Groll in den Gemüthern, und draußen auf der Straße die öffentliche Sicherheit durch Diebe und Räuber beständig gefährdet. Das Standrecht bestehe, erzählte der Obristlieutenant, noch in seiner vollen Kraft, und Hinrichtungen seien an der Tagesordnung; denn hierin sei Radetzky unerbittlich, er unterschreibe jedes Todesurtheil ohne Zaudern. Auch mit der Ertheilung der bekannten Mailänder Stockschläge, über welche die Allgemeine von Augsburg seiner Zeit ein solches Lamento angestellt, war dieser Offizier vollkommen einverstanden; sie hätten die beste Wirkung gehabt und sich trefflich bewährt. Und ich bemerkte dazu: wenn man sich nach Art ungezogener Buben betrage, habe man es sich selbst zuzuschreiben, wenn man auch nach Art ungezogener Buben behandelt und bestraft werde. Angenehm indessen sei der Aufenthalt in dem aufgewühlten Lande nicht. Nichts sei z. B. gewöhnlicher in Verona bei der Parade, als daß man plötzlich einen dumpfen Trommelschlag höre; es bewege sich ein Zug vorüber mit einem Verurtheilten, begleitet von seinem Geistlichen, der zur Hinrichtung geführt werde. Fort und fort bringen die Zeitungen kriegsrechtliche Verurtheilungen von Dieben und Räubern zum Tod oder zu schwerem Gefängniß. Das Volk aber sehe es gleichgültig mit an, ohne daß man eine Wirkung davon verspüre; nichts destoweniger würden fort und fort die verruchtesten Verbrechen begangen.

Ich wunderte mich hierüber nicht im mindesten. Weiß ja ein guter Theil jener reichen und vornehmen Herren der Lombardei, die die Schätze dieses unermeßlich reichen Landes besitzen und in selbstmörderischem Wahnsinne sich an die Spitze der Revolution stellten, nichts Besseres zu thun, als ihre Zeit auf dem Corso, in den Kaffees und in der Oper müßiggängerisch zu vergeuden, immer mit gewaltigen Phrasen voll ingrimmigen Hohnes gegen die Tyrannei der „deutschen Barbaren“ um sich werfend, während ihre Verwalter auf ihren Gütern

dem Bebauer mit herzloser, grausamer Härte das Mark aus- saugen, und ein elender, verwahrloster und im Schmutze ver- kommener Taglöhnerstand die Stelle des Bauernstandes in ei- nem so reichen Lande vertritt, dessen Herren, diese großen Possidenti, bekanntlich die sparsamsten Haushälter, die besten Rechenmeister und Knauser der Welt, von Tag zu Tag rei- cher werden.

Und das war bekanntlich auch der Grund, warum die Revolution mit dem prunkenden Aushängeschild der italienischen Nationalität so wenig Anklang bei dem Landvolk fand, das diese Freiheitshelden, die Capitalisten und Rentenverzehrer in den Städten und das Advokaten- und Schreibervolk, nur zu gut aus der täglichen Erfahrung als Blutsauger und Erpresser kannte.

Ein anderer kaiserlicher Offizier, der den Feldzug in Ita- lien mitgemacht, sagte mir: „Wozu hätten sich auch die Bauern der Lombardei schlagen sollen, ließen sich die eigensüchtigen Signori der Städte ja nicht einmal dazu herab, ihnen auch nur Versprechungen von einer Verbesserung ihrer Lage zu machen. Es war der Uebermuth und der Ehrgeiz der Herren, die alle Last dem Volke zugewälzt und sich selbst von den Steuern be- freit hätten. Nur so wird der Ausgang unseres italienischen Krieges erklärlich; denn die Piemontesen sind treffliche Solda- ten und ihre Schützen schossen so gut, wie unsere Kaiserjäger. Die Nachwelt, welche diese Kriegsgeschichte liest, wird den Bericht unserer italienischen Siege für erdichtet halten, oder glauben, die Piemontesen seien feige gewesen. Allein Beides mit Unrecht. Unsere Siege sind wahr, und die Piemontesen sind nicht feige. Ihr Verderben aber waren die Crociati, rechtes Lumpengesindel, und die Lombarden, deren Bauern, trotz dem reichen Solde, sich für ihre harten Herren nicht todschlagen lassen wollten, und darum nirgend Stand hielten; die Piemontesen aber konnten nicht überall seyn. Aus diesen Erfahrungen springt für uns Oesterreicher eine Lehre in die Augen: wollen wir Italien behaupten, so dürfen wir nur,

wie wir auch bereits begonnen haben, überall in den Städten Forts anlegen, um den Trotz der Cittadini in Zaum zu halten; denn die Bauern haben wir nicht zu fürchten."

Selbst der hartnäckige Widerstand, den Venedig, von dem palmerston'schen England unterstützt, den österreichischen Waffen leistete, rührte nicht von den Venetianern her. „Die fremden Revolutionäre aller Nationen", sagte mir ein anderer höherer Offizier, der die Belagerung mitgemacht, „waren es, die wir zu bekämpfen hatten. Daher setzten sie mit listigem Vorbedacht unseren Leuten immer Landsleute entgegen: ließen wir z. B. Polen angreifen, gleich schoben sie uns Polen entgegen; rückten Ungarn vor, so mußten sie ihr Feuer gegen Ungarn richten; die Venetianer thaten dabei das Wenigste; sie waren nicht mehr Herr in ihrer eigenen Stadt."

Wie daher das Feuer der Revolution in Italien nach dem Pariser Vorgange hauptsächlich durch das Schwert fremder Abenteurer unterhalten wurde, so waren es auch Fremde, Franzosen und Oesterreicher, die es mit Waffengewalt dämpften. Selbst in Neapel gaben die Schweizerregimenter den Ausschlag, worüber dort eine heitere Anekdote umgeht. Die neapolitanische Garde nämlich hat bei Paraden den Vortritt vor den Schweizern als fremden Söldlingen. Als nun der Aufruhr die üppige Stadt ergriffen und die dem König getreue Militärmacht, die Garde und die Schweizer, sturmbereit vor einer Tod und Verderben drohenden Barrikade standen, da bot der Obrist des Schweizerregiments dem Befehlshaber des Garderegimentes die Ehre des Vortritts bei dem Sturm an, der eben beginnen sollte; dießmal indessen verzichtete der Italiener zu Gunsten des Barbaren auf diese Ehre mit den verbindlichen Worten: „Faccia lei"! Ich bitte gehorsamst, gehen Sie voran!

Wohl weiß ich, daß es auch unter den Lombarden großmüthige, aufopfernde Seelen gibt, die sich und das Ihrige mit der rücksichtslosesten Selbstverläugnung zur Ehre Gottes

und zum Besten ihrer leidenden Mitbrüder opfern; Männer und Frauen, die jeder Nation zur höchsten Zierde gereichen würden: allein sie standen sicherlich nicht an der Spitze der Revolution, da sie wußten, daß die Leiden der Völker nicht durch Revolutionen geheilt werden, und die Religion dem Reichen Selbstverläugnung und Aufopferung und Hingabe seiner Schätze, dem Armen Geduld und Frieden, keinem aber Revolution predigt. Daher denn auch die wüthige Presse der Mazzinisten in Florenz, die Moral des Evangeliums eine Sclaven- und Hundemoral genannt.

Nachdem indessen der verblendete Ehrgeiz der Vornehmen und Reichen, von selbstsüchtigen Advokaten und Umsturz-Speculanten aufgestachelt, nun einmal das Feuer der Revolution in die gesetzliche Ordnung geschleudert und alle Bande gelöst hat *), kein Wunder, daß jetzt die Banditen doppelt zahlreich

*) Diese mit der Entsittlichung eingerissene Unsicherheit gilt nicht bloß von den Provinzen des österreichischen Italiens. Gegen Ende Sept. (1850) wurde der Veroneser Zeitung z. B. aus Sardinien geschrieben, daß sich daselbst die Mordthaten in schauderhafter Weise mehren; in dem einzigen Bezirk Sassari zählte man im Laufe von sieben Monaten deren hundert und zwanzig, ohne daß man der Mörder habhaft geworden wäre, da Niemand ein Zeugniß oder eine Anzeige über die Schuldigen abzulegen wage, aus Furcht vor der entsetzlichsten Rache. Und unterdessen hat die verblendete Regierung nichts Wichtigeres zu thun, als einen Krieg rohester Gewalt mit ihren Erzbischöfen und Bischöfen zu führen, sie einzukerkern, und unter dem Beifallgebrüll der blutrothen Revolution auf Kriegsschiffen aus dem Lande zu transportiren! Selbst die Augsburger Allgemeine sieht sich zu dem Geständniß veranlaßt: „Man kann die Siccardischen Gesetze in vielen Stücken als eine große Wohlthat ansehen, aber was sich als Partei daran hängt, ist zum Theil so schmutzig, daß der tägliche Anblick endlich (!) Ekel erregt.“ — Verhält es sich mit Schleswig-Holstein und Kurhessen nicht ohngefähr eben so? Oder flößt der sociale Demokrat Bayerhofer in Kassel etwa der Allgemeinen mehr Vertrauen ein, als die schmutzigen Mazzinisten in Turin?

und Räuber es nur auf die Börse und die Ke
Barbaren" abgesehen hätten; so aber sind s
ner kosmopolitischen, socialen Universal-Der
selbst der Begriff einer italienischen Einheit zu
daher einen edlen Lombarden, der sein Leben
lige Feuer des Hasses gegen die fremde Knech
mit der gleichen Kaltblütigkeit ausplündern und,
thut, niederstechen, wie eine österreichische Tyra

Unter diesen Umständen, meinte daher auch
tenant, mit dem ich bei dem böhmischen Geistlich
getroffen, hätte Niemand so sehr Ursache, sich
führung der Gensd'armerie Glück zu wünschen,
stolzen Lombarden, die vor ihren eigenen, Beu
abschneidenden Landsleuten sich ihrer Haut nich
fühlten. Als Beispiel erzählte er nun folgenden
sich erst neulich in Verona zugetragen habe, und
wörtlich so wiedergebe, wie ich ihn aus seinem
nommen. Da inzwischen der Offizier kein Aug
und ich auch kein amtliches Zeugniß darüber be
ich freilich für die Wahrheit der Begebenheit

ata refero

davon bei sich, das Uebrige band er in einem Beutel oder einem Gurte dem Mädel um den Leib. So kehrten sie heim.

Seine Furcht war nicht ungegründet, denn sie hatten die Stadt kaum aus den Augen verloren, so wurden sie von drei Raubgesellen angefallen, die von dem Manne das Geld verlangten oder mit dem Tode drohten.

Der Mann betheuerte: er habe keines bei sich, und zeigte ihnen zum Beweis seinen Beutel. Es waren nur acht Lire darinnen. Das sei seine ganze Baarschaft, versicherte er ihnen. Das Mädel war unterdessen, während die Männer über den Vater hergefallen und ihn durchsuchten, unbemerkt davon gelaufen.

Die Spitzbuben glaubten aber den Versicherungen des Mannes nicht und schlugen ihn, der nichts weiter hergab, todt, ohne jedoch mehr als die acht Lire bei dem ermordeten Vater zu finden.

Das arme Mädchen lief unterdessen in seinem Schrecken immer fort, bis es zu einem Hause kam, wo es hineinsprang, um Hülfe zu holen. Unglücklicher Weise aber war dieses Haus gerade die Herberge der Räuber. Es fand dort eine Frau, die es jammernd um Hülfe anschrie, und ihr erzählte, wie drei Männer über ihren Vater hergefallen, um ihm sein Geld zu nehmen, da er doch keines bei sich habe. Davon aber, daß er ihr das Geld um den Leib gebunden hatte, schwieg das Kind klüglicher Weise.

Die Frau wußte sogleich, wovon die Rede war und, ohne sich von den Bitten des armen Mädchens bewegen zu lassen, nahm sie es, und sperrte es in den Schweinstall, der an die Wohnstube oder Küche, wie es dort üblich ist, neben anstieß. Hier blieb es voll Todesangst eingesperrt, bis die drei Männer heimkehrten.

Sie erzählten der Frau mißmuthig, wie sie einen Bauer, der mit einem Mädchen dahergekommen von der Stadt, auf der Straße kalt gemacht, aber nichts bei ihm gefunden, als acht elende Lire. „Und wo habt ihr denn das Mädchen ge-

lassen?“ fragte die Frau. „Das ist uns davon gesprungen, während wir mit dem Alten zu thun hatten.“ — „Nun, das habt ihr gut gemacht!“ sagte spöttisch die Herbergsmutter, „das Kind wird euch nun verrathen und uns alle in's Unglück bringen. Seht! da hab ich mich besser vorgesehen; sie ist zu mir gelaufen und ich hab sie in den Schweinstall gesperrt; da sitzt sie noch, und da könnt ihr sie nehmen und mit ihr machen, was ihr wollt.“

Das zitternde Kind in dem anstoßenden Stall hörte Alles, was gesprochen wurde.

Nun wurde die Frage verhandelt, was mit dem Mädchen geschehen solle, damit es sie nicht verrathen könne. Das Sicherste, meinten sie, würde seyn, wenn sie es so aus der Welt schafften, daß keine Spur mehr von ihr übrig bliebe. Und somit wurden sie eins, sie wollten den Backofen einfeuern, und es darinnen, mit Haut und Haar, verbrennen.

Hiezu wurde denn auch unverzüglich Anstalt getroffen, Holz herbeigeschafft und das Feuer angezündet.

Das Kind, sein schreckliches Schicksal vor Augen, strengte nun seine letzte Kraft an, um auf irgend eine Weise aus seinem Verschluß zu entrinnen. Es war aber ringsum Alles wohl verwahrt, und keine andere Möglichkeit zu entwischen, als die enge Oeffnung, durch welche die Schweine ihr Fressen bekommen. Es machte den Versuch, legte die Kleider ab, zog sich splitternackt aus und zwängte und quetschte sich nun mit aller Gewalt durch die Oeffnung. Die Verzweiflung lieh ihm Kraft, und so kam es, wenn auch halb geschunden, zerfetzt und blutend, glücklich durch. Als ächte Italienerin ließ es sein Geld nicht zurück, und lief, nackt, wie es war, ohne sich umzusehen, was es laufen konnte, bis es ein Reisfeld erreichte, in welches es sich versteckte, in der Hoffnung, daß doch endlich ihm Jemand zu Hülfe kommen würde.

Als es nun dort hockte, ritt gerade ein Gensd'arm des Weges vorüber. Der Mann sah von oben das seltsame nackte Wesen in dem Reisfeld versteckt, hielt still und rief ihm zu.

Das Kind kam und klagte ihm seine Noth. Er tröstete es, und sprach ihm guten Muth zu, ließ sich von ihm das Geld geben und sagte: es möge unterdessen nur hier in dem Feld versteckt bleiben und da warten, bis er pfeife; er werde nach dem Hause hinreiten und wolle schon mit den Spitzbuben fertig werden, es möge nur ganz ruhig seyn.

Das Mädchen verkroch sich also wieder in sein Reisfeld und der Gensdarm ritt nach der Spitzbubenherberge.

Hier stieg er ab, band sein Pferd neben der Thüre an und trat in das Haus. Er ließ sich aber nicht das Geringste anmerken, als ob er einen Verdacht gegen die Wirthschaft hege. Im Gegentheil, er grüßte die Männer und das Weib, zog seine Pfeife heraus und bat, wie zufällig, man möge ihm doch Feuer geben. Das könne leicht geschehen, sagten die Leute, denn eben hätten sie den Backofen eingefeuert, da sie gerade backten.

„So!“ sagte der Gensd'arm, zu dem glühenden Backofen hintretend, „ihr backt eben! ei dann möchte ich doch den Teig sehen, den ihr backen wollt. Die Spitzbuben geriethen über dieses Verlangen in sichtliche Verlegenheit und Bestürzung; der Gensdarm indessen bestand darauf, er wolle durchaus den Teig sehen, für den sie den Backofen eingeheizt. Und da keiner zu finden war, so erklärte er die Bestürzten für arretirt und legte ihnen sogleich die Daumenschrauben an. Damit war ihr Schicksal entschieden; denn es verflossen nicht viele Stunden, und das Kriegsrecht hatte schon über sie das Urtheil gefällt, wie über so viele vor ihnen, und sie theilten, gerechter Weise, das Schicksal ihres Opfers.

Der Dienst der Gensd'armerie ist in Italien, noch mehr aber in den südöstlichen Provinzen der Monarchie nichts weniger als gefahrlos. Die Leute sind aber aus den Reihen der Armee genommen; manch einer von ihnen empfing ruhmvolle Wunden, und seine Brust ist mit Ehrenzeichen seiner Tapferkeit geschmückt. Was aber ist ihr gegenwärtiger Dienst

[illegible], feindlicher Uebermacht gegenüber
ringste; die an's Unglaubliche gränzenden Mül
züge waren ungleich mörderischer, und forder
haft heldenmüthige, eiserne Ausdauer.

Die Lagunen Venedigs, die Sümpfe Ung
heimtückischen Fiebern; die glühende Sonne Ital
chen wie vom Schlag getroffen niederstreckte;
und längere Märsche in dieser brennenden Son
dem Winde, auf staubigen, schattenlosen, glutda
ßen; Schanzarbeit Tag für Tag im faulen S
Sonnenhitze, ohne einen Trunk frischen Wassers
ohne Schlaf; ein Steinhaufe im Sumpf die Be
weglose Landstriche; bodenlose Straßen; jeder B
terhalt; Kälte, Schnee und Eis; schlechte Kleid
Nahrung; die Cholera und Fieber Tausende hi
aller Lebenskraft beraubend; die Pferde vor Hun
müdung fallend; und dabei ein ungeheures Belag
gegen die festesten Plätze von einer bis auf ein klei
geschmolzenen, bis zum Tode ermüdeten Mannsch
nen: das ist ein kleiner Theil der Leiden, die die
thige Heer [illegible] en. Vor

fort, sagte mir ein Ungar, der in der Festung gekämpft, daß man zuletzt ganz stumpf und fühllos wurde. Vor Venedig wurden die Paixhans, die man opferte, eingemauert, um durch Vermeidung des Rückpralls ihre Tragweite zu verstärken. Hatte ein Bataillon nach einem schweren Marsch einen heißen Kampf bestanden, waren seine Reihen gelichtet, hatte es die feindliche Uebermacht mit dem Bajonett geworfen, lagerte das Häuflein der Uebriggebliebenen, um sich einen Augenblick auszuruhen, dann kam der Aufruf des greisen Marschalls zu neuem Angriff oder zu neuem Sturm, und auf sprangen sie: hoch der Marschall, hoch unser Oberst! jubelnd und frisch gekräftigt, und nahmen mit todverachtendem Muthe zum freudigen Erstaunen des alten Feldherrn die drohende Batterie auf der Höhe; jauchzend zogen die neuen Theresienritter auf den gewonnenen Kanonen an ihm vorüber! Besonders wurden die Waffenthaten des zehnten Bataillons gefeiert. So waren die tapferen Jäger unter anderm bei Santa Lucia bis zu einer hohen, steil ansteigenden Verschanzung vorgestürmt, die mit ihrem Geschütz Tod und Verderben in ihre erschöpften Reihen schmetterte. Sie hatten keine Leitern und kein Sturmzeug; aber ohne sich zu besinnen, stießen sie ihre Bajonette in den Wall und auf dieser ehernen Leiter stiegen die Kühnen wie Gemsen hinan. Ein Kanonier oben wollte eben die Ladung in sein Geschütz thun, als er unter dem Streich des ersten Jägers, der die Zinnen erklommen, niedersank; ihm folgten siegreich die Brüder. Wie viele solcher glorreichen Thaten, Einzelner sowohl als kleinerer oder größerer Schaaren, wären nicht zu erzählen! Stoff genug für mehr denn einen Zedlitz, für manches schöne Soldatenlied. Und überall standen die Offiziere, ihre Brust preis gebend, mit kühnem Beispiel an der Spitze ihrer Mannschaft. Ihr weißer Rock machte sie zum Ziele der feindlichen Kugeln, und die Piemontesen zielten gut und trafen manchen von ihnen ins Herz. Nichts aber schreckte die Tapferen zurück; ja ihre Mannschaft mußte sie öfter am Rock zurückreißen, damit sie nicht aller Führer entblößt würde. In dem

er alle Crachats der Welt. Und dazu ist
Oesterreich nichts weniger als freigebig mit di
Orden. Gewährt ja schon der unterste Gra
ordens kein unbedeutendes jährliches Einkomme
So hat die kaiserliche Armee gestritten u
Wien sich selbst zerfleischte, und überall der
narchie in seinen Grundfesten erschüttert wank
und welchen Dank ärndtete sie dafür in Kr
Frankfurt! Kein Wunder, wenn sie mit s
fühle sich die Retterin der Monarchie nennt, ja
Einen oder Anderen dieß siegreiche Bewußtseyn
Uebermuth ausartet; sicherlich haben die A
leichtsinnigen Ueppigkeit sich am wenigsten hie
gen, sie tragen ja die meiste Schuld an dem
das sie von dem Untergange retten mußte.
Was indessen dieß im Feuer bewährte
tapferen Offiziere mit dem freudigsten Bewußtseyn
ist der Gedanke, daß sein oberster Herr, der im
kalter, eige

den Kugeln entgegengeritten, seinem Volke zeigend, daß er sein Leben für die Seinen zu opfern bereit ist. Der Tag von Raab, der 28. Juni 1849, lebt darum im treuen Gedächtniß der Armee fort, und diese Erinnerung wird den Offizier wie den Gemeinen, Liebe, Muth und Vertrauen weckend, auch künftig in den Kampf geleiten.

Damals ließ Franz Joseph sich nicht von dem Oberkommandanten bewegen, bei ihm in Leyden bis zum folgenden Tage zu verweilen; er hörte den Kanonendonner vor Raab, und es zog ihn unwiderstehlich auf das Schlachtfeld. „Er kam", so berichten Augenzeugen, „in dem Augenblicke, als Graf Schlik sieben Batterien in einer Linie vereinigt hatte, und damit vordringend, den Feind beschoß. Der Feind hatte seine Redouten mit zahlreicher Artillerie gespickt, seine Stellung war vortrefflich, Vielen schien ein Angriff mehr als bedenklich. Schlik blieb standhaft; um den neuen Feldzug mit einer glücklichen Waffenthat einzuweihen, wollte er Raab durchaus nehmen. Das Feuer war fürchterlich. Die kaiserliche Artillerie, von der Gegenwart ihres ritterlichen Kaisers, der sich von ihrer Kühnheit und Tapferkeit persönlich überzeugen konnte, auf's Höchste begeistert, machte die unglaublichsten Anstrengungen. Ein ununterbrochener Geschützdonner erschütterte den in blauen Pulverdampf gehüllten Schlachtplan. Schlag auf Schlag, Blitz auf Blitz, so schlugen die Kugeln Verderben bringend in die feindlichen Bauwerke! Mit unerhörter Kühnheit fuhren einige Batterien bis auf vier- bis fünfhundert Schritte gegen die ungarische Redoute, und feuerten lustig drauf los. Nicht umsonst. — Nach fünfzehn Minuten schwieg das Feuer des Feindes — er floh, und die Verschanzungen waren genommen!

Der junge Kaiser, der Enkel lorbeergekrönter Ahnen, stand während dieser Zeit immer bei seinen Soldaten, Noth und Tod brüderlich mit ihnen zu theilen, im Feuer der Geschütze, festen, richtig urtheilenden Blickes, Muth und die kaltblütigste Verachtung der Gefahr in den Mienen.

Jetzt näherte sich stets hörbarer auch das Feuer der kaiserlichen Kolonnen Lichtensteins und Raischachs, die die Stadt von der Seite der kleinen Schütt und von Szigeth her angriffen. Sogleich gab Schlik seinen rasch gebildeten Sturmkolonnen Befehl, im Sturmschritte gegen die Stadt vorzurücken, und zum Kaiser hintretend, gab er ihm die Versicherung: daß Raab nach Verlauf einer halben Stunde in unserer Gewalt seyn werde. Der jugendliche Fürst erwiederte sehr freundlich: „Bravo Schlik! das freut mich um so mehr, als verschiedene Personen (er nannte den russischen General Berg) mir gesagt haben, daß dieß unmöglich sei."

Im Feuer seines Muthes wollte der Kaiser selbst an der Spitze des ersten Bataillons in die Stadt einziehen. „Majestät!" entgegnete darauf der besorgte Reiter-General, „es ist das erste und sicher das letzte Mal, daß ich mich in der Lage befinde, Ihnen Etwas verbieten zu können; wenn aber Euer Majestät durchaus einziehen wollen, so wage ich es, Sie zu bitten, erst mit mir an der Spitze des dritten Bataillons einzudringen." Durch diese Bitte ließ sich der Kaiser von seinem Entschluß zurückhalten, als der Erste eine Stadt zu betreten, in der man noch zehn Minuten vorher die Republik hoch leben ließ, und wo man nicht einmal Zeit gefunden, die dreifarbigen Fahnen zu verbergen, während noch die Kanonen donnerten.

Der Einzug der drei Bataillone, mit dem Kaiser, erfolgte; Jubel der Sieger, Verzweiflung der Kossuthianer. Die wenigen Einwohner auf den Straßen grüßten und schienen beruhigt.

Der Zug mit dem Kaiser ging durch die sehr lange Straße der Vorstadt, und gelangte zu den beiden Brücken vor der Stadt, die in vollem Brande standen und schon halb zerstört waren.

Schlik, um das Leben des Kaisers besorgt und sich ohne Zweifel erinnernd, wie mancher tapfere Offizier bei solchen

Einzügen den Tod gefunden, benutzte diesen Umstand, um der jugendlichen Kühnheit ein Ziel zu setzen, indem er den Befehl ertheilte, vor dem weiteren Vordringen die Brücken zuerst in praktikabeln Stand zu setzen, zugleich sich von seinem Monarchen mit den Worten beurlaubend: „Genehmigen Euer Majestät, daß ich Sie verlasse, um meinen nächsten Dienstpflichten zu genügen und Befehle zur Verfolgung des Feindes zu ertheilen, so wie Anordnungen für den nächsten Tag zu treffen."

Nachdem sich indessen der General entfernt hatte, der an der Spitze einiger Eskadrons und einer Artillerie-Batterie den Feind verfolgte, stieg der Kaiser vom Pferde, näherte sich einer der Brücken und überschritt hier einen der Balken, den man in der Eile nicht hatte wegschaffen können. Die Adjutanten Grünne und Kellner, der Kriegsminister Gyulai und Fürst Felix Schwarzenberg begleiteten ihn über die morschen Planken der Brücke, die auf ihren wankenden Unterlagen knarrte.

So, ohne Truppen, nur von den Offizieren seiner Suite begleitet, durchschritt er, in Mitte der erstaunten Menge, die Straßen der eroberten Stadt, und betrat gerade in dem Augenblicke den Hauptplatz, als Lichtenstein und Raischach mit dem Degen in der Hand, an der Spitze ihrer siegreichen Truppen von der andern Seite dahin vordrangen.

Erst der überraschende Jubelruf der begeisterten Truppen: es lebe der Kaiser! verkündigte den Einwohnern, daß sich ihr Herr und Kaiser in ihrer Mitte befand. Der Anblick des ritterlichen Jünglings auf dem Markte einer eben eroberten Stadt, die allenthalben noch die Spuren eines frischen Kampfes trug, wo ringsum die Fahnen, Kokarden und übrigen Zeichen der Rebellion noch sichtbar waren, bewegte alle Gemüther.

Und begleitet von dem tausendstimmigen Rufe: es lebe der Kaiser! und unter endlosen Hurrahs und Eljens nahm er, umflattert von seinen sieggekrönten Fahnen, an der

Spitze seiner treuen, todesmuthigen Kriegsschaaren, Besitz von dem Erbe seiner Väter; sie sahen sein fürstliches Antlitz, in dessen Zügen sich Ernst und Milde paarten, im Glanze des Sieges, und manches Herz, das Haß erfüllt den Kugeln getrotzt, mochte dieser Anblick überwältigen.

Graf Schlik, der erst später von der Verfolgung des Feindes zurückkehrte, empfing zum Lohn für diese rettende Waffenthat das Kommendeurkreuz des Maria-Theresia-Ordens."

Uebrigens war dieß nicht der einzige Tag, an welchem der Fürst die alte Tapferkeit seines Hauses bewährt; schon auf den Schlachtfeldern Italiens hatte der junge Kaiser die Herzen der Soldaten durch die gleiche, todverachtende Ritterlichkeit gewonnen, und die Feldherrn um sein Leben besorgt gemacht, wenn sie sahen, wie er sich rücksichtslos den Kugeln und einem verwegenen Handstreich des Feindes aussetzte. Und der Todesengel ging auch in Ungarn nahe genug an ihm vorüber: in der Schlacht von Komorn am 2. Juli tödtete eine Kanonenkugel das Pferd eines Offiziers seines Gefolges, kaum dreißig Schritte von ihm entfernt.

Nach solchen Proben blickt die Armee mit Recht begeistert auf ihn als ihren Stolz, wenn er bei Manövern auf muthigem Roße, seiner Suite voraus, über jeden Graben in jugendlichem Feuer hinüber setzt, oder in Mitte der goldstrahlenden Uniformen seiner Feldherren und Waffengenossen in einfachem Waffenrocke erscheint, ohne alle Auszeichnung, die kühne Brust nur mit dem kleinen Kreuze des St. Georgenordens, als Zeichen persönlicher Tapferkeit geziert, und wieder im Bivouak jeden Soldaten mit freundlicher Herzlichkeit in seiner Landessprache anredet, und sich freut, wenn sie zur Musik ihre Nationaltänze aufführen, und sich freudejauchzend mit allerlei Kurzweil erlustigen.

Nun ist der Donner der Kanonen von Raab, von Komorn, von Temeswar und Villagos längst verhallt, dafür aber knallen in den Waldungen und auf den weiten Pußten der Magyaren die Flinten der Räuber und Gensdarmen. Sind

ja Ungarn und Siebenbürgen und die Grenzprovinzen der Türkei die klassischen Länder für Räuber und Freibeuter. Der magyarische Stamm mit seinem tartarischen, leicht entzündlichen kampflustigen Blute, — ein schnell dahin sprengendes Reitervolk, — so liebt er das Unstäte, Abenteuerliche, Wechselvolle, Verwegene eines nomadenhaften Soldaten- und Räuberlebens, unter freiem Himmel, voll Kampf und Gefahr; heute bei Saus und Braus, im Ueberfluß bei Tanz und Gesang, in ausgelassener Lust, morgen verfolgt, umherirrend, oder am Galgen. Das unermeßlich weite, dünn bevölkerte Land, mit seinen Wäldern und Sümpfen, seinen wilden Weiden, wilden Rossen und wilden Reitern, ohne Straßen und Polizei, mit seinen erst verrotteten und dann von der Revolution zertrümmerten, mittelalterlichen Feudal-Institutionen und seinen an Faustkämpfe und blutige Raufereien gewöhnten Parteiungen bietet dem Freibeuter- und Räuberleben alle Gelegenheit und eine zahlreiche, feurige, tollkühne Mannschaft dar. Hier wachsen daher die Banden zu kleinen Kriegsheeren an, die unter ihren verwegenen weithin gefürchteten Führern dem kaiserlichen Militär förmliche Schlachten liefern. „Der Landsknecht" hat uns von diesem abenteuerlichen Leben und seinen kecken, wetterfesten, todverachtenden, scharf markirten Gestalten einige lebendig geschildert; ein überreicher Stoff für einen ungarischen Walter Scott.

In welchem Umfang in diesen wenig cultivirten Provinzen die Räuberei und Dieberei gleich einer freien Kunst getrieben wird, davon haben wir kaum einen Begriff. Es ist da noch die alte Freibeuterei aus den Zeiten mittelalterlichen Faustrechtes im Schwunge, und die, welche sich am meisten durch Kühnheit, durch Schlauheit und eine gewisse abenteuerliche Ritterlichkeit und Freigebigkeit auszeichnen, werden von den ungarischen Damen, die, gleich den Männern, das Gefahrvolle, Tollkühne und Prunkende lieben, als die Helden des Tages gefeiert; freilich auf Kosten der bestohlenen Eigenthümer, die den Ruhm theuer bezahlen müssen. So las ich neulich in österreichischen Blättern in einem Bericht aus Kronstadt,

daß in dem einzigen Markt Zeiden nach amtlichen Berichten im Jahr 1847 für 47,000 Gulden Pferde gestohlen wurden, ohne Zweifel mehr als in Tirol während allen Jahrhunderten zusammen, seit sein Name in der Geschichte genannt wird. Und die Revolutionsjahre 1848 und 49 haben sicherlich nicht dazu beigetragen, die bürgerlichen Tugenden zu vermehren und die Begriffe der Heiligkeit des Eigenthumes zu stärken. „Wilde Landstriche und wilde Landstreicher!“ sagte mir ein alter österreichischer Oberstwachtmeister, der einen Fuß in dem ungarischen Feldzug erfroren.

An tief tragischen, schrecklichen Wechselfällen fehlt es in diesem Leben nicht, sowie mitunter auch nicht an heiteren Begegnissen.

So meldeten österreichische Blätter jüngst ein komisches Abenteuer von einem solchen Räuberkönig Rozsa Sandor, dem die Gensd'armerie noch immer auf den Fersen folgt, wenn sie ihn nicht schon bei'm Ohr hat. Ein Franziskaner-Pater war im Wirthshause auf der Pußta eingekehrt. Pußta nennt man nämlich jene umfangreichen ungarischen Waiden, auf denen die Pferde wild herumschweifen. Rozsa, der an dem Wirth, wie es scheint, einen Helfershelfer hatte, sprach gleichfalls dort zu. Der Pater und der Räuberhauptmann setzten sich an einen Tisch, tranken ganz vertraulich mit einander, ohne daß der gute Pater, in der Unschuld seines Herzens, eine Ahnung davon hatte, welcher gefährliche Gast ihm Bescheid that. Er sollte es aber nur zu bald erfahren; denn der Wirth kam nach einer Weile voll Bestürzung herein mit der Nachricht, daß Militär und Gensd'armerie von verschiedenen Seiten nahen und das Haus umzingeln. Dem Räuber war die Flucht abgeschnitten. Was war zu machen? Der Pater, er mochte wollen oder nicht, mußte seine Kutte und sein Brevier dem schlauen Rozsa abtreten, der nach wenig Augenblicken als andächtiger Klosterbruder, statt des Säbels den Rosenkranz zur Seite, am Tische saß und ruhig die eindringenden Gensd'armen erwartete. Der wahre Klosterbruder wurde unterdes-

sen von einem Knecht des Wirthes in den verborgensten Schlupfwinkel des Kellers geführt, wo ihm der Knecht drohte, daß er ihn augenblicklich todschlagen würde, wenn er einen Laut von sich gäbe. Die Gensd'armen ließen sich wirklich täuschen; der Räuber schlupfte durch, und alles Suchen nach ihm war vergeblich. Auch der Bruder kehrte in einer Kleidung, die er dem Wirthe abgeborgt, in sein Kloster zurück, wo er später seine Kutte und sein Brevier mit dem Danke Rozsa's im Klostergarten wieder fand. Doch entging das Wirthshaus dem Verdachte nicht, und die ganze Pußtagenossenschaft soll bereits unter Schloß und Riegel verwahrt werden.

Der Räuber selbst ist inzwischen entkommen. Ja in einem der letzten Kämpfe gegen die zahlreiche Bande sind laut den jüngsten Zeitungsberichten drei kaiserliche Jäger gefallen, und ein Offizier und mehrere von der Mannschaft verwundet worden. Um dem Umsichgreifen des Uebels Schranken zu setzen, wurde das dritte Bataillon Khevenhüller Infanterie von Pesth nach Szegedin beordert. Dorthin hat sich der verwegene Räuber, den die bewaffnete Macht aus dem in der Kriegs- und Räubergeschichte berühmten Bakonyer Wald vertrieben, geflüchtet, um neue Verstärkung bei seinem dort zahlreichen Anhange zu finden. Viele von der Bande wurden unterdessen in das Gefängniß nach Pesth abgeführt. Reisende, die aus den unteren Theißgegenden kamen, wollen dort drei Gensd'armen in voller Uniform an den Bäumen aufgehängt gesehen haben.

Diesen Räubergeschichten aus dem sonnigen Süden Italiens und den einsamen Pußten Ungarns möchte ich eine aus den kalten Regionen des Nordens, wo das Rennthier weidet und der Bär seinen Winterschlaf hält, zur Seite stellen. Ein Finnländer hat mir dieselbe erzählt.

(Schluß folgt.)

XXXVII.

Wibald.

Ein Beitrag zur Geschichte des zwölften Jahrhunderts.

Dritter Artikel.

Durch die Uebernahme der Würde eines Abtes von Corvey war Wibald's Stellung eine noch schwierigere geworden, als sie schon zuvor gewesen war. Die Mönche von Stablo wollten nicht auf ihn verzichten, sondern hatten ihn den Corveyern gleichsam nur hergeliehen, und so wurde seine Thätigkeit nunmehr für beide Klöster im gleichen Maße in Anspruch genommen. Es war daher den Stabulensern nicht zu verdenken, wenn sie häufig ihren Abt recht dringend baten, er möchte sie heimsuchen, damit „sie ihn von Angesicht zu Angesicht sehen, und seiner angenehmen Gegenwart sich erfreuen und durch seine Ansprache sich erquicken könnten, da sie so oft durch seinen Rathschluß gekräftigt worden seien." „Er möge daher kommen zu uns, das heißt, der theuerste Vater zu seinen geliebten Söhnen, denen er in diesen Zeitläuften so höchst nothwendig ist." (Ep. 37.) Aber eben so jammerten auch die Mönche von Corvey, wenn ihnen durch die Angelegenheiten des Reiches

die Gegenwart Wibald's auf längere Zeit entzogen wurde. „Wie hart und wie schwer, ja wie als eine fast unerträgliche Sache, wir Eure lange Abwesenheit aushalten", schreiben sie ihm, „können und wagen wir nicht Euch vollständig auszudrücken, damit nicht etwa unser zu großes Verlangen und Drängen Eure Gleichmuth störe. Wisset jedoch, daß unsre Kirche, deren Schutz und Leitung ihr in der Zeit ihrer Trübsal übernommen habt, und die ihr durch die Barmherzigkeit Gottes aus vielen Nöthen befreit, und durch Eure vielen Anstrengungen von dem Tage Eurer Erhebung an unablässig zu gebührendem Wachsthum emporzubringen getrachtet habt, jetzt in Eurer Abwesenheit Vieles zu leiden hat." Nach Aufzählung aller ihrer Bedrängnisse beschwören sie ihn dann, er möge so schleunig als möglich zu ihnen zurückkehren.

Aber es war nicht bloß diese Stellung als Abt zweier großer Klöster, welche Wibald Schwierigkeiten bereitete, sondern er war eben dadurch zugleich auch Reichsfürst in zwei ganz verschiedenen deutschen Ländern, und so mußte er bald hier, bald dort den ihm in dieser Hinsicht obliegenden Pflichten genügen. Ganz besonders störend für die Leitung der Klöster war ihm ein langwieriger Feldzug gegen die Slaven, von welchem noch weiter unten die Rede seyn soll. Mehr aber noch als durch alles Andere wurde sein Gemüth dadurch beunruhigt, daß Seiten des Papstes seine Anerkennung als Abt von Corvey auf mancherlei Hindernisse stieß. Es wurde zuvor ausgeführt, wie Wibald durch König Konrad und durch sein Gelübde, der Entscheidung der Mönche von Stablo zu folgen*), ganz eigentlich zur Annahme der Investitur gezwungen worden sei. Bei einer Zusammenkunft Wibald's mit dem Papste kam diese Angele-

*) Im Jahre 1148 schreibt er diesen Ep. 41: **Vosne in culpa sitis, qui omnifariam nostri potestatem habentes, ad regimen Corbejensis ecclesiae nos emisistis, vel saltem demisistis.**

genheit auf eine, für jenen sehr schmerzhafte Weise zur Sprache. Nachdem Wibald einer Versammlung der sächsischen Fürsten, welche über den Feldzug gegen die Slaven Rath pflogen, beigewohnt hatte, wurde er von Konrad dazu ausersehen, in Gemeinschaft mit den Bischöfen Bucco von Worms und Anselm von Halberstadt, Papst Eugen III., der sich nach Frankreich begeben, daselbst zu begrüßen, und jenen Brief des Königs, in welchem dieser sich wegen der Uebernahme des Kreuzzuges entschuldigte, zu überbringen. Die Gesandten trafen den Papst zu Dijon (30. März 1147), und wurden mit großer Freundlichkeit von ihm empfangen, insbesondere war Wibald so glücklich, nicht bloß aus Rücksicht auf seinen königlichen Gebieter, sondern „wegen der persönlichen Liebe, welche schon von früher her als einen ältern Bekannten der Papst zu ihm trug" (Ep. 131), mit vieler Herzlichkeit von Eugen aufgenommen zu werden. Dieß hinderte jedoch den Papst keinen Augenblick, auch gegen den Freund die Vorschriften des canonischen Rechtes bis zur endlichen Lösung der Zweifel über die Legitimität seiner Wahl zum Abte von Corvey geltend zu machen. Er erklärte nicht früher irgend welche Briefe von Wibald, als Abt von Corvey, richten zu können, ehe er nicht über den gesammten Hergang der Wahl völlig aufgeklärt sei; dazu kam, daß er die ohne seine Genehmigung erfolgte Cumulation zweier Kirchenämter in einer Person mißbilligte. Man muß indessen voraussetzen, daß der Papst selbst der Ansicht war, die Sache werde sich schnell erledigen lassen, da er Wibald kraft der Pflicht des Gehorsams und zur Vergebung seiner Sünden auferlegte, den Feldzug gegen die heidnischen Slaven mitzumachen. Dieß konnte Wiebald wiederum nicht anders, als in seiner Eigenschaft als Abt von Corvey und nur auf Kosten des Klosters. Unglücklicher Weise stieß aber die Angelegenheit auf mancherlei Hindernisse, sei es, daß Wibald's Widersacher Heinrich Mittel zu finden wußte, die Sache zu verzögern, sei es, daß die päpstliche Curie mit einem zu großen Andrange von Geschäften *überhäuft* war und daher der Aufschub ein bloß zufälliger war.

Wibald aber gerieth in eine höchst peinliche Lage; der Feldzug mußte von Reichswegen und aus Gehorsam gegen den Papst unternommen werden, und nur als völlig anerkannter Abt von Corvey konnte Wibald über die Mittel des Klosters disponiren. So war er zwischen Scylla und Charybdis gestellt, und es blieb ihm kein anderer Ausweg übrig, als den Convent des Klosters zu berufen, und mit dessen Zustimmung das zur Bestreitung der Kosten des Feldzugs Erforderliche aus dem Vermögen der Kirche zu verwenden. Endlich erfolgte, nachdem von allen betreffenden Personen die Zeugnisse für Wibald eingeholt und überall zu seinen Gunsten ausgefallen waren, die päpstliche Bestätigung und der strenge Befehl, jenen Heinrich nicht mehr auf dem Gebiete des Klosters zu dulden, allein doch nicht zeitig genug, um nicht Wibald's Widersachern Gelegenheit zu geben, seine Verwendung der Klostergüter bei der Curie in einem falschen Lichte darzustellen. Es kam zu diesem Zwecke eigens ein päpstlicher Legat nach Corvey, um eine nähere Untersuchung anzustellen; allein auch hier ging Wibald, der die Schätze des Klosters, wenn auch erfolglos, zu dem Zwecke verwendet hatte, um daraus lebendige Tempel Gottes zu bauen, völlig gerechtfertigt hervor.

Der mehrfach erwähnte slavische, wendische oder obodritische Heereszug fällt unmittelbar in die Zeit, nachdem Konrad seinen Kreuzzug angetreten hatte. Der König hatte nämlich das auf den 20. April fallende Osterfest 1147 zu Bamberg gefeiert, und war von da über Nürnberg nach Regensburg aufgebrochen, wo er sich auf der Donau einschiffte, um dann seinen Weg durch Ungarn fortzusetzen. Das Zusammentreffen beider Kreuzzüge — denn auch das Unternehmen gegen die Obodriten wurde als solcher betrachtet, alle Theilnehmer waren mit einem Kreuze, darunter ein kleines Rad bezeichnet — konnte allerdings zu dem Verdachte Raum geben, Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär, von denen dieser Feldzug zuerst angeregt worden war, hätten eben nur eine willkommene und ihren In-

tereſſen ſehr entſprechende Veranlaſſung geſucht, um ſich dem Kreuzzuge des Königs nach Paläſtina hin zu entziehen. Allein mag hier auch ein ſolches perſönliches Intereſſe mit in's Spiel gekommen ſeyn, ſo unterliegt es doch keinen Zweifel, daß es der Kirche um die Verbreitung des Chriſtenthums bei den Obodriten nicht bloß um deren Seelenheil, ſondern auch deß- halb weſentlich zu thun ſeyn mußte, weil die Einbrüche der Heiden dem Beſtande des Chriſtenthums in vielen ſächſiſchen, und in den von bekehrten Slaven bewohnten Gegenden im höchſten Maße Gefahr drohend war. Ganz ähnlich wie zur Zeit Karls des Großen der Kampf gegen die Sachſen auch um der Kirche wegen geboten war, ſo damals der gegen die heidniſchen Obodriten, und es würden weder der heilige Bern- hard noch Papſt Eugen III. mit ſolchem Nachdrucke gerade zu derſelben Zeit auf dieſen wendiſchen Feldzug gedrungen haben, wo es eben gelungen war, den König für den Kreuzzug nach dem Orient zu begeiſtern. Ein ganz beſonders Intereſſe hatte aber der Feldzug für das Kloſter Corvey, von welchem ſeit den Zeiten ſeiner Gründung für die Bekehrung der Slaven gearbeitet worden war. Außerdem erzählte eine alte Tradition, daß Kaiſer Lothar I. die Inſel Rügen an Corvey geſchenkt habe, ein Um- ſtand, der, wie Wibald bemerkt, für ihn ebenfalls beiſtimmend war, ſich an dem Feldzuge zu betheiligen*). Leider aber fiel die Unternehmung unglücklich aus, und ſo kehrte auch Wibald, nachdem er mehrere Monate mit den Miniſterialen Corvey's

---

*) Die Schenkungsurkunde Lothars I. vom Jahre 844 iſt ohne Zwei- fel unächt (ſ. Wigand, Geſch. von Corvey. Bd. 1. S. 83. Note 110); merkwürdig und bisher unbeachtet iſt aber die Aeußerung Wibald's (Ep. 131): Reversi ab expeditione Slavica — quam etsi non efficaciter, sed tamen obedienter complevimus, ad quam nos traxerat et Christianae salutis intuitus et specialis monasterii nostri causa, pro recipienda videlicet regione quadam, quae a Teutonicis Ruiana, a Sclavis *autem Rana dicitur*, quae Corbejensi monasterio imperiali *dono* collata est a Lothario caesare.

vor der Veste Demmin gelegen *), unverrichteter Sache nach seinem Kloster heim, welches unterdessen von dem abgesetzten Abte Heinrich eine Belagerung hatte aushalten müssen. Obschon diese erfolglos geblieben war, so gab Heinrich doch seinen Plan, in den Wiederbesitz von Corvey zu gelangen, nicht auf. Schon im folgenden Jahre benützte er eine zeitweilige Abwesenheit Wibald's dazu, sich unter der Vorspiegelung, dieser werde nie mehr zurückkehren, in dem Kloster, sowohl bei Mönchen als bei Ministerialen, einen Anhang zu verschaffen. Diese Partei fühlte sich kräftig genug, in offene Widersetzlichkeit gegen Wibald, nachdem er heimgekehrt war, überzugehen; drei junge Mönche erklärten sogar, sie wollten nicht mehr mit ihm zum Gebete sich versammeln. Indessen Wibald ließ sich nicht irre machen; er schickte die Rebellen gegen die klösterliche Ordnung aus der Abtei hinaus, und verschaffte sich auf diese Weise für die Zukunft Ruhe.

Gerade dieß war nun aber die Zeit, zu welcher Wibald durch die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche am meisten in Anspruch genommen wurde. Wir sehen ihn mehrmals beim Papste; insbesondere wohnte er auch dem von diesem im Jahre 1148 zu Rheims gehaltenen Concilium bei. Seiner Schwester Hadwidis, damals noch Klosterfrau, späterhin Aebtissin von Gerisheim, schreibt er, sich entschuldigend, daß er sie nicht besuche, da doch auch der Bruder Heribert, als Kanzler, mit dem Könige abwesend sei, in dieser Zeit Folgendes: „Sie möchte etwa den Gedanken hegen: jener mir theuerste Mann, der für mich zu der Zahl der leiblichen Brüder gehört, hat, so lange der andere erhabene Bruder da war,

*) Bei Gelegenheit der Berichte über diesen Feldzug taucht der aus den alten Römerzeiten bekannte Name Silva Hercynia wieder einmal auf. Wibald schreibt an die Mönche von Stablo (Ep. 41): inter tot pericula, quae diu noctuque in expeditione super paganos trans Albim in sylva Ercinia pertulimus.

tereffen sehr entsprechende Veranlassung gesucht, um sich dem Kreuzzuge des Königs nach Palästina hin zu entziehen. Allein mag hier auch ein solches persönliches Interesse mit in's Spiel gekommen seyn, so unterliegt es doch keinen Zweifel, daß es der Kirche um die Verbreitung des Christenthums bei den Obodriten nicht bloß um deren Seelenheil, sondern auch deßhalb wesentlich zu thun seyn mußte, weil die Einbrüche der Heiden dem Bestande des Christenthums in vielen sächsischen, und in den von bekehrten Slaven bewohnten Gegenden im höchsten Maße Gefahr drohend war. Ganz ähnlich wie zur Zeit Karls des Großen der Kampf gegen die Sachsen auch um der Kirche wegen geboten war, so damals der gegen die heidnischen Obobriten, und es würden weder der heilige Bernhard noch Papst Eugen III. mit solchem Nachdrucke gerade zu derselben Zeit auf diesen wendischen Feldzug gedrungen haben, wo es eben gelungen war, den König für den Kreuzzug nach dem Orient zu begeistern. Ein ganz besonders Interesse hatte aber der Feldzug für das Kloster Corvey, von welchem seit den Zeiten seiner Gründung für die Bekehrung der Slaven gearbeitet worden war. Außerdem erzählte eine alte Tradition, daß Kaiser Lothar I. die Insel Rügen an Corvey geschenkt habe, ein Umstand, der, wie Wibald bemerkt, für ihn ebenfalls beistimmend war, sich an dem Feldzuge zu betheiligen*). Leider aber fiel die Unternehmung unglücklich aus, und so kehrte auch Wibald, nachdem er mehrere Monate mit den Ministerialen Corvey's

*) Die Schenkungsurkunde Lothars I. vom Jahre 844 ist ohne Zweifel unächt (s. Wigand, Gesch. von Corvey. Bd. 1. S. 83. Note 110); merkwürdig und bisher unbeachtet ist aber die Aeußerung Wibald's (Ep. 131): Reversi ab expeditione Slavica — quam etsi non efficaciter, sed tamen obedienter complevimus, ad quam nos traxerat et Christianae salutis intuitus et specialis monasterii nostri causa, pro recipienda videlicet regione quadam, quae a Teutonicis Ruiana, a Sclavis autem Rana dicitur, quae Corbejensi monasterio imperiali dono collata est a Lothario caesare.

vor der Veste Demmin gelegen *), unverrichteter Sache nach seinem Kloster heim, welches unterdessen von dem abgesetzten Abte Heinrich eine Belagerung hatte aushalten müssen. Obschon diese erfolglos geblieben war, so gab Heinrich doch seinen Plan, in den Wiederbesitz von Corvey zu gelangen, nicht auf. Schon im folgenden Jahre benützte er eine zeitweilige Abwesenheit Wibald's dazu, sich unter der Vorspiegelung, dieser werde nie mehr zurückkehren, in dem Kloster, sowohl bei Mönchen als bei Ministerialen, einen Anhang zu verschaffen. Diese Partei fühlte sich kräftig genug, in offene Widersetzlichkeit gegen Wibald, nachdem er heimgekehrt war, überzugehen; drei junge Mönche erklärten sogar, sie wollten nicht mehr mit ihm zum Gebete sich versammeln. Indessen Wibald ließ sich nicht irre machen; er schickte die Rebellen gegen die klösterliche Ordnung aus der Abtei hinaus, und verschaffte sich auf diese Weise für die Zukunft Ruhe.

Gerade dieß war nun aber die Zeit, zu welcher Wibald durch die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche am meisten in Anspruch genommen wurde. Wir sehen ihn mehrmals beim Papste; insbesondere wohnte er auch dem von diesem im Jahre 1148 zu Rheims gehaltenen Concilium bei. Seiner Schwester Hadwidis, damals noch Klosterfrau, späterhin Aebtissin von Gerisheim, schreibt er, sich entschuldigend, daß er sie nicht besuche, da doch auch der Bruder Heribert, als Kanzler, mit dem Könige abwesend sei, in dieser Zeit Folgendes: „Sie möchte etwa den Gedanken hegen: jener mir theuerste Mann, der für mich zu der Zahl der leiblichen Brüder gehört, hat, so lange der andere erhabene Bruder da war,

*) Bei Gelegenheit der Berichte über diesen Feldzug taucht der aus den alten Römerzeiten bekannte Name Silva Hercynia wieder einmal auf. Wibald schreibt an die Mönche von Stablo (Ep. 41): inter tot pericula, quae diu noctuque in expeditione super paganos trans Albim in sylva Ercinia pertulimus.

in eine feindliche Stellung gegen den päpstlichen Stuhl zu bringen suchten, welchem Heinrich in der That Ursache genug hatte dankbar zu seyn. Nur durch Eugen war ihm sein königlicher Thron erhalten worden, denn die Abwesenheit Konrad's machte manchen der Reichsfürsten kühn und zur Auflehnung geneigt, und es hätte geringe Veranlassung bedurft, um einen Kampf gegen die königliche Autorität hervorzurufen. Auf diesen Umstand weiset nachmals der Cardinal Guido in einem Briefe an Wibald hin, indem er sagt: „Sicher ist es, daß nach dem Aufbruche des Römischen Königs Konrad, gegen seinen Sohn, den jüngern König, ein Krieg ausgebrochen und eine nicht geringe Verwirrung entstanden wäre, wenn nicht unser Herr, der Papst, ganz ausdrücklich und strenge dagegen eingeschritten wäre." (Ep. 214.) Aus demselben Grunde, um Heinrich vor den ihm drohenden Gefahren zu bewahren, gab ihm Wibald in dem oben erwähnten Schreiben den Rath: „Dieses glaubte ich noch zu Eurer Ermahnung hinzufügen zu müssen, daß Ihr weder nach Schwaben, noch nach Sachsen oder Lothringen Euch (aus Franken) hinausbegebt, es sei denn, daß Ihr von den Fürsten wegen einer dringenden und schnell zu erledigenden Sache gerufen würdet. Denn noch ist Eurer Vater, der Herr des Reiches, nicht zurück, und leicht könntet Ihr zu etwas Tadelnswerthem verleitet werden, besonders von denjenigen, welche ihre dem Reiche schuldigen Dienste nur unwillig und gleichsam gezwungen leisten." In der That konnte der unmündige König keinen treueren Rathgeber haben, als Wibald; hätte dieser ihm nicht zur Seite gestanden, so würde er ein Spielball in den Händen streitlustiger Fürsten und der Feinde der Kirche geworden seyn. Es war daher ein Glück für Heinrich, daß er sich zuletzt doch wieder von Wibald auf die rechte Bahn zurückleiten ließ. In Wahrheit konnte er zu diesem jeder Zeit sagen: „Wir sind gewiß, daß Du sowohl Uns, als Unsern Vater mit derselben aufrichtigen Liebe ehrest, und daß Du mit großer und beharrlicher Treue Unserer Beider Ehre zu schützen und zu fördern trachtest. Deßhalb nehmen wir mit aller Bereitwil-

ligkeit Unserer Seele Deinen umsichtigen Rath an, nicht nur in Betreff der Verwaltung des Reiches und Befestigung des Friedens, sondern auch in Betreff des Empfanges und der ehrenvollen Behandlung der Fürsten; Wir wünschen daher sowohl in diesen, als auch in andern Stücken den vertraulichen Rathschluß, den Deine Einsicht Uns gibt, zu befolgen." (Ep. 30.)

Wibald maßte sich daher hiermit auch keinen ihm nicht zustehenden Einfluß auf den jungen König an, denn der Vater, der mit ihm in einem fortwährenden brieflichen Verkehr blieb, ihm manche Kunde von seinem Heereszug gab und ihn um sein Gebet bat, empfahl ihm stets auch seinen Sohn. „Außerdem", so schließt der erste Brief des Königs an Wibald, „empfehlen wir Deiner Treue auf's Dringendste Unsern geliebten Sohn, indem Wir Dich bitten, daß Deine Einsicht nicht nachlasse, ihn in seinem Knabenalter zu lenken und zu regieren." (Ep. 31.) Aehnlich lautet ein Brief Konrad's aus Constantinopel (Ep. 80); in einem andern, bald nach dem Abzuge von der vergeblichen Belagerung der Stadt Damascus geschrieben, kündigt der König dem Abte Wibald an: „Mit Gottes Hülfe werde ich binnen Kurzem zu Dir kommen und Dir Unsern schuldigen Dank sagen, daß Du Unsern Sohn geleitet und Uns alle Treue erwiesen hast, und Wir bitten Dich, daß Dir dieß auch für die Zukunft nicht schwer fallen möge, da Wir Willens sind, Dein Wohlwollen auf würdige Weise zu vergelten." (Ep. 127.) In Regensburg, zu Ausgang März 1149, angekommen, meldete dieß Konrad seinem Freunde und bemerkt: „Weil unter allen Fürsten Unsers Reiches Keiner gefunden worden ist, der mit solcher Treue und so sehr nach allen seinen Kräften Uns oder Unserm Sohne beigestanden hat, so beabsichtigen Wir, Deiner Treue sowohl durch Thaten als durch Worte Unsern Dank auszudrücken." (Ep. 162.) Konrad lud ihn daher auch sofort zu seinem Hoflager nach Frankfurt ein, „wo Wir sowohl über Unsre Pri-

vat, als auch des Reiches Angelegenheiten mit Dir vertraulichen Rath pflegen wollen." (Ep. 196.)

Auch während der noch übrigen Regierungszeit Konrad's hat sich Wibald stets des Zutrauens desselben zu erfreuen gehabt, und wurde von ihm nach wie vor mit den wichtigsten Geschäften beauftragt. Seine Weisheit und seine Klugheit wurde aber von Tag zu Tag immer mehr auf die Probe gestellt. Es war bis dahin für ihn ein Leichtes gewesen, die Interessen seiner beiden Herren, Konrad's und Heinrich's, mit denen des Papstes in Einklang zu bringen. Heinrich war ein junger Mensch, durch den Willen seines Vaters ganz und gar der Leitung Wibald's anvertraut, Konrad aber ein der Kirche und ihrem Oberhaupte durchaus treu ergebener Fürst gewesen. Dieß Verhältniß des Königs war aber in Etwas getrübt worden, und ein nicht unwesentlicher Antheil daran scheint seinem Aufenthalte an dem Hofe des griechischen Kaisers Emanuel zuzuschreiben zu seyn. Eben dadurch kam aber Wibald in eine neue, für ihn höchst schwierige Lage; er hat auch diese Probe mit Glück bestanden, und man hat allen Grund anzunehmen, daß sein Einfluß auf Konrad es wesentlich verhindert habe, daß das etwas verminderte Einvernehmen mit dem Papste doch in keinerlei schroffe Aeußerungen ausgegangen ist.

Konrad war bei Gelegenheit seines Kreuzzuges dreimal nach Constantinopel gekommen; das erste Mal aber unter ganz andern Verhältnissen, als späterhin. Hatten zwar zwischen ihm und dem griechischen Kaiser, in dessen Diensten sich seit längerer Zeit deutsche Krieger befanden, mancherlei freundschaftliche Beziehungen Statt gefunden, war sogar Konrad's Schwägerin, Bertha *), die den Namen Irene angenommen hatte, mit Kaiser Emanuel vermählt, so war dennoch die Ankunft des deutschen Kreuzheeres für die Griechen keine erfreu-

*) Konrad nennt sie Wib. Ep. 80: dilectissima filia.

liche Erscheinung. Die Deutschen traten mit einem solchen Uebermuthe auf und begingen auf ihrem Durchzuge durch Griechenland solche grobe Ausschweifungen, daß man sich genöthigt sah, ihnen mit Waffengewalt entgegenzutreten, und daß der Kaiser auf alle Weise einen Besuch in Constantinopel abzulehnen sich bemühte. Allein dieß war umsonst, Konrad kam doch dorthin, wenigstens nach Pera, und so mußte auch die Umgegend der Hauptstadt das ganze Ungemach so unwillkommener Gäste ertragen. Es war daher nicht so sehr zu verwundern, daß die Griechen das Unternehmen der Deutschen nicht gerade förderten, sondern gerne eine Gelegenheit wahrnahmen, sich an ihnen zu rächen. Ihrer Treulosigkeit wird es insbesondere zugeschrieben, daß es dem Sultan von Iconium gelang, das deutsche Heer auf dem Wege von Nicäa nach jener Stadt beinahe völlig aufzureiben. Der oben erwähnte Brief Konrad's an Wibald enthält manches Nähere über jenen verhängnißvollen Marsch, obschon sich darin viele erhebliche Reticenzen wahrnehmen lassen, zu welchen sich Konrad verpflichtet halten mußte, um in seiner Heimath nicht noch größern Schrecken über die Niederlage zu verbreiten. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß Konrad selbst bei dieser Gelegenheit durch einen Pfeil gefährlich am Kopfe verwundet worden war. Mit Großmuth und wahrem Mitleid kamen die Franzosen, ihren König Ludwig VII. an der Spitze, vergessend, daß auch sie nicht lange zuvor durch den Uebermuth und die Rohheit der Deutschen zu leiden gehabt hatten, diesen in ihrer äußersten Bedrängniß mit Lebensmitteln, Kleidern, Geld und Waffen zu Hülfe. Allein dieß gute Vernehmen war von keiner langen Dauer, und es wurde die zunehmende Reibung vom Kaiser geschickt dazu benützt, um Konrad in sein Interesse zu ziehen, während die von den Griechen auf das treuloseste behandelten Franzosen, wovon diese die Schuld auf das Benehmen der Deutschen schoben, sich dem abgesagten Feinde Emanuels, Roger von Sicilien genähert hatten. Der Kaiser kam selbst zu Konrad, und lud ihn zu sich nach Constantinopel

ein; dieser folgte dem Rufe und wurde hier mit eben so viel Freundlichkeiten als Ehrenbezeugungen empfangen. Er schreibt darüber an Wibald: „Eine lange Krankheit hielt uns zurück. Als dieß unser Bruder, der griechische Kaiser erfuhr, schmerzte es ihn sehr, und er kam mit unsrer geliebtesten Tochter, der Kaiserin, seiner Gemahlin, schleunigst zu Uns hin, Uns und Unsern Fürsten mit Freigebigkeit aus dem Seinigen das zur Reise Nothwendige hergebend, und er führte uns, damit wir von seinen Aerzten schneller geheilt wurden, fast mit Gewalt nach Constantinopel in seinen Palast, indem er uns daselbst so viele Ehren erwies, als wir je vernommen, daß sie einem unserer Vorfahren erwiesen worden wären.“ Emanuel selbst dankend, äußerte sich Konrad in einem Briefe an diesen: „Mit welch anhänglicher Liebe und Aufopferung, mit welchem Eifer der Treue und Demuth Du uns an dem geheiligten Sitze Deiner ruhmvollen Herrschaft aufgenommen hast, mit welcher menschlichen und freigebigen Güte Du an meinem Krankenbette nicht nur durch die Deinigen und mit dem Deinigen, sondern sogar in Deiner eigenen Person und mit den eigenen Händen mich bedient hast, damals nämlich, als die Hand des allmächtigen Gottes Uns nicht nur mit dem Unglücke des Verlustes Unsers Heeres, sondern auch mit der Geißel körperlicher Krankheit geschlagen hatte, kann keine Vergessenheit aus dem beharrlichen Gedächtnisse meiner Seele verwischen.“ Bei dieser Gelegenheit war es nun, wo Emanuel den deutschen König zu einem Bündnisse wider Roger von Sicilien veranlaßte. Dieses wurde, als der fortwährend kränkelnde König nach der verunglückten Belagerung von Damascus und dem völligen Scheitern des ganzen Kreuzzuges zum dritten Male nach Constantinopel auf längere Zeit kam, befestigt. Zu mehrerer Bestätigung dieses Bündnisses wurde auch die künftige Vermählung des jungen Königs Heinrich mit einer griechischen Prinzessin verabredet, zugleich aber fügte man die Bedingung hinzu, daß Konrad nach seiner Rückkehr Roger von der Lombardei aus angreifen solle; da er dieses Versprechen nicht erfüllen konnte, so ent-

schuldigte er sich deßhalb nochmals in einem von Wibald aufbewahrten, wahrscheinlich auch von diesem geschriebenen Briefe an die Kaiserin. (Ep. 188.) Der Grund hievon lag in anderweitigen Verwickelungen, in welche Konrad gerade durch jenes mit den Griechen geschlossene Bündniß gerathen war. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß Roger, so bald er von diesem Kenntniß erhielt, sich ebenfalls nach Bundesgenossen umsah, wozu sich ihm zwei sehr günstige Veranlassungen boten. König Ludwig VII. war auf seiner Heimkehr von den Griechen gefangen worden, und sollte eben zum Kaiser nach Corfu gebracht werden, als ihn die Flotte Rogers befreite. Er kam darauf nach Sicilien, und fand hier einen glänzenden Empfang. Eben diesen Weg hatte aber auch, von dem Kreuzzuge heimkehrend, Konrad's entschiedener Widersacher, Welf VI. genommen, und es wurde Roger ein Leichtes, auch diesen zu gewinnen. Welf, in Deutschland angelangt, bereitete Alles zum Kampfe vor, so daß Konrad, kaum in Venedig gelandet, schleunig dorthin aufbrach; in Folge dessen trafen die Gesandten Eugens III., die den König in der Lombardei aufsuchen sollten, ihn nicht mehr an.

Auch für den Papst war das griechische Bündniß nicht ohne Bedenklichkeit. Es hatten sich allmählig die Verhältnisse zwischen dem heiligen Stuhle und Roger viel günstiger gestaltet; ja der Papst mußte in ihm gegen mancherlei Umtriebe in den eigenen Staaten einen natürlichen Beschützer erkennen, dessen Hülfe leichter und schneller herbeizurufen war, als die des deutschen Königs. Es konnte aber überhaupt dem Papste nicht gleichgültig seyn, wenn Italien, von Kämpfen und inneren Zwistigkeiten so lange beunruhigt, jetzt abermals durch einen neuen Krieg bedroht wurde. Es mußte ihm darum zu thun seyn, einerseits Konrad gegen Roger milder gestimmt zu sehen, andererseits diesen in gehörigen Schranken, namentlich auch im Verhältnisse zu dem Könige der Deutschen zu erhalten. Ohne des Papstes Auftrag geschah es aber (Ep. 259),

ten, nachdem er Welf glücklic
um das Bündniß mit dem
So schien der Kampf von J
zu können; für Eugen wurde
Senat und Volk in Rom so
Briefen an Konrad zu wenden,
die ewige Stadt einzuladen.
Konrad (Ep. 211) ist die Ankn
alten Imperatoren, welcher Id
nicht in dem hier hervortretende
besonders huldigte, sehr merk
heißt darin: „Denn was wir t
zu Euch und um Eurer Ehre
schen, das Eurer Leitung von
Kaiserthum zu erhöhen und zu e
stand, wie er zur Zeit Consta
welche kraft des Römischen Se
Erdkreis in ihren Händen hielten
ten wir, und bemühen uns, daß
und Imperator geziemt, in Allen
Scharfsinn sich daran erinnern,

Vorgänger herrschen könnet." Aehnlichen verrätherischen Inhalts waren zwei andere Briefe einzelner Senatoren. Konrad hatte an Wibald einen, ihm und dem Oberhaupte der Kirche, zu treuen Rathgeber, als daß er sich in diese Falle hätte locken lassen; allein seine Stimmung muß doch von der Art gewesen seyn, daß ihr Bekanntwerden zu solchen Briefen Veranlassung geben konnte. Wibald fand sich daher zwar berufen, auf ein Schreiben des Cardinalkanzlers Guido nach dessen bald darauf erfolgtem Tode an einen andern Cardinal beruhigend zu antworten, mußte aber doch in dieser Hinsicht ein nicht unwichtiges Geständniß machen. Guido hatte nämlich geschrieben: „König Konrad strebt darnach, was Gott verhüten wolle, Gutes mit Bösem" (— bezieht sich auf die obige Aeußerung, daß Eugen dem König Heinrich das Reich erhalten habe —) „zu vergelten, und beabsichtigt, in Gemeinschaft mit dem Kaiser von Constantinopel, die heilige Römische Kirche, die Mutter aller katholischen Christen, hart, wenn er es vermag, zu bedrängen und anzufeinden." Darauf antwortete Wibald: er habe nach Kräften auf Konrad einzuwirken sich bemüht, und es sei keine Ursache zur Besorgniß vorhanden. „Ich habe gethan, was (Guido) befohlen hat, und habe dem Manne, der nicht durch das eingegangene Bündniß, sondern durch den Uebermuth und den Ungehorsam der Griechen etwas angesteckt ist, durch langes Beieinanderseyn und fortdauerndes Gespräch, das Gut der Demuth und des Gehorsams eingeflößt, und habe, auf meine Vertraulichkeit mit ihm gestützt, es wagen können, die Worte Einiger strenge zurückzuweisen." (Vrgl. auch Ep. 228.) Es scheint in der That, als ob Konrad, durch den Glanz des orientalischen Kaiserthums geblendet, sich gegen den Papst nicht mehr in die frühere befreundete und ehrerbietige Stellung zu versetzen gewußt habe. Er fühlte indeß die Nothwendigkeit der Ausgleichung und ersah sich daher seinen Kanzler Arnold, den Dompropst von Köln, und Wibald als Gesandten nach Rom aus. Allein beide waren, trotz vielfacher Aufforderung des Königs, gar nicht geneigt, diese Botschaft

zu übernehmen. Wibald entschuldigte sich bei Konrad wegen der großen Kosten, die ihm die Reise verursache, welche seine Abtei zu bestreiten nicht im Stande sei; offenbar war dieß ein wesentlicher Grund, der Wibald von der Reise abhielt, indessen er wollte, wie er an Arnold schrieb (Ep. 266), mit ihm zusammen lieber zu Esel nach Italien reiten, als ungehorsam seyn. Ein anderes Motiv scheint aber aus einem Briefe Arnold's an Wibald, den Jaffé aus einer Berliner Handschrift (Beil. II. Nro. 6) herausgegeben hat, hindurchzublicken. In demselben heißt es: „Ein anderes eben so großes, ja noch größeres Hinderniß, welches mich von jener Reise abschreckt, ist, daß mein Herr Dasjenige, was er durch seine Getreuen nach Rom sendet, nicht wohl bewahrt und eine Gesandtschaft, welche des Erfolges und der Wahrheit entbehrt, leichter durch mindere Personen besorgt werden könnte." Dieß mußte unstreitig auch für Wibald, bei seiner Stellung zu Rom, sehr entscheidend seyn; daß beide, Arnold und er, nicht hätten gehen wollen, weil jeder von ihnen sich Hoffnung gemacht habe, Erzbischof von Cöln zu werden, ist gewiß unrichtig, am Wenigsten aber aus früher erzählten Gründen auf Wibald anwendbar. Konrad stand endlich auch davon ab, diese beiden Männer nach Rom zu senden, und ersah sich dazu zwei andere Prälaten. Erst nachmals, als auf dem Reichstage zu Würzburg der Italienische Feldzug beschlossen worden war (1151), ging Arnold, den unterdessen wirklich die Wahl zum Erzbischof von Cöln getroffen hatte, nebst Wibald zum Papste, von welchem sie freudig aufgenommen wurden. (Ep. 327. Ep. 340.) Eugen forderte in Folge dessen die deutschen Prälaten auf, daß sie Konrad auf dem Römerzuge begleiten sollten (Ep. 339); allein dieser unterblieb, da der König bereits am 15. Febr. 1152 seinem Sohne Heinrich in's Grab folgte. Wibald drückte in einem schönen Schreiben an die Mönche von Corvey seinen Schmerz über den Tod seines königlichen Herrn aus. „Aber warum nenne ich ihn", sagte er, „Herrn, da ich in ihm mehr als ein natürliches Gefühl gegen mich stets wahrgenommen habe? Denn seinen

Kindern hat er mich in keiner Hinsicht nachgesetzt, seinen Brüdern, obschon sie den höchsten fürstlichen Rang bekleideten, hat er mich oft vorangestellt." Es beschäftigte Wibald nunmehr ganz besonders die Angelegenheit der Wahl des neuen Königs. Ueber diese Wahl, die auf Friedrich von Schwaben fiel, stattete er dem Papste in einem Schreiben (Ep. 344) Bericht ab, und erzählt, daß viele Fürsten begehrt hätten, Friedrich möge sogleich nach seiner zu Aachen vollzogenen Krönung gleichsam an Konrad's Stelle den Römerzug antreten, man habe es aber doch für schicklicher gefunden, daß eine besondere Einladung des Papstes abzuwarten sei. „So wurde", schreibt er, „die Arbeit leicht in Ruhe verwandelt. Es ist nämlich das Herz des Königs in der Hand Gottes, das er, nach dem Verdienste der Unterthanen, dahin wendet, wohin Er will. Ich sage dieß, weil, wie ich glaube, unser König noch nicht dreißig Jahre alt ist; er war bis dahin scharf an Geist, schnellen Entschlusses, glücklich im Kriege, begierig nach großen Dingen und nach Ruhm, unduldsam gegen Beleidigung, zugänglich und freundlich und in seiner Muttersprache außerordentlich beredt."

Wibald, der um dieselbe Zeit von seinen ehemaligen Mitbrüdern, den Mönchen von Vasor, zu ihrem Abte gewählt worden war, wurde wie Konrad's, so nunmehr auch Friedrich's I. treuer Rathgeber. Der König zeichnete auch ihn vor andern Reichsfürsten aus, und stattete ihm als einem ihm nahestehenden Freunde in seinen Briefen über sein Wohlbefinden und über verschiedene Ereignisse seines Lebens Bericht ab. Eine Frevelthat, welche von zwei Rittern, Folkwin und Widukind, gegen Stadt und Kirche von Corvey ausgeübt worden war, indem jene, während Wibald auf der Diöcesansynode zu Cöln sich aufhielt, mit gewaffneter Hand das Kloster überfielen, gab Friedrich eine Veranlassung, seinen Eifer für die Beschützung seines Freundes an den Tag zu legen. Er schrieb ihm bei dieser Gelegenheit: „Außer dem gemeinschaftlichen

Gesetze der Liebe, durch welches Wir verbunden sind, alle Fürsten des Reiches in Ehren zu halten, umfassen wir Deine Person mit besonderer Zuneigung, und wollen Dasjenige, was Deine Ehre angeht, nach allen Kräften befördern. . . . . Binnen Kurzem, so bald sich Uns, wenn Gott es verleiht, die Gelegenheit bietet, werden Wir Dir eine solche Genugthuung verschaffen, daß Andere zitternd davor zurückschrecken sollen, Aehnliches zu begehen." Am Schluße des Briefes ladet Friedrich den Abt auf sehr freundliche Weise zu dem zu Würzburg zu haltenden Reichstage ein (Ep. 366); in einem andern, im folgenden Jahre (1153) geschriebenen Briefe, fordert er ihn auf, zu ihm auf Allerheiligen nach Cöln zu kommen, und fährt dann fort: „Nachdem wir dann durch vertraulichen Bericht die Dir zugefügten Beleidigungen und Deine Beschwerden vernommen haben, werden wir Deiner Liebden und Deinen Leuten deutlich zeigen, daß Du durch Deinen getreuen und langen Dienst, den Du auf anerkennenswerthe Weise Uns und dem Reiche bisher geleistet hast, in allen Stücken Unsere Gunst Dir erworben hast. Denn wer immer Dich in irgend Etwas beeinträchtigt hat, wird ohne Zweifel erkennen, wie er sich den Verlust Unserer Gnade zugezogen hat." (Ep. 399.) Einen Ausdruck der Gesinnung Friedrichs gegen Wibald enthält auch ein Schreiben, womit er ihn zu seiner Curie nach Ulm auf Lichtmeß 1156 einladet. „Daß Du über Unser Wohlbefinden, als Unser ganz besonders Vertrauter, Dich erfreuen werdest, hegen Wir keinen Zweifel, und so wollen Wir Dir erzählen, wie Wir, nachdem Unsere Angelegenheiten in Burgund auf großartige Weise erledigt worden sind — das Geburtsfest des Herrn zu Speyer herrlich gefeiert haben. Wir werden dann auf Lichtmeß Unsere Curie zu Ulm halten — wohin schnell Uns begebend, Wir Dich gleichsam als Unsern Herzensfreund einladen." Ganz vorzüglich bezeichnend für das Vertrauen, welches Friedrich zu Wibald hegte, ist aber das Einladungsschreiben, mit welchem dieser ihn im Jahre 1157 nach Nimwegen berief. Hierin heißt es: „Was der Ruf verkündet, das macht

das Zeugniß der Werke klar, daß Deine Person, die im Schmucke vieler Tugenden, bewunderswerther Beharrlichkeit und Reinheit des Glaubens strahlt, schwerer von der Treue gegen das Kaiserthum nachläßt, als die Sonne von ihrer Klarheit. Daher erklären Wir, in aller Weise auf Deine ehrenhafte Gesinnung vertrauend, daß alle wichtigen Angelegenheiten des Reiches mit Hinzuziehung Deines Rathes behandelt werden sollen; und wie Du in der Treue und Aufrichtigkeit der Vorzüglichste bist, so wünschen Wir Dich stets in Unsern Geschäften als den Ersten, und ohne Unterbrechung bei Uns zu haben." Bei diesem nahen Verhältnisse, in welchem Wibald zu Friedrich stand, war er daher auch Derjenige, dessen sich jener zu seinen Verhandlungen mit dem griechischen Hofe bediente, indem er die von Konrad angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen ebenfalls zu befestigen sich bemühte. Genoß Wibald bei seinem königlichen Herrn ein so großes Vertrauen, so wurde dieß in nicht minderem Maße ihm jeder Zeit von dem Oberhaupte der Kirche erwiesen. Nicht nur blieb Eugen III. in fortwährendem freundlichen Verkehre mit Wibald, und empfahl ihm vorzugsweise die an den Hof Friedrich's abgesendeten Legaten (Ep. 386), sondern auch seine beiden Nachfolger, Anastasius IV. und Hadrian IV., hielten ihn in großen Ehren. Der Erstere verlieh ihm im Jahre 1154 das Privilegium, auf Lebenszeit einen Ring zu tragen, und schrieb ihm bei dieser Gelegenheit (Ep. 404): „Der apostolische Stuhl hat stets denjenigen Kirchenfürsten, deren besondere Anhänglichkeit er erkannte, Ehren in reichlicherer Fülle erwiesen, und ist ihren billigen Wünschen mit größerer Bereitwilligkeit entgegengekommen. Daher rührt es, daß Wir, bewogen durch die alte Anhänglichkeit, die Du, wie bekannt, gegen den päpstlichen Stuhl seit lange hegst, und dazu geneigt gemacht durch die Bitte einiger Unserer Brüder, Dir nach gewohnter Milde des päpstlichen Stuhles den Gebrauch des Ringes, jedoch nur auf Deine Lebenszeit verleihen, und als Zugabe Unserer Gewogenheit Dir auch den Ring durch

nach Teutschland sendete, ei
gendste, und bat ihn im Jah
hänglichkeit gegen den päpstl
gegen ihn ausgesprochenen Be
chen Stuhle stets getreue Wib
chischen Kaiser, zu welchem e
gelassen habe, weiset Hadrian
aber ersparte Wibald den Sch
welche sein kaiserlicher Herr
noch zu erleben. Auf einer zw
starb er, nach jenem vielbewegt
ben, fern von dem Vaterlande,
Friedrich vielleicht vor manchem
im Jahre 1158 am 14. Augus
wie man allgemein glaubte —
den in Stablo beigesetzt, und a
Todestag eingegraben. Die Chr
Inschrift, die der ausgezeichnete
lich auf seinem Grabsteine stand

Wibaldus Deo
Qui vixit dum vixit inter mortale
Summo Pontifici ...

XXXVIII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Der Legitimistencongreß in Wiesbaden. Unmöglichkeit eines Sieges des rechtmäßigen Königthums in Frankreich ohne Bürgerkrieg. Ernste Bedeutung des letztern. Unzulänglichkeit der dermaligen legitimistischen Demonstrationen. Trauriges und nutzloses Zerwürfniß unter den französischen Royalisten. Merkwürdiger Fall des Einschreitens der preußischen Preßpolizei zum Schutze der literarischen Reformjuden gegen mißliebige Urtheile wohlgesinnter Journale. Das Verlangen des Professor Bayerhofer, Präsidenten der hessischen Ständeversammlung, nach der sozialen Republik. Das Zerwürfniß zwischen Preußen und Oesterreich. Preußens historischer Brief. Die jetzige Krise seit Generationen vorbereitet. Die Demonstrationsmethode der preußischen Denkschrift vom 25. August d. Js. Entgegengesetzte Bedenken. Was wird die Nachwelt dazu sagen?

Den 2. October 1850.

Ohne uns im Geringsten ein entscheidendes Urtheil über die Zukunft des Grafen v. Chambord anmaßen zu wollen, sind wir dennoch der Meinung, daß die Demonstration zu Wiesbaden, die eben auch nur in der Aufwartung mehrerer hundert Legitimisten bei dem Prätendenten bestand, ein ziemlich unschuldiges Mittel, und schwerlich geeignet sei ein gedeihliches Ergebniß, weder zu Gunsten Heinrichs V., noch des „monarchischen Princips" überhaupt herbeizuführen. Daß in Frank-

reich sich der Kreis Derer ansehnlich vergrößert haben möge, die, wenn überhaupt noch eine Möglichkeit der Rettung, so in einem rechtmäßigen und erblichen Königthume das alleinige Mittel derselben erblicken, — dieß glauben wir gerne. Aber eben so wenig können wir uns darüber täuschen, daß diese frommen Wünsche des royalistischen Frankreichs nur durch einen Bürgerkrieg verwirklicht werden könnten, blutiger wie ihn Frankreich je gesehen hat. Und dieser innere Krieg müßte, umgekehrt wie in Portugal, in Spanien, in der Schweiz, zu Gunsten des Rechts und der Ordnung ausschlagen. Man hört jetzt häufig in Frankreich, selbst aus dem Munde ganz nüchterner und friedlicher Leute das große Wort gelassen aussprechen: ce qui nous faut, c'est une guerre civile. Ist aber das heutige Frankreich nicht zu desorganisirt für einen soliden, ordnungsmäßigen Bürgerkrieg? Könnte ein solcher anders enden, als in dem heillosesten anarchischen Wirrwar? Allerdings halten auch wir den Beginn der Genesung der Gesellschaft dortlandes für unmöglich ohne einen innern Krieg. Diejenigen aber, welche an eine nochmalige Restauration der Lilien glauben, ohne daß diese mit Strömen Blutes begossen würden, gehen, wie wir fürchten, jedenfalls einer schmerzlichen Enttäuschung entgegen. Niemand hat zudem Brief und Siegel darauf, daß bei einer etwaigen Schilderhebung nothwendig die gerechte Sache triumphiren werde; Niemand darf, wie es leider die uralte Unsitte der französischen Royalisten ist, es für rein unmöglich halten, daß Gott den Gang der Geschicke auch ganz anders geordnet haben könnte. Nur Eins ist gewiß: jeder Kronprätendent von Frankreich muß entweder auf sein Recht verzichten, oder sein Leben an seine Krone setzen. Wählt er das Schwert, so muß die höhere Fügung in dem großen Gottesgericht, welchem er dann entgegengeht, seinen Waffen den Sieg geben, und dann erst wird alle Welt erkennen, was geschrieben steht: per me reges regnant. Ohne solches *Urtheil* kein Heil für das rechtmäßige Königthum des Hauses

Bourbon! Durch Debatten, durch Demonstrationen, durch Verwahrungen, durch Erklärungen und Gegenerklärungen, werden nicht einmal Jene, welche die weiße Kokarde aufzustecken bereit wären, zusammengehalten, geschweige denn die Gegner gewonnen. Dem aber, dessen Waffen Gott den Sieg verleiht, werden sich die Einen, wie die Andern unterwerfen. Bis jetzt war das einzige Ergebniß des Wiesbadner Legitimistencongresses kein anderes, als das Zerwürfniß und der zornige Disput der beiden Fractionen des französischen Royalismus, deren eine den Thron auf die alte Basis des göttlichen Rechtes stellen, und deren andere der großen Lüge vom souverainen Volke noch eine nutzbringende Seite ablisten möchte. Wir gestehen, daß ein peinliches Gefühl es uns unmöglich macht, diesen Debatten, die sich fortwährend um ihre eigene Achse drehen, und ihrer Natur nach ohne Thaten zu keinem Ergebniß führen können, auch nur zu folgen.

Den 3. October 1850.

Während die Beleidigungen Gottes und der Kirche im neuesten deutschen Kriminalrechte meistentheils schon nach dem Buchstaben des Gesetzes aufgehört haben Verbrechen zu seyn, und die empörendsten Angriffe auf unsere Fürsten, auf die Existenz der Gesellschaft und auf die gemeine Ruhe und Sicherheit nur noch in den seltensten Fällen wirklich gestraft, in der Regel aber, nach erfolgter Freisprechung des Angeschuldigten durch Triumphzüge, Ständchen, Festmahle und sonstigen Jubel aller Art gefeiert werden, wacht das „Auge des Gesetzes" mit gewissenhafter Sorgfalt darüber, daß das strahlende Verdienst der Reformjuden, jener edlen Menschenklasse, welcher Deutschland seine Märzerrungenschaften mindestens zur größern Hälfte

verdankt, nicht durch unehrerbietigen Zweifel verdunkelt, oder gar durch dreisten Widerspruch um seine verdiente Anerkennung gebracht werde. Von dieser Seite angesehen, verdient den straflos bleibenden Gräueln der Presse gegenüber, nachfolgender Fall einen Platz in der künftigen Geschichte Deutschlands. Er gehört auch zu jenen Zeichen, aus denen sich erkennen läßt, wo wir stehen und wohin wir gehen.

Kurz nach Sefeloge's Attentat stand in der Neuen preußischen Zeitung folgender Artikel:

„Die Hauptquelle alles Unheils, und der immer höher anschwellenden Gottlosigkeit ist die demokratische Presse, und sollte es auch sonst an jedem näheren Zusammenhange zwischen dem mißlungenen Königsmorde und der „„Volkspartei““ fehlen: in der Presse ist der Punkt, wo die Theorie der Praxis begegnet. Klubbs und Vereine, Prozessionen und Fackelzüge, oder wie man die Apparate einer volksthümlichen Aufwiegelei sonst nennen mag, sie sind zwar auch nicht ohne Gefahr, besonders wenn es gilt, die Leidenschaften der Masse für eine bestimmte That bis zum Siedepunkte zu erhitzen, doch ist ihr Reiz ein vorübergehender, und ihre Wirksamkeit durch die Natur der Mittel auf einen kleineren Kreis beschränkt, verglichen mit der Presse, die in ihrer stetigen und allgemeinen Wirkung mit jedem Schritte weiter neue Kräfte und Reize gewinnt. Umsonst beschränkt man deßhalb die Klubbs und Vereine, umsonst verbietet man die Volksversammlungen, so lange es der demokratischen Presse gestattet bleibt, Tag um Tag den Mehlthau ihrer Lehren über die Völker auszugießen und ungestraft das Gift feil zu halten, dessen Genuß die Einzelnen und die Staaten zum Tode führt. Freilich dürfen wir dabei nicht vergessen, daß wir es unter der Censur bis zum 18. März des Jahres der Schande gebracht haben, und daß es daher mit Verboten und Repressivmaßregeln allein nicht gethan ist, freilich dürfen wir uns nicht der Täuschung hingeben, daß die

furcht- und fruchtbaren Lügen der demokratischen Presse auf die Zeitungsschreiber beschränkt seien, und daß die Masse des Volks noch nichts davon wisse. In den Köpfen der demokratischen Journalisten wird nur das durchdacht und logisch durchgeführt, was in einem nicht geringen Theile des Volks lebt und wirkt, und die demokratische Presse würde nicht so schreiben können, und wäre eben nicht so „„populär““, wäre ihr Anhang nicht von demselben bösen Sauerteige durchdrungen. Dennoch aber ist es nicht dasselbe, ob das Ei der Schlange, ob der ausgebrütete lebendige Drache, und wenn wir auch wirkliche dauernde Hülfe nur von positiven Thaten und nur von dorther zu erwarten haben, von wo alle gute Gabe kömmt, wir sollen das Eine thun, und das Andere nicht lassen. Wir haben Gott gedankt für die wunderbare Errettung unseres theuern Königs, wir danken ihm aber auch für die doppelte Gnade, daß er durch die Hand jenes Buben so Manchen wieder aus seiner Sicherheit emporgeschreckt und hingeführt hat auf die Gefahr und Zeichen der Zeit. Was wir beendet haben, war nur ein Vorpostengefecht, die eigentliche Schlacht ist noch zu schlagen, und vielleicht früher, als wir meinen.“

Dann folgte in der nächsten Nummer die Fortsetzung dieser zeitgemäßen Betrachtung.

„Wo sind die Hauptträger der demokratischen Presse, und welches sind die Kreise, aus denen jene Volksvergiftungsanstalten sowohl äußerlich als innerlich ihre besten Kräfte ziehen? Es sind die Kreise, wo das getaufte und das jüdische Antichristenthum sich die Hände reichen, und es sind die Juden, welche sich durch die Hoffnung betrügen, die Stellung, welche sie durch Untreue und Abfall verscherzt, durch Hochverrath und Gotteslästerung wieder ertrotzen zu können. Nicht die frommen rechtgläubigen Juden, deren Zahl noch immer größer ist, als der kleinmüthige Zweifel meint, und die „„wir lieben um eines Juden willen““, nicht die Juden, welche

kratischen Presse die Mittel zufließen, man
welche nicht bloß heute, sondern schon seit
haften und erbitterten Vernichtungskampf
was Christ oder Christenthum heißt, und n
der Uebertreibung bezüchtigen, wenn wir
Leiter und Beförderer der gottlosen, hochve
wenigstens zu zwei Dritteln aus den Reihen
kes hervorgegangen sind, ein Zahlenverhä
christlichen Völker zur gerechten Nothwehr
war es, so ist es, und so wird es auc
gerechte Gericht Gottes den Verrath und die
abgefallenen Theiles des jüdischen Volks dur
tilgen wird, dergleichen die Welt noch nimm
dann unzweifelhaft auch die Unschuldigen n
Es ist dieß kein Phantasiestück, die Furchts
es ist eine wohlgemeinte Warnung, der es
an blutigen Belägen fehlt, und wer nicht
Zeichen der Zeit, der wird es leicht begreifen
nes Fingerzeiges bedarf, um den Haß und
Proletariats oder des „„eigentlichen““

einfach die Geschichte zu Gunsten der Judenherrschaft confiscirt, und alles Gerede von Freiheit der Meinung, von Entfesselung der Wissenschaft, von Emancipation der Presse aus unwürdigen Banden, Lüge und widerliche Gleißnerei. Noch bedenklicher wäre es, wenn die in der zweiten Hälfte enthaltene Warnung zur Drohung umgedeutet, und als solche ein Verbrechen seyn sollte. Die frommen, rechtgläubigen, reichen Juden, an welche sie gerichtet ist, kennen ihre gefährliche Lage besser, und wissen zuverlässig den wohlgemeinten, nichts weniger als aus der Luft gegriffenen Wink zu schätzen, der sie auf einen sich dicht vor ihren Füßen öffnenden Abgrund aufmerksam macht, welchem der gott-, brod- und heimatlose jüdische Literatenpöbel, der die deutsche Presse beherrscht, vorzugsweise gerade sie entgegentreibt. Möchten sie in jener Warnung eine Aufforderung finden: diesem Gesindel, statt der bisher noch immer gewährten Unterstützung, lieber aus allen Kräften entgegenzuwirken. Wäre ein solcher warnender Fingerzeig ein Verbrechen, so müßte auch der Arzt wegen lebensgefährlicher Drohungen prozessirt werden, der etwa zum Kranken sagte: lieber Herr! wenn Sie dermaßen mit Schlemmen und Dämmen fortfahren, wie sie angefangen haben, so sind Sie ein Kandidat eines Schlaganfalls. Oder man müßte einen guten Freund, der seinen Nachbarn darauf aufmerksam macht: daß, wenn er wie bisher sein Geld in die Spielhöllen trage, er sich mit Weib und Kind an den Bettelstab bringen werde, wegen versuchter Plünderung zur Untersuchung ziehen. Wie evident dieß Alles aber auch sei, die Breslauer Judenschaft hat in den hier mitgetheilten Artikeln eine Aufreizung zum Haß und zur Verachtung gegen die dort bezeichnete Spezies der Juden erkannt, und diese Unthat der hohen Obrigkeit denunzirt, der königliche Staatsanwalt, ein Herr **Meier**, die Ansicht der Juden zu der seinigen gemacht und die Anklage erhoben, das Schwurgericht hat dießmal ausnahmsweise sein Schuldig ausgesprochen, und das Strafurtheil lautet auf vier-

...., ... jüdischen Radica
keinen Segen bringen; er kann
schaft, die sich Jungisrael anm
sprochene Gefahr für „Schuldi
nicht vermindern. Heute schon
auch in solchen Kreisen für die „
tei, wo man sonst derselben n
derselben, sagt der Magdeburg
und durch wahr; „sie haben ta
sich, von dem Tage an, wo
Herausgeber der Wolfenbüttel'sche
schenkten, bis auf die mit keine
Schandthaten jüdischer Wühler i
ferner." — Vielleicht läßt also a
tung" der Warnung, die wir ih
heute Gerechtigkeit widerfahren,
denbürschen fortan nicht mehr ih
und Verdächtigung der katholisch

Berlin gethan, macht in diesem Augenblicke die Runde durch alle deutschen Zeitungen *). Und solchen Thatsachen gegenüber glauben heute noch, nicht bloß gewöhnliche Casinopolitiker, sondern Staatsmänner oder Solche, die es seyn sollten, daß zwischen dieser geistigen Strömung einerseits und der fürstlichen Macht, der monarchischen Ordnung, dem friedlichen und rechtlichen Zustande der Gesellschaft, dem Schutze des Eigenthums andererseits eine Vermittelung möglich sei, und daß es sich in Kurhessen eben um nichts Anderes handle, als um schiedsrichterliche Interpretation einiger Verfassungsparagraphen, verbunden mit der Entfernung eines „unpopulären" Ministers.

Den 5. October 1850.

Das Zerwürfniß zwischen Preußen und Oesterreich ist auf einen Punkt gediehen, wo von der einen wie von der andern Seite schwerlich noch andere Gründe herbeigezogen werden können, als jene, welche die letzten Argumente der Könige zu seyn pflegen. Daß sich an einen solchen Disput der Untergang des letzten Restes oder Scheines einer deutschen Einheit

*) Sitzung vom 27. October 1848. Es folgen die Berichte der einzelnen Kreisausschüsse. Bayerhofer für Oberhessen sagt: „In Marburg besteht ein demokratisch-sozialer Verein, ein Verein der Republikaner und eine Turngemeinde, welche zusammen einen Bezirksausschuß in Marburg gebildet haben. Oberhessen ist völlig demokratisirt, hofft von Frankfurt, dem reaktionären Dorf, worin Alles zu Nichts wird, Nichts mehr, sondern wartet nur auf die allgemeine demokratische Republik, welche von den Centralpunkten kommen muß. Auch die Bauern der dortigen Kreise fragen oft, ob die Republik nicht bald kommen werde? Wir wollen übrigens keine, als die **soziale Republik**, wir wollen kein bloßes Formenwesen!"

bittere Kelch getrunken werden! Preußen
schen Beruf, so jetzt am Bunde, wie einst
scher Nation erfüllen; unfähig ein neues
serthum zu stiften, muß es wenigstens, was
schem Bestande da ist, auflösen und zerstöre
genes Geschick erfüllt haben wird, dem es
raschen Schrittes, aber mit verbundenen Au

Der Kampf, zu dem die Deutschen
wetzen, konnte verschoben, aber nicht für
werden. Nach dem Gange, den die deuts
dreihundert Jahren, die preußische seit dem
drich Wilhelm genommen, mußte der Augen
Preußen in der einen oder andern Form,
jenem Namen, die Hand nach der obersten B
deutschen Landen ausstrecken würde. Seit
es zu dem letzten, kühnen Sprunge angeset
wie wir es müssen, in dem preußischen Vol
stamm ehren und lieben; wir mögen es freud
erkennen: wie viel herrliche Elemente einer b
liegen, und dennoch

bringen möge, vergessen wir es nicht: die Politik des preußischen Kabinets von dem preußischen Volke, das über dem preußischen Staate und seinem historischen Charakter schwebende Verhängniß selbst von den einzelnen Trägern und Vertretern der preußischen Diplomatie zu unterscheiden. Nur durch diese Unterscheidung sichern wir uns ein historisch-gerechtes Urtheil, und nur durch solche Unbefangenheit wird es uns möglich, uns Angesichts der großen Krisis, an deren Schwelle wir stehen, von kleinlichem Hasse und unwürdiger Erbitterung frei zu halten.

Was uns hauptsächlich schmerzt und wahrhaft betrübt, ist die unwürdige Rolle, welche wir die offizielle, preußische Publizistik inmitten dieser Vorbereitungen zu der nahenden großen Entscheidung spielen sehen. Wenn Preußen frei heraus erklärte: es erkenne keinen Bund der deutschen Fürsten und freien Städte mehr an; dieser sei an den Ereignissen des Unglücks-Jahres 1848 zu Grunde gegangen; was seitdem geschehen, habe eben nur in Versuchen bestanden, eine neue Einheit zu Stande zu bringen; diese hätten zu keinem Ergebnisse geführt; — folglich gebe es weder Reich noch Bund mehr; — dann wäre wenigstens die, gegen die Berufung des Bundestages gerichtete preußische Beweisführung, so verderblich und unheilschwanger für Deutschland sie auch seyn möchte, nicht im Widerspruche mit sich selbst. Genau genommen läuft jene Demonstration (wie sie namentlich in der Denkschrift vom 25. August d. Js. niedergelegt ist) auch auf kein anderes Ziel hinaus. Aber sie hält mit dem letzten Worte zurück, sie tergiversirt, sie verbirgt sich hinter pfiffigen Umredungen, die in jedem unbefangenen, redlichen Gemüthe einen unnennbar widerlichen Eindruck zurück lassen müssen. Die gesammte preußische Beweisführung gegen die rechtliche Möglichkeit einer Wiederzusammenberufung des Bundestages dreht sich nämlich bald um die Verwechselung, bald wieder um eine Spaltung und Trennung der beiden Begriffe: Bund und Bundesver-

sammlung, die wir — ehrlich gestanden! nicht anders als sophistisch und rabbulistisch bezeichnen können.

Der Bund ist die unauflösliche, immerwährende, völkerrechtliche Vereinigung der deutschen Fürsten und freien Städte, zu den bekannten in der Bundesacte genannten Zwecken.

Die Bundesversammlung ist der vertragsmäßige, permanente Congreß der Mandatarien dieser Paciscenten.

Nun behauptet die preußische Diplomatie, daß die Bundesversammlung für jetzt und immerwährende Zeiten untergegangen sei, der Bund aber fortbestehe. Dieser brauche zu seinem Bestande gar keiner Bundesversammlung. Der Verfaßer der oben erwähnten Denkschrift (wie es heißt, Geh. Rath Mathis) meint: der Bund habe ja von Juni 1815 bis zum Herbste 1816 ohne Bundesversammlung bestehen können, warum nicht auch für alle Zukunft? Wenn die Gelegenheit nicht zu ernsthaft wäre, sollte man meinen dieß sei nur spottweise gesagt. Es ist fast unmöglich, daß Herr Mathis den kleinen Nebenumstand gänzlich übersehen haben könnte: daß während jener ganzen damaligen Anfangsperiode die Verpflichtung für die Bundesglieder bestand, die Bundesversammlung in den bundesmäßig bereits festgestellten Formen zu beschicken. Der Zusammentritt, der thatsächliche Beginn der Thätigkeit, der Anfang der Geschäftsführung des Bundestages war rein und lediglich eine Zeitfrage. Die Geschäfte konnten ohne erheblichen Nachtheil bis auf die Eröffnung der Sitzungen verschoben werden, gerade so wie sie während der Ferien ganz oder theilweise liegen bleiben dürften. Wußte man doch daß und in welchen Formen, nach welchen Gesetzen und auf welche sonstigen, factischen und rechtlichen Voraussetzungen gestützt, die Versammlung ihre Arbeiten beginnen werde. Nach dem dermaligen Systeme der preußischen Diplomatie soll sie aber in alle Ewigkeit vertagt seyn.

Wir wollen der Berufung des Herrn Mathis auf die Zeit vom Juni 1815 bis Herbst 1816 ein anderes Beispiel gegen-

über stellen. Setzen wir den logisch keineswegs unmöglichen Fall, daß am 3. April 1833 statt des burschenschaftlichen Angriffes auf die Constablerwache das Bundespalais in der Eschenheimergasse, gerade während einer Plenarversammlung sämmtlicher Bundesgesandten, in Folge einer tricoloren Pulververschwörung, sammt Casse, Registratur und Kanzlei in die Luft geflogen wäre; hier ließe sich im buchstäblichen Sinne sagen: die Bundesversammlung sei mit Mann und Maus untergegangen. Wäre damit der Bund auch vernichtet gewesen? gewiß nicht. Und warum nicht? Nun, weil für die Glieder des immerwährenden Bundes die Verpflichtung fortbestanden hätte, die Bundesversammlung durch Absendung neuer Gesandten ohne allen Verzug wieder neu zu erzeugen. Wir wissen, daß die preußische Diplomatie, nach der Stellung, die sie neuester Zeit zur deutschen Revolution genommen hat, die Anwendbarkeit dieses Beispiels auf die Schicksale des Bundestages im Jahre 1848 bestreiten muß. Aber so viel scheint uns doch gewiß und bei einigem guten Willen auch für mäßige Fähigkeiten begreiflich: ein Bund, der weder actu noch virtualiter, weder in der Gegenwart noch in der rechtlich gewissen Aussicht, ein „Organ seines gemeinsamen Willens und Handelns" besitzt, ein solcher Bund hat eine auffallende Aehnlichkeit mit jenem berühmten Versailler Spiegel, der ohne Glas und Rahmen 10,000 Franken kostete. Ein Bund dieser Art gehört in jene Classe von Wesen, welche die Scholastik Nonentia (auf deutsch: Undinge) zu nennen pflegte. Und nach diesem Bilde wollte Preußen das einzige und letzte Band gestalten, welches die Deutschen nach dem Untergange des Reiches noch zusammenhielt!

Die einzige Frage, auf die es ankömmt, ist die: haben die Ereignisse des Jahres 1848 bloß die damalige Bundesversammlung, oder haben sie auch den Bund vernichtet? Den Mittelweg: die Fortdauer des Bundes zu behaupten, und die Zusammenberufung der Bundesversammlung für un-

... nicht unerhebliche Gri
Entscheidung, welche Behauptung die rich
seyn lassen.

In solchen Fällen trifft nicht der Sch
die Wahl, sondern der sittliche Tact, die
politischen Bedeutung des gegenwärtiger
Moments, und die wahrhafte, ehrliche Lieb
terlande, die sich in der Versuchung bewäl
colore Afterenthusiasmus die Maske fallen
größerer Sondervortheil geboten oder die A
hofften, eigensüchtigen Gewinn entzogen wi

Es ist hier nur unsere Absicht einen
gerungen zu werfen, die sich ergeben, je na
einen oder andern Standpunkte ausgeht.

Ist der Bund wirklich durch die Ereign
hat Preußen insofern Recht, als dann wirk
nes gemeinsamen Willens und Handelns m
wären aber auch alle „ehemaligen" Glieder
des disjecta membra, die ohne gegenseitige
ten, auf dem Ocean der revolutionären ...
is gegeben ...

Besteht aber der Bund, so besteht auch die Bundesversammlung, insofern die Verpflichtung fortbestand und besteht, dieselbe wieder zusammen treten zu lassen, nachdem die provisorisch ihre Stelle vertretenden Organe untergegangen oder sonst erloschen waren. Besteht der Bund, so besteht er so lange, bis die Verträge definitiv geändert sind, durch die er besteht. Besteht der Bund, so sind die neuesten Erlasse Preußens in Beziehung auf Kurhessen ein Bruch des Bundes zu Gunsten der Revolution.

Gegen dieses: entweder — oder, daß der Bund und folglich die Verpflichtung besteht: die Bundesversammlung wieder zusammentreten zu lassen; oder daß der Bund, und mit ihm Deutschland, nicht mehr besteht; sucht die heutige preußische Diplomatie die, auf eine captatio benevolentiae der Revolution berechnete Insinuation geltend zu machen: die bundesgetreuen Regierungen, Oesterreich an der Spitze, verletzen ihr dem deutschen Volke (warum nicht lieber gerade herausgesagt: der Revolution?) gegebenes Wort, wenn sie zum Behufe der Berathung künftiger Verbesserungen zum alten Bundestage zurückkehren. Abgesehen von der Frage: ob denn wirklich und wem dieses Wort, bei welcher Gelegenheit und zu welchem Zwecke es gegeben wurde? und ob der patriotische Zorn gegen die Bundesversammlung nicht eigentlich bloß der Anstalt zur gemeinsamen Abwehr der Zerstörung, genau genommen also dem Bestande jedweder Regierung in Deutschland galt, so ist die einzige Bedeutung dieses Versprechens, zu welchem selbst Preußen zu bekennen sich wagen wird, doch wohl keine andere als die: daß Deutschland ein höherer Grad von Einheit und innerem Zusammenhang gewährt werden sollte, als es unter der deutschen Bundesverfassung von 1815 besaß. Nun wohl! Wenn nun eine Verfassung, die diese Vortheile gewähren könnte, auf den bisher eingeschlagenen Wegen nicht ausfindig zu machen war, — was denn? Soll dann im Namen der Einheit der letzte Rest der Einheit bekämpft werden? oder soll nicht lieber, bis die

unsrer Ehre. Sie wird sagen: Preußen hat,
Einheitsritte des Königs durch die Straßen
fangen, die Einheit, Macht und Größe des
terlandes im Munde geführt, und es hat mit
werkstelligten Auflösung Deutschlands in unvers
aufgehört. Der Dank für diese Errungenschaft
Sie wird sagen, dieß und nichts Anderes lag
monstrationsmethode der preußischen Staatssch
herein als letzter Zweck und endliches Ziel zu
wird sagen: Preußen ist es gewesen, welc
Verwirrung erregte, die über Deutschland herein
im Tumulte des Nächsten Eigenthum als herr
handeln zu dürfen. Sie wird sagen: diese f
nach dem deutschen politischen Primat, oder
lichster Erweiterung seiner Gränzen, diese n
dieser traurige Abgang an Liebe der Wahrheit
vorgespiegelte Hunger und Durst nach schwar
Einheit ist das lösende Wort des Räthsels der
tik des preußischen Kabinets der Errungensch
O! möchte heute noch ein rechtzeitiges

XXXIX.

Die neuesten Schicksale des Collegium Germanicum in Rom.

Dem deutsch-ungarischen Collegium in Rom ist in neuerer Zeit in vielen Kreisen wieder eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden, und das Interesse für diese historisch wichtige und in der Gegenwart noch bedeutende Anstalt hat sich selbst bei Vielen, die derselben nicht besonders gewogen sind, keineswegs gänzlich verloren, so sehr man sich auch bemüht hat, sie, wie alles Römische, dem leicht zu täuschenden Publikum in einem gehässigen und Mißtrauen erregenden Lichte darzustellen. Gerade jetzt, wo durch unsere erschütterten politischen Zustände ein großes Schwanken in der Methode der Heranbildung jenes Theils der Jugend, welcher einst die höchsten und edelsten Interessen der Menschheit zu wahren und zu fördern berufen ist, fast allenthalben eingetreten, wo bei fortwährender Lockerung aller disciplinären Bande, unter endlosen Fortschrittsbestrebungen, unter zahllosen Reformprojekten der Studienpläne, der Kern einer gediegenen christlichen Erziehung uns für immer zu schwinden droht und der höhere Unterricht immer mehr seiner wahren Stützen beraubt wird: dürfte dieses Institut eine um so größere Beachtung verdienen, als es in den Principien das Stabile der

auch im Einzelnen Mangelhaftes sich zeigt,
nicht so leicht beseitigt werden könnte: so bietet
ein so erfreuliches und erquickliches Bild, daß
für seine Kirche begeisterten Katholiken, der
des Clerus und an dem Grad seiner moralisch
tuellen Befähigung innigen Antheil nimmt,
friedigung bei ihm verweilen kann. Viele gele
tende Männer des Auslandes, die in Rom sel
Collegium kennen lernten, waren erstaunt, etn
res in ihm zu finden, als sie nach den ihnen b
derungen erwartet, welche diese „Pflanzschule
Jesuitismus" mit allen möglichen Farben a
nicht mit denen der Wahrheit; Viele gingen
dannen, die mit Argwohn und Vorurtheil gekom
nen noch jetzt unter den angenehmsten Stunden
die Zeit ihres Aufenthalts unter den Zöglingen
Die neuesten Erlebnisse derselben sind in Deutsch
wenig bekannt, und es dürfte daher vielen Leser
politischen Blätter nicht unerfreulich seyn,
darüber zu vernehmen, so weit es aus gl

Die Geschichte der Anstalt von ihrer Gründung bis zu Gregor's XIII. Tod hat der Jesuit Julius Cordara in einem zierlichen Latein geschrieben. (Collegii Germanici et Hungarici historia lib. IV. Romae 1770.) Dieses Werk, dem Cardinal Migazzi, Erzbischof von Wien, gewidmet, der wie Frankenberg Zögling der Anstalt war, gibt die genannte Periode sehr genau, läßt aber die große Lücke von 1585 bis 1770 fast ganz unausgefüllt; nur der Katalog der vorzüglichsten Alumnen gibt für diesen Zeitraum einige Andeutungen, und das vierte Buch beschäftigt sich mit dem Zustande des Instituts, wie er vor der Auflösung des Jesuitenordens war. Doch wenn auch, wie Cordara's Aeußerungen schließen lassen, nur sehr wenige historische Denkmäler aus jener langen Zwischenzeit vorhanden sind, so ließe sich dennoch aus den vorhandenen Notizen bei andauerndem Fleiße ein vollständiges Geschichtswerk herstellen, das auf die Dankbarkeit des katholischen Geschichtsforschers gegründeten Anspruch hätte, zumal da gerade in jener Zeit eine große Anzahl ausgezeichneter Kirchenfürsten, namhafter Gelehrten und pflichteifriger Seelsorger aus diesem Collegium hervorgegangen sind, was auf eine herrliche Blüthe der Anstalt im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert schließen läßt. Ueberhaupt wäre eine Schilderung des Einflusses, den dieses von den Päpsten für junge Deutsche gestiftete Seminar in unserm Vaterlande gewann, für Deutschlands Kirchengeschichte von nicht geringer Bedeutung. Die Aufgabe der Anstalt war von Anfang an klar und bestimmt ausgesprochen, und wurde mit großer Consequenz stets festgehalten, waren auch die Erfolge bald mehr bald weniger glänzend: Erziehung würdiger und gelehrter Priester zur Wahrung, Förderung und Befestigung des katholischen Glaubens und Lebens in Deutschland. Die Idee dieser großartigen Stiftung reifte in dem unternehmenden und energischen Geiste des heil. Ignatius, den die traurige Spaltung seiner Zeit tief bewegte, und der von Liebe zur Kirche glühend immer mehr auf Mittel sann, wie dem Verderben der um sich greifenden Neuerungen am

minder bekannt mit deutschem W
suiten wegen ihres vierten Gelü
Gehorsam gegen den päpstlichen
pistische Söldner und als Haup
nei" leichter denn alle andern P
gemacht werden. Hatte die Reform
wegen der großen Zahl sittenloser
große Ausdehnung und Uebermacl
eine beträchtliche Anzahl sittenreine
ster ein Gegengewicht gefunden r
um die Rebellion gegen die Hi
durchzusetzen, den wüthendsten Ha
die mit ihm zusammenhängenden
sollte die Liebe und Achtung vor
derhergestellt und gekräftigt werde
voller deutscher Jünglinge, die a
den Augen des Kirchenoberhauptes
Bildung und ächtkatholische Erzieh
und durch Wohlthaten innig an
sollten. „Ja" — so rief in neues
länder aus, der in den Schooß de

Leute in einem Hause unter gemeinsamer Disciplin zu wahrer Tugend und Frömmigkeit herangebildet, in den philosophischen und theologischen Wissenschaften gehörig unterrichtet, und durch den Umgang mit ausgezeichneten Priestern in ihrer Ueberzeugung durchaus befestigt, endlich durch harmonisches Zusammenwirken aller innern und äußern Umstände in das Innere des katholischen Lebens hineingeführt werden, um aus diesem Innern heraus in weiteren oder engeren Kreisen die Außenwelt Gott und der Kirche zu gewinnen. In ruhiger Stille, fern von dem Geräusche der Welt, sollten sie einige Jahre Gott und der Wissenschaft leben in ernster Vorbereitung auf ihren künftigen Beruf, um einst heimzukehren, reich an Tugend wie an Kenntnissen, als rüstige Streiter für die bedrängte und von unzähligen Feinden rastlos befehdete Kirche und von Eifer glühende Herolde Dessen, der das Feuer anzuzünden in die Welt kam und nichts Anderes will, als daß es fortwährend angefacht werde. Welchen Eindruck mußte endlich die nur in Rom völlig entfaltete Pracht des Cultus und der zauberische Glanz der Kirchenfeste auf das jugendliche Gemüth machen, wie die ehrfurchterregende Hoheit es erfüllen, die das Oberhaupt der Kirche bei seinem feierlichen Erscheinen umgab! Welchen Reiz mußten die Kunstschätze und Alterthümer der ewigen Stadt, so wie ihre majestätischen Tempel dem Aufenthalte in einer solchen Pflanzschule des Priesterthums verleihen, wie das Herz gehoben und der Gesichtskreis erweitert werden! Sicher der Plan des Ignatius war eben so großartig als wohlberechnet; ein derartiges Institut konnte nicht ohne Gedeihen und Segen für Viele in das Leben treten.

Noch unter Julius III. kam besonders durch den Eifer der Cardinäle Morone und Cervino della Santa Croce (nachher Marcellus II.), so wie durch die Beiträge des heiligen Collegiums der Plan zur Ausführung, und die Bulle vom 31. August 1552 ernannte bereits sechs Cardinal-Protectoren der Anstalt, übergab deren Leitung der Gesellschaft Jesu und

ordnete deren Verhältnisse im Allgemeinen, während Ignatius, aus Auftrag des Papstes, die Constitutionen für die zukünftigen Alumnen verfaßte. Mit unermüdlicher Sorge miethete Ignatius ein Haus, gründete eine Bibliothek, errichtete eine Kapelle und versorgte das römische Colleg seines Ordens mit einem vollständigen philosophischen und theologischen Cursus. Kaum waren zwei Monate nach der Publikation der Errichtungsbulle verflossen, so konnten schon acht deutsche Jünglinge eintreten, denen bald zehn andere folgten. Wie durch einen Zauberschlag stand mit einem Male die neue Schöpfung da. Ignatius leitete sie mit großer Klugheit und Umsicht; bald erhoben sich die Feinde der Kirche dagegen; der protestantische Theolog Chemnitz war einer der ersten, der wider die Anstalt in die Schranken trat. Doch diese hob sich immer mehr, so daß sie den nach tridentinischer Vorschrift zu errichtenden Diöcesanseminarien und selbst dem Seminar für den römischen Clerus zum Muster diente; die Kaiser, besonders Ferdinand I. und später Ferdinand II. beschützten und ehrten sie; vermöge Diploms des Letzteren vom 14. September 1628 wurden die von den Germanikern am römischen Colleg erworbenen akademischen Grade als den auf deutschen Universitäten erlangten gleichstehend anerkannt. Ignatius überwand die größten Schwierigkeiten, wußte bei vielfachen Bedrängnissen immer neue Hülfsquellen zu eröffnen, und blieb selbst dann ungebeugten Muthes, als seine besten Freunde und die eifrigsten Beschützer seines Seminars, wie der Cardinal Otto Truchseß, Bischof von Augsburg, ihm riethen, von einem Unternehmen abzustehen, dessen Durchführung sich als unmöglich erwiesen. Sterbend sprach er noch von der einstigen Blüthe der Anstalt, die unter Gregor XIII. ihr wirklich zu Theil ward. Unter seinem Nachfolger Lainez wurden neben den Alumnen auch Convictoren aufgenommen, ein geräumiges Haus war gewonnen und neue Zuschüsse von den Cardinälen erlangt. Pius IV. und V. bezeigten dem Collegium vielfach ihre Huld, und das römische Volk ward ihm sehr geneigt, besonders als unter dem Pontificate

des Letzteren die deutschen Alumnen bei einer pestartigen Seuche ihre hochherzige Liebe auf das Glänzendste bethätigt hatten. In den zwanzig Jahren, von 1552 bis 1572, wo Gregor XIII. den päpstlichen Stuhl bestieg, hatte die Anstalt hundert und sechszig Zöglinge gebildet, deren Wirken ein sehr gesegnetes war. Die ursprüngliche Wirksamkeit war mehr eine defensive, erhaltende und schützende, die aber bald in eine aggressiv-polemische und ausbreitende überging — eine Erscheinung, die in der Natur der Sache selbst liegt, und sich eben so in der ältesten christlichen Apologetik gezeigt hat. Zuerst mußte Alles aufgeboten werden, um Süddeutschland im katholischen Glauben zu erhalten, von dem aus die Häresie leicht nach Italien hätte verpflanzt werden können; dann aber konnte auch mehr für die nördlichen Gaue geschehen, wo der Einfluß des Protestantismus bald überwiegend und der Kampf weit schwieriger war. Eben so wie eine ausgedehntere Wirksamkeit gewann auch das Collegium erst nach und nach seine innere Festigkeit und seine bleibende Gestaltung.

Gregor XIII. wird mit Recht der zweite Gründer des Germanicum genannt. Auf des Canisius beredte und gewandte Vorstellung beschloß er dasselbe nach Kräften zu heben, in welchem Vorhaben ihn die Cardinäle Morone und Otto Truchseß bestärkten. Nach dem Rathe der Jesuiten verfügte er die Trennung der Convictoren von den Alumnen, deren Zahl er um hundert zu vermehren dachte. Er schrieb an die deutschen Fürsten, sie zur Beihülfe einladend, und sandte den Kaspar Gropper, Auditor der Rota, nach Deutschland, theils um die katholischen Stände günstig für das Institut zu stimmen, theils um neue Alumnen auszuwählen. Ohne von den Fürsten Deutschlands eine andere Unterstützung, als auf spätere Zeiten vertröstende Versprechungen erlangt zu haben, schritt Gregor allein an das Werk und dotirte die Anstalt sehr reichlich, indem er ihr die Einkünfte mehrerer Kirchen anwies, worunter die von St. Saba, eine sehr alte Klosterkirche auf dem

Aventin, noch gegenwärtig sammt ihrer als Villa dienenden Umgebung im Besitze des Germanicum sich befindet. Aber die Liebe dieses Papstes zu der deutschen Nation war so groß, daß er selbst die größten Opfer nicht scheute und aus seinem eigenen Schatze das Fehlende ergänzte. Die Zahl der Alumnen war bereits über hundert. Er wies sogar dem Collegium die Kirche und den großen Pallast des heil. Apollinaris an mit Unterdrückung des dieser Kirche zugehörigen Cardinaltitels und des Collegiatstiftes, und schenkte ihm die Villa Pariolo außerhalb der Porta Flaminia, die ebenfalls noch jetzt demselben zugehört.

Als Gregor ferner noch das ungarische Collegium gegründet, wies er einstweilen, bis er ein passendes Gebäude gefunden, die Ungarn dem deutschen Collegium zu. Da sich aber nach zweijährigem Zusammenleben deutscher und ungarischer Alumnen zeigte, daß beide Theile sehr gut zusammen harmonirten und edler Wetteifer zwischen ihnen entstand, so vereinigte er beide Seminarien zu einem unter dem Namen: Collegium germanicum et hungaricum de Urbe. Seit dieser Zeit sind beide stets vereint geblieben. In der Bulle „Ex Collegio Germanico" vom 29. März 1584 gab dieser hochverdiente Papst die noch jetzt giltigen Gesetze und Regeln für die neu constituirte Anstalt. Außerdem bewies er seine Munificenz noch durch vielfache Privilegien, die er derselben ertheilte, und durch seine huldvollen Besuche brachte er jedesmal in dieselbe die lauteste und lebhafteste Freude. Noch jetzt hält das Germanicum, im Verein mit dem römischen Colleg, dem er das jetzt noch stehende prachtvolle Gebäude erbauen ließ, dem unsterblichen Papste als seinem unvergeßlichen Wohlthäter jährlich eine glänzende Todtenfeier. Zu der hohen Blüthe des Instituts in jener Zeit trug nicht weniger als die Huld des Papstes die Persönlichkeit des damaligen Rectors, P. Michael Lauretanus, bei, der mit tiefer Menschenkenntniß und wahrer Lebensweisheit ausgerüstet für das Innere ersprießlich wirkte,

und dem ganzen Institut gleichsam die belebende Seele einhauchte, den Geist der vollkommensten Einheit und Harmonie, getragen und gehoben durch die innige Verbindung mit Christus und der Kirche. Von seinen Zeiten her hat sich Vieles gleichsam traditionell im Collegium fortgepflanzt; die älteren Alumnen theilten bald ihren Eifer und ihre Begeisterung den jüngern mit; und wer in der Anstalt etwas Anderes seyn wollte, als was er zu seyn berufen war, wer nicht an wissenschaftlicher Thätigkeit und religiöser Gesinnung das Seinige leistete, der ward gleichsam von selbst ausgestoßen, der konnte sich nicht heimisch finden und verließ die Anstalt freiwillig, so daß diese von den nachtheiligen Einflüssen befreit blieb, die einzelne unwürdige Glieder auf eine sonst gutgeartete Genossenschaft auszuüben im Stande sind. Bald verlangten die deutschen Bischöfe in großer Zahl Priester aus dem Germanicum, und deren Ansehen stieg immer mehr. Viele Cardinäle, Kurfürsten, Erzbischöfe und Bischöfe gingen aus dem Collegium hervor; nebst diesen noch eine bedeutende Zahl nahmhafter Schriftsteller und durch besondere Tugenden ausgezeichneter Seelsorger. Von den deutschen Alumnen fanden fünf des katholischen Glaubens wegen den Tod, von den Ungarn sechs.

So hob sich das Germanicum fortwährend, und gewann in und außer Rom immer mehr an Achtung und Liebe. Benedikt XIII. nannte die Germaniker die Muster und Vorbilder des jüngern Clerus und eiferte die römischen Cleriker zu ihrer Nachahmung an.

Eben so war Benedikt XIV. den Germanikern zugethan. Er ließ die Kirche des heiligen Apollinar mit großen Kosten prachtvoll wieder aufbauen, wobei er selbst den Grundstein legte; zuletzt weihte er dieselbe mit großer Feierlichkeit ein. Noch jetzt befindet sich in dieser schönen Kirche ein Gedenkstein, den das Collegium diesem berühmten Papste zum Zeichen seiner Dankbarkeit setzen ließ. Clemens XIII. war ebenfalls ein Freund und Beschützer der Anstalt, die sich immer schöner

entfaltete und nach Außen hin immer größeres Ansehen gewann. Cordara konnte, als er seine Geschichte schrieb (1770), sechs und dreißig bischöfliche Sitze in Deutschland und Ungarn zählen, die mit ehemaligen Zöglingen des Germanicums besetzt waren. So hatte in zwei Jahrhunderten diese Anstalt wohl manche Wechselfälle, aber keinen zerstörenden Einfluß von Seite der Zeitereignisse erfahren; sie war im Wesentlichen dieselbe geblieben, wie auch Cordara bemerkt, da er von der Vergangenheit der Anstalt zur Beschreibung ihrer damaligen Verhältnisse übergeht. „Futurum speramus", sagt er am Anfange des vierten Buches, „ut qui haec leget, comparatione instituta inter priora, quae sparsim alibi sunt indicata, et praesentia, quae nunc in unum congesta daturi sumus, facile intelligat conficiatque apud se, quamquam nonnullam rebus commutationem attulerit dies, ac conditio temporum, tamen praeclarum hoc atque ita constabilitum opus tot annis interlapsis nulla dum vestutatis damna, communi fere rerum aliarum fato, sentire."

Allein mit der Aufhebung des Jesuitenordens schien es gänzlich um das Collegium geschehen, das damals besonders seine Tüchtigkeit erwies, indem mehrere der standhaftesten Vertreter der Rechte der Kirche in ihm ihre Bildung und Erziehung empfangen hatten. Dennoch ward es noch erhalten, und die Leitung desselben kam in die Hände der Dominikaner. So redlich sich auch diese bestrebten, die ihnen anvertraute Anstalt in ihrem Glanze zu erhalten, so gelang es ihnen doch nicht durchaus; sie waren zu wenig mit deren Bedürfnissen und näheren Verhältnissen vertraut, und nebstdem wirkte die josephinische Richtung dem Wiederaufblühen derselben entgegen, so daß nur sehr wenige Deutsche die Aufnahme nachsuchten. Der apollinarische Pallast ging dem Germanicum verloren; der beschränktere Raum führte nothwendig eine Beschränkung der Zahl der Alumnen nach sich. Unter den Stürmen der französischen Revolution und der zweimaligen Occupation des Kirchenstaates erhielt die Anstalt neue, empfindliche Schläge, und

schien allmählig ganz einzugehen. Erst der aus der Gefangenschaft zurückkehrende Pius VII. ward der Wiederhersteller wie der Gesellschaft Jesu, so auch des deutsch-ungarischen Collegs. Dieses kam nun wieder unter seine frühere Leitung. Von 1818 bis 1822 traten vierzehn Alumnen ein, meistens Schweizer, und nur sehr langsam ging die Reorganisation vor sich. Leo XII. schenkte dem Colleg seine Huld im reichsten Maße; es gelangte allmählig wieder zu mehrern seiner früheren Besitzungen; der Nipote des Papstes schloß sich als Convictor den Alumnen an. Leo führte die rothe Kleidung wieder ein, die früher die Germaniker getragen und deren Bedeutung Ignatius also angab: Ut rubro colore sanguis indicatur: ita vestis rubra promptitudinem significet ad sanguinem pro Christo profundendum." Von 1822 bis 1830 wurden sechszig Zöglinge gebildet; das Collegium befand sich, wie noch jetzt, im Profeßhause der Jesuiten al Gesù. Unter Gregor XVI. stieg die Anzahl der Alumnen sehr bedeutend, und bald waren fast alle deutschen Stämme unter ihnen repräsentirt. Im Anfange war die Disciplin äußerst strenge, und die Germaniker lebten fast wie die Scholastiker der Jesuiten, fühlten sich aber glücklich bei dieser Strenge und hingen mit aller Liebe an ihren Oberen. Indessen die Rücksicht auf die Gesundheit der Alumnen, die von dem römischen Clima manche nachtheilige Einwirkungen erfuhr, so wie auf die Verhältnisse der Anstalt, die Weltpriester für verschiedene Diöcesen Deutschlands zu bilden hatte, milderten nach und nach diese Strenge, und mit wahrhaft väterlicher Fürsorge ward auch für die kleinsten Bedürfnisse der Zöglinge gesorgt. Hochverdient war als Rector P. Aloysius Landes, ein Bayer, der nach langem, segensreichen Wirken am 25. Januar 1844 in einem Alter von 77 Jahren tief betrauert von allen Alumnen selig im Herrn entschlief. Ihm folgte im Rectorate P. Augustin De La Croix, ein Belgier, der nicht nur der deutschen Sprache vollkommen mächtig ist, sondern auch selbst längere Zeit in Norddeutschland gelebt hat. Eifrig besorgt für die religiös-ascetische wie für die geistige

schöne Villa von San Pasto
lästrina gelegen, von letzterer
fernt, und bestimmte sie zum
der Herbstferien, in welcher
beste ist; wodurch einem län
holfen, und statt vereinzelter
in und um Rom den Alumner
Lande möglich gemacht ward
schönes stattliches Wohnhaus,
ein großartiges Refectorium in
Lorbeerhain, Weinberge und
Ausdehnung machen diese Besi
neral des Predigerordens zum
mehreren Päpsten besucht wa
eine über dem Haupteingange
licht. Hier war die reine Be
täglich konnten Ausflüge gemac
mit einer nicht zu verachtenden
knüpft waren. Diese Ausflüge
Tivoli, Palästrina, Zaccarolo,
Genzano, auf Monte

und Honoratioren der Umgegend, auch mehrere Klostergeistliche, Karmeliten, Kapuziner u. s. f., endlich auch manche deutsche Landsleute. Der Gesundheitszustand der Alumnen besserte sich merklich durch diesen Aufenthalt auf dem Lande; nebstdem bringen die Germaniker das ganze Jahr hindurch in jeder Woche einen Tag auf der im Umkreis der Stadt gelegenen Villa St. Saba zu. Was die Studien angeht, so bestanden diese in einem dreijährigen philosophischen und einem vierjährigen theologischen Cursus; ersterer wird nicht allen Alumnen zur Pflicht gemacht. Die Vorlesungen am Collegium Romanum waren trefflich besetzt; an sie reihten sich häusliche Uebungen und Repetitionen. Ueber geistliche Beredsamkeit las ein deutscher Jesuit, P. Peters, der zugleich die rhetorischen Uebungen leitete und die gehaltenen Predigten censirte. Die früheren Privilegien der Anstalt waren großentheils erneuert worden; durch sie hatten die Germaniker Zutritt in der päpstlichen Kapelle und Einer aus ihnen durfte in jedem Jahre am Allerheiligenfeste vor dem Papste eine kurze lateinische Predigt halten. Eben so ward den Alumnen möglich gemacht, alle Kunstschätze und Alterthümer Roms nach und nach zu besehen; der Umgang mit vielen ausgezeichneten Männern wirkte veredelnd auf Geist und Herz; die herzlichste Bruderliebe herrschte unter allen Zöglingen. Die geistlichen Uebungen wurden jährlich acht Tage lang von sämmtlichen Alumnen gemacht, und von den erfahrensten Vätern des Jesuitenordens geleitet, die ihre Vorträge theils in deutscher, theils in lateinischer oder italienischer Sprache hielten. Nebst diesen drei Sprachen ward auch die französische häufig gesprochen. Der vertraute Umgang mit den Professoren und der Zutritt zu größeren Bibliotheken, der den älteren und erfahreneren Alumnen leicht gestattet ward, beförderten die wissenschaftliche Ausbildung um Vieles und belebten das rege Streben immer mehr. Kein Wunder, wenn hier das Herz des jungen Priesterzöglings mit Begeisterung und Liebe für die Kirche erfüllt wird, wo unläugbar, was man auch sonst von dem Institut halten

möge, so außerordentlich Vieles geboten ist, was anderswo meist nur vereinzelt und nicht in dieser Fülle und Ausdehnung gegeben werden kann. Viele deutsche Bischöfe haben daher auch der Anstalt ihre innige Theilnahme vielseitig bewiesen, besonders der Jubilar der deutschen Bischöfe, Gregor Thomas von Linz, der im Jahre 1847 eine bei seiner Jubelfeier erschienene Schrift dem Collegium mit dieser eigenhändig geschriebenen Dedication zusendete: „Celebri Germanorum Collegio Romano, pio, foecundo, frugifero patriae teutonicae, ex asse catholico Gregorius Thomas Episcoporum in Germania senior." So lebten in Rom an vierundfünfzig Alumnen heiter und vergnügt, bis die römische Revolution ihr friedliches Leben mit einem schweren Sturme bedrohte. Die Vertreibung der Jesuiten, welche die radikalen Tageshelden beschlossen, konnte unmöglich lange verhindert werden; ihr kam die freiwillige, auf Anrathen der Regierung selbst in's Werk gesetzte Entfernung der Ordensglieder zuvor. Hier mußte in den Verhältnissen des Germanicum nothwendig eine neue Wendung eintreten.

Die Märzvorfälle des Jahres 1848 hatten in vielen Kreisen eine gewisse Consternation und Perplexität erzeugt, vermöge der auch manche sonst charakterfeste Männer sich schwankend und unentschieden zeigten; lange hatten sie das Uebel geahnt und vorhergesehen, aber so nahe dachten sie es nicht; ein so stürmisch-plötzliches Hereinbrechen der Revolution hatten sie nicht vermuthet, und so wurden Viele von den gewaltigen Strömungen der entfesselten Elemente überrascht. Als den schon lange vielfach beunruhigten und bedrohten Jesuiten von Seiten des päpstlichen Gouvernements der Rath gegeben war, sich zu zerstreuen und den Schauplatz ihrer vorzüglichsten Thätigkeit wenigstens für den Augenblick zu verlassen, ja als bereits diese dem größten Theile nach sich aus der freiheitstrunkenen Tiberstadt entfernten: da dachte noch immer Niemand an das der Leitung dieses Ordens vertraute deutsch-ungarische

Colleg und an dessen künftiges Schicksal. Der Verlust der ausgezeichnetsten Professoren, an deren Stelle wahrscheinlich Creaturen der Wühlerpartei treten sollten, die Theilnahme für das Schicksal der ihnen so theuren Väter, denen sie so Vieles zu verdanken hatten, das wilde, den Studien durchaus ungünstige Getöse, wie es sich bei der völkerrechtswidrigen Beschimpfung des nahe wohnenden österreichischen Gesandten, so wie bei der kannibalischen Bestürmung des Profeßhauses und bei vielen andern Gelegenheiten gezeigt, verbunden mit der Unsicherheit des Fortbestehens der Anstalt und den drohenden Wettern der bereits übermächtigen Revolution, welche bei der Passivität und Schläfrigkeit der Bessergesinnten, und bei dem unsinnigen Hasse gegen den deutschen Namen auch den Angehörigen des Collegs Insulte und vielleicht noch Härteres in Aussicht stellten; — das Alles bewog an neun und zwanzig Alumnen das Collegium und Rom zugleich mit so vielen Gliedern der Gesellschaft Jesu zu verlassen, oder ihnen doch in Bälde zu folgen. Der Rector, der von den Behörden lange nichts Zuverlässiges erfahren konnte, wollte und konnte sie nicht zurückhalten, weil er selbst nicht wußte, was ihnen bevorstand; er entließ die reisefertigen Zöglinge mit seinem väterlichen Segen. Einige Väter der Gesellschaft hatten den Germanikern selbst zur Abreise gerathen; die Pässe waren ohnehin schon einige Tage, der Vorsicht wegen, in Bereitschaft. Erst als am letzten März eine beruhigende Antwort des Cardinal-Stadtvikars Patrizi auf die Anfrage des Rectors erfolgte, bat dieser die Alumnen, noch in Rom zu verweilen. Da aber diese Antwort noch in ganz allgemeinen Ausdrücken abgefaßt war, und bei dem besten Willen der geistlichen Würdeträger die Garantien für ein ruhiges Fortbestehen des Instituts zu fehlen schienen, namentlich da das einmal dem Pöbel verhaßt gemachte Profeßhaus, in welchem die Germaniker wohnten, noch fortwährenden Insulten ausgesetzt blieb, nebstdem schon Viele die Plätze auf der Post genommen und bereits abzureisen im Begriffe waren: so blieb die größere Hälfte der Alum-

nen, darunter eilf, welche bereits die Priesterweihe empfangen hatten, bei ihrem früheren Entschluß, und reiste in verschiedenen Partien über Cività-Vecchia und das Mittelmeer nach Frankreich ab. Die Meisten dieser Germaniker kamen auf demselben sardinischen Schiffe zusammen, obschon sie nur in einzelnen Gruppen ihre Reiseanstalten getroffen, wovon die eine nicht die Route der andern kannte; hier trafen sie den General des Jesuitenordens, von dessen Reiseplan ebenfalls Keiner etwas wußte. P. Roothan, dieser würdevolle Greis, zeigte eine so edle Ruhe und männliche Entschlossenheit, daß ihn Alle stillschweigend bewunderten; ein amerikanischer Geschäftsträger, der sich am Bord desselben Fahrzeugs befand, erwies ihm hohe Achtung. Als am 2ten April bei Livorno Passagiere aus- und einstiegen und das Schiff einen halben Tag verweilte — es war gerade Sonntag — da ward in der demoralisirten Seestadt die Anwesenheit des Jesuitengenerals auf dem sardinischen Dampfboot bekannt. Alsbald wälzte sich in großer Anzahl der gesinnungstüchtige Pöbel an den Hafen, brüllte dem verhaßten Jesuitentyrannen ein Pereat, rief die Matrosen der zunächst ankernden Schiffe auf, denselben zu ermorden, warf Steine auf das Schiff und drohte mit Flintenschüssen. Während dieses Tumultes betete P. Roothan ganz ruhig sein Brevier, als wäre gar nichts vorgefallen. Der Capitän eilte in die Stadt, Polizeimannschaft zu requiriren, um den Hafen von dem tobenden Gesindel zu säubern; ehe aber diese ankam, brach aus dem vorher ganz heiteren Himmel ein starker Platzregen hervor, und in wenigen Minuten war der volkreiche Quai ganz leer. Das Schiff verweilte später ohne Unfall vor Genua, und landete am 5ten April glücklich in Marseille, wo die einzelnen Germaniker sich zerstreuten, um nach Deutschland oder nach der Schweiz zu gehen. Zwei oder drei derselben kehrten später, auf Grund der von Rom erhaltenen Nachrichten, wieder in das Collegium zurück.

So ging das vor Kurzem noch so blühende Seminar seiner gänzlichen Auflösung entgegen. Aber es fehlte nicht an Männern, die bereit waren, für die Rettung dieser Anstalt aus Liebe zur Kirche und zum Vaterlande Alles, selbst das Leben daran zu setzen. Ermuthigt durch den P. Fr. X. Huber, einen edlen Bayern, der früher als Weltpriester in der Münchener Erzdiöcese gewirkt und seit 1844 Beichtvater im Collegium war, entschloß sich der Präfect, Dr. A. J. Hähnlein, gegenwärtig Privatsekretär des Herrn Bischofs von Würzburg (der bescheidene Mann möge nicht wegen der Veröffentlichung seines Namens grollen), sein Möglichstes für die Erhaltung des theuren Collegs aufzubieten, und während noch einige Alumnen, die eine andere Reisegelegenheit abwarteten, in Privathäusern der Stadt eine Zuflucht suchten, behauptete er in der Nacht vom letzten März auf den ersten April mit einigen alten treuen Dienern das von der Wuth der Radikalen vielfach bedrohte Haus mit starkem Muth und festem Gottvertrauen. Nächst ihm machten sich zwei andere Priester des Collegs, ebenfalls Bayern, S. und Sch., besonders in der Folgezeit um das Fortbestehen der Anstalt hoch verdient, schaarten um sich die jüngeren Alumnen, und hielten Ordnung und Disciplin aufrecht. Wie die aufgeregte Masse leicht von einem Extrem in das andere übergeht, so paart sich bei der italienischen Bevölkerung schnell politischer Fanatismus mit religiösem Enthusiasmus, und urplötzlich wandelt sich der eine in den andern um. So schienen am 1. April alle weitern Demonstrationen vergessen, da die Wiederauffindung einer kostbaren Reliquie, des Hauptes des heil. Andreas, eine große religiöse Freude hervorrief, die eben so sich zeigte, als dasselbe am 5ten von der Theatinerkirche S. Andrea della Valle nach St. Peter übertragen ward. Der sichtbare, wenn auch nur temporäre Eindruck, den dieser Vorfall auf die römische Population machte, so wie die dadurch geweckte vertrauensvolle Erregung der jugendlichen Gemüther trugen Manches bei, die noch zurückgebliebenen Alumnen zum Ausharren zu bestimmen.

Als der heilige Vater die unvermuthete Abreise so vieler Germaniker erfuhr, war er darüber sehr betroffen; Niemand hatte ja an eine Auflösung des deutschen Collegs gedacht, aber auch Niemand auf eine neue Organisation desselben seine Aufmerksamkeit gerichtet; ohnehin drängte sich damals Ereigniß an Ereigniß, und so ward leicht eine in der Stille und fern von allem politischen Treiben ihr Ziel verfolgende Anstalt übersehen. Auf die Aufforderung Seiner Heiligkeit erklärte der Präfekt, nicht bloß selbst standhaft auszuharren, sondern auch die in der Stadt zurückgebliebenen Alumnen sammeln und nach Kräften zum Bleiben bewegen zu wollen. Pius setzte noch an demselben Tage (3. April) eine Cardinalcongregation ein, welcher er die Reorganisation des Collegs übertrug; dazu gehörten die Cardinäle Castraccane, Ostini, Orioli und Bizzarbelli. Inzwischen hatten sich fünfzehn Alumnen wieder um ihren Präfekten gesammelt, darunter zwei Ungarn. Weil nun der seitherige Rector De La Croix nicht mehr öffentlich als solcher gelten durfte, so ward das Rectorat vom heiligen Vater dem trefflichen Salvator Valentini, Canonicus von St. Lorenzo in Lucina, provisorisch übertragen, und dieser wurde bereits am 4ten April durch den Cardinal Bizzarbelli den Germanikern vorgestellt. Auch wurde der rothe Talar wiederum mit dem schwarzen vertauscht, und am 16. April (Palmsonntag) erschienen die Alumnen bereits in schwarzer Kleidung bei der päpstlichen Kapelle in St. Peter. Die Hauptsorge mußte in so trüben Zeiten sich darauf beschränken, die Anstalt vor gänzlichem Verfall zu bewahren, und nicht ohne sichtbare Fügung der göttlichen Vorsehung ist dieses unter so vielen Schwierigkeiten gelungen. Dadurch, daß sich mit der faktischen Zerstreuung der Gesellschaft Jesu in Rom das deutsche Colleg weder faktisch noch rechtlich auflöste, war zugleich vor der Welt der Beweis geliefert, daß dieses Institut in keiner Beziehung, wie man vielfach geltend zu machen versucht hat, ein Jesuitencollegium ist. Durch die Munificenz der Päpste und Cardinäle gegründet und dotirt, ward diese Anstalt zur

Anerkennung der Verdienste des heil. Ignatius, welcher die Idee derselben zuerst angeregt und trotz zahlloser Hindernisse sie zur Ausführung gebracht hat, den Vätern der Gesellschaft Jesu zur Leitung übergeben worden, konnte aber als päpstliches Seminar eben so gut unter andere Leitung gestellt werden, so wie es in der That schon während der wirklichen Auflösung dieses Ordens unter Clemens XIV. den Dominikanern anvertraut worden war, unter deren Leitung auch viele tüchtige Priester gebildet worden sind, zu denen auch Martin von Dunin, Erzbischof von Gnesen und Posen, gehörte. Eben so konnte die Anstalt jetzt während der interimistischen Zerstreuung der Jesuiten Weltpriestern übergeben werden. Uebrigens blieben nicht nur mehrere Jesuitenbrüder, die seither bei dem Collegium verwendet worden waren, in ihrer Thätigkeit, sondern auch P. Huber nebst einigen andern Vätern; und P. De La Croix hatte an dem von ihm selbst vorgeschlagenen neuen Rector einen Freund, der sich freute, den Rath des erfahrenen Mannes in seinem neuen Amte zu erholen. So kam in den ganzen Organismus keine Veränderung, die von wesentlichem Nachtheil gewesen wäre, wenn auch der regelmäßige Gang der Studien durch die Entfernung der früheren Professoren unterbrochen, und die Zahl der Zöglinge bedeutend verringert war.

Für die Ordnung der Studien mußte nun ebenfalls Sorge getragen werden. Man befürchtete vor Allem, daß die Germaniker, ihrer trefflichen Lehrer beraubt, nun die römische Universität zu besuchen angehalten würden, die von liberalen Elementen nicht ganz frei schien. Allein auf den ausdrücklichen Wunsch der Alumnen, welchen der Präfect Hähnlein Sr. Heiligkeit persönlich vortrug, behielt das Collegium seinen eigenen Lehrkursus, und war somit von dem Besuche der Sapienza befreit. Einige theologische Professoren wurden zwar aus den Docenten der Sapienza genommen, aber diese gehörten zu den vorzüglicheren Theologen Roms, und hielten sich

ganz an die dem deutschen Colleg eigenthümliche Studienordnung; nebstdem waren zwei Jesuiten, ein Deutscher und ein Holländer, längere Zeit die vornehmsten Lehrer der Theologie. Einen Lehrstuhl der Philosophie erhielt auch der mehrerwähnte Präfect, der nicht nur sieben Jahre in der Anstalt zugebracht, sondern auch ein fünfjähriges philosophisches und eben so langes theologisches Studium theils in Deutschland, theils in Rom betrieben, und aus beiden sich den Doctorgrad ehrenvoll erworben hatte. Der geistvolle Professor Arrighi nahm sich besonders in wissenschaftlicher Beziehung der Alumnen an, während der neue Rector sich eifrig mit der durchgreifenden Reorganisation im Innern beschäftigte. Es war schwer, den Germanikern die frühere Leitung zu ersetzen; aber Canonicus Valentini hat sich die ungetheilte Liebe und Hochachtung aller seiner Eleven durch seine gewissenhafte Berufstreue und edle Fürsorge erworben. In dieser Zeit fand das deutsche Colleg sehr viele und warme Theilnahme. Monsignore Moricchini kam öfter am Abend, versammelte die Alumnen beim Präfecten, und suchte sie zu trösten und zu ermuthigen. Unter den Cardinälen zeigte besonders Bizzarbelli, Minister des öffentlichen Unterrichts und Protector des Collegs, den größten Eifer für dessen Erhaltung, und besuchte dasselbe fast täglich. Nicht minder haben mehrere Repräsentanten deutscher Regierungen dem Institute ihre Theilnahme geschenkt. Außer den würdigen Vertretern Oesterreichs und Bayerns, den Grafen Lützow und Spaur, wovon der Erstere nur noch bis zu Ende Mai in Rom verweilte, hat auch der königl. würtembergische Geschäftsträger, Hr. Kolb, ein Protestant, sich viele Verdienste um dasselbe erworben, wie er überhaupt jederzeit einen männlichen Charakter bewährt hat.

So keimte das Collegium langsam wieder auf. Bald kam die Zahl der Alumnen auf zwanzig, später auf einunddreißig. Gerade in dem Augenblicke der größten Gährung, wo das Fortbestehen der Anstalt am meisten in Frage stand,

suchte ein junger und talentvoller ehemaliger protestantischer Geistlicher, der vor einem halben Jahre zu Rom in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt war, um die Aufnahme nach, die ihm auch gewährt wurde. Das Vertrauen der Alumnen wuchs mit jedem neuen Erweise des göttlichen Schutzes und ihr heiterer, brüderlicher Sinn blieb bei allen Stürmen derselbe. Ueberhaupt wird nicht leicht in irgend einer andern geistlichen Pflanzschule eine so geregelte Disciplin mit so zwangloser Heiterkeit und so wahrhaft brüderlichem Zusammenleben sich vereinen. Der Norddeutsche nähert sich hier dem Süddeutschen, jeder lernt die Vorzüge der anderen Stämme kennen und achten. Einheit des Ziels und der Grundsätze bringen nicht minder als die Einheit der Disciplin und der Lebensweise eine Vereinigung zu Stande, die, durch die Religion geheiligt, die Idee der fraternité im christlichen Sinne verwirklicht. In einem fremden Lande wird unter solchen Verhältnissen die Vaterlandsliebe nicht unterdrückt, oder gefährdet, sondern genährt und gehoben; und je unsinniger der Nationalhaß bei dem erhitzten Pöbel damals auftrat, desto mehr trat nationales Bewußtseyn und Selbstgefühl bei den Geschmähten hervor. Nebstdem wird der wahre Patriotismus von der Religion unterstützt und getragen, während der falsche und unchristliche von ihr bekämpft und überwunden werden muß. Ein Zögling des Germanicums schrieb im Jahre 1845 an einen verdienstvollen Geistlichen in Deutschland in Betreff des dieser Anstalt vorgeworfenen Mangels an nationaler Begeisterung: „Wir Alumnen des deutschen Collegs hegen eine durchaus deutsche Gesinnung, und statt sie aufzugeben, suchen wir sie zu heben und zu veredeln. Da außen redet man viel von dem Einen Deutschland, und politisch möchte man das geeint wissen, was religiös gespalten und geistig geschieden ist. Und wenn nun in Folge der traurigen Spaltung die Deutschen in Deutschland nicht einig sind, als höchstens bei Gastmählern und Festlichkeiten, und selbst da nicht immer: so sind wir, Deutsche, die aus den verschiedensten Gegenden, von Norden

und Süden zusammengekommen sind, wahrhaft als Brüder einig, und hegen eine nüchterne und besonnene Vaterlandsliebe, welche den wahren Cosmopolitismus eben so wenig, als die Allgemeinheit des katholischen Glaubens auszuschließen, oder zu beeinträchtigen im Stande ist." In der That, nie zeigte sich Deutschland so uneinig, als bei den Einheitsbestrebungen von 1848; dort in Rom war eine völlige Union deutscher Jünglinge aus den verschiedensten Stämmen, so daß man sagen kann: Wenn Ein Oesterreich damals im Lager Radetzky's noch lebte: so lebte Ein Deutschland damals im deutschen Colleg zu Rom. Auf die Nachricht von den Siegen bei Rivoli und Custozza wurde im Palazzo Doria in der Hauskapelle des Grafen Spaur in Gegenwart desselben, so wie einiger vertrauten Landsleute von dem Präfecten des Germanicum eine Danksagungsmesse gefeiert. Hätten das die Tedeschifressenden Helden der römischen Revolution erfahren, ihr Grimm würde keine Gränzen gehabt haben.

Aber zum zweitenmale kam das Collegium in große Gefahr, ja fast an den Rand des Unterganges. Die feigen Freischärler, welche nach Oberitalien gezogen und von dort mit Schmach bedeckt heimgekehrt waren, welche der pomphafte Empfang des römischen Senates ihnen versüßen und dem Publikum verdecken sollte, fielen am 26. Julius in die von den Germanikern und den wenigen für die Anstalt wirkenden Jesuiten bewohnte casa professa al Gesù ein, während die Alumnen sich gerade auf der Villa von St. Saba befanden. Unter diesen rohen und zügellosen Horden waren diese in augenscheinlicher Lebensgefahr; der Präfect vertheilte daher für den Fall der Noth die einzelnen Zöglinge in das irische, englische und belgische Colleg, deren Vorstände alle möglichen Dienste und volles Gastrecht angeboten, wobei besonders Msgr. Cullen, damals Rector des irischen Seminars, sich das größte Verdienst erwarb. Auch viele römische Familien, welche den Germanikern hohe Achtung bewiesen und ihre standhafte Aus-

bauer bewunderten, boten mit der größten Hospitalität Obdach und alle mögliche Hülfe an. Mit dieser neuen Zerstreuung der Alumnen schien die Auflösung des Instituts unvermeidlich. Uebrigens behauptete der Präfect Hähnlein immer noch das Haus. Graf Spaur war sogleich zur Hülfe bereit erschienen; er ging selbst mit dem Präfecten mitten durch den zusammengelaufenen Pöbel und sandte eine energisch protestirende Note an den Minister Mamiani. Dennoch blieben die sechshundert Mann fast zwei Monate (bis zum 23. September) in dem „eroberten" Gebäude und die Germaniker, die in dem großen Bau Platz genug hatten und sich meist auf die oberen Stockwerke beschränkten, ließen sich, zum Staunen der Insurgenten, trotz mannigfacher Störungen und Neckereien, den Aufenthalt in dem ihnen so theuern Hause nicht verleiden; sie versammelten sich wieder und betrieben ihre Studien wie zuvor. Ihre ruhige und sichere Haltung imponirte dem Obristen der Volontari; nach und nach gewöhnte sich die Horde etwas mehr an ein ruhiges Verhalten, wenn es gleich nicht an Versuchen zu kleinen Diebstählen u. dgl. fehlte. An Wein, Fleisch und Brod litten die Helden keinen Mangel, und das war ja doch die Hauptsache. Am 4. September begannen die Germaniker die diesesmal mehr als je ersehnten Herbstferien, und bezogen ihre schöne Villa von San Pastore, wo sie etwas freier athmen konnten, wenn es selbst auch hier auf dem Lande nicht an Infestationen radikaler Gesinnungstüchtigkeit mangelte. Hier wurden sie von zwei irischen Bischöfen und den Zöglingen des irischen Seminars, so wie von den Cardinälen Castraccane und Bizzarbelli besucht, die sich sehr freuten, Alle so heiter und wohlerhalten zu sehen. Um diese Zeit verließ der Präfect Hähnlein, von seinem Oberhirten abgerufen, das deutsche Colleg, in dem er sich ein unvergeßliches Andenken erworben hat. Die zwei ihm nachfolgenden Präfecten haben nicht minder für ihre Mitalumnen gewirkt; als die Organe des Rectors suchten sie diesen zu unterstützen und seine Anordnungen auszuführen, eben so aber auch die Gemüther der jüngeren Alumnen

unter den so häufigen Störungen zu erheben und zu ermuntern. Das ganze Collegium war früher in zwei Kammern getheilt, die der älteren und der jüngeren Alumnen, wovon Erstere meist den theologischen, Letztere den philosophischen Studien oblagen. Diese Einrichtung hatte wie von selbst aufgehört, als die Zahl der Alumnen so bedeutend zusammenschmolz; da aber diese bald sich wieder mehrte, konnte sie wieder eingeführt werden. Ueberhaupt sollten alle Einrichtungen, deren praktische Vortheile sich längst bewährt, vielmöglich beibehalten, und erneuert oder nur mit offenbar zweckmäßigeren vertauscht werden. In der Disciplin des Hauses hatte bereits Vieles sich geändert, bevor die Revolution zum Ausbruche kam, und mancher Fortschritt war gemacht worden, obschon man nie einem unbedingten Fortschritt huldigen konnte. Die Vorstände der Anstalt bewiesen den besten Willen, allen Mängeln abzuhelfen und zeitgemäße Umgestaltungen einzuführen, sobald deren Nothwendigkeit oder besondere Ersprießlichkeit erkannt war und nicht unübersteigliche Hindernisse in den Weg traten; aber man ging hier mit nüchterner Besonnenheit zu Werk, und zog erst alle Umstände, alle Folgen in Erwägung; die Principien, nach denen das Institut früher geleitet war, mußten unverrückt und unversehrt bleiben. Zudem in einer Zeit, wo die Gefahr des gänzlichen Verfalls so nahe war, mußte das Bestehende erhalten, nichts Neues eingeführt werden — eine Maxime, die auch auf politischem Gebiete ihre volle Geltung und Berechtigung haben sollte. Canonicus Valentini erkannte das klar, und so war es seine Hauptsorge, den Zustand zu erhalten, wie er vor dem Ausbruche der politischen Wirren bestanden.

Am 30. October kehrten die Zöglinge des Germanicum von ihrem Landgute nach Rom zurück und machten, wie gewöhnlich, vom 2. bis 11. November die geistlichen Exercitien. Gerade unter den Stürmen der revolutionären Bewegung waren diese recht an ihrer Stelle; sie erhoben zur Andacht, be-

stärkten das Vertrauen und erquickten das Herz, so daß der innere Friede, wie die Welt ihn nicht zu geben vermag, dem lärmenden Getöse und dem kriegerischen Getümmel gegenüber, das von außen hereindrang, die erhabene Macht der Religion bewährte und deren Segnungen kund gab. Nebstdem war so manchem künftigen Seelsorger ein Vorgeschmack dessen gegeben, was vielleicht in späteren Ausbrüchen der aufgeregten Leidenschaften des Pöbels im eigenen Vaterlande seiner harrt, und was jedem pflichtgetreuen Priester da bevorsteht, wo die Hydra des Unglaubens und der Anarchie die Zügel der Gewalt in ihre Hände gebracht hat; die Erlebnisse in Rom waren ein ernstes Vorbild und eine bedeutungsvolle Schule des Leidens für die Diener der Kirche, denen in dem christlichen Europa noch mehr als ein harter Kampf zu überstehen bleibt. Der Geist des Glaubens trug aber bereits hier seine herrlichen Früchte. Am 3. December, dem Fest des heil. Franz Xaver, starb ein Alumnus, der lange gekränkelt hatte, Fr. X. Wegmann, eines ruhigen und sehr erbaulichen Todes, bei dem die Kraft der religiösen Ueberzeugung sich auf das Herrlichste beurkundete. Eben so waren früher einige andere Zöglinge der Anstalt mit gleicher Ergebung und Seelenruhe in das bessere Leben eingegangen; so am 13. März Erwin Stefenelli, ein durch einen hohen Grad christlicher Tugend ausgezeichneter Jüngling, den einige Italiener, die ihn oft beobachtet, den santo giovane nannten, und von dem einer seiner Oberen sagte: „Er war zu edel für diese Welt." Solche herrliche Beispiele aus ihrer nächsten Umgebung, ja aus dem Kreise ihrer Mitbrüder mußten mächtig auf die Angehörigen der von Gott hochbegnadigten Anstalt einwirken, und ihr eifriges Streben und Ringen befestigen und erhöhen.

Mit tiefem Kummer wurden die vielfach geprüften Germaniker durch die empörenden Vorgänge am 15. und 16. November 1848 erfüllt; die glückliche Flucht des heil. Vaters gereichte ihnen zu hoher Freude, obschon es ein unheimliches

und peinliches Gefühl war, in Rom zu leben, nachdem es der Papst zu verlassen genöthigt, und der letzte Schimmer von Ordnung und Gesetzlichkeit gänzlich entschwunden war. Täglich war ein Attentat auf das friedliche Profeßhaus zu beforgen; indessen ward die Aufmerksamkeit der Radikalen zu bald auf ganz andere Dinge gerichtet, und nebstdem war in dem Germanicum nicht viel zu plündern, dessen Hauptreichthum in liegenden Gütern besteht. Auch in der Zeit der römischen Republik wurden daher die Alumnen nicht bedeutend beunruhigt, etwa den 27. März 1849 ausgenommen, wo aus der Kirche al Gesù die große Glocke genommen ward, was auch vielen andern Kirchen begegnete. Es erwies sich damals als ein großes Glück, daß die Alumnen nicht in die römische Universität gewiesen worden waren, welche in die größte Verwirrung gekommen ist, so daß ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung unter dem 13. April schrieb: „Die Universität wird immer einsamer; sonst zählten wir hundert und mehr Professoren, jetzt kaum zehn. Man denkt nur an politische Versammlungen, Klubbs, Krieg, nicht an Studien. Italien verbauert!" Dagegen herrschte in dem Collegium Germanicum Ruhe und Ordnung, die zwar bisweilen momentan unterbrochen, nie aber ganz aufgegeben werden mußte. Selbst bei dem Angriffe der Franzosen, wo sich die Zöglinge auf das untere, ziemlich feuerfeste Stockwerk des Gebäudes beschränkten, blieben sie in der gewohnten Ordnung, und während man auf den Straßen Generalmarsch schlug, hörten sie ruhig ihre Vorlesungen. An Spektakel waren sie ohnehin schon längst gewöhnt. An zwölf Bomben fielen in das Haus, aber ohne beträchtlichen Schaden anzurichten, und mehr als alles Andere belästigte die Alumnen die Einquartierung, die ihnen bald nach dem Einzuge der französischen Interventionstruppen zugetheilt wurde. Aber innig und rückhaltslos war ihre Freude über die Wiederherstellung der päpstlichen Autorität, die am 16. Julius 1849 erfolgte.

Diese Restauration der Regierung brachte auch dem deutschen Collegium seine Restauration. Nach und nach ward der alte status quo wieder hergestellt, und mancher lästige Zwang ward beseitigt, dem man sich durch die Gewalt der Umstände hatte fügen müssen. Pater Augustin De La Croix übernahm wieder das Rectorat, und Canonicus Valentini zog sich zurück, begleitet von den Segenswünschen und dem wärmsten Danke der Germaniker, die ihn wie einen Vater geehrt, ohne die Anhänglichkeit an ihren alten Rector zu vergessen. Die meisten exilirten Jesuiten kamen wieder an ihre Posten, und der seitherige Prediger an der Kirche al Gesù, ein trefflicher römischer Weltpriester, schätzte sich glücklich, die von ihm interimistisch versehene Kanzel wieder ihren rechtmäßigen Besitzern zurückzugeben. Bereits am 7. August wurden die Jesuiten wieder in den Besitz ihres Profeßhauses gesetzt; aber bei der Wiedereröffnung ihrer Vorlesungen am römischen Collegium stießen sie noch auf manche Schwierigkeiten, so daß diese bis in das neue Jahr 1850 sich verzögerte; jedoch war die Frequenz der Anstalt schon in kurzer Zeit sehr bedeutend. War schon früher Alles aufgeboten worden für Hebung des Unterrichts und Anregung wissenschaftlichen Strebens, hatte man sämmtliche Lehrstühle mit talentvollen und erfahrenen Männern besetzt und den Kreis der Vorlesungen erweitert, wie z. B. zum philosophischen Cursus noch die Geschichte der Philosophie kam: so soll jetzt ein revidirter Studienplan durchgeführt werden, der allen gerechten Anforderungen vollständig entspricht, und wornach auch alle sonst nicht besonders vorgetragenen Disciplinen gehörig repräsentirt werden sollen; auch soll, dem Vernehmen nach, für die Bewerber um das theologische Doctorat ein sechsjähriges theologisches Studium vorgeschrieben werden, während für alle Andern ein vierjähriges bleibt. Bei diesen Aenderungen ist nur das zu wünschen, daß man einerseits die wesentlichen Vortheile nicht aus dem Auge lasse, welche seither das Festhalten an dem alten Axiom: Non multa,

sed multum und die Concentration aller Studien um einen Mittelpunkt im Gegensatze zu dem mehr encyklopädischen Wissen und der vielfachen Zersplitterung des Lehrstoffes und der Lehrkräfte, die anderwärts eben nicht immer die erfreulichsten Früchte getragen, der Anstalt gebracht hat, andererseits auch auf die Gesundheit der Ausländer die gehörige Rücksicht nehme, welche bei einer viele Jahre in Anspruch nehmenden Studienzeit im dortigen Clima leicht geschwächt und beeinträchtigt werden könnte. Uebrigens hat die letzte Zerstreuung der Professoren des römischen Collegs vielfachen Nutzen gebracht, indem mehrere derselben viele auswärtige Lehranstalten kennen gelernt, und mit der katholischen Literatur in Deutschland und England näher bekannt geworden sind; namentlich wurden ihre Bibliotheken durch eine große Anzahl neuer theologischen Schriften bereichert, besonders solcher, die in Deutschland erschienen sind. Durch den erweiterten Studiencursus würde auch leicht Gelegenheit zu einem gründlichen Studium der orientalischen Sprachen gegeben werden, von denen so viele kostbare Denkmäler in Rom vorhanden sind, und die bisher weniger benützt werden konnten, damit nicht die für das praktische Leben nothwendigen Disciplinen beeinträchtigt würden. Ueberhaupt ist die Ernennung des geistvollen P. Passaglia zum Studienpräfecten des römischen Collegs eine günstige Vorbedeutung für die glückliche Fortentwickelung der wissenschaftlichen Tüchtigkeit der Anstalt. Im Germanicum leitet die Studien P. Schrader, ein Hannoveraner, früher selbst einer der ausgezeichnetesten Alumnen, und wie früher werden noch fortwährend die wichtigsten Erzeugnisse der neueren Literatur angeschafft. Der Wetteifer in den Studien hat sich immerfort erhalten; die Liebe zur Kirche macht sie zu einem heiligen Geschäft und die Abwechselung in den Materien gibt ihnen Reiz und lebendige Frische. Möge nun die aus so vielen Stürmen glücklich und unversehrt hervorgegangene Anstalt, die der alle Nationen mit Liebe umfassende Geist des Katholicismus und die Freigebigkeit der Päpste und Cardinäle gegründet, auch ihre Aufgabe voll-

ständig und allseitig erfüllen, und ihr Beispiel, wie ehemals, so jetzt noch alle gleichen Zwecken dienenden Institute zu immer mehr entsprechender Entfaltung ihrer Thätigkeit ermuntern.

Der regierende Papst hat dem Germanicum mehrfach seine besondere Huld erwiesen, indem er nicht nur von Neapel aus nach allen Erlebnissen desselben sich erkundigte, und von dem Prälaten Moricchini sich dieselben erzählen ließ, sondern auch nach seiner Rückkehr sämmtliche Alumnen zugleich mit denen des englischen Seminars zu einer besondern Audienz zuließ. Gewöhnlich wurden nur einzelne Zöglinge bei besonders festlichen Anlässen und die als Priester in ihre Heimath zurückkehrenden kurz vor ihrer Abreise dem Papste vorgestellt. Pius aber ließ auf Sonntag dem 23. Junius d. Js. Morgens neun Uhr das Collegium in pleno zu sich bescheiden, und richtete einige sehr freundliche Worte an dasselbe, und schloß mit der Ertheilung seines apostolischen Segens. Er legte den Alumnen Eifer und Klugheit an das Herz, damit es Jedem in seinem Vaterlande gelingen möge, bei der großen Obmacht des Unglaubens und des Indifferentismus doch wenigstens einige wahre Anbeter Jesu Christi zu gewinnen und zu bestärken. Er suchte sie für ihren apostolischen Beruf zu begeistern, der ein heiliges Leben eben so zur Pflicht mache, wie eine hervorragende wissenschaftliche Ausbildung, ohne welche Erfordernisse kein vollständiger und andauernder Erfolg zu erringen sei. Einigen vorgebrachten Gesuchen entsprach er huldvoll und redete mit einigen der Alumnen im Besonderen: Diese Anerkennung und Liebe des Kirchenoberhauptes hat die Zöglinge für manches ausgestandene Leiden reichlich entschädigt.

Gewiß hat diese, wenn auch lückenhafte und kurzgedrängte Schilderung einer römischen Pflanzschule für deutsche Priester manchen unserer Leser ein nicht unerfreuliches, manchen vielleicht selbst ein anziehendes Bild vor die Seele geführt und gewiß so viel erhärtet, daß auch außerhalb Deutschland noch

deutsche Jünglinge zu tüchtigen Dienern der Kirche herangebildet, und so die Schaar jener Arbeiter vermehrt werden kann, über deren geringe Anzahl in manchen deutschen Diöcesen noch Klagen vernommen werden. Hätte P. De La Croix seinen früheren Plan, dem Institut ein eigenes passendes Wohngebäude anzukaufen, falls der apollinarische Pallast, den dasselbe bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts besaß, und in dem jetzt das römische Seminar sich befindet, nicht wieder gewonnen werden kann, bereits verwirklichen können: so würde eine viel größere Zahl von Alumnen aufgenommen werden können, als bisher geschehen konnte, wo dennoch jedem Alumnus ein eigenes Zimmer eingeräumt war. Das unbegründete Mißtrauen, welches gegen das Germanicum noch da und dort herrscht, wird sich bei näherer Bekanntschaft mit demselben bald verlieren, und wo gute Priester erzogen werden, da fallen für jeden gesunden Beobachter die ohnehin jetzt meist aufgegebenen Träumereien von staatsgefährlichen Tendenzen u. s. w. von selbst weg. Jeder gute katholische Priester wird stets ein guter Staatsbürger und ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft seyn, und das wird immer anerkannt werden, wenn nicht Völker und Staaten gleichmäßig dem antichristlichen Princip als Beute anheimgefallen sind. Das Gute und Brauchbare aber verdient immer und allenthalben Achtung, und siegt zuletzt doch in der Meinung derer, die weder eine Lüge besticht, noch ein Vorurtheil blendet, und die den Kern der Sache von ihrer Hülle zu scheiden befähigt sind.

XL.

Stimmen und Bilder aus dem Volksleben.

IV.

Soldaten- Räuber- und Bärengeschichten.

(Schluß.)

In denselben Tagen nämlich, als ich mit dem österreichischen Obristlieutenannt zusammentraf, lernte ich in Karlsbad auch einen Finnländer bei der kurmäßigen Abendsuppe, die wir täglich an demselben Wirthstisch zu uns nahmen, kennen. Er ging auf Krücken und war ein Mann, den langes Leiden sanft und genügsam gemacht. Als Kind von drei Jahren hatte ihn ein Bauernbube in seiner nordischen Heimath von einer Höhe hinabgeworfen. Weinend hatte ihn so seine Mutter gefunden und aufgehoben; er klagte über Schmerzen; indessen war äußerlich keine Verletzung wahrzunehmen. Doch zeigte sich später, daß die Hüfte bei dem Sturze bedeutend gelitten; er mußte bis zu seinem dreizehnten Jahre seine ganze Kinderzeit, unter schrecklichen Schmerzen, im Bette zubringen; der Fuß schrumpfte ein, so daß er kaum mit den Fußspitzen die Erde berührt; seitdem schleppt er sich, so gut es eben geht, auf Krücken mit freundlicher, sanfter Miene durch das Leben in seinem kalten Winterlande.

Ich wurde aufmerksam auf ihn, da er neben mir mit einem anderen Fremden eine Sprache sprach, die mir fremd und doch wieder so bekannt klang. Ich fragte ihn daher nach einer Weile, ob sie Dänisch mit einander sprächen: „Nein", erwiederte er, „Schwedisch." Und so erfuhr ich dann weiter, daß er ein Finnländer, und mithin russischer Unterthan sei und in Abo wohne. Er war Director eines landwirthschaftlichen Institutes gewesen, und auch jetzt hatte er mit seiner Badekur einen landwirthschaftlichen Auftrag seiner Regierung verbunden. Er hatte nämlich auf den Gütern um Plauen eine ganze Heerde Zuchtvieh gekauft. Hiezu hatte er sich eine eigene Karte gemacht, auf der alle Güter aufgezeichnet waren, und daneben eine Tabelle mit sämmtlichen dort gekauften respectiven Ochsen und Rindern, die von dort, nach Beendigung seiner Kur, nach Finnland abgeführt werden sollten, um hier zur Verbesserung der Viehzucht an die einzelnen Gutsbesitzer vertheilt zu werden.

Uebrigens war er ein gebildeter Mann, und in der schwedischen Literatur wohl bewandert. Ich nahm daher von seiner Bekanntschaft Veranlassung, mich über die finnischen Zustände zu unterrichten; da ein so harmloser, abgelegener, vereinsammter Volksstamm etwas Rührendes für mich hat.

Ueberhaupt aber waren mir diese Abendgespräche mit dem ruhigen, anspruchlosen Manne aus dem stillen Lande der langen Winternacht, der ohne Klage sich auf seinen Krücken herbeischleppte und jede Frage in freundlicher Weise beantwortete, sehr wohlthuend und beruhigend, nach dem überlauten, großthuerischen, selbstzufriedenen norddeutschen Geschnatter, daß ich den Tag über anhören mußte. Mir kam es vor, wenn ich ihn von seinem Vaterlande sprechen hörte: als vernehme ich eine Stimme von jenseits des stillen Oceans, von friedlichen, einsamen Küsten, die hinter dem Winde liegen.

Ich fragte ihn unter Anderem, ob die Schweden noch *viele* Anhänger in Finnland hätten, und ob im Falle einer

künftigen europäischen Katastrophe die Stimmung des Volkes sich für eine Rückkehr zu Schweden aussprechen würde. Er meinte nein. Die Schweden, sagte er, haben die finnische Sprache zu verdrängen gesucht, und das hat ihre Herrschaft bei den Bauern nicht beliebt gemacht; jetzt haben wir in dieser Beziehung nichts zu befahren. Die Russen haben die Einrichtungen und Herkommen des Landes bestehen lassen, wie sie dieselben gefunden. Mit Ausnahme der obersten Stellen im Civil und Militär sind die Aemter von Eingebornen besetzt. Steuern zahlen wir auch weniger, als in Schweden, und dann, was eine Hauptsache ist, haben wir die Preßfreiheit nicht, die in Schweden in ihrer Zügellosigkeit kein Maß und keine Schonung kennt und Jeden rücksichtslos angreift. Man bemitleidet uns daher und schreit überall, daß wir in Finsternissen leben; wir sind aber mit unserer Ruhe zufrieden, und verlangen nicht nach dieser theueren Glückseligkeit.

Ich fragte ihn weiter, ob die Conscription nicht drückend sei; darauf entgegnete er: eine Aushebung von Soldaten findet bei uns nicht statt, sondern nur eine Anwerbung. Eine Vertretung des Landes durch Stände, wie in Schweden, erzählte er weiter, hätten sie freilich auch nicht; doch benehme sich die Regierung mit angesehenen Männern der Distrikte, wenn sie eine neue Maßregel durchführen wolle.

Dann kamen wir auf das Kapitel des Branntweins, der so verderblich an dem Marke der nordischen Stämme zehrt. Hiemit hatte ich auch bei dem guten Finnen eine wunde Stelle berührt. „Freilich“, sagte er, „trinken auch bei uns die Bauern zu viel Branntwein; allein, was sollen sie thun? sie kennen keinen andern Zeitvertreib, und wenn man die ganze Woche gearbeitet hat und dazu das rauhe Klima des Nordens: dann bedarf der Mensch etwas zur Erwärmung und Belebung.“ — Ich entgegnete ihm, daß es eine Zeit gegeben, wo die nordischen Stämme dieß Bedürfniß des Branntweins, der ihnen unbekannt gewesen, nicht gefühlt, und daß

sie damals kräftiger, feuriger und zu Strapazen tauglicher gewesen. Er meinte darauf, damals hätten sie aber die Poesie ihrer Mythologie zur Erheiterung und zum Zeitvertreib gehabt, und damit verbundene Volksbelustigungen mancherlei Art. „Daß sie jetzt aber in ihrer Langeweile zu viel Branntwein trinken, daran sind auch die Geistlichen guten Theils schuld; denn die Religion ist bei diesen nicht mehr so recht warm, wie früher." Als ich ihn weiter nach den Ursachen dieser religiösen Erkältung frug, sagte er: Man hat mit der Universität auch das theologische Studium von Abo nach Helsingfors, dem Hauptorte des Landes, verlegt, und das ist sehr nachtheilig gewesen; denn Helsingfors ist eine Stadt von 14,000 Einwohnern, es kommen dort drei schwedische und zwei finnische Zeitungen heraus; unsere Theologen aber, meist ärmeren Herkommens, lernen in dieser Stadt allerlei städtischen Luxus und städtische Bedürfnisse kennen, und kommen dann mit einer gewissen städtischen Halbbildung in die Seelsorge. Die Folge ist, daß sie in ihrer Religion kalt werden, und daher auch die Bauern kalt lassen, die sich nun zu ihrem Troste am Branntwein zu erwärmen suchen. Oder sie werden Eiferer und Sectirer, die ihre eigenen Wege gehen, und mit ihren fanatischen Predigten den Bauern die Köpfe verwirren, sie zu großen Opfern bewegen, und durch ihre Sectirerei Unheil in den Familien anrichten. Kinder wollen z. B. bei ihren Eltern nicht mehr bleiben, weil sie sagen, dieselben seien verdammt; Dienstboten ihrer Herrschaft nicht mehr gehorchen, weil sie ihnen keinen Gehorsam schuldig seien. Dann trifft es sich auch, daß solch ein sectirerischer Eiferer, wenn die gutmüthigen Bauern ihm ihr Geld zugetragen haben, es sich wohl seyn läßt, wie einer von den Bauern: Meinerseits bemerkte ich ihm darauf: der eigentliche Grund dieser Sectirerei liege doch wohl im Protestantismus selbst, da die Protestanten keine feste Autorität, wie die Katholiken, hätten, sondern jeder in Glaubenssachen sich selbst Autorität sei, und nach seiner Vernunft oder Unvernunft entscheide, so folge nothwendig hieraus., daß

Jeder seinen eigenen Weg mit dem gleichen Rechte, wie der andere gehe, daher Spaltungen unvermeidlich seien. Er gab dieß vollkommen zu, ohne jedoch weiter in dieses Thema einzugehen.

Im Verlauf der Rede kamen wir auch auf die Jagd und die Bären zu sprechen. Denn trotz seiner Krücken war mein Finnländer ein eifriger Jäger und ein geübter Schütze. Er sprach mit großem Eifer von Jagd und Scheibenschießen; sein Fuß hatte ihn nicht gehindert, selbst an Bärenjagden Theil zu nehmen. Ein Bauer, dem er eines seiner Gewehre geliehen, schoß auch einmal einen ihm dicht zur Seite; ihm selbst jedoch war noch keiner zum Schuß gekommen, indessen erzählte er mir, wie sein Herz hörbar geklopft, da er einen durch das Holz durchbrechen gehört, obschon es für ihn, bei seiner Sicherheit im Schießen, ohne alle Gefahr gewesen. Allein, wo der Bär in seiner Wildheit hier herumläuft, da hat er eine Stärke und eine Raschheit, von der man sich keinen Begriff macht, wenn man den armen Schelm in seiner Gefangenschaft am Seil oder an der Kette tanzen sieht. Er macht hohe Sprünge über zwanzig Schuh weit, und armsdicke Tannenäste zerbricht er Rechts und Links wie schwaches Rohr, wenn er sich durch das Waldbdickicht Bahn bricht. Trotz seiner Fette und Schwere klettert er bis dreißig Fuß und höher die dicksten Stämme gerade hinan, um sich eben in der Geographie der Waldung zu orientiren und den Feind auszukundschaften. Er hängt bei diesen gymnastischen Uebungen, wie eine Katze, frei an seinen Krallen, die er tief in die Rinde einschlägt; man kann den Baum hinan jeden Schritt oder Sprung verfolgen. Die Bärin pflegt ihre Jungen gleichfalls auf die Aeste hinauf zu werfen als den sichersten Ort. Und es ist nicht rathsam, auf ein Junges auf den Baum zu schießen oder es fangen zu wollen; denn ehe man sich versehen, kömmt die wüthende Bärin herbeigesprungen.

Ich hörte ihm mit Vergnügen zu, und dachte dabei an unsere eigene Vorzeit und die alten Waldungen, mit ihren

riesigen Bäumen. Jetzt treibt die Civilisation die Bären immer weiter zurück in den höheren Norden hinauf; während sie nicht nur in der römischen Vorzeit, sondern noch tief in's Mittelalter hinab, über den größten Theil von Deutschland verbreitet waren, wie dieß viele Ortsnamen und viele Züge aus der Geschichte beweisen. Daß sie z. B. damals nicht bloß in den bayerischen Alpen, sondern auch in den Wäldern der bayerischen Hochebene heimlich waren, sehen wir unter Anderem aus der Geschichte Ludwigs des Bayern, der ja nahe bei München auf einer Bärenjagd vom Schlag getroffen ward. Jetzt haben sich die letzten in das wüste, weit ausgedehnte, wenig bewohnte Kalksteingebirg des südlichen Tirols geflüchtet, wo ihrer aber auch von Jahr zu Jahr weniger werden. Anderem Wild ist es eben so ergangen. Habe ich ja noch unlängst in unserem Algäu zu Hindelang an einem Bauernhofe nicht weniger als dreizehn Luchsköpfe angenagelt gesehen, die, wenn ich nicht irre, der Vater oder Großvater des jetzigen Besitzers erlegt; gegenwärtig dürfte einer lange jagen, bis er dreizehn zum Schuß bekäme. Fangen ja sogar die Hasen seit den Frankfurter Grundrechten an, in vielen Gegenden unseres Vaterlandes zu den naturhistorischen Seltenheiten zu gehören. Aber selbst in so nördlichen Regionen, wie die finnischen, muß der Bär mehr und mehr das Feld räumen; und man darf hoch hinauf gehen, um das Vergnügen zu haben, ihn zu jagen. Es wird auch dort das Bärenrecht nicht mehr beobachtet. Wo dieses nämlich besteht, da gehört der Bär dem, der ihn zuerst entdeckt. Zeigt dieser an: dort haust ein Bär, so respectirt alles diesen Ort, bis die eigentliche Jagdzeit im Januar oder Februar kömmt, wo er dann in aller Form Rechtens erlegt wird. Wenn dagegen in seiner finnischen Heimath, so erzählte mein finnischer Freund, einer einen Bären entdecke, dann müsse er seinen Schatz sehr geheim halten, weil sonst, ohne Rücksicht der Jagdzeit, der helle Landsturm gegen den Vogelfreien ausziehe, der nun keine *Ruhe* mehr habe. Wird ja die Auffindung eines Bären als

ein großer Glücksfund angesehen, da aus dem erlegten Thiere zwanzig bis fünfundzwanzig Thaler erlöst werden, und der Schütze fünf Thaler Schußgeld erhält.

Im Ganzen ist der Bär gutmüthig; er richtet oft lange keinen Schaden an, bis er einmal zufällig Fleisch und Blut verkostet hat, dann kömmt ihm der Appetit en mangeant und kein Stück Vieh ist mehr vor ihm sicher.

Ich sagte, es sei mir unbegreiflich, wo nur solche Thiere mit solchem Appetit in so winterlichen Landschaften, wenn Alles weit und breit viele Monate hindurch mit tiefem Schnee bedeckt sei, hinreichende Nahrung fänden. Der Bär, sagte er, frißt, wenn es Winter wird, harzige Stoffe; daraus bildete sich eine Kugel oder ein Pfropfen, der den Magen schließt; so gräbt er sich im dichtesten Nadelholz in den Schnee ein, und da liegt er warm und fühlt, so lange er diesen Magenschluß hat, keinen Hunger und bedarf auch keiner Nahrung. Wird er aufgejagt, ohne daß der Harzzapfen losgeht, so bleibt er träg und schläfrig und begibt sich wieder zur Ruhe; wird aber durch die übermäßige Anstrengung der Magen des gehetzten Thieres frei, dann erfaßt ihn auch der Hunger, und man darf wohl vor ihm auf der Hut seyn.

Es kam, so erzählt er weiter, unter anderem in jene höhere, den Polargegenden nähere Nordregion, die noch reicher an Bären ist, ein Engländer, Lloyd genannt, mit dem Vorsatz, nicht eher heimzukehren, bis er hundert Bären geschossen habe. Man glaubte, er habe diese Reise in Folge einer Wette gemacht. Er verband sich mit einem Bauern Namens Aeli, weit und breit der beste Bärenjäger. Herr Lloyd war ein kühner und rascher und sicherer Schütze, und so gelang es ihm wirklich, mit Aelis Hülfe, siebenundneunzig zu erlegen. Er machte mit seinem Freund auf den achtundneunzigsten Jagd. Der Bär lag in einem fast undurchdringlich dichten Holz; es war ein alter, gewaltiger Geselle, der wegen seiner tückischen Schlauheit übel berüchtigt war; denn er pflegte dort, wo man es am wenigsten erwartete, indem er plötzlich eine Seitenwendung

aus dem Gezweig machte, über seinen Mann loszubrechen. Die Jagd war daher dießmal nicht ohne Gefahr bei den überraschenden Sprüngen und der reißenden Schnelligkeit des schlauen Thieres kam es darauf an, ihn mit der größten Raschheit, gleichsam im Flug, zu treffen. Da der Wald indessen undurchsichtig dick war: so konnte bei solch einem raschen Schießen leicht ein Unglück geschehen. Lloyd nahm daher, um seines Schußes sicher zu seyn, Allen das Versprechen ab, daß, was auch kommen möge, keiner seine ihm angewiesene Stelle verlassen werde. Die Jagd begann; unglücklicher Weise aber vergaß Aeli in der Hitze sein gegebenes Wort. Er hatte einen Mantel an, der inwendig mit schwarzem Schaafspelz gefüttert war; er kehrte denselben um und kroch durch die bis tief in den Schnee hinabgehenden Aeste des Nadelholzes, um dem Bären näher beizukommen. Lloyd sieht das schwarze Fell durch die Aeste, blitzschnell zielt und schießt er — und die Kugel durchbohrt nur zu sicher das Herz seines Jagdgenossen! Das war der achtundneunzigste, den der unglückliche Schütze erlegt; er gab die Flinte aus der Hand und kehrte nach seinem Vaterlande heim, ohne die letzten, die ihm noch an seinem Hundert fehlten, geschossen zu haben!

Nun zum Schluße noch die Spitzbubengeschichte, die indessen minder schauerlich ist, als die Veroneser, und in der ein Bär die Hauptrolle spielt.

Bekanntlich, so lautete die Erzählung des Finnländers, werden die Bären bei uns in Rußland jung gefangen und gezähmt und zu allerlei Kunstfertigkeiten abgerichtet. Zwei Männer hatten einen solchen civilisirten jungen Bären, den sie herumführten, seine Kunststücke zu zeigen. So kamen sie auch auf ihrer Kunstreise in ein Haus, worin nur eine Frau wirthschaftete. Hier blieben sie über Nacht. Die Frau wieß ihnen mit ihrem Bären eine Schlafstätte in einem hinteren Zimmer an.

Sie hatten sich schon zur Ruhe begeben, als Räuber, die von den Gästen, den beiden Männern und ihrem Bären, nichts

wußten, einbrachen und über die hülflose, verlassene Frau herfielen und ihr Geld verlangten.

Die Frau, die ihre Geistesgegenwart nicht verlor, bat die Eingedrungenen, sie möchten sich nur eine Weile gedulden, sie hätte ihr Geld in der hinteren Stube, dort wolle sie es ihnen holen.

Die Räuber nichts Schlimmes ahnend, waren es zufrieden und ließen sie los.

Sie ging also in die hintere Stube, weckte die Bärenführer, und beschwor sie, ihr zu helfen. Sie waren dazu bereit, sagten ihr aber: vorher müßten sie Branntwein haben. Die Frau reichte ihnen eine Flasche, und sie gaben dieselbe dem Bären zu saufen.

Als das junge Thier sich einen munteren Spitz angetrunken, führten sie ihn zur Thüre der Wirthsstube, nahmen ihm dort Maulkorb und Kette ab, öffneten die Thüre und stießen den betrunkenen Waldbruder hinein mitten unter die erstaunten Räuber, die auf nichts weniger als einen solchen zottigen, brummigen Gensd'armen gefaßt waren.

Einer der Spitzbuben jedoch faßte sich, und ging mit der in Rußland allgemein üblichen Axt auf ihn los. Allein sein Streich fehlte. Und nun kam die Reihe an den Bären, der, von seinem Branntwein begeistert, mit der größten Munterkeit von der Welt den Mann zwischen seine Pratzen nahm und ihn niederwarf. Mit seinem Gesellen hatte er, ehe noch sie zur Besinnung gekommen, in aller Schnelligkeit den gleichen kurzen Prozeß vorgenommen. Keiner wagte mehr zu mucksen. Nun sprangen seine Führer auch in die Stube herein, banden die niedergeworfenen von dem Bären bewachten Räuber, und überlieferten sie der Obrigkeit, die mit ihnen nach Recht verfuhr. Ob aber der wackere, menschenfreundliche Bär für seine Beihülfe und rettende That von dem Autokraten aller Reußen den Civilverdienstorden erhalten, ist mir unbekannt; auch habe ich vergessen, den Finnländer darüber zu fragen.

Im Uebrigen, sagt er mir, sind die Finnländer [illegible]

sanftes, gutmüthiges, harmloses Volk, das eine besondere Redlichkeit im treuen Worthalten besitzt. Und als ich ihn bat, mir einige finnische Sprichwörter zu sagen, wollte ihm kein anderes einfallen, als eines, das wir auch im Deutschen wörtlich besitzen; er sagte es mir Finnisch her, ich habe aber die fremden Worte vergessen. Es heißt zu deutsch: „Den Ochs beim Horn, den Mann beim Wort.“ Nur ein Laut dieser im übrigen Europa so wenig bekannten Sprache ist mir in der Erinnerung geblieben; wenn nämlich ein Finne dem anderen begegnet, und der eine sagt: guten Tag! so sagt der andere nicht, wie bei uns meist geschieht, auch: guten Tag, sondern: Jumala andakon! d. h. Gott gebe es! Was man eine Literatur nennt, besitzt dieser vereinsammte, abgelösste Volkszweig eigentlich nicht; doch gehen aus den ältesten mythischen Zeiten unter den Bauern noch eine Reihe von Liedern um; ein Doctor hat sie aus der mündlichen Ueberlieferung gesammelt und finnisch unter dem Titel „Kalevala“ herausgegeben, und neuerlich ist auch eine schwedische Uebersetzung derselben erschienen.

Dieser Art waren meine Unterhaltungen mit dem Finnländer in Karlsbad, und ich gestehe es, daß ich ihm unendlich lieber zuhörte, wenn er von seinen Bären und seinen Schneewäldern sprach, als wenn ich die unerquicklichen Streitigkeiten über Radowitz und Manteufel, über Schleswig und Baden, über Bundestag und Union anhören mußte, oder wenn so ein eingebildeter, bornirter Dickkopf erklärte: „Es ist Zeit, daß die preußischen Waffen den Oesterreichern wieder einmal eine derbe Lection beibringen, damit Oesterreich sich nicht in Deutschland breit mache; denn das ist gewiß, treffen dreißig tausend Preußen mit sechzig tausend Oesterreichern zusammen: so bekommen die Oesterreicher Schläge, haben wir ja doch die Zündnadelgewehre, womit wir unseren Mann auf achthundert Schritte maustodt schießen.“ — Ich dachte dabei, wen Gott verderben will, den verblendet er. Gott schütze das Vaterland.

XLI.

Literatur.

Lauda Sion. Altchristliche Kirchenlieder und geistliche Gedichte lateinisch und deutsch. Von Dr. Karl Simrock. Köln. 1850. 8.

Dr. Karl Simrock, der die Schätze unserer altdeutschen Poesie dem größeren Publikum in gewinnender Weise zugänglich gemacht hat, stellte sich in neuerer Zeit eine andere Aufgabe, die eine eben so allgemeine Theilnahme und dankbare Anerkennung ansprechen darf, weil zur glücklichen Lösung derselben außer dem vollen Verständnisse des kirchlichen Sinnes eine seltene Vereinigung von Geduld und technischer Kunstfertigkeit erfordert wird. Er schenkte uns nämlich in dem oben genannten Werke die Uebersetzung von zweiundzwanzig Kirchenliedern und geistlichen Gedichten mit beigefügtem lateinischen Texte. Wer die Schwierigkeiten kennt, welche sich bei der Uebertragung dieser körnichten, im kurzen Worte das Tiefste und Umfassendste ausdrückenden Gedichte zeigen, mag die Zeit und Mühe ermessen, die zur Bearbeitung einer Sammlung von solcher Ausdehnung erfordert wird. Darum wollen

wir uns auch gerne die Freiheit gefallen lassen, mit welcher sich der Uebersetzer großen Theils bewegt, in sofern sie sich auf sprachliche Wendungen und Versetzungen, auf das Weglassen oder Hinzufügen unwesentlicher Ausfüllungen oder Ausschmückungen beschränkt, glauben jedoch dem kundigen Meister gegenüber in dieser Hinsicht uns einige Bemerkungen erlauben zu dürfen.

Vorerst möchten wir ihn aber auf manche schöne Lieder aufmerksam machen, die wir in dieser Sammlung vermißten; wozu wir vorzüglich die Hymnen von der Dreieinigkeit O increata Trinitas und Non docilis pati frenos, dann Qui procedis ab utroque von Adam von St. Victor, Ave mundi spes, Maria von Innocenz III., Laudes crucis attollamus von Adam von St. Victor ꝛc. ꝛc. rechnen. Was nun die oben erwähnte Freiheit der Uebersetzung betrifft, so mußten wir allerdings mehrmals wünschen, jenen bestimmteren wortgetreuen Ausdruck zu finden, der durch die ernste Würde und dogmatische Schärfe des Gedankens, so wie durch die Einfachheit der Form bedingt und unerläßlich ist, wenn der strengausgeprägte Charakter dieser alten geistlichen Gedichte bewahrt, und jedes spielende Hereinklingen moderner Auffassung und Verschwommenheit fern gehalten werden soll. Bei einer so umfangreichen Arbeit, wie die vorliegende, deren gleichmäßige Vollendung in allen Theilen, wegen des Inhalts und der Form überhaupt und wegen des Verhältnisses der lateinischen zur deutschen Sprache insbesondere, in einer beschränkten Zeit beinahe unmöglich wird, sind aber selbst Fehlgriffe hinsichtlich der angenommenen Bedeutung und des festgestellten kirchlichen Sinnes der Worte um so erklärlicher, je kürzer eben jene ihr gewidmete Zeit war. Wenn wir demnach mit manchen Stellen auch in dieser Beziehung nicht einverstanden sind, so erkennen wir darin nur eine bei dieser Unternehmung kaum zu vermeidende Erscheinung; halten es aber für angemessen, die Aufmerksamkeit des verehrten Verfassers vorzüglich auf diesen Punkt hin-

zuleiten und die Ueberzeugung auszusprechen, daß seine verdienstliche Bearbeitung nur dann in allen Theilen zu einer so meisterhaft gelungenen und befriedigenden erhoben werden könne, wie sie uns z. B. S. 76 in dem Gedichte Mater cantans filio und S. 206 in der Hymne De Spiritu sancto erfreut hat, wenn ihn die heilige Würde des Gegenstandes bewegen wird, lieber die Zahl der zu übersetzenden Gedichte zu beschränken, die darauf zu verwendende Zeit und Mühe aber zu erweitern.

Zur näheren Bezeichnung unserer Ansicht, so wie zur Begründung des eben Ausgesprochenen mögen indessen einige Beispiele dienen.

Allzuflüchtig erscheint uns die Behandlung, wenn S. 56 De nativitate Domini die Verse

Qui inaestimabilis
Est et ineffabilis
In divinitate

mit

„Den die Engel grüßen all,
Dem lobsingt mit süßem Schall
Himmlisches Gefilde“,

und S. 62 De nativitate Domini

O verbum incarnatum
Rerum principium

mit

„O Wort, Beginn der Dinge,
Das Welten schuf dereinst.“

wiedergegeben ist. S. 278, Columbae suspirium sind die Worte

Fac me tecum
Permanere
Fac me te diligere;
Da conjungi,
Da defungi
Tecum, Jesu, vivere

folgendermaßen übertragen:

„Dein zu denken
Ganz zu senken

> Säene mir in dich den Sinn,
> Laß mein Leben
> Zu dir streben,
> Sei im Tode mein Gewinn."

Wir würden es vorziehen, wortgetreuer zu sagen:

> Laß mich immer
> Dich umgeben
> Liebend mich zu dir erheben;
> Nie mich scheiden,
> Tod erleiden
> Mit dir, Jesus, mit dir leben.

In dem Gedichte Jesus in praesepio S. 74 ist vorzugsweise die Allmacht und Herrlichkeit Gottes und die Gebrechlichkeit und Hülflosigkeit des menschgewordenen Jesukindes in grellen Gegensätzen, wie z. B. fortitudo infirmatur, parva fit immensitas; liberator alligatur, nascitur aeternitas hervorgehoben Dieser Grundgedanke bleibt auch in der dritten Strophe entscheidend und selbst durch den Wortlaut klar ausgedrückt. Darum dürfen, wie uns dünkt, die Verse

> Ploras uvidis ocellis,
> Coelum replens gaudiis

nicht:

> „Weinst mit thränenfeuchten Augen
> Alle Himmel füllt'st mit Lust."

sondern:

> Weinst mit thränenfeuchten Augen,
> Der den Himmel füllt mit Lust.

übersetzt werden.

So müssen wir es auch für eine irrthümliche Deutung halten, wenn Simrock S. 184 in der Sequentia paschalis von Adam von St. Victor die Strophe

> Gelu mortis solvitur,
> Princeps mundi tollitur
> Et ejus destruitur
> In nobis imperium.
> Dum tenere voluit
> In quo nihil habuit
> Jus amisit proprium.

übersetzt:

„Auch des Todes Frost erliegt,
Da der Fürst des Lebens siegt:
Ueber uns ist seiner Macht
Gar ein Ende nun gemacht.
Da er dein sich hat erfrecht,
Gottgewidmetes Geschlecht,
Ist verwirkt sein altes Recht.“

und wir glauben dem rechten Sinne zu entsprechen, wenn wir sagen:

Wie der Frost des Todes schwand,
Wird der Fürst der Welt verbannt
Und entrissen seiner Hand
Ueber uns die Herrschermacht.
Weil er dessen sich erfrecht,
Wohin nimmer reicht sein Recht,
Ward das eigne ihm versagt.

In der Hymne des heil. Thomas von Aquino Lauda Sion sind S. 224 die Worte der letzten Strophe Tu nos bona fac videre in terra viventium mit

„Gönne mild uns jede Gabe,
Die da frommt im Erdenreich.“

ausgedrückt. Wir sind aber der Meinung, daß die terra viventium hier das Land der wahrhaft lebendigen, jenes Land bedeute, wo wir cohaeredes et sodales sanctorum civium zu werden hoffen, keineswegs aber als Gegensatz von der Wohnung dieser Seligen gelten könne.

In der Hymne desselben Heiligen Adoro te devote S. 228 finden wir die Stelle

Tibi se cor meum totum subjicit,
Quia te contemplans totum deficit.
Visus, gustus, tactus in te fallitur
Sed auditu solo tuto creditur.
Credo quidquid dixit Dei Filius,
Nil hoc verbo veritatis verius.

mit:

„Dir gänzlich untergeben
Hab ich Herz und Sinn,
Da ich dich zu fassen
Unvermögend bin.
Meinen Sinnen allen
Gibst du dich nicht kund;
Nur dem Gehör zu glauben
Hab' ich allen Grund.
Gottes Sohnes Worten
Glaub' ich ganz allein;
Das ist das Wort des Lebens,
Nichts kann wahrer seyn."

und S. 230 die weitere:

O memoriale mortis Domini
Panis vivus vitam praestans homini:
Praesta meae menti de te vivere
Et te illi semper dulce sapere.

mit:

„Heilig Angedenken
An des Herren Tod,
Ew'ges Leben schenken
Willst du, lebend Brot:
So gib von dir zu leben
Meinem Geiste Kraft,
Nur von Gott zu wissen
Süße Wissenschaft."

übertragen. Wir möchten aber der Bedeutung des Textes näher kommen, wenn wir die erste Stelle mit:

Dir opfert sich mein ganzes Herz in Unterwürfigkeit,
Weil es entzückt von deinem Schau'n vergeht in Nichtigkeit.
Zwar täuscht sich hier Geschmack, Gefühl, so wie des Auges Sinn,
Doch gläubig dem Gehörten trau'n bringt sicheren Gewinn.
D'rum glaube ich, was Gottes Sohn gesagt, des Lebens Hort,
Wahrhaftiger ist nichts als dieß, der Wahrheit ew'ges Wort.

und die zweite mit:

Du Angedenken, segensreich, an unsers Heilands Tod,
Du Lebensquell der Sterblichen, lebend'ges Himmelsbrot,

Begnad'ge meine Seele, daß von dir allein sie lebt,
Daß immerfort die hungernde nach deiner Süße strebt.

wiedergeben.

Wir beschränken uns auf diese Beispiele, weil sie genügen, um dasjenige klar zu machen, was wir bei der Bearbeitung solcher Dichtungen voraussetzen und erwarten dürfen. Diese ehrwürdigen Denkmale christlicher Poesie, in welchen die mystische Anschauung mit den scharfbestimmten Begriffen der Scholastik sich verbindet, welche den Geist und die Wissenschaft des katholischen Glaubens und Lebens in kindlicheinfachen Gesangsweisen offenbaren, verlangen und verdienen eine sorgsame, ausdauernde Liebe, die sich gerne immer von neuem mit ihnen beschäftigt und keine Mühe scheut, bis sie das Erreichbare vollbracht hat. Möge deßwegen Herr Simrock in seinem neuen Berufskreise die genügende Muße finden, um seinem Werke wiederholt eine prüfende und eindringende Aufmerksamkeit zuwenden zu können.

Wird dieser unser Wunsch erfüllt, dann hoffen wir auch in nicht allzuferner Zeit eine neue Ausgabe dieses Lauda Sion zu begrüßen.

II.

Antediluvianische Fidibus-Schnitzel von 1842 bis 1847. Erstes Fascikel. Als Manuscript für Freunde.

Die Lectüre dieses, aus wohlbekannter Feder geflossenen Büchleins hat in dem Schreiber dieses mannigfache Betrachtungen hervorgerufen. — Warum machen Briefe (nämlich wirklich geschriebene, nicht bloß in Briefform gekleidete Abhandlungen), Tagebücher, Aufzeichnungen, die nur für Verwandte, Nach-

kommen oder wenige Freunde bestimmt waren, einen so tiefen Eindruck, warum werden sie so begierig gelesen? Weil wir in ihnen einem Stück wirklichen Leben begegnen. Die Oeffentlichkeit hat die Licen, aber nicht die Freimüthigkeit befördert, und nicht Jeder, der den Censor nicht mehr zu fürchten hat, ist darum auch schon geneigt die volle, ganze, reine Wahrheit zu sagen und sich, wie er ist, seinem Leser zu geben. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist der „Landsknecht", denn dieser ist es, den wir mit freudigem Zuruf als den Verfasser der „Fidibus-Fascikel" begrüßen, ein seltenes Exemplar einer, zumal in Deutschland, nur spärlich gedeihenden Species von Schriftstellern. Man sieht es seinen Herzensergießungen an; er will weder lehren, noch streiten, noch literarische Industrie treiben, noch „populär" werden; er schreibt nicht für das Publikum, sondern für sich und einen engen Kreis von gleichgesinnten Freunden, völlig unbekümmert um den Eindruck, den er macht. Dieß ist der Grund, warum sich in seinen Schriften eine eigenthümliche Ursprünglichkeit, eine Naivetät und Unbefangenheit darthut, wovon wir in unserer, bewußt oder unbewußt auf den Effect berechneten Literatur kein zweites Beispiel kennen. Darum sind auch seine Memoiren, wie diese seine flüchtigen Bemerkungen, für gleichgestimmte Gemüther ein wahrer Herzenstrost, an dem wir uns in einer matten, platten, lügenhaften Zeit, wo die breite Mittelmäßigkeit regiert, wahrhaft aufrichten und stärken können. Solche Erscheinungen berechtigen uns zu der Hoffnung: daß Deutschland noch nicht verloren sei, so lange es unter uns noch so originell kräftige, tüchtige Naturen gibt.

Der Verfasser ist nicht bloß seiner Geburt, sondern seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach ein Oesterreicher. An diesen Umstand knüpft sich eine inhaltschwere Frage. Ist dieser „Landsknecht" der letzte Nachzügler einer untergehenden Zeit, ist er ein Eclaireur, eine vorgeschobene Vedette einer bessern, auch für Oesterreich tagenden, wenn gleich etwas langsam nachrückenden, bessern Zukunft? Wir haben Gründe das Letztere

zu hoffen und zu glauben. In ihm offenbart sich, außer einer edeln, tüchtigen Persönlichkeit, die wahre und ächte österreichische Nationalität, jene nämlich, die nicht durch eine schlechte, glaubensleere, Leib und Seele austrocknende Staatserziehung, dumme Aufklärung und schlechte Lectüre verkrüppelt ist, jene Volkseigenthümlichkeit, der wir dortlandes noch in so manchen Kriegern, Priestern, Künstlern und Bauern begegnen, die aber in so vielen Andern systematisch zu Grabe getragen ist. Was aus dieser tüchtigen Naturanlage werden könne, wenn sie sich frei entwickeln, die Erfahrungen der neuen Zeit in sich aufnehmen, die außerösterreichische Welt kennen lernen darf, dieß zeigt der „Landsknecht", der schneller als viele Andere durch die Vortheile, welche hohe Geburt und unabhängige Stellung im Leben gewähren, zur Reife gekommen ist.

Wir sind es unsern Lesern schuldig, diese Ansicht über den Verfasser der vorliegenden Schrift durch einige Stellen der letztern zu rechtfertigen, die wir um so bereitwilliger mittheilen, als das Büchlein selbst wohl nur in wenige Hände kommen dürfte.

„Aristokratie in ihrer eigentlichen Bedeutung dünkt mir eigentlich nur der Gesammtverband der, am Bestehenden haltenden Staatselemente. — Also nicht allein Adelthum, — sondern auch Bürgerthum, — Bauernthum, — in so ferne sie festhalten, binden, vererben! — Hofadel ist nur eine Degeneration des eigentlichen Adels, der hauptsächlich nur als Territorialadel etwas gelten kann, — denn die Haupteigenschaft des Adels als Staatselement ist Unabhängigkeit, und zwar sowohl in Beziehung auf Oben als Unten; — gewöhnlich ist der Hof konservativ mit verschiedenen Verzweigungen und Modifikationen, daher scheinen sich diese Begriffe zu verschmelzen, sind es aber ursprünglich nicht. — In Deutschland, namentlich Süddeutschland, ist der eigentliche konservative Geist viel leichter aus dem Adel auszurotten, als bei Bürger und Bauer. Eine größere Würde steht in Bayern, in Tirol, in Steyermark dem Patriarchen, dem Sassen und Bauern zu, — eine weit größere Kluft trennt von ihm den

jüngeren Bruder oder den Knecht, — als in den höhern Ständen den Fürsten vom Nachgebornen oder Bürgerlichen, — Brüder und selbst Knechte sind nach altdeutscher Sitte Mitglieder der Familie, aber als Staatsbürger hat nur das Oberhaupt derselben, der Grundeigenthümer, der Hausvater, Stimme im Rath, und eben das, und zwar untheilbare und unveräußerliche Grundeigenthum — „„das Stift““ qualifiziren ihn dazu.“

„Fürsten, Grafen und Barone werden leichteren Kaufes sich ihrer Prärogative entäußern als der Meister und der Bauer.“

„Es muß auch Männer der Bewegung geben, denn aus Centripetal- und Centrifugal-Kraft ergibt sich der sphärische Fortschritt, das Urgesetz der physischen und geistigen Weltordnung, aber beide müssen gleichmäßig wirken.“

„Stagnation wird zur Verwesung, — Mobilität zerstäubt und zerreibt, — Leben heißt ein- und ausathmen.“

„So auch das Staatsleben. — Festhalten und Fortbewegen dessen abwechselnde und doch identische Funktionen. — Aber das wechselseitige Ausrotten der sich feindlich scheinenden, — und doch einander sich gegenseitig bedingenden — Elemente ist der Tod, — nämlich Stillstehen oder vollkommene Zerstörung des Lebensprincips.“

„Adelthum, — Bürgerthum, — Bauernthum sind enge verbunden und verschmolzen. Eines löst sich nicht, ohne den Untergang des andern vorzubereiten, und der letzte, aber blutigste Kampf wird das Zusammentreffen des Bauernthums mit dem Communismus seyn, denn es liegt in der Natur des Landeigenthümers, besonders desjenigen, der den Boden selbst bebaut, daß er in ihm so zu sagen Wurzel faßt, und am schwersten die Idee und den Begriff der Familie, des Eigenthums und der Vererblichkeit aufgibt, welches doch die endliche Tendenz des Communismus ist.“

„Sonderbar, daß bis jetzt die praktische Anwendung der hauptkommunistischen Grundsätze nur der absolutistischen Monarchie gelungen ist, nämlich gemeinschaftliche Bebauung des Bodens in den Militärkolonien, allgemeiner zwangsmäßiger Schulunterricht, und praktische Negation des Familienrechtes durch Conscription siebenjähriger Kinder zum Marinedienst."

„Darin liegt das moralische Uebergewicht der radikalen Partei, daß bei ihr wenigstens viele ihrer Vertheidiger aus Ueberzeugung und mit innerer Conviction handeln, — während Könige, Adel, Geistlichkeit, — Royalisten und Conservative, mehrentheils selbst die Ansichten, welche sie zu repräsentiren durch ihre Stellung berufen sind, in ihrem Innern für Vorurtheile halten, die sie zwar beschützen zu müssen, nicht aber theilen zu können glauben, und an deren Realität sie selbst zweifeln. — Der Priester, der seine geistlichen Functionen wie ein Komödiant vollzöge, ist weniger religiös, als der offenbare Gotteslängner oder Bilderstürmer; da geht es dann mit dem Conflict beider Parteien, wie bei den Cavallerie-Chocs, — wer am zuversichtlichsten an den Sieg glaubt, der erlangt ihn, denn der Andere kehrt dann meistens noch vor dem eigentlichen Zusammentreffen um, und wird dann um so sicherer vernichtet!"

„Könnte der Grundadel sich entschließen, wenig oder nicht in den Städten zu leben, sondern seine Existenz auf seinen Gütern einzuwurzeln, sich dort zu incarniren, es würde nicht so leicht halten, ihn zu demüthigen und zu untergraben. Aber die leidige Genußsucht arbeitet den Jakobinern und Centralisatoren in die Hände! Eber und Hirsch, so wie den ächten Landjunker und Waidmann wird man bald nur in Naturalienkabineten finden!"

„Paradoxen. Wenn die Professoren, Reformatoren, Doctoren, Advokaten, Bureaukraten, Ablegaten, Deputirten, Delegir-

ten, Skribenten und Dozenten Alles werden übereinander gestürzt und die Confusion allgemein gemacht haben, bleiben zwei Urcorporationen, die in tiefen Elementen der menschlichen Organisation ihren Grund haben."

„Der Mensch, so lange er ein denkendes Wesen ist, braucht einen Gott und einen Gottesdienst, — daher Priester. — Der Mensch, so lange er ein fleischfressender, böser Affe ist, wird immer systematisch morden, — daher Krieger. Organisirtes Priesterthum wird jede sogenannte Vernunftreligion absorbiren. Geregelte, disciplinirte, geübte Heerschaaren jeden auch noch so begeisterten Widerstand ordnungsloser Haufen überwältigen. Daher die Priester- und Kriegerkaste ewig. — Aus dem Chaos der sozialen Zerstörung wird sich also immer wieder eine theokratische oder militärische Regierung entwickeln."

„Die Parteien theilen sich jetzt nicht mehr in Absolute und Liberale, sondern Conservative und Destructive. — Es gibt also Conservativ-Absolute Conservativ-Repräsentative, so wie es Destructiv-Absolute und Destructiv-Repräsentative geben kann. Der Zweck organisirt die Partei, — nicht der Weg, den sie dazu wählt. — Ein Monarch, der destructiv-revolutionär wirkt, erreicht dasselbe Ziel, als der Jakobiner."

„Die Tendenz der Zeit ist Auflösung; — ohne Zeugungsfähigkeit zum Wiederaufbauen (ich spreche hier bloß von den europäischen und neu orientalischen Völkern, — die amerikanische Hemisphäre ist aufsteigend, so wie wir absteigend sind), — sie scheint es zur Aufgabe zu haben, jede Individualität und Nationalität, Confession und Familie zu vernichten. Das Selbstgefühl des Mannes, — die Liebe zum Vaterlande, — ja selbst des Kindes zur Mutter, und der Mutter zum Kinde, — endlich das Vertrauen auf Gottes Hülfe und Schutz werden bald nur als Ueberreste barbarischer Vorurtheile gelten! — Wer einen Gott, ein Weib, ein Kind hat, was er liebt, — wer überhaupt für

sich selbst irgend etwas lieben, oder sich geliebt sehen will, — wer an Kirche, König, Vaterland und Familie hängt, — der rüste sich, und setze sich zur Wehre!"

„Es gibt eine Aristokratie der Stände und Berufspflichten, die sich nicht abläugnen läßt! — Die Waffe adelt. Noch mehr wird es der, welcher dem leidenden Bruder Hülfe und Trost bringt, also Arzt und Priester. Ist es nicht natürlich, daß die, welche schützen, helfen und trösten mehr gelten als Andere? Und wenn sie es mit Hintansetzung ihres Lebens, mit eigener Gefahr thun, haben sie nicht Anspruch auf höhere Achtung? — Palme und Lorbeer stehen höher als Kohlhäuptel und Brunnkresse!"

„Wer also am Sterbebette, Krankenlager und Schlachtfelde seinen Beruf erfüllt, kann nicht gleich gesetzt werden mit dem, der am Schreib- oder Rechentische, in der Werkstatt oder auf dem Ackerfelde vor Allem für sich selbst, und nur mittelbar für die Andern thätig ist."

„Jedem ehrlichen Manne gebührt Achtung und Anerkennung, wenn er seine Berufspflichten erfüllt. Demjenigen aber, dessen Leben dem allgemeinen Wohl zum Pfande geweiht ist, gebührt deren doppelte Ration."

„Man frug mich neulich, welche Waffe bei Volkskriegen und Insurrectionskämpfen am meisten und besten gehandhabt worden sei; ich erwiderte: der Vendéer habe seinen Stock, der spanische Guerillos Messer und Tromblon, der Tyroler seine Kugelbüchse gleich gut gebraucht. Nur eine Waffe sei bei allen Dreien ein gemeinsames Stück der Feldausrüstung, also vermuthlich die unentbehrlichste gewesen, das sei der Rosenkranz."

„Sogar Abd-el-Kader's Araber vermissen diesen nicht, und deßhalb leisten sie, mit Yatagan und schlechten Flinten bewaffnet,

.... über Meere, die wahren Ungläub
in so fern bequemer gemacht, als sie mitten u
lagern, und uns die Mühe ersparen, sie anzu
reits selbst das Vertilgungsschwert über unsere
und in hohnlachendem Triumphgesang ihre Sie
sere Ohren täglich ertönen lassen! Nicht die S
nischen Sarmaten, nicht die Türken oder Sac
Kirche und verhöhnten den Glauben je, wie di
sten es thun, und leider schützt gegen ihre Pf
ters Schild und Speer! Wer das Kreuz als
er bereit sei, für seinen Glauben zu dulden un
des Spottes und der Verfolgung sich zu err
wahrlich in keinen leichteren, wenn auch ruhmlo
jene Kämpfer, welche auf den Wellen von Ja
in den Wäldern Altpreußens, oder in den Thä
vaux bluteten."

„Man schickt mittelst freisämtlichen Zwang
Million Kinder in die Schule, um lesen un

konnte, dürfte nur hoffen, es höchstens bis zum Vice-Korporalen, schwerlich aber zum wirklichen zu bringen. Daß man aber einer so herangebildeten Generation durch die Censur das Lesen verbieten will, kommt mir so vor, als lehre man zwangsmäßig eine ganzen Population tanzen, und wolle es ihr dann verbieten, sich Musik aufspielen zu lassen!" *)

„Ich kam spät vom **** berge herab. — Vor mir wandelte ein schlankes Bauernmädchen in der landesüblichen Tracht, mit schwarzem Strohhut und knappem Mieder. Ich gestehe, daß ich bei der Stunde und der Einsamkeit keine sehr respektable Voraussetzung über des jungen Mädchens Wanderzweck machte, und — offen gesagt — ich folgte ihr in eben so wenig erbaulichen Absichten. Aber wie war ich beschämt, als ich sie nach kurzem Verschwinden, an der Kirchenschwelle der untern Kirche vor dem Muttergottesbilde knieend und betend fand. — Ich klopfte an die Brust und dachte meinen Theil über meine selbsteigene Vortrefflichkeit!"

„Des andern Tages begegnete und erkannte ich das Mädchen. Eine Bauerstochter aus Lend, jetzt als Aufwärterin im Badehause dienend. Ich erzählte ihr, daß ich ihr gestern gefolgt sei, und sie betend gesehen habe, nachdem ich vermuthet hatte, sie suche einen Liebhaber. Ganz naiv erwiderte sie: sie habe zwar einen Liebhaber, er sei in Lend, sie ginge aber hier so spät Abends noch zuweilen zur Mutter Gottes, weil sie bei Tage selten Zeit habe, und es vom Hause aus gewohnt sei, — das Beten so wohl thue, und die Mutter Gottes in der Einsamkeit mehr Zeit habe, sie zu hören. — Sind die Leute, welche einen so beglückenden, tröstenden Glauben zerstören, nicht eben so strafbar als die, welche öffentlich Arsenik oder Tollkirschen verkaufen? Ist da Aufsicht und Schutz nicht eben so vonnöthen, als Poli-

---

*) Geschrieben vor dem Jahre 1847!

Anm. d. Red. d. hist.-polit. Blätter.

zei- und Sanitäts-Maßregeln für den Verkauf von Ratten-pulver oder saurem Bier?"

„Für den genießenden Städter und Reichen ist die Religion oft nur ein glänzender Spazierstock nach Modetracht; aber für den Nothleidenden, Bedrängten ist sie der Alpenstock des Gebirgsjägers oder Hirten, mit dessen Hülfe und Stütze er an den schwindelnden Abgründen des Elends und der Noth vorüberwandeln muß. Strafe verdient auch der Dieb und Entwender des kostbaren Spazierstockes, — aber welche Züchtigung wohl der, der aus Muthwillen oder Bosheit den Alpenstock des Gemsjägers oder Alpenhirten absägt oder die Spitze abstumpft?"

„Die Regierungsverordnung, durch welche in Oesterreich die erste Bewilligung zum Verkauf eines Gutes durch die Lotterie bewilliget worden ist, hat dem Wesen des Grundadels mehr geschadet, als alle Guillotinen der Revolution!"

„Ein kleiner Magistratsbeamter (Mandarin der letzten Klasse) beklagte sich über die Einwirkung der katholischen Missionen, und meinte damit ihren schädlichen Einfluß zu bezeichnen, daß die Bauersleute am Ende sich mehr vor unserm Herr Gott, als vor einem löblichen Kreisamt fürchten, und vor Ersterem mehr Respekt, als vor dem Gubernium haben würden! — Zeichen der Zeit!"

XLII.

Stimmen aus Oesterreich.

Neue und alte.

I.

Eine scharf markirte Stimme tritt den heutigen infallibeln Zeitungsorakeln *) aus voller Mannesbrust und in kräftigem Bewußtseyn, es mit Kaiser und Vaterland redlich zu wollen, entgegen in den „Bekenntnissen eines Soldaten.“ Sie erweckt gleich anfangs großes Bedenken gegen eine bereitwillige „Adoption des Volkswillens,“ wenn man liest: „eine mißvergnügte Minorität, der niedersten Stände, mitunter dem Ju-

*) So war z. B. in der Wiener „Reichszeitung“ in einem Artikel vom 9ten August Folgendes zu lesen: „Alle ständischen Rechte, alle Exemtionen, alle besondern Gerichtsstände haben Recht und Geltung verloren durch die Anerkennung der Revolution. Durch die Adoption des Volkswillens zum Regierungsgrundsatz, mußte das Privilegium, wie es immer heiße, gestaltet und angewendet sei, fallen. Durch die Vereinbarung des Volkes- und Regentenwillen kam die Vernunftconstruction des Staates zur Herrschaft.“

denthume, dem Verbrechen angehörig, wagte es, von einigen „„harmlosen““ Lesevereinen ermuthigt, als Organ des Gesammtwillens in Oesterreich aufzutreten; und dieses sich intelligent nennende Proletariat schrieb einer vielleicht nicht tadellosen, immer aber ehrwürdigen Regierung dictatorisch Gesetze vor.“ Es ist freilich eine arge Versündigung gegen diesen hehren und dermalen nicht allein legitimirten, sondern sogar „adoptirten Volkswillen“, dessen Kundgebung „Aufruhr“ zu nennen und zu behaupten, daß derselbe durch Aufopferung einiger hundert Menschenleben (während sein weit sich verbreitendes Wüthen deren viele Tausende kostete) hätte können gedämpft werden; oder wenn der Soldat sagt: „Blut mußte fließen; aber mit wenigen Tropfen wäre jene Achtung vor dem Gesetz erkauft gewesen, für welche seither Ströme Bluts vielleicht vergeblich (vergeblich eben jener so angerühmten „Adoption“ wegen) geflossen sind.“

Abgesehen von dem vielen Vortrefflichen, was der Verfasser dieses Schriftchens ausspricht, hat er gerechte Ansprüche auf unsere Achtung seines Muthes wegen sich erworben; denn wahrlich nicht ein geringer Muth gehört dazu, der auf ihren „Errungenschaften“ als vollberechtigt sich spreizenden Revolution in's Angesicht zu sagen, daß man an den Klang des „gebrandmarkten“, von den Lippen des Meuterers so widrig tönenden Wortes „Reaction“ sich gewöhnen müsse, in demselben vielleicht „den Segensruf kommender Geschlechter“ vernehmen werde; worunter er aber weder ein sich „regendes Gefühl der Rache“, noch „die Herrschaft der Willkühr“, sondern „die heilsame Krisis in dem Zustande des Todkranken“, die regsame Thätigkeit des Wasserbeschädigten zu Verhütung wiederkehrenden Verderbens, das besonnene Zurückweichen von dem raschen Lauf zu dem jähen, durch „schwankende Nebel verhüllten“ Abgrund bezeichnet, eine Einkehr zur Besinnung aus dem „gegenwärtigen eben so unerquicklichen, als für die Dauer unmöglichen Zustand.“ „Sucht doch selbst

Frankreich, welches alle Revolutionen durchgemacht hat, in dieser Art Reaction Ruhe und das Glück seiner Zukunft." Diese wenigen Worte geben dem verständigen Leser den wahren Commentar über diesen Ausdruck, trotz alles Tobens und Gelärmes der zusammengeschaarten Revolutions-Philister.

„Man glaubte", sagt der Verfasser weiter, „den Uebergriffen der Herrscher ein Hinderniß, den Wünschen der Völker einen Vertreter zu schaffen, indem man an die Stelle unverletzlicher Monarchen verantwortliche Räthe berief. Bittere Ironie! Wir sahen Oesterreichs ersten konstitutionellen Kaiser zweimal auf der Flucht, um dem Uebermuthe, vielleicht der Wuth der dankbaren Menge zu entgehen; und hat wohl Jemand den Baron Pillersdorf vor Gericht, seine Commilitonen im Kerker, im Elende gesehen? Oder sind die, welche den Sturm herauf beschworen, nicht mehr strafbar, wenn sie, vielleicht auf der Barrikade Minister geworden, dem nächsten Sturme feige entfliehen? Besteht die Verantwortlichkeit der Krone gegenüber darin, daß der schuldbeladene Minister mit vollem Gehalte entlassen wird, und den wunden Fleck ein Ordensband bedeckt? Besteht die Verantwortlichkeit dem Volke" (wir setzen hinzu dem wahren, ächten, nicht dem aus den bekannten Elementen zusammengelogenen — Volke, dem populus nicht dem plebs) „gegenüber darin, daß eine gedungene Rotte als Repräsentanten des souveränen Volkes den schuldlosen Minister an dem nächsten Laternenpfahl aufhängt? Verantwortlichkeit, du Hirngespinnst! — Will ein Minister auch das verantworten, wenn Erkenntlichkeit ihn zwingt, den „„Begründern seines Glückes"" treubewährte Diener des Staates zu opfern, redliche Beamtete dem Elende Preis zu geben, oder bessern Falls den Staat in eine Versorgungsanstalt von Müssiggängern umzuwandeln? Will ein Minister auch das verantworten, wenn er, um das Reich dem Rahmen eines Phantasiegemäldes anzupassen, Hand an die Geschichte der Völker,

an die Rechte der Stände, an das Eigenthum der Familien legt? Will ein Minister auch das verantworten, wenn er duldet, daß alles Ehrwürdige und Heilige mit Füßen getreten wird, damit ihm sein Pöbel den Namen des „„Freisinnigen““ votire? Wahrlich hätten unumschränkte Herrscher sich Eigenmächtigkeiten erlaubt, zu denen das Wort „„verantwortlich““ den Minister berechtigt, es hätte in der Welt kein Friedensjahr gegeben. Wie viel der Willkühr bietet der leere Schall „„Verantwortlich““ — wie wenig der Beruhigung.“

Es gehört Muth dazu, mit wankelloser Fassung den feuersprühenden Geschützen eines wohlaufgestellten Feindes, an der Spitze einer Sturmsäule, entgegen zu gehen; größerer Muth gehört dazu, der „anerkannten“ und damit vollberechtigten „Revolution“ ihre unreine Geburt, ihr lügenhaftes Wesen und Thun vorzuhalten. Der Verfasser der „Bekenntnisse eines Soldaten“ vereinigt beiderlei Muth; er ist Soldat, er bekennt und bewährt sich als solchen in seinem gehaltreichen Schriftchen; er ist loyaler Unterthan seines rechtmäßigen Kaisers, der dem Wechselbalg, Revolution genannt, nicht einen gekrümmten Rücken, sondern den verdienten Zornesblick des wahrhaft freien Mannes zeigt; er beklagt deßwegen tief, daß in der als fait accompli angenommenen Verfassung Grundsätzen gehuldigt wird, welche revolutionären Ursprungs sind.

Er ist Soldat. Er betet als solcher: „Gott, der du uns einen so edlen, herrlichen Fürsten gegeben, gib uns in Ihm auch unsern alleinigen, mächtigen Herrscher wieder.“ „Hüte man sich“, sagt er ferner, „daß Oesterreichs Wache nicht ermüde; — hüte man sich, daß der Anblick der Bosheit sie nicht zur Selbsthülfe lenke? — Diese Wache ist das Heer!“

Die Menschen, das ist unsere feste Ueberzeugung, die Menschen bedürfen entweder eines lenkenden Zügels, oder eines hemmenden Gebisses. (Friedrich II. von Preußen, als ihm Basedow viel über die angeborne Vortrefflichkeit der Menschen vorplauderte,

raunte in seinem frivolen Style dem ihn begleitenden Adjudanten zu: il ne conoit pas cette canaille!) Mag man von der Perfectibilität des Geschlechtes noch so süß und rosig träumen, mag man von dessen Fortschritt noch so viel reden, anders wird es hienieden niemals werden, dafern Ordnung, Friede und was der Gesellschaft zum Frommen dient, leidlich fortbestehen soll, der Zügel ist der Katechismus, das Gebiß sind jene Volksredner, die, allgemeinem Bericht nach, gegenwärtig auf Wiens Basteien ihren Mund offen haben, um, falls es zu arg würde, auch ein vernehmliches Wort mit zu sprechen. Den Katechismus hat die Superweisheit einer der jetzigen vorarbeitenden Zeit als entbehrlich, gewissermaßen abgeschafft, und gemeint, Papier, was in den Kanzleien überschrieben wird, thue es auch, thue es um so besser, je eine höhere Zahl der Ziffern die Unverdrossenheit in sothanem Geschäft beurkunde. Welche Wirksamkeit demselben innewohne, hat die Erfahrung gelehrt; dabei ist man allzu g e s c h e i d, um wieder zu jenem einfachen, sanften und dennoch wirksamen Zügel zu greifen; deßwegen ist es unerläßlich geworden, daß die ultima ratio noch länger in Bereitschaft stehe, was freilich wieder mit der „Adoption des Volkswillens" in einen etwas mißlichen Conflict tritt, und leicht in einen noch mißlichern treten könnte.

Der Verfasser ist Soldat; freilich nicht im Sinne des dreimal gestrichenen Rückens, sondern mit jenem klaren Blick, mit jenem richtigen Urtheil, mit jener fleckenlosen Ehrenhaftigkeit, welche so häufig die Zierden dieses Standes sind. Durch dieses Bewußtseyn gehoben, weist er dem Heere eine Stellung an, fordert von demselben eine solche Gesinnung, deren Aufrechthaltung Jeder, dessen Herz für Thron und Gesellschaft warm schlägt, wünschen muß, da sie eine wesentliche Bürgschaft für Bewahrung von Ruhe und Ordnung ist. Beklagt der Verfasser, daß es der Umsturzpartei gelang, einen Theil des Heeres zu verführen, so betrachtet er es für den eigentlichen

Geist, der durch dasselbe pulsiren soll, für nicht minder bekla-genswerth, daß man einen andern zwang, eigenmächtig bei der Pflicht zu verharren, da Gehorsam und nicht Wahl-freiheit, und träte sie selbst zum Wohl des Herrn ein, des Kriegers vornehmste Eigenschaft seyn soll.

„Die Erinnerung", sagt er, „an die Empörung, das Walten übermüthiger „„Ritter dieser und jener Diäten-Classe"", der Anblick ungestrafter Verbrecher, die Mißbräuche der Verfassung werden die an Thaten gewöhnte Armee in der Lethargie des Friedens demoralisiren. Sträuben wir uns nicht gegen diesen Gedanken; nur was man für möglich hält, wird verhütet." Wäre etwa der Verfasser der Einzige, der diese drohende Gefahr, die größte, die uns noch bevorstehen könnte, als möglich sich dächte?

„Hat unsere Staatsverwaltung — nach der allgemein bemerkbaren Bedeutung dieses Wortes — dem Programm der Bewegung nicht unwillkührlich ein Supplement geliefert, als sie zuerst das gefährliche Wort „„Gleichberechtigung"" niederschrieb? Das Gehirn, in dem der Gedanke „„Gleichberechtigung"" ward geboren, ist zerrüttet. Waltet da der Finger Gottes?"

Dem „Soldaten" hervorragend in seinem Stande durch Muth, Geist und Herz, liegt vor allem daran, daß das Dreigestirn seiner Tugenden, „Ehre, Treue, Gehorsam" ungetrübt erhalten werde, er im Schmucke derselben seinem Kaiser und „Herrscher" diene. Nicht ohne Besorgniß bemerkt daher derselbe: „Denken wir uns diese Armee von einem „„menschenfreundlichen"" Reichstage auf eine dreijährige Dienstzeit herabgesetzt, zur „„Beruhigung der Gemüther"" auf die Verfassung beeidet, im Frieden durch eine kräftige, „„zur Vereinfachung des Geschäftsganges"" von der Militärbotmäßigkeit emancipirte Gensd'armerie überflüssig gemacht, bei Aufständen durch wohlbewaffnete, „„im heiligen Dienste des Vaterlan-

des"" wohlbesoldete Volkshaufen paralysirt, die Militärgerichtsbarkeit „„der Annäherung wegen"" mit der Civiljurisdiction verschmolzen — dann müssen wir bekümmert auf unsern geliebten Kaiserjüngling blicken, dessen Thron einst auf den altersgrauen Felsen der Alleinherrschaft ruhte, und den man den trügerischen Wellen der Volksliebe, der Volkslaune anvertraut, auf jenem zerbrechlichen Fahrzeug, das man Constitution nennt, dem noch manche Stürme drohen, und das Trotz aller Illusionen keinen andern Anker hat als — das Heer. Wollen wir so nahe dem Hafen jene Stürme abwarten, bis auch dieses Ankers festes Tau zerreißt?"

Man kann es dem Soldaten, der aus der Mitte eines herrlichen, ruhmgekrönten Heeres zu dem von Stürmen aller Art bedrohten Throne seines Herrschers emporschaut, leicht zu gut halten, daß er in diesem Heere, das gegenwärtig wirklich allein den Thron vor Umsturz schützte, den einzigen Rettungsanker auch für die Zukunft erblickt. — Wohl wahr ist es, die Heere haben den herrlichen Beruf, mit ihrem blanken Waffenschmucke einen undurchdringlichen Damm gegen die Sturmfluthen der Revolution aufzuführen, und dadurch die Gesellschaft vor dem Untergange zu schützen; allein sie haben nicht die Kraft und nicht die providentielle Sendung, das Uebel dauernd zu besiegen, es auszurotten; ihre Aufgabe ist eine bloß abwehrende, und nicht eine das Uebel selbst in seinen Wurzeln angreifende und zerstörende. — Um die Gesellschaft, die Throne vor den Angriffen der Revolution dauernd zu sichern, reichen die stehenden Heere nicht aus; auch sie sind, wie es die Erfahrung beweist und es auch der Verfasser eingesteht, der Verführung nicht unzugänglich, auch sie können in den verderblichen Zauberkreis revolutionärer Gesinnung und Handlungsweise hineingezogen werden. Die Herrscher thun daher gut, wenn sie außerdem noch nach einer andern rettenden Macht sich umsehen, und sie zum gemeinsamen Kampfe

zu Hülfe ziehen. Diese Macht kann nur die Kirche bieten; sie allein vermag es, den in Eigendünkel, in Souverainetäts-Hochmuth verkommenen Menschen zur Anerkennung einer Autorität auch in den äußern Formen der Gesellschaft, zum Gehorsam gegen seine von Gott ihm gegebenen Regenten zurückzubringen, und damit der Revolution ihre Grundlagen zu zerstören.

Fügen wir noch einige Worte über das Schicksal dieser höchst bemerkenswerthen Schrift bei; der Verfasser, Major von Barbaczy, ließ nur fünfzig Exemplare derselben abdrucken, das einundfünfzigste — das Correctur-Exemplar — holte er persönlich bei dem Buchdrucker ab. Fünfzig Exemplare reichen aber hin, um des Menschen Gedanken in Kurzem Fünftausenden und damit bald, so weit die Sprache reicht, zur Kenntniß zu bringen. Die Augsburger Allgemeine Zeitung erhielt bald Kunde von dem Daseyn dieser bedenklichen, alsbald nicht einem Individuum, sondern einer gefährlichen Partei beigemessenen Schrift, und sprach von derselben in einer Weise, wie erwartet werden konnte.

Was man wünscht, hofft man, was man hofft, spricht man gerne als bereits erfolgt aus; — einer der Correspondenten besagter Zeitung berichtete nach wenigen Tagen: die Schrift sei allerhöchsten Orts so wenig beifällig aufgenommen worden, daß ihrem Verfasser die Weisung zugegangen sei, aus der Nähe des Kaisers nach seinem Regiment in Siebenbürgen sich zu begeben. Es blieb bei dem patriotischen Wunsch; Hr. von Barbaczy verweilte aber nicht allein in der Nähe des Kaisers, sondern befand sich auch bei dessen Reise nach Vorarlberg in seinem Gefolge; damit war es unmöglich geworden, dem Mißbehagen, welches seine Schrift da und dort verursacht hatte, freien Lauf zu lassen.

Das schändliche Judenblatt, „die Presse“, welches durch Weldens Veranstaltung seine Werkstätte von Wien nach Brünn

hat verlegen müssen, scheint bald darauf in den Besitz eines der Exemplare gekommen zu seyn, und druckte die Schrift vollständig ab, wahrscheinlich um über die vor der Thüre stehende „Reaction" (natürlich nicht in des Verfassers, sondern des Preßlers und seiner Spießgesellen Sinn) Lärm zu blasen. Allein die „Presse" ist in Wien verboten, es konnten nur wenige Exemplare hineingeschmuggelt worden seyn. Je weniger die Schrift zugänglich war, desto häufiger wurde davon gesprochen und die Frage: Haben sie dieselbe gelesen? war durch manche Tage die erste, mit der man sich gegenseitig bewillkommte; wenn ich sie doch nur zu Gesicht bekommen könnte, war die gewöhnliche Entgegnung, sowohl der „Adoptirten", als der außerhalb der „Adoption" stehenden.

In der zweiten Woche des Octobers veranstaltete eine Buchhandlung einen Abdruck derselben, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde davon. Daß es geschehen sei, mußte eben so schnell zur Kenntniß der „anerkannten Revolution" und des „adoptirten Volkswillens", gelangen, und dieser machte sich eilends auf, um bei den Buchhandlungen Nachforschungen zu halten; zugleich wollten Einige wissen, der Staatsfiscal solle excitirt werden, um etwaigen ähnlichen Gelüsten die Weisung zu geben, wie die Preßfreiheit zu verstehen und in Anwendung zu bringen sei. Die Confiscation geschah wirklich, allein wir hoffen aus dem Motive, den Verfasser gegen unbefugten Nachdruck zu schützen, nicht aber etwa als eine Consequenz der „Vernunftconstruction" des Staates.

Merkwürdig ist, wie bei diesem Vorgange die Tagsblätter sich geberdeten, selbst diejenigen, denen man einen Anflug richtiger Ansichten nicht immer absprechen kann. Wie diejenigen, welche stets nach dem Californien von 1848 sich zurücksehnen (wiewohl sie in dieser Beziehung dem zur Besinnung kommenden Paris gegenüber immer in einem Golkonda sich befinden), darüber sprachen, das läßt sich leicht denken. Eines

darüber los.

Der wackere Ebersberg allein ha
nem „Zuschauer" zu sagen: „Eine so
bene Seele heißt ihnen Hochverräther!
Schrift, wenn auch durch widerrechtli
solche Verbreitung erhalten, daß Jeder
wer des Hochverraths beziehen werden
ehrlich sagt, was er denkt, und in B
lichen Monarchen und sein geliebtes Vater
die, welche den muthvollen Patriotismu
als Verbrechen stempeln. — Die in
sprochenen Meinungen gibt der Verfasser
als seine individuellen Ansichten aus. Di
und Schriften ihre radikalen Ideen unb
Menge werfen, warum sollte dem Ausdruck
wenn man will, absoluter Gesinnung di
Von Aufreizung, von Ermunterung zur Ge
in dieser leidenschaftslosen und im gr
nichts gefunden

aber ein Neuling seyn, um sich hierüber zu verwundern. Der Anspruch auf Legitimität ist unter den Spolien, womit das siegreiche Ankämpfen gegen das früher Bestandene sich schmückt, keines der Geringsten. Mögen daher noch so viele wohlerworbene und für Andere oft noch wohlthätigere Rechte, als den eigentlichen Besitzer darniedergestampft worden seyn, selbst der Seufzer darüber, sogar der schlichte Wunsch, daß dieses nicht noch weiter gehen möchte, ist verpönt. Man kann sich kein schneidenderes und höhnenderes Vae victis denken, als daß man den Verfasser und die Gönner seiner Schrift deßwegen als Umsturzpartei anklagt, weil sie die Mittel nennen, durch welche das zuvor Bestandene zusammengerissen worden, und bloß verlangen, daß der kleine Rest des annoch Vorhandenen geschont werde. Und sie, die bei Allem, was ihnen zu thun und zu ordnen beliebt, den „Volkswillen" voranschieben, für was gelten ihnen die Tausende und aber Tausende, welche in Ahnung einer trüben Zukunft, so Manchem, wovon sie Zeugen seyn müssen, nicht entgegenjauchzen können? Gehörten diese etwa nicht zum Volk? Waren diese etwa die Heloten, jene ausschließlich die vollberechtigten Spartiaten!

XLIII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 25. October 1850.

In einer gewissen Mittelregion der deutschen Journalistik ist ein heftiger Kampf über die Frage entbrannt: ob das Verfahren der kurhessischen Regierung dem „Systeme der constitutionellen Monarchie“ gemäß sei, oder nicht? Begreiflicherweise bejaht die im Centrum seßhafte „constitutionell monarchische“ Partei diese Frage, während die consequentere, unverholen radikale Opposition auf der Linken sich mit maßloser Wuth und Erbitterung für die Negative erklärt. Wir unsererseits haben keinen Grund mit dem Geständnisse zurückzuhalten, daß unsere gerechte Abneigung gegen die eine wie gegen die andere dieser Parteien und Beweisführungen sich so ziemlich die Wage hält. Wir läugnen die Basis, auf der sich der ganze Streit bewegt. Ein auf jeden positiven Zustand anwendbares, constitutionell-monarchisches System, wie unsere „ehrlich Constitutionellen“ in ihrer unbeschreiblichen Kurzsichtigkeit und politischen Unschuld es sich träumen lassen, ein System, welches etwa als Tradition zur heiligen Schrift der Charte, oder als allgemeine, jede Frage beantwortende, jede

Lücke ergänzende Theorie zur constitutionellen Praxis jedes einzelnen Landes dienen könnte, ein solches System hat den unverbesserlichen Grundfehler gar nicht zu existiren. Was man gewöhnlich darunter versteht, ist ein über allen Ausdruck albernes Abstractum, abgeschäumt von der Oberfläche einiger leichtfertigen Bücher über die englische Verfassung, und distillirt theils aus der Krankheitsgeschichte des revolutionären Frankreichs, theils aus den Myriaden dortländischer Zeitungen, Kammerreden und Flugschriften, welche die Zeit der Restauration und der Julimonarchie gebar. In diesem politischen Gespenste ist keine Spur von Wirklichkeit, kein Atom von Fleisch und Blut, von Leben und Bewegung. Man kann es den, bis zum äußersten Ekel wiederholten, constitutionellen Stereotypphrasen nicht oft genug entgegenhalten: jenes „System", welches so lange die gebildete Welt geäfft, so viele Lungen abgenützt, so viel Federn verbraucht hat, ist in den Februartagen des Jahres 1848 für immer zu Grabe gegangen. Wer heute noch den Traum des pseudo-englisch-monarchischen Constitutionalismus weiter träumen will, verräth entweder eine Geistesbegränztheit, die zu jedweder Beschäftigung mit Staatsgeschäften von vornherein unfähig macht, oder eine Schlauheit, die, weil sie ihre Netze noch zu einer Zeit stellt, wo Jeder schon das lösende Wort des Räthsels kennt, im Grunde doch wieder nur mit der eben besagten Einfalt zusammenfließt. Constitutionell heißt nicht mehr und nicht weniger als verfassungsmäßig; ob eine Regierung verfassungsmäßig gehandelt habe, kann nach keinem allgemeinen Systeme, sondern allein und lediglich nach der besondern Verfassung dieses einzelnen, bestimmten Landes beurtheilt werden. Unglücklicherweise steckt aber der Knoten gerade darin, daß kein Stück Papier jemals die wirkliche, lebendige Verfassung eines Landes umfaßt hat. Noch weniger ist jemals eine Verfassung durch den Act des Niederschreibens entstanden. Endlich, und selbst abgesehen von der Unmöglichkeit: eine Verfassung vollständig niederzuschreiben, ist es ein lächer-

liches Begehren, daß ein Papier darüber entscheiden soll, ob ein menschlicher Act ihm gemäß gewesen sei oder nicht? Dieß ist eben so widersinnig, als daß, auf dem verwandten Felde der Religion, ein Buch die Quelle des Dogma's und die Schrift der Richter über den Glauben seyn könne. Wer legt sie aus? und wer entscheidet, wo der Sinn des Buchstabens streitig wird, wessen Auslegung die richtige sei? Derjenige aber, der das Recht der Auslegung hat, ist eben dadurch die höchste Autorität und der wahre Souverän.

Der Grund, warum der Buchstabe nie und nimmer eine Verfassung erschaffen, ja nicht einmal eine wirkliche und lebendige Verfassung in sich aufnehmen und vollständig wiedergeben kann, liegt einfach darin, daß die Verfassung als Thatsache betrachtet ein Verhältniß von Macht zu Macht, und aus dem juristischen Standpunkte angesehen, die durch Furcht und Liebe ergänzte Summe der gegenseitigen Beziehungen von Rechten und Pflichten ist. Sie entsteht durch das Factum, wird durch das fortgesetzte Factum oder durch Herkommen und Gewohnheit befestigt, und durch die Veränderungen, die das Factum erleidet, modifizirt. Diese ihrer Natur nach stets wechselnde und wandelbare Summe von rechtlichen, sittlichen, factischen Beziehungen zwischen der obrigkeitlichen, fürstlichen Macht und den verschiedenen Klassen ihrer Unterthanen vollständig niederzuschreiben, ist eben so wenig möglich als eine Furche in einen fließenden Strom zu ziehen. Wer den Grundsatz aufstellt: daß die Constitutionsurkunde und nichts anderes in einem Lande gelten solle, legt das Beil an die Wurzel des Staats, gerade so wie der, welcher einen, das ganze Familienleben umfassenden und ausschließlich beherrschenden Codex über Ehe und väterliche Gewalt entwerfen und als alleinige Quelle der Beurtheilung dieser Verhältnisse geltend machen wollte, die Familie zu Grabe tragen würde. Daß die englische Verfassung nirgends geschrieben steht, ist den Nachahmern derselben auf dem

Continent oft genug gesagt, aber sie beweisen durch die That, daß sie es nie verstanden oder gleich wieder vergessen haben.

Aber selbst abgesehen von der Absurdität des ersten und obersten Dogma's der Constitutionsgläubigkeit, ist es insbesondere wahr, daß die modernen, nach französisch-englischem Muster geschnittenen Repräsentativconstitutionen, ihrem Gehalte, ihrer Form und ihrem Ursprunge nach weit entfernt ein Mittel der Versöhnung, eine Brücke zur Annäherung der Gegensätze, eine Grundlage der Freiheit und der Ordnung zu seyn, früher oder später, jedoch unerläßlich und nothwendig, zu einem letzten Entscheidungskampfe zwischen den Ueberresten der fürstlichen Macht und der hereinbrechenden Demokratie führen mußten, welcher nur mit der socialen Republik, d. h. mit der terroristischen Anarchie, oder mit dem Siege der absoluten Militärgewalt enden kann. Was überall und nothwendig kommen mußte, konnte auch in Kurhessen nicht ausbleiben, denn die dortige Constitution von 1831 ist der treueste Ausdruck der zur Zeit ihrer Abfassung in Deutschland gangbaren, politischen Einsicht. Man muß sich wundern daß der dortige Conflict erst jetzt in dieses Stadium der, so scheint es, endgültigen Entscheidung tritt. Denn in den dortigen Wirren geht nur ein Etwas zu Grunde, welches niemals lebensfähig war, und seit seiner Geburt bloß ein elendes, unwahres Scheinleben führte. Jetzt zum ersten Male wird die hessische Constitution durch die Entfaltung des in ihr liegenden Widerspruchs eine Wahrheit. Gerade darum ist aber auch die dortige Crisis so überaus lehrreich. Selbst die Allgemeine Zeitung (unstreitig das Organ, welches in milden Formen der Rede der deutschen Revolution am meisten vorgearbeitet hat, und daher auch den größten Theil der Verantwortlichkeit für alle gegenwärtigen und künftigen Folgen derselben trägt), selbst diese läßt sich jetzt, im Vorgefühl des Gerichts, welches auch über ihrem Haupte schwebt, von einem ihrer Correspondenten folgende merkwürdigen Worte schreiben:

„Die constitutionelle Theorie ist in Deutschland

noch nie der Gestalt zu ihren Consequenzen gekommen, wie jetzt in Kurhessen. Vielleicht lehrt uns der merkwürdige Widerstreit in den Erfahrungen, welche wir neuerdings über die Ausführbarkeit des Steuerverweigerungsprincipes gemacht, daß dasjenige, was wir jetzt in Deutschland Constitutionalismus nennen, nur so lange praktisch ist, als es theoretisch bleibt, daß es aber in dem Augenblicke unpraktisch wird, wo es in die Praxis übergehen soll."

Wäre es uns nur vergönnt gewesen, dieser großen Wahrheit an einem würdigern Orte zu begegnen, als in einem Blatte, welches, gerade in Beziehung auf Hessen, so eifrig bemüht gewesen ist, den wahren Sachverhalt zu verhüllen und der Geschichte einen mit Hartnäckigkeit festgehaltenen Roman zu substituiren, welcher schwerlich geeignet war die öffentliche Meinung so vieler unserer werthen Landsleute aus dem politischen Irrgarten, in den sie invita Minerva gerathen, auf die richtige Straße zu geleiten.

Aus dem eben Gesagten erhellt hoffentlich zur Genüge, warum wir uns durch die Debatte über den constitutionellen oder nichtconstitutionellen Character der Vertheidigungsmaßregeln, zu welchen die kurhessischen Minister gegen die Steuerverweigerung der Stände griffen, so wenig angezogen fühlen. Weit wichtiger ist, der Thatsache wie dem Rechte nach, die Frage über die Stellung, welche die hessische Armee zu jenen politischen Streitfragen genommen hat. Wie allenthalben ist nämlich auch in Kurhessen der Constitutionseid, zumal der der Staatsdiener, die Quelle einer schwer zu schildernden Verwirrung der Begriffe geworden. Läge dieser Aufregung wirklich eine Anerkennung der Unantastbarkeit und Heiligkeit der Eidespflicht, läge ihr eine religiöse Scheu vor dem Fundamente jedes Schwurs zum Grunde, dann wahrlich könnten wir in einer Zeit, welche den Meineid wie Wasser in sich trinkt, uns die-

ser Gewissenhaftigkeit nur freuen, selbst wenn sie sich in der Anwendung völlig vergriffe. Allein wir können uns leider der traurigen Wahrheit nicht verschließen, daß gerade Jene, welche am lautesten auf die Heiligkeit ihres Constitutionseides pochen, am allerweitesten davon entfernt sind, denselben als eine Norm und Schranke ihres eigenen Thuns und Lassens anzuerkennen. Er soll eben nur eine Fessel für die Gegner, ein Fallstrick für Jene seyn, die noch den Glauben an einen Rächer des Frevels und der Lüge bewahrt haben, dessen die Aufgeklärten lachen. Er soll als Falle für die Gewissen Derer dienen, denen er abgezwungen oder abgelistet wurde. Deshalb und um schwache Gemüther mit dem, nach Willkür und Laune erhobenen Vorwurfe des Meineides ängstigen und knechten zu können, ist sein eigentlicher Inhalt, seine wahre Bedeutung, der Umfang und die Natur der durch ihn übernommenen Verbindlichkeit klüglich und mit schlauem Vorbedacht überall im Dunkeln gelassen. Den „Constitutionseid" leisten, die „Verfassung beschwören" heißt im Sinne des (revolutionären) Fortschritts so viel als der Revolution einen Huldigungseid leisten. Oder wer erinnert sich je gehört zu haben, daß des Constitutionseides auch nur gedacht wurde, daß seiner auch nur die leiseste Erwähnung oder Meldung geschah, wenn irgendwo z. B. im Juli 1830, oder im Februar und März 1848 die Revolution es war, die durch einen ihrer Staatsstreiche eine bestehende Verfassung über den Haufen warf? wenn der Aufruhr eine Constitution vernichtete, die zu ihrer Zeit doch auch beschworen war? Der Constitutionseid soll, so heißt es, die Reaction wie den Fortschritt ausschließen, insofern sich beide vom Boden der geschriebenen Verfassung entfernen. Er soll Fürsten und Unterthanen binden. Aber haben die politischen Organe des Zeitgeistes ihre Scheu vor dem Eidbruche auch nur mit einer Sylbe an den Tag gelegt, als die kurhessischen Stände ihre beschworne Pflicht: durch Bewilligung der erforderlichen Steuern die Regierung und Verwaltung im geordne-

ten Gange zu erhalten, gröblich und in übelster Absicht verletzten? Nur dann wenn eine Regierung in Folge des Nothstandes, in den die Revolution sie versetzte, die in der Natur des Verhältnisses liegenden Maßregeln zu ihrem eigenen Schutze und zur Rettung des Landes vor wilder Anarchie ergreift, nur dann wird ihr das Medusenhaupt des Constitutionseides entgegen gehalten. Sic nos, non nobis! An der Spitze der Partei des Umsturzes, die heute in Kurhessen über den Meineid der Regierung deklamirt, steht ein berühmter Professor des Atheismus. Wir würden keinem irrenden Gewissen unser Mitleid versagen, aber der lügenhaften, feigen Heuchelei können wir nur die tiefste Verachtung zollen.

Wozu soll und wozu kann ein Constitutionseid verpflichten? Und wie verhält sich insbesondere der Diensteid der Civilbeamten und der Fahneneid des Militärs zu der, durch den Constitutionseid übernommenen Pflicht? Es ist ein Nationalunglück, daß beide, Demagogen und Regierungsmänner, sich gleichmäßig hüten diese Fragen scharf, präcis und klar im Voraus zu beantworten; die Einen aus Schlauheit und um eben aus der Unbestimmtheit und Dunkelheit vorkommenden Falls ihren Vortheil zu ziehen, die Andern aus völliger Abwesenheit alles moralischen Muthes, und weil, wie sie meinen, man den Teufel nicht an die Wand malen müsse. Sie trösten sich damit, daß der Eid ja doch nur eine Form sei, und daß es damit, selbst wenn es je zum Treffen kommen sollte, nicht so gar genau und haarscharf werde genommen werden.

Mit dieser unsittlichen und verächtlichen Gedankenlosigkeit ist begreiflicherweise nicht weiter zu verhandeln; sie ist die schlechteste Frucht des religiösen und moralischen Indifferentismus. Nur unter der Herrschaft des letztern kann es vorkommen, daß Eide zu Tausenden und Millionen geschworen werden, ohne daß Die, welche den Eid fordern und Jene, welche ihn leisten, es jemals auch nur für nöthig erachtet haben, sich über dessen Sinn und Bedeutung zu verständigen.

Der Constitutionseid kann in einer doppelten Bedeutung ausgelegt und verstanden werden. Nach der einen Auffassung kann man ihm einen guten, vernünftigen, mit jeder gesunden Staatsordnung harmonirenden Sinn leihen; nach der andern führt er schon in seinen nächsten Consequenzen ad absurdum, weil er jede mögliche Staatsordnung auflöst und unmöglich macht. —

Nach jener conservativen Auslegung umfaßt der Constitutionseid das weitere, allgemeinere, der Diensteid das engere speziellere Verhältniß. Der Beamte und der Soldat versprechen durch den letztern ihrem Fürsten und den in seinem Namen über sie gebietenden Vorgesetzten, die specielle Treue und den besondern Gehorsam ihres Standes und Amtes, durch den Constitutionseid dagegen: daß sie in allen ihren Handlungen und Unterlassungen der Verfassungsurkunde dieselbe Anerkennung, Beobachtung, Folgsamkeit, allenfalls auch Vertheidigung widmen wollen, die sie, auch ohne allen Eid, als gute Unterthanen jedem gehörig promulgirten Landesgesetze schuldig sind.

Wo sie daher als freistehende Staatsangehörige, d. h. außerhalb ihres Amtes handeln, sei es als Privatpersonen, sei es als Wähler und Deputirte, da sind sie, unter eigener Verantwortlichkeit vor Gott und ihrem Gewissen gehalten, ihre Thätigkeit nach besten Kräften mit dem geleisteten Constitutionseide in Einklang zu bringen. Wo sie dagegen im Dienste, auf den Befehl ihres rechtmäßigen Vorgesetzten thätig sind, wo sie, wie es in der Natur jedes Dienstverhältnisses liegt, als bloße Werkzeuge eines höhern Willens erscheinen, da fällt die Sorge für die Wahrung der Constitution und die Verantwortlichkeit wegen der Beobachtung oder Nichtbeobachtung derselben nicht auf die, welche Befehle auszuführen haben, sondern auf Jene, welche dergleichen ertheilen, d. h. auf den Fürsten und die Minister. Darin liegt um so weniger ein Widerspruch, als Beide den Grundvertrag gleich den Staatsdienern und sonstigen Staatsbürgern ebenfalls beschworen haben.

Dieß ist, wie gesagt, die conservative, das Hereinbrechen der Anarchie ausschließende und abwehrende Auslegung des Constitutionseides.

Wenn aber das entgegengesetzte System ein entgegengesetztes Ziel — Sieg der Demokratie und Herbeiführung der socialen Republik — verfolgt, so muß man so billig seyn es ganz natürlich und consequent zu finden, daß auf jener Seite der Constitutionseid der Beamten und Soldaten gerade umgekehrt ausgelegt wird. Hiernach hört Jedweder der ihn geleistet hat und für den Umsturz thätig sein will, gewissermaßen auf Untergebener zu seyn; er wird, als Wächter des constitutionellen Systems und im Namen der Heiligkeit seines geleisteten Verfassungseides, Aufseher, Beobachter, Controlleur und Richter seiner Vorgesetzten, denen er nur insoweit gehorchen darf, als ihm die Uebereinstimmung der erhaltenen Befehle mit der Constitution, und (wie sich von selbst versteht!) mit dem „constitutionellen Systeme" genügend einleuchtet. Eine solche Prüfung in Betreff jedes einzelnen Befehls vorzunehmen, hat jeder Beamte und jeder Soldat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht. Gebricht dem Einen oder Andern die erforderliche Kenntniß der Thatsachen oder der staatsrechtlichen Grundsätze, oder beides, so ist dieser Verlegenheit leicht abgeholfen. Die demokratische Presse und die socialistischen Clubbs haben die aufopfernde Gefälligkeit mit ihrer Wissenschaft dem Unkundigen, Zweifelnden, Nichtunterrichteten unter die Arme greifen zu wollen. Sollte aber der Rathsuchende auf diesem Wege zufällig zu der Ansicht gelangen, daß der ihm ertheilte Befehl nicht ganz „constitutionell" sei, so ist er ein Meineidiger, wenn er den Gehorsam nicht verweigert. An diesem Maßstabe hat der Richter den Inhalt jedes Gesetz zu prüfen, welches er anwenden soll; der Copist sehe wohl zu ob das Concept, welches er mundiren soll, nicht gegen irgend einen Paragraphen der Verfassung verstößt; der Soldat, zumal wenn er gegen Aufrührer einzuschreiten beordert wird, überlege in seinem Gewis-

sen, ob er auch wirklich nicht den Constitutionseid verletze, wenn er dem Kommando gehorchend, vorwärts geht oder das Bajonett fällt. Wer diese Schilderung für Uebertreibung hält, blicke nach Kurhessen. Gerade dieß Alles, nicht mehr und nicht weniger, verlangt dort, kraft des geleisteten politischen Eides, der Constitutionalismus, der freilich durch eben diese Forderungen insofern mit sich selbst in den lächerlichsten Widerspruch geräth, als neben der völligen Auflösung aller Civil- und militärischen Dienstordnung und Unterordnung die Ministerverantwortlichkeit zur leeren Chimäre würde. Und wie könnte es auch anders seyn? Die Wissenden aus dieser Schule haben von jeher, — auch die Geschichte der französischen Restauration beweist es! — das Ziel verfolgt: der monarchischen Gewalt die Regierung unmöglich zu machen. Auf diesem Wege liegt nothwendig und unausbleiblich die Steuerverweigerung. Man kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß die (ihres Zieles sich bewußten) Verfassungseiferer (immer unter Berufung auf die Heiligkeit des Constitutionseides!) zu diesem Mittel der Umwälzung aller Verhältnisse und Herbeiführung der Anarchie aller Orten greifen, sobald sie damit durchzudringen hoffen können. Davon hält diese Edeln ihr Verfassungseid keineswegs zurück, aber sie bedürfen seiner, um auf die Gegner, wenn diese Leib, Leben und Eigenthum, ja die Verfassung selbst vertheidigen wollen, die Schmach und den Flecken des Meineides zu werfen.

Der Grundsatz: der Constitutionseid bindet die Gegner der Revolution, nicht die Freunde und Beförderer des „Fortschrittes", wird von der Umwälzungspartei auch noch in einer andern Weise ausgebeutet. In den Constitutionseid, wenn ihn ein Fürst und die Freunde des monarchischen Princips geleistet haben, wird eine absolute und unbedingte Verpflichtung von ewiger unbeschränkter Dauer hineininterpretirt, wie das Gesetz Gottes allein, welches zu allen Zeiten und in allen Ländern dasselbe ist, aber kein menschliches, positives, wandelba-

res und veränderliches sie begründet. Man möchte den Constitutionen dieselbe Kraft beilegen, welche allein und lediglich jenem göttlichen, unveränderlichen Gebote beiwohnt; was auch von der andern Seite geschehen möge, die Gegner der Umwälzung sollen durch ihren Verfassungseid gebunden, Gott selbst nicht berechtigt seyn sie davon loszuzählen. Eine so abgeschmackte Behauptung kann nur die krasse Heuchelei aufstellen, nur eine in den Elementen ihres sittlichen Bewußtseyns irre gewordene Zeit sich dadurch blenden lassen.

In Wahrheit schafft der Constitutionseid nicht, sondern bestärkt nur eine ohnedieß vorhandene Pflicht, wenn und so lange diese nämlich vorhanden ist. Die Constitution ist ein zweiseitiger Grundvertrag der beiden Theilen, dem Fürsten und den Repräsentantenversammlungen, neben den Rechten auch Verbindlichkeiten auferlegt. Sie setzt die Erfüllung der letztern von beiden Seiten voraus; ohne die Zusammenwirkung beider Factoren besteht die Constitution nicht mehr, ihre Beobachtung, wie oft sie auch beschworen seyn möge, ist für jeden Staatsangehörigen unmöglich geworden. Mithin, wo der eine Theil, z. B. die Stände durch eine Steuerverweigerung, die Erfüllung verweigert, da ist auch der andere, d. h. der Fürst, von seiner aus der Verfassungsurkunde fließenden Verbindlichkeit frei, und dieß zwar unbeschadet seines Eides, der an der sich von selbst verstehenden Natur jedes Vertrages nicht das Mindeste ändert. Es ist eine unabweisliche Folge des höchsten Princips der Gerechtigkeit: daß wer selbst den Vertrag bricht, unmöglich von dem andern Contrahenten dessen Erfüllung fordern kann. Eben so wenig kann oder darf sich Jemand, mit oder ohne Eid, zur Leistung eines unmöglichen Gegenstandes verpflichten.

Ist also ein solcher Conflict und Bruch zwischen der fürstlichen Regierung und den „Volksrepräsentanten“ eingetreten, so hat (gleichviel ob die Rechtsfrage klar oder zweifelhaft ist)

auch die anerkannte Wirksamkeit der Constitution, wenigstens vorläufig aufgehört. Es ist, wo beide Factoren nicht mehr zusammenwirken und die Maschine sonach stillgestanden ist, für den Einzelnen auch bei dem besten Willen schlechthin unmöglich, die Verfassungsurkunde zu beobachten. Der darauf geleistete Eid ist sonach zugleich mit seinem Gegenstande erloschen, oder bis zur Schlichtung des Streites unwirksam geworden. Wem soll dann gehorcht werden? Gewissen, eigner Vortheil und gesunder Menschenverstand werden auf diese Frage ohne Zweifel antworten: demjenigen, dessen Recht älter ist, als die Constitution; demjenigen, dem mit dem Constitutionseide zugleich ein Eid der Unterthanentreue geleistet worden; demjenigen, der in Betreff des Rechtes zu regieren, den Besitzstand für sich hat; demjenigen, der den Willen und die Macht besitzt: Ordnung und Frieden, Leben und Eigenthum der Landeseinwohner zu schützen. Im vorliegenden Falle scheinen uns diese Voraussetzungen bei weitem mehr bei dem Kurfürsten von Hessen (quand même), als bei Bayerhoffer und Genossen zuzutreffen. Auf jeden Fall ist es aber gewiß und keinem Zweifel unterworfen: daß der Constitutionseid der Staatsdiener und sonstigen Staatsbürger nur so lange gilt, als thatsächlich die Constitution besteht, auf die er geleistet wurde. — Oder ist es etwa nicht so, meine Herren? Als das französische Julikönigthum in den Februartagen unterging und die Republik in dessen Stelle trat, hat irgend Einer von Ihnen auch nur mit einem flüchtigen Gedanken daran gedacht: das dieß eigentlich doch unstatthaft und nicht erlaubt sei, weil alle Wähler, alle Deputirten, alle Beamten, alle Soldaten, kurz: weil die Nation (im legalen Sinne) den Eid auf die monarchisch-constitutionelle Charte geleistet hatte? Nein, meine Herren! Sie haben die Republik sofort als fait accompli jubelnd hingenommen, und ihr zartes Gewissen hat ohne den leisesten Scrupel den Eid auf das Julikönigthum sogleich als thatsächlich und dem Rechte nach erloschen gelten lassen. Wohlan, wenn dem also ist, so finden Sie sich darein, wenn

Sie von der entgegengesetzten Seite her mit demselben Maße gemessen werden sollten! Damit ist jedoch in keiner Weise geläugnet, daß es ein wahrer Fortschritt und eine weise, im eigentlichsten Sinne Gott wohlgefällige Maßregel war, wenn die Republik den politischen Eid in Frankreich, hoffentlich für alle Zeiten, zu Grabe getragen hat.

Zum Schluße ist noch zu bemerken, daß es ungerecht wäre, wollte man über alle hessischen Offiziere, die um ihres Constitutionseides willen im Momente der höchsten Gefahr ihres Vaterlandes den Abschied forderten, in Bausch und Bogen den Stab brechen. Daß, wie behauptet wird, Viele von ihnen längst schon durch schlechte Presse, Freimaurerei und preußischen Einfluß in ihrer Treue wankend gemacht und der Revolution gewonnen waren, mag zugegeben werden müssen; in Betreff vieler andern aber, ja der Meisten muß man der gränzenlosen Ideenverwirrung dieser Zeit „Rechnung tragen", und insbesondere nie vergessen: daß Jene, welche einen nicht definirten Constitutionseid von den Heeren fordern, schuldiger an allem daraus erwachsenden Unheil und somit strafbarer sind als die, welche ihn leisten und ihn sich hernach im Geiste der revolutionären Doctrin auslegen lassen.

XLIV.

Die Nationalität *).

Statt des vergilbten Paniers der Humanität wird heute ein anderes, in den frischesten und brennendsten Farben glänzendes, von der Revolution höher als die meisten anderen emporgehalten. Es führt die Inschrift: Nationalität. Auffälliger Weise für den ersten Augenblick erhob sie im vorigen Jahrhundert ein geradezu entgegengesetztes, sein Wort war: Kosmopolitismus. Wie heut zu Tage der nationelle Anspruch für den heiligsten und unverlierbarsten von Allen gilt, und jede andere Rücksicht sich ihm unterordnet, so sollte er nach der damaligen Lehre für gar nichts gelten, und der Mensch für um so vollkommener und rein menschlicher erscheinen, je mehr er aller Bande sich entledigt, die ihn mit seinem Volk und seinem Lande verknüpfen. Woher nun dieser Widerspruch? Hat die Revolution ihre Gesinnung geändert? — Ganz gewiß nicht. Aber ihr Vortheil ist ein anderer geworden, und daher auch ihre Taktik. Die junge Revolution fand sich noch überaus festen, wohlgegliederten Staaten gegenüber. Die

*) Fortsetzung des Artikels: „Von der Lüge der Revolution" f. Bd. XXIII. S. 796.

Bürger derselben wußten sich noch mit aller Entschiedenheit der patriotischen Gesinnung diesen angehörig; ihr Patriotismus war einerlei mit Treue gegen den König, Gehorsam gegen das Gesetz und Ehrfurcht gegen die von den Vätern überkommene, uralte und rechtliche Verfassung des Landes. Diese der Revolution äußerst unbequeme Form der Nationalität mußte zuerst gebrochen, das Anschließen an's Vaterland mit vollem Herzen beseitigt, die also geartete Vaterlandsliebe als Einseitigkeit dargestellt werden; dem Bürger mußte die Ehre seines Königs und Landes gleichgültig, der Mitbürger, der ihn mit dem nichtrevolutionären Staatswesen verknüpfte, entfremdet werden; er mußte angewöhnt werden, die Institutionen seines Landes vorerst mit Gleichgültigkeit anzusehen, in seinen Streithändeln wo möglich immer feindliche Partei zu nehmen, und aus reiner Menschenliebe sich vorzugsweise mit dem Wohle der Chinesen und Tungusen zu beschäftigen. Er mußte die Welt lieben lernen, um seinen Nächsten zu vergessen; dieß nannte man Kosmopolitismus, d. h. Weltbürgerthum. „Ich bin ein Weltbürger" war die gewöhnliche Antwort aller Egoisten, wenn sie zu thätiger Theilnahme an irgend einer Unternehmung zum Wohle des Vaterlandes aufgefordert wurden. Ganz anders haben seither sich die Verhältnisse gestaltet. Die junge Revolution ist herangewachsen und groß und stark geworden. Die alten Staaten sind gebrochen; sie sind dieser selben Revolution in die Hände gefallen. Sie hat darin geschaltet und geschafft; sie sind zum großen Theile, wie sie jetzt bestehen, ihrer Hände Werk. Da ist nun schon darum ihr Interesse ein anderes. Der Bürger muß jetzt zur Theilnahme an dem Bestande und der Fortbildung dieses revolutionären Baues herbeigezogen, er muß zur Mitwirkung mächtig in Anspruch genommen werden, er muß begeistert werden für die jetzigen sogenannten Institutionen seines Volkes, noch mehr aber für die in denselben liegenden Keime einer unendlichen (revolutionären) Entwickelung; dieß ist schon ein hinreichender Grund, um das Panier der Nationalität aufzustecken. Wir finden deren

etwa noch mehrere und wichtigere. Das Wort war, so zu sagen, von den Stimmungen der Zeit gefordert; es fiel wie ein Funke in Pulver, es that Wunder seiner Art, es blieb, nächst der Freiheit, die weitum wirksamste, energischste und nachhaltigste Parole. Obschon immer noch bedeutenden Raum der Deutung überlassend, hat es mehr Knochen, als die meisten andern Zeitschlagwörter; einiges Bestimmte muß immerhin dabei gedacht werden. Sehen wir zu, was wir dem Worte an Wahrheit oder Lüge abgewinnen.

Nationalität im objectiven Sinne wäre der gesammte Bestand eines Volkes, im subjectiven das Bewußtseyn oder Gefühl davon, das innige Durchdrungenseyn aller Einzelnen, daß sie einem so gearteten Ganzen mit Blut, Leben, Vortheil und Pflicht angehören. Wir erlauben uns hier auf die Unterschiede der Bedeutungen des Wortes Volk aufmerksam zu machen, die wir oben, als von Volkssouverainetät die Rede war, auseinandergesetzt haben. Die heute sogenannten Völker stellen den Begriff vorzüglich im politischen Sinne dar; doch mischen sich von den beiden andern Bedeutungen immer wichtige Elemente hinzu, und helfen beträchtlich zu engerem Aneinanderschluße und schärferer Individualisirung des Ganzen. Die mengende Hand der Geschichte hat zwar den Völkern in rein genetischem Sinne des Worts, wenigstens in unseren Culturlanden, so gut wie ein Ende gemacht, aber noch bleibt in den meisten Gebieten ein vorwiegender Urstamm, und die verschiedenen Völkerbestandtheile haben sich unter einander seit so vielen Jahrhunderten ehelich verbunden, und sind zu einer neuen Verwandtschaft zusammengewachsen, daß das Gefühl davon von neuem lebendig ist, und die Idee der erweiterten Blutfreundschaft, wenn auch nicht in der Stärke und Frische des Alterthums, noch einige Anwendung auf die neuen Völker leidet. Diese Thatsache hat ihre Wahrheit, und muß, wie jede Wahrheit, zugegeben werden. Es ist auch nicht minder eine unläugbare Wahrheit, daß die Gemeinschaft der Sprache, und mit ihr gegebene Gleichförmigkeit des Denkens und selbst des

Empfindens, der altgewohnte süße Laut der Jugendrede, der in derselben niedergelegte gemeinsame Schatz der Volksliteratur, ein liebliches und mächtiges Band der durch sie Vereinigten, eine Scheidewand gegen den Andersredenden ist und bleiben muß. Zwar fallen auch in dieser Beziehung die Sprachgränzen unter uns keineswegs immer, oder fast niemals mit den Volksgränzen zusammen, und während das Eine (politische) Volk verschiedene Sprachen vereinigt, liegen andere durch mehrfache Völker zerstreut. Aber nichts destoweniger bleibt wohl fast überall und in den bei weitem meisten politischen Ganzen Eine Sprache die vorwiegende oder herrschende, und übt als solche ihre natürliche Gewalt der Verknüpfung und Vereinigung jenes vorherrschend größeren Volksantheiles, der sie spricht. Alles dieses bleibt richtig und wahr, unbeschadet desjenigen, was wir eben einer lächerlichen und lügenhaften Folgerung der Revolution aus eben diesen Wahrheiten entgegengeredet haben. Was folgt nun aber wirklich aus dem Allem? — Daß das Gefühl und der Gedanke der Nationalität, als in der, wenigstens theilweise gemeinsamen Abstammung und allseitiger Verwandtschaft zuerst begründet, durch das Band der gemeinsamen Sprache gekräftigt, durch die vielhundertjährige Angewöhnung des Zusammenlebens erstarkt und erhärtet, durch den eben so langen Genuß und Gebrauch derselben Institutionen und des gleichen Rechts, so wie durch die gemeinsame Theilnahme an den gleichen Geschicken fast unzerstörbar geworden, in sich ihre Art der Wahrheit und ihre relative Berechtigung haben. Wenn wir sagen Art der Wahrheit, und relative Berechtigung, so wollen wir damit nichts weiter ausdrücken, als daß nicht jedes Nationalgefühl, und jeder Nationalitätsgedanke seinem ganzen Inhalte oder Umfange nach nothwendig wahr, und gegenüber allen anderen Ideen normgebend seyn muß, so wie daß der Bestand der Nationalität, als ein Rechtstitel, nach der natürlichen Weise jedes Rechtstitels, wohl Anspruch auf ein gewisses Recht, oder auf gewisse Rechte, aber keineswegs auf alle

möglichen Rechte zu gewähren im Stande ist. Hier ist der Punkt, wo sich die Wahrheit von der Lüge scheidet. Die letzte gehört natürlich wiederum der Revolution. Erwägen wir ihre Begriffe von, ihre Forderungen für die Nationalität.

Die Mythologie der Revolution des neunzehnten Jahrhunderts hat in den von uns genannten oder nicht genannten Ideen und Schlagwörtern ihre größeren und kleineren Götter, in den vorragenden revolutionären Gestalten, thatsächlichen oder schriftstellerischen Anführern dieser Richtung und Gesinnung ihre Heroen und vergötterten Menschen. Die Idee der Nationalität gehört auf diesem Olymp heut zu Tage zu den vorragendsten und am zahlreichsten angebeteten Gottheiten, und wenn sie nicht Jupiter selbst ist, als welchen etwa der Freiheitsgedanke darstellt, so ist sie wenigstens seine mitherrschende Gemahlin Juno, oder seine geliebte, aus seinem Haupt entsprungene Tochter Minerva. Dieser Gottheit fallen zahllose Hekatomben, nicht von Stieren oder Böcken, sondern von Rechten, von glücklichen Existenzen, und leider auch von Menschen. Die Alten hatten von ihren Göttern wenigstens bestimmte Vorstellungen; laßt uns zusehen, welche Vorstellung die Revolution von dieser neuen, großen Gottheit hat.

Die Blutsgemeinschaft der Nationen erwähnt sie, obschon sie sich nicht gern des Näheren darüber ausläßt, denn das führte bis in die Urwelt und in die Arche zurück. Da sie diese Consequenz zurückweist, so bleibt ihr von der Thatsache nur eine unbestimmte, etwa irgendwie in ihrer Art erklärte Vorstellung. Die Bedeutung des uralten, politischen Zusammenhanges kann ihr nicht die gleiche Stärke haben, die sie uns hat. Die lange gemeinsame, innig verbindende Treue gegen dasselbe Herrscherhaus gilt ihr nichts, der Zusammenschluß durch die gleichen, festen, lieben Institutionen, durch die historische, nicht revolutionäre, Landesverfassung ist ihr gleichfalls werthlos, denn sie haßt diese Verfassung und diese Institutionen; sie haßt das Recht, das sie begründet haben. Das politische Band, welches die Nation verknüpfen soll, ist

thümlichen Charakter von riesenhafter Gewalt,
Gefühle ruht der Fanatismus. Rechnen wir
liche Täuschung von Seite der Führer und
diesen Fanatismus, zu ihrem Zweck, entzündet
täglich schürt, so erklärt sich hinreichend die
Ergebniß der Zeitgeschichte.

Was also an wirklichen Gedanken für
Nationalenthusiasmus, den wir die Welt beweg
bliebe, wäre die erwähnte, in ihrem Urspr
Blutsgemeinschaft, und das Moment der
Vorstellungen stehen in innigster Verbindung i
auch in der Sache. Die besondere Familie d
schlechts hat nach ihrer Eigenthümlichkeit, ihre
ihren klimatischen Bedingungen dem Menschen
Form und Bewegung gegeben; in wunderbar
Rede hat sie aus dem nächstverwandten großen
das homogene adoptirt, das heterogene abgestoß
höchst gesetzmäßiger Gleichförmigkeit das bewa
[illegible]

Auf diese Empfindung von der Verwandtschaft in einem Volksganzen kommt also endlich bei der Erscheinung der Nationalsympathie und des Nationalenthusiasmus Alles hinaus; wir wollen sehen, mit welchem Rechte derselbe diejenigen Anforderungen stellt, die er heut zu Tage vorbringt.

Wenn ein Sohn seinen Vater vor allen Männern hochschätzt und ehrt; der Vater den Sohn vor allen andern Jünglingen liebt; ein Gemahl seine Gattin für sein liebstes in der Welt erklärt, so findet das Jedermann in der Ordnung, und Niemand hätte das geringste Recht, dagegen einzusprechen. Erklärte aber der Sohn seinen Vater für den ersten und ausgezeichnetsten Mann seiner Zeit; der Vater den Sohn für den uneingeschränkt liebenswürdigsten Jüngling; wollte der Mann seine Frau über alle andern Frauen der ganzen Welt erheben, und gar keinen Vergleich mit ihrer Vortrefflichkeit zulassen, so würden sie schon lächerlich. Noch weniger würde man ihnen gestatten, um ihrer Geliebten willen andere Personen zu beeinträchtigen oder bevortheilen, ihre Rechte zu kränken, mit Gewalt oder Lüge wider sie zu verfahren ꝛc. ꝛc. Diese engsten und innigsten Familienbande befreien also nicht von den Anforderungen der Wahrheit und Gerechtigkeit; oder diese Liebe des nächsten Blutes verleiht kein Recht wider die ewigen Ideen. Von der unendlich fernen und vielfach durchkreuzten Volksverwandtschaft will man absolute Gültigkeit gegen jedes Recht und jeden Anspruch der Wahrheit oder Billigkeit von Seiten fremder Nationalitäten behaupten. Dieß ist die erste grobe Lüge des revolutionären Nationalsystems. Wir haben in der Reichstagsversammlung eines großen Volkes die Behauptung wiederholt vortragen hören, dasselbe Volk hätte von jeher nur allzusehr den Ideen der Gerechtigkeit und Billigkeit gegen die Nachbarvölker, und allzuwenig seinem eigenen Vortheil und den Erfordernissen seiner Erstarkung Rechnung getragen; darum stünde es so sehr gegen andere, hierin klügere Völker zurück. Dieß ist die Theorie der internationellen Ungerechtigkeit in der grellsten und ungeschminktesten Form; es ist obendrein ein officiel-

beiden lezten Formen im Leben erspro
geneigt fühlen, eine große, riesenhafte
Fratze mit theoretischer Berechtigung
persönliche Egoismus in seiner Voll
zuruft: Du sollst nicht haben, du sol
nicht gelten, du sollst nicht seyn,
genieße, gelte und sei; so spricht d
immer schnell zur Vollendung erwäch
und Befähigung das nämliche. De
schrieene Machiavellismus der nächst
im Grunde, wenigstens in so ferne
war, nichts anderes, als was ma
pelt und von den Dächern predigt,
gener daherging. Wenn aber in jen
danken und Gefühlen noch nicht v
ein solches Ungeheuer des Irrthums
schleichen, und der Gedanke aufkom
Durchführung gelangen konnte, die G
ral seien bloß im Privatleben binde
hingegen und der internationale Ve
Normativen frei, und unterlägen blo

dagegen das verschämte Geheimniß früherer Zeiten zum unverdeckten lauten Bekenntnisse erhoben hat?

Aber gehen wir einen Schritt weiter. Wie erklären wir, daß dieses maßlose Nationalgefühl, mit dem sich der erwähnte Machiavellismus wohl in seinen Grundsätzen, aber nicht in seinen Triebfedern vergleicht, gerade in unsern späten Tagen, im Greisenalter der Nationen so feurig sich entzündet, so allgewaltig in's Bewußtseyn und in die That geworfen hat? — Die Revolution wird uns sagen, daß nur freie Völker sich fühlen. Aber abgesehen davon, daß hier ein kleiner Zirkel im Beweise begangen wird, indem man ja dieselbe Freiheit, als nach der Revolution noch nicht bestehend, im Namen desselben Nationalgefühls erst postulirt, so hat man einst die Forderung der Freiheit, wie wir gesehen haben, an ganz andere Vordersätze angelehnt, und überhaupt hat die Freiheit nichts mit der Ungerechtigkeit gegen Andere zu schaffen. Die Ursache scheint uns vielmehr um ein Beträchtliches tiefer zu liegen, und es sei uns vergönnt, zu deren Erklärung ein wenig weiter auszuholen.

Der klassische Boden für Alles, was Volksgefühl, Nationalbewußtseyn und Nationalenthusiasmus heißt, ist das Alterthum. Dort in der Jugend der Zeiten und Völker, wo, wie heute die Verbindung und Annäherung, ebenso die schärfste Scheidung der Nationen Geist und Arbeit der Weltgeschichte war; wo das Bewußtseyn der gemeinschaftlichen Abstammung eines Volkes unzerstörbar, die Mischungen, selbst wenn wir das spätere Alterthum berücksichtigen, gegen unsre durch und durch gemengten Generationen noch unbeträchtlich waren; wo die Monarchie noch zum Theile als Patriarchalherrschaft, die Republik als Eigenprodukt des Bodens, und keiner fremden Verfassung abgelauscht erschien; wo die schärfsten und besondersten Eigenthümlichkeiten der Sitte und des Lebens noch viel mehr, als Flüße, Berge oder Gränzmarken die Nationen schieden; wo selbst die Götter national waren, und das Eine Volk mit seinen Nationalheiligthümern und seiner Nationalreligion

kennt den Ausdruck des Barbaren, es ist
und feindselige Bezeichnung jedes Fremden.
der Feind sind selbst identische Begriffe; die
und hostis scheinen in der Wurzel verwandt.
Liebes- und Menschenpflicht, die man dem F
ist, schlägt kaum an bei den ausgezeichnetsten
Geistern des Alterthums; man leistet ihm höchs
keit, wie eben auch dem Feinde. Das Verhält
verei braucht nicht erwähnt zu werden; jeder K
verfällt ihm nach dem strengen Kriegsrechte des Al
wendig. Der Sklave ist rechtlos, besitzlos, ehrlos,
Kräften unbedingt dem Herrn verfallen. — Eine
zeugung des Besserseyns als alle andern Völke
Nation der alten Weltperiode bei. Es gilt der u
teste Volksegoismus, entschuldbarer, als bei de
tionen, aber riesenhafter und ungeheurer, als er
Style, bei dem besten Willen, möglich ist.

Was ist nun der Grund dieser Erscheinun
Antwort ist überaus einfach: Diese Erscheinung
Wer dieses Wort in seinem Gegensatze zur
die Er

Ein Volk fand in sich keine Gemeinschaft mit einem anderen, dessen Vorfahren einem ganz fremdartigen Boden entwachsen schienen; dessen Berührung allezeit nur feindselig und kriegerisch gewesen war. Wie der Mensch dem andern Menschen, wenn nicht ein Strahl von Gottes Wahrheit und Gesetz wie immer an ihn gelangt ist, natürlicher Weise als Egoist und darum feindlich gegenübersteht, so noch in erhöhterem Maße das Volk dem Volke. Die Feindseligkeit der Individuen war auch im Heidenthume durch Reste von Offenbarungswahrheiten, durch die Nothwendigkeit des Zusammenlebens, durch den Zwang des Gesetzes einigermaßen gemildert; die der Völker blieb in ihrer ganzen, unversöhnten Herbe stehen. Vereinzelte Bündnisse waren nicht im Stande, sie dauernd aufzuheben; der Vortheil hatte sie geschlossen; der geänderte Vortheil stellte das ursprüngliche Verhältniß, die Feindschaft, wieder her. Wer nicht von meinem Volke ist, der ist mein Feind; dieß bleibt die Grundregel der alten, heidnischen Welt und Völkeranschauung.

Diese Anschauung war aus sich, bei stehenbleibenden Grundgedanken der antiken Gesellschaft, nicht zu berichtigen. Es bedurfte nicht weniger als einer Wiedergeburt der Menschheit, um diesen in Geist und Empfindung, in Ueberzeugung und Gesellschaftsbau, in Blut und Leben übergegangenen Nationalhaß und Nationalegoismus zu heben und zu beseitigen, besser durch eine andere, wahrere, und darum mächtigere Position zu ersetzen, durch die allgemeine Menschenliebe. Diese Veränderung ist eines der größten Wunder in der Weltgeschichte; nur das Christenthum, das alle Wunder thut, konnte es wirken. Nicht umsonst betet die Kirche zum heiligen Geist: Qui diversitatem gentium in unitate fidei congregasti. Diese Worte drücken das Wunder vollständig aus. Es war eine Diversität zu sammeln, nicht bloß an Abstammung, Mundarten, Sitten, Einrichtungen, sondern vor Allem an Gesinnungen. Diejenigen, welche am ersten Pfingstfest zu Tausenden von verschiedenen Zungen sprachen, und von Jedem in seiner Sprache verstanden wurden, haben damals den grellen Unter-

schied der Nationen aufgehoben; der Geist, der aus ihnen redete, lehrte jene nicht nur die Sprache der Redenden, sondern auch die gemeinsame Sprache der Liebe verstehen. Bald begann die Fülle der Völker in die Kirche einzugehen; da war denn kein Unterschied mehr von Jude oder Grieche; alle bekannten einmüthig denselben Glauben, liebten sich unangesehen ihrer Herkunft mit derselben Liebe. Die Völker waren nicht mehr so sehr Völker, die scharfe Völkerbezeichnung, gentiles, ethnici, blieb den Heiden vorbehalten; die Christen sahen sich in dieser gemeinsamen Eigenschaft in einem wichtigeren Verhältnisse zu einander, als im vaterländischen; die natürlichen Volksunterschiede blieben, aber verklärten sich gewisser Maßen; die Unterschiedenen haßten sich nicht mehr, sondern sie ergänzten sich. Nicht nur der Beruf zu einem künftigen gemeinsamen Ziel, gegen welches alle nationellen, oder sonst wie immer gearteten irdischen Ziele als unbedeutend zurücktraten, auch die Herkunft aus einer gemeinsamen Wurzel mußte die christlichen Völker verbinden helfen; die Verschiedenheit der Völker vereinigte sich zu einem großen menschlichen Urvolk, zu einer Weltnation, und erkannte sich als solche. Als in den Tagen des früheren Mittelalters die verschiedensten Völkerschaften eingegangen waren in die allgemeine Kirche, wußten sich solche, die sich kaum viel weiter als nach den Namen kannten: Schotten und Spanier, Schweden und Italiener, Franzosen und Polen, als Glieder desselben lebendigen Leibes Christi; der bekehrte Nordlandskrieger fand sich seinem unbekehrten Landsmann ferner gestellt, als dem mit ihm an denselben Geheimnissen Theil nehmenden Südländer. So mußte es seyn. Der Barbar ist von nun an der Nicht-Christ, aber die Bezeichnung hat nichts Unversöhnliches mehr; man erwehrt sich seiner wohl, aber man will ihn nicht vernichten, man wünscht ihn vielmehr herüberzuziehen, und an allen eigenen Vortheilen des neuen, geistigen, himmlischen Vaterlandes Theil nehmen zu lassen. Der feindliche Stoß der Christenvölker untereinander ist nicht völlig beseitigt, denn die Sünde bleibt in der Welt,

aber er ist gegen heidnische Volkskriege unendlich gemildert; ein sanfteres, menschenfreundlicheres Kriegsrecht fängt an sich zu bilden, der Gefangene ist nicht mehr Sklave, und der Krieg unter Christen überhaupt wird wie ein Unglück und eine Impietät, fast wie ein Bürgerkrieg und schlimmer angesehen. Die christlich zusammenhangenden Nationen ermangeln nicht einmal, trotz ihrer Verschiedenheit und sonstigen Freiheit, des gemeinsamen Oberhaupts; sie verehren in Demuth den allgemeinen Vater zu Rom, und ihnen erwächst, selbst auf dem weltlichen Gebiete, ein Oberherr und Vorkämpfer wider die Feinde des christlichen Namens in der Gestalt des Kaisers. Ja noch mehr, unbeschadet aller Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der in vollständigster Eigenthümlichkeit entwickelten Einzelvölker, verwächst sich die vereinigte Christenheit zu einem höchst merkwürdigen, geistlich-weltlichen, oder hierarchisch-politischen Gemeinleben oder Gesammtstaate, einer überaus wunderbaren und nur einmal in der Weltgeschichte dagewesenen Bildung, einem Organismus, in dem die vollgültigste Herrschaft der Autorität die gesunde Freiheit der besonderen Reiche, Stände und Individuen nicht beeinträchtigte, und selbst der vereinzelte Mißbrauch dieser letzten wohl den Mißbrauchenden und seinen Nachbar, aber nicht die sichere Gestalt des Ganzen zu schädigen vermochte; wo um die moderirende geistliche und regierende weltliche Gewalt als die beiden Angelpunkte alles Lebens, sich willig und natürlich die Vereinigung der Völker drehte. Es ist nicht der Ort hier, die wunderbaren Strukturen des christlichen Weltbaus, des außerordentlichsten, den das Menschengeschlecht gesehen hat, mit Weiterem auszuzeichnen; genug, der Bau bestand, und die Verschiedenheit der Völker bildete in einträchtiger Harmonie die Steine und Massen an demselben.

So ist es gewesen, und so ist es nicht mehr. Der Bau ist gebrochen, zerstäubt; die ihn gebildet haben, liegen als vereinzeltes Gestein zu Boden, oder treiben als Atome in den Lüften. Alles Einzelne ist eigensüchtig; das Atom begehrt seine

Ruhe, der Baustein, der nicht mehr im Baue gelten kann, muß für sich was gelten wollen. Verlassen wir das Bild. Die große christliche Gesellschaft ist vernichtet, das sehen wir nur allzuwohl. Das ewige Christenthum lebt, in diesen späten, wie in seinen ersten Tagen, nur mehr im Herzen, höchstens im Hause. Man müßte eine Weltgeschichte erzählen, um zu erklären, wie das gekommen ist. So viel ist unbestreitbar, die christliche Welt konnte, noch gewisser als die römische, nur durch sich selbst überwunden werden. Sie ist überwunden worden; die Gesellschaft hatte keine Verheißung. Die Völker alle, die Individuen, die es wollen, sind wieder frei geworden, so nennen sie es wenigstens. In diesen Freien erwachten von Neuem die gebietenden und zwingherrischen Begierden der Menschenbrust, und trieben sie wider einander in Haß und Streit. Die Begierde, mit Allem, was ihr angehört, ist am gewaltigsten, am concentrirtesten, am furchtbarsten, am unnachgiebigsten in der Staats- oder Volksvereinigung. Die Leidenschaften einer Nation haben nicht nur größere Mittel zu ihrer Befriedigung, sie scheinen größere Berechtigung zu haben; das Gemeine, das Niedrige verliert sich dem Auge hinter den ungeheuren Dimensionen; das Schauerliche in der Wirkung macht den Eindruck einer gewissen Erhabenheit; sie sind ästhetischer geworden. Furchtbarer Mißgriff des menschlichen Urtheils, welches das Böse in seiner Größe, um dieser Größe willen, befriedigter betrachtet! Aber die Thatsache bleibt; sind die Leidenschaften losgebunden, so sind es die Nationalleidenschaften am zügellosesten und verheerendsten. Die mächtigsten Leidenschaften im Menschenherzen sind aber die falsche Liebe und der Haß. Von der ersten kann hier nicht die Rede seyn; die Völkerverhältnisse lenkt also der Haß allein. So finden wir heute die Welt.

(Schluß folgt.)

XLV.

Stimmen aus Oesterreich.

Neue und alte.

II.

Eine der Hauptmaximen der an politischen Trugbildern überreichen Gegenwart, die sich so leicht mit Theorien, denen die Praxis nur zu oft widerspricht, begnügt, ist die Verantwortlichkeit der Minister. Es dürfte daher im Gegensatze dazu die Stimme eines mit weitgreifendem Einfluß ausgestatteten fürstlichen Rathes über seine Stellung zu dem Landesherrn und über die Befugnisse des letzteren entgegengehalten werden. Der (nachmalige) Cardinal Klesel, den man wohl einen allmächtigen Minister nennen darf, schreibt dem Kaiser Matthias am 15. März 1613: „Wollte man über E. K. M. Amt und Gewalt disputiren und behaupten, dieselben müßten alle Sachen berathschlagen lassen und könnten ohne dieses nichts thun, oder, wenn der Rath gegeben sei, dürften Sie daran nicht nach Ihrem Gefallen ändern oder verfügen, so wäre es allzuweit gekommen, und eine solche Zumuthung eine allzugroße Vermessenheit; denn wie alle Unterthanen, so stehen auch die Räthe unter Ihnen, und Sie haben der Gerechtigkeit, nicht den Räthen, den Eid geschworen. Von den Herren, nicht

aber von den Räthen, sagt die heilige Schrift: das Herz des Königs steht in Gottes Hand. Denn ob es wohl gut, nützlich, rathsam und sicherer ist, gute Räthe zu hören und dieselben zu befolgen, so steht doch Land und Leute zu regieren in der Hand und Disposition des Fürsten, der vor Gottes Angesicht deßwegen Rechenschaft geben muß. (Die einzige gültige und, wenn dieß anerkannt wird, auch sichere Bürgschaft leistende Verantwortlichkeit — neben welcher nur noch die Verantwortlichkeit des Dieners — Ministers — gegen den Herrn bestehen kann, da naturgemäß derjenige allein Herr ist, der zur Verantwortung zu ziehen die Befugniß hat.) Deßwegen steht alle Disposition im Regiment bei E. M.; und je weniger Sie fragen, desto weniger haben die Räthe zu verantworten. Diese Unterthanen sind auch viel zu wenig, als daß einer von ihnen E. M. Maß und Ordnung vorschreiben sollte. Beruhigter werden E. M. jederzeit seyn, wenn Sie guten Räthen folgen, nur sollten Sie Sich nicht an diesen oder an jenen binden."

Ob die Völker dann, wenn dieß als Grundsatz gilt, oder bei der neumodischen ministeriellen Verantwortlichkeit, wie unsere Zeit sie aufstellt, sich besser befinden, darüber mag die Erfahrung entscheiden; wobei des Regenten Würde und Ansehen besser bewahrt sei, über dieses kann keine Frage entstehen.

III.

Wir lassen jetzt noch eine alte Stimme aus Oesterreich folgen, nicht eine solche, die über Fragen der Politik sich ergeht, und die obersten Angelegenheiten der Fürsten und Reiche bespricht. Sie ist vielmehr in treuem Bilde ein lebensfrischer Ausdruck eines gläubig katholischen Gemüthes, wie es in jener Zeit wohl noch viele gab; in ihm spiegelt sich eine [illegible] Individualität ab. Vielleicht, daß bei dem Lesen der nachfolgenden Stelle, noch Manchem, dem nicht über dem Zeitungsverschlingungen und über dem Verfolgen des unfruchtbaren

Habers allen Kammern von A bis Z Herz und Gemüth ausgedorrt ist, sich wundersam erfrischt finden möchte durch die Gesinnung, welche er da ausgesprochen findet.

Unter den Geschäftsmännern zur Zeit Leopold's des Ersten nahm, eben sowohl durch ansehnliche Glücksgüter als durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet, keine der letzten Stellen der Kammerrath Johann Joachim Enzmüller ein, bekannter (auch seiner ausgezeichneten Bibliothek wegen) als Graf von Windhag, von welcher Herrschaft im Lande ob der Enns er von dem Kaiser mit gräflichem Rang beehrt wurde.

Da er außer einer einzigen Tochter, die in den Dominikanerorden getreten war, keine Leibeserben hinterließ, widmete er seinen ansehnlichen Besitz frommen Stiftungen, unter denen diejenige für Studierende noch heutiges Tages besteht, wenn auch die wohldurchdachte Einrichtung des Testators durch die spätere Staatsomnipotenz bei Seite geworfen worden ist. Wir lassen nun hier den Anfang des Testamentes folgen, welches der Graf von Windhag am 31. October des Jahrs 1670 errichtet hat.

„Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit. Demnach ich Joachim Graf und Herr zu Windhag öfters betrachtet die Gewißheit des Todes u. s. w."

„Wie nun für andere die Einsetzung eines Erben das Fundament und Grundvest eines jeden Testamentes ist, ich aber mit keinem Leibeserben begnadet bin, außer einer einzigen geistlichen Tochter, Frauen Magdalena Franzisca, als habe ich erst ermeldter meiner Tochter auserwählten Bräutigam, Jesum Christum, als meinen Schöpfer, Erlöser und Seligmacher, nach dem Exempel des heiligen Johannes Patricii zu meinem Universalerben einzusetzen, und demseben zu Ehren und allerschuldigsten Dankbarkeit mein ganzes Vermögen (als von dem alles hingeflossen) Innhalts folgender Disposition ad pias causas, außer etlichen gewissen absonderlichen Legaten, sub solenni et honorabili titulo institutionis universali übermachen wollen."

XLVI.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 3. November 1850.

Das nachfolgende Actenstück verdient der Vergessenheit entrissen und als Beitrag zu einer künftigen Geschichte der deutschen Revolution aufbewahrt zu werden. Die kurhessische Regierung theilt dasselbe als Beilage zu jener an den Bundestag gerichteten Denkschrift aus der Kasseler „Hornisse“ mit, in welcher sie den, ein Einschreiten des Bundes unerläßlich machenden Zustand von Kurhessen schildert.

„Königliche Hoheit! Sollten die Gerüchte sich bestätigen, welche in der Stadt umgehen, so wird dieß vermuthlich der letzte offene Brief seyn, den Sie erhalten. Es heißt nämlich, Königliche Hoheit, Sie wollten Ihrem Volke Schweigen auferlegen.“

„Königliche Hoheit! Wenn Sie noch nicht ganz jenen finstern Mächten verfallen sind, die sich ein für allemal vorgenommen haben, Sie in Ihr eigenes Verderben zu ziehen, so überlegen Sie, was Sie thun. Das Schweigen des Volkes, sagt ein altes Wort, ist der Tod der Fürsten. Wenn diese Briefe nicht mehr zu Ihnen reden, so wird statt meiner die Luft, der Abend, die Nacht sprechen, so wird der Schlaf Ihnen erzählen, daß sich das Angesicht Ihres Volkes von dem Palast abgewandt hat, wo ein Verbrecher es wagen darf, die

Geschichte des hessischen Fürstengeschlechts mit dem Schandpfahl zu endigen."

„Königliche Hoheit! Man hat Ihnen gesagt, daß es eine verbrecherische Frechheit sei, in der Weise, wie es geschehen, mit Ihnen zu reden. Königliche Hoheit! Hätte die Wahrheit gesprochen werden sollen, so hätte man die Feder bei Seite legen, den Briefwechsel mit Ihnen abbrechen müssen. Unter gebildeten Menschen ist der Umgang mit Fälschern und Betrügern ein Grund des Ausstoßens aus der Gesellschaft."

„Königliche Hoheit! Sie haben als Rechtfertigung für die Gewaltmaßregeln, die Sie jetzt ergreifen, die Unruhe Ihres Volkes angeführt. Das ist Hohn. Ihr Volk ist ruhig wie der Tod, still wie das Grab. Seine einzige Thätigkeit ist die, mit zitterndem Auge auf den Zeiger zu schauen, der nächstens die zwölfte Stunde Ihres Regiments anzeigen wird. Das Volk ist unruhig, weil es seinen Fürsten leichtgläubig in den Tod taumeln sieht."

„Königliche Hoheit! Ihre ehemaligen Unterthanen haben nur eine Rebellion gemacht, die Rebellion für ihren angestammten Fürsten. Ihr ehemaliges Volk hat seine Stimme erhoben gegen die freche Verspottung der Krone durch Ihre Minister, es hat der Rebellion des Meineides gegenüber die drei Finger aufgehoben, welche Treue der Verfassung und dem Fürsten geschworen haben. Königliche Hoheit! Ihr Volk hat mehr für Sie gethan, als es thun durfte. Es hat Sie zu retten gesucht, während es schien, daß Sie aufgehört hätten, Ihren Kindern ein Vatrr zu seyn."

„Königliche Hoheit! In meinen Augen hat Ihr Volk keine Rebellion gemacht, sondern sich herabgewürdigt. Oder war es nicht genug, Sie ein halbes Jahr mit Bitten und Beten zu beschwören, Ihrem eigenen Wort, Ihrer eigenen Verfassung treu zu bleiben, genügten sechs Monate des Flehens und Bettelns nicht, wenigstens die Hand nicht an das ewige Recht des Menschen zu legen, das da nicht duldet, unter der Herrschaft der ausgemachten Ehrlosigkeit zu stehen?"

„Königliche Hoheit! Sie haben die Stürme heraufbeschworen, und Ihr Volk ist ruhig geblieben. Sie haben Ihrem Volke geboten, was nie ein Fürst zu bieten wagte. — Ihr Volk antwortet, indem es nur sein Haupt schüttelt. Hören Sie eins, Königliche Hoheit! Wären Sie nicht ein Glied in der Kette der europäischen Kontrerevolution, Ihr Thron stände seit sechs Monden leer, der Name Ihres Geschlechtes wäre erloschen."

„Königliche Hoheit! Die Rebellion, von der Sie reden, ist Ihr Werk. Sie stehen im offenen Aufruhr gegen Ihr Volk, Ihr Wort, Ihre Gesetze, Sie haben sich empört gegen den Gott, unter dessen Schutz Sie sich gestellt, gegen die Geschichte, deren Enkel Sie sind, gegen die Zukunft, deren Träger Sie seyn konnten. Königliche Hoheit! Und dieser Rebell sind Sie geworden, um eines Spitzbuben willen. Herr! Eine schmachvollere Rebellion weiß die Geschichte nicht zu erzählen."

„Königliche Hoheit! Die Tage der Fürsten sind vorüber auf ewig. Sie waren vorüber ohne die Thaten der letzten Jahre, denn die Menschheit duldet keine Fürsten mehr. Was den gekrönten Herren noch übrig blieb, war ein ehrenvolles Ende. Königliche Hoheit! es scheint, als hätten Sie dieses Ende verscherzt.

Kassel, am 7. September 1850."

Den übeln Eindruck dieser freisinnigen Beredsamkeit suchte die Augsburger Allgemeine Zeitung rasch durch Mittheilung einer an den Kurfürsten gerichteten Ansprache des Obergerichtsanwaltes Henkel zu paralysiren, die auf einem andern Model gearbeitet ist.

„Von Henkel", sagt sie, „soll der Kurfürst einmal gesagt haben: der Henkel meint es gut mit mir. Jetzt wendet dieser sich an seinen Fürsten, um ihn zur Umkehr auf dem bisherigen Wege zu veranlassen. Er stellt ihm das Glück eines Regenten vor, das aus dem Wohlergehen des Landes entspringt; er mahnt ihn seiner im Jahre 1848 gegebenen Versprechungen in Bezug auf die kurhessischen und allgemein deutschen Ange-

legenheiten eingedenk zu seyn. Er schließt mit den Worten: „„Königliche Hoheit! Kehren Sie zurück zu Ihrem Volke, kehren Sie zurück zu Deutschland, kehren Sie zurück zu einer hochherzigen, wahrhaft patriotischen Politik! Führen Sie ein aufrichtig constitutionelles Regiment, und legen entschlossen Hand an die Verwirklichung des deutschen Bundesstaats. Dann werden Sie Ruhe und Frieden haben im Innern wie von außen, und werden gesegnet seyn von Ihrem Volke, wie von ganz Deutschland. Vor allem aber nehmen Sie . . . ein paar ehrliche hessische Männer zum Rath, die Sie den Weg des Rechts, der Wahrheit und Ehre führen. Das walte der liebe Gott! In schuldiger Ehrerbietung verharrt Ew. k. Hoh. gehorsamster Henkel, Obergerichtsanwalt. Kassel, im October 1850.““

Es ist interessant, beide Formulare neben einander zu stellen. Seit dem glorreichen Sturme auf die Bastille wechselt die Partei, je nach Umständen und Bedürfniß, im Gebrauch beider Stylarten: frecher, blutdürstiger Hohn, wenn ein Fürst terrorisirt und eingeschüchtert werden soll; biedere, gemüthlich-sentimentale Heuchelei, so lange noch die Hoffnung grünt, daß er sich einfangen und in Güte entwaffnen lassen werde. Und aus diesen, einander scheinbar widersprechenden Proben der revolutionären Rhetorik zieht die treuherzige Loyalität des dermaligen preußischen Kabinets in ihrer Depesche vom 27sten September die unschuldige Folgerung: daß „den bisherigen Maßregeln der Regierung nicht bloß revolutionäre Parteien, sondern die conservativsten (!) Männer des Landes, die bewährtesten (!) Diener des Kurfürsten, in der Ueberzeugung hierdurch ihrer Pflicht nachzukommen, gegenüberstehen.“ Hätte je die Revolution in dem Grade, als es ihr wirklich gelungen, die Welt besiegen können, wenn nicht diejenigen, die sich selbst für die „conservativsten Männer“ und „bewährtesten Diener ihrer Fürsten“ hielten, in heilloser Verwirrung der Begriffe oder feiger Charakterlosigkeit der revolutionären Partei in die Hand gearbeitet hätten? Und wie kann

die Berufung auf diesen Zustand der Verwirrung für eine monarchische Regierung ein Grund werden, der Steuerverweigerung zu Hülfe zu kommen? oder ist es keine Hülfeleistung, wenn sie sich gegen die, zu deren Bändigung herbeieilende Bundesmacht, wenn auch hoffentlich nur mit ohnmächtigen Drohungen, auflehnt?

Den 4. November 1850.

Wir können nicht angelegentlich genug die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die in der kaiserlichen Hof- und Staats-Druckerei zu Wien erschienenen „Ergebnisse der, vor dem kaiserlich-königlichen Militär-Gerichte geführten Untersuchung wider die Mörder des k. k. Kriegsministers, General-Feldzeugmeisters, Theodor **Grafen Baillet von Latour**", lenken. Diese Actenauszüge ziehen den Schleier weg von einer Zeit, in welcher Verruchtheit, Leichtsinn und teuflische Hinterlist der Schlechten, Schwäche, Muthlosigkeit und Verwirrung der Guten, Stupidität und Charakterlosigkeit der in der Mitte stehenden Masse sich die Hand gereicht hatten, um die gräßlichste Krisis heraufzubeschwören, welche die Geschichte der Revolution in Oesterreich bis jetzt aufzuweisen hat. Wenn die drei Hefte dieser „Ergebnisse" in recht viele Hände kämen, und von der Mehrheit der österreichischen und deutschen Gebildeten gelesen und beherzigt würden, so würde diese Darstellung allein schon hinreichen, Vielen die Binde von den Augen zu reißen, und ihnen klar und deutlich zu zeigen, auf welchen Abgrund des Elends und Schreckens die revolutionäre Mittelpartei hingetrieben wird, selbst wenn sie ihre Laufbahn unter ganz plausibeln Anfängen und Vorwänden antritt. Aber gerade weil dergleichen Enthüllungen die Fäden unangenehm durchkreuzen, welche die Wortführer und Leiter der Faction nur zu geschickt anzuknüpfen und weiter zu spinnen wissen, gerade weil die

Wahrheit die mittelrevolutionäre Partei da verletzt, wo sie am empfindlichsten ist, gerade darum wird kein Mittel unversucht gelassen, das unwillkommene Licht wieder auszulöschen. Es ist unglaublich, was sich bei den viellesenden, Alleswissenden, denkfreien Deutschen mit einfachem Sekretiren ausrichten läßt! So weit geht das Vertrauen auf diese Geistesunmündigkeit des großen Publikums: daß das Augsburger „allgemeine“ Hauptorgan der schleichenden Revolution, ohne daß Jemand Arges dabei dachte, es wagen durfte, die Wiener Journale ihres Tactes halber ausdrücklich zu loben, den sie durch Nichtbesprechung der in Rede stehenden Ergebnisse an den Tag gelegt hätten. Den Verabredungen der Heimtücke gegenüber sind alle ehrlichen Leute doppelt verpflichtet, durch möglichst reichhaltige, oft wiederholte Besprechung jener interessanten Aufschlüsse den Plan der Finsterniß zu vereiteln, und das mißglückte Stratagem mit doppelter Schwere auf den Kopf Derer zurückfallen zu lassen, die es ausgehen ließen.

Es lag im Interesse der Mitschuldigen den Tod des Grafen Latour als einen unglücklichen, halb und halb von dem Ermordeten selbst verschuldeten Zufall darzustellen. Er sollte ohne vorhergehende Verabredung, als ein Opfer planloser, instinctmäßiger Volkswuth gefallen seyn. Diese, durch die bekannten Organe in Umlauf gebrachte Auffassung ist eine freche Lüge. „Daß der Mord des Kriegsministers“, sagt die uns vorliegende Darlegung der „Ergebnisse“, „bedacht und planmäßig beschlossen war, und daß er zunächst auf der Aula angeordnet, vorbereitet, förmlich kundgemacht und von dort aus geleitet worden ist, liegt in der Untersuchung mit unumstößlicher Gewißheit vor, und die Zeugen sowohl als die Mitschuldigen sind darüber einig. Die Belege dazu kommen von so verschiedenen Seiten, sie sind so gehäuft, unverdächtig und überzeugend, daß über diese Thatsache kein Zweifel vorwalten kann.“

Die im October verübten Gräuel sind aber kein in der Geschichte der österreichischen Revolution isolirt und zusammenhanglos dastehendes Ereigniß. Sie sind die moralische, fast

möchte man sagen die mechanisch nothwendige Frucht der im März gefaßten, unglücklichen Entschlüsse, oder vielmehr des, in jenen Unheilstagen plötzlich an den Trägern der Gewalt sich kundgebenden Mangels an aller und jeder Entschlossenheit. Nachdem durch Concessionen, deren historische Wirklichkeit heute noch so unglaublich scheint, daß sie nur als schreckliches, über Oesterreich verhängtes Gericht Gottes begriffen werden können, die Regierung thatsächlich abdicirt hatte, fiel im Mittelpunkte der Monarchie die Staatsgewalt, vielleicht zum ersten Male seitdem die Welt steht, zuerst der Sache und bald auch der Form nach, in die Hände einer Anzahl unmündiger, sittlich verwahrloster, durch ein wahnsinniges Staatserziehungssystem intellectuell zu Grunde gerichteter, und durch Lehrer, die dieser Methode werth waren, eigens auf die Revolution dressirter Buben, die ihrerseits wieder ein Spielball waren in der Hand einer kleinen hochverrätherischen Rotte auf Raub, Erpressung und allgemeine Plünderung bedachter, größtentheils jüdischer Gauner und Abentheurer aus aller Herren Länder. Dieser Zustand der tiefsten Erniedrigung Oesterreichs dauerte, von den Märzerrungenschaften angefangen, bis zu der am Abende des 31. Oct. 1848 erfolgten Wiederherstellung einer Regierung durch den Fürsten Windischgrätz. Während dieser Periode war die österreichische Civilmonarchie moralisch todt und aufgelöst; nur der Militärstaat lebte fort. Daß dieser nicht auch unterging, daß er die Fähigkeit behielt, als das Maaß des Unsinns und der Verruchtheit voll war, Oesterreich zu retten und wiederherzustellen, dieß ist das Verdienst: theils des militärischen Zunftgeistes, der auf allen Rangstufen des österreichischen Heeres dem Geiste der Revolution widerstanden hatte, theils des Kriegsministers, in welchem die Armeeverwaltung einen der österreichischen Kriegsehre würdigen Mittelpunkt besaß. Vielleicht hat auch Graf Latour den Irrthum gehegt, daß ein monarchisches Regiment nach sogenannten „constitutionellen" Principien zwar schwer, aber doch möglich sei. Wäre dieß der Fall, so würde Oesterreich und die Welt dieser trü-

gerischen Hoffnung dießmal das glückliche Ergebniß verdanken, daß unter den wüthendsten Angriffen des rothen Redikalismus und neben Collegen von sehr bedenklicher Gesinnung und noch zweideutigerer Haltung, ein Ehrenmann, gewiß nicht ohne schmerzliche Ueberwindung seines moralischen Ekels, auf einem Posten ausharrte, an dem das Heil und der Bestand der Monarchie hing. Graf Latour konnte sich schwerlich darüber täuschen, welches Loos ihn in dieser, auf die Dauer unhaltbaren Stellung erwartete, die sein sittliches Gefühl nothwendig anwidern mußte, aber er ist seinem Schicksal wie ein beherzter Kriegsmann entgegen gegangen, und hat sich durch die ausdauernde Treue, welche er in einer Lage bewies, mit deren Schrecken keine Bedrängniß durch einen äußern Feind, keine Gefahr, die dem Soldaten im ehrlichen Kriege drohen kann, auch nur entfernt verglichen werden mag, den unverjährbaren Dank seines Monarchen und jedes redlichen Oesterreichers erworben. Ehre seinem Gedächtniß!

Fragen wir nach diesen, zur Orientirung nothwendigen Vorerinnerungen, nach den Anstiftern, den Werkzeugen und dem nähern Verlauf der Katastrophe, deren Hergang die „Ergebnisse" schildern, so ist die treibende Feder des letztern einfach die: daß die Häupter der ungarischen Rebellion den Mord Latour's und die projectirte Octoberumwälzung bestellt, bedungen und bezahlt haben. Der von dem Kriegsgerichte zu Wien abgeurtheilte revolutionäre Schriftsteller Andreas Schumacher gesteht:

„Schon die Märzbewegung sei im Einverständnisse mit Kossuth erfolgt, und als später die Sympathien für Ungarn erkalteten, habe man gemeinschaftlich den 6. October veranstaltet, dem auch die ausländische Demokratie, wie es Bem's Ankunft beweise, nicht fremd geblieben sei."

Das Interesse der ungarischen Rebellen an einem, die österreichische Kriegsmacht in ihrem Mittelpunkte treffenden Schlage liegt klar vor Augen.

„Die Zustände in Ungarn waren sowohl die unmittelbare Ursache, als die Veranlassung des 6. Octobers, und die Faction, welche die Regierung jenes Landes an sich gerissen, kann sich rühmen, binnen acht Tagen den Dolchen bestellter Mörder zwei Männer überliefert zu haben, die kein anderes Unrecht, als das Mißgeschick hatten, der wahnsinnigen Herrschsucht eines Menschen in den Weg zu kommen, der es so gut verstand, die bethörte Menge mit dem Deckmantel der Vaterlandsliebe zu blenden, und der keinen Augenblick gesäumt hätte, die Bahn zum vorgesteckten Ziele, der Dictatur, über die Leichen der eigenen Anhänger zu schreiten."

„Es ist ein eigenthümlicher Zug im öffentlichen Leben dieses politischen Schauspielers, seine selbstsüchtigen Zwecke durch Aufregung der schmutzigsten menschlichen Leidenschaften zu fördern, und die Berechnung seiner Plane auf Geldgierde, Sinnlichkeit, Selbstsucht, kurz auf die Laster der Menschen zu gründen. Weit mehr der geschickten Anwendung dieses Grundsatzes, als seiner Heuchelei oder Rednergabe verdankt Kossuth seine späteren Erfolge."

„Die Erscheinungen im September 1848 zu Ofen und Pesth, wo unglaubliche Summen bloß zur Verführung der Garnison verwendet wurden, liefern dafür theilweise Belege."

„Durch den, in demselben Monate erfolgten Einmarsch und das rasche Vordringen des Banus in Ungarn, wurde die Existenz der Kossuth'schen Partei auf das Ernstlichste bedroht."

„Nachdem die erste Sendung von dort am 7. September an den Monarchen, zur Durchführung weitschweifiger Forderungen erfolglos geblieben, versuchte man es am 19ten desselben Monats mit einer zweiten Deputation, die sich der Mitwirkung des österreichischen Reichstages zur Beförderung ihrer eben so rechtswidrigen, als für die Gesammtmonarchie nachtheiligen Bestrebungen versichern sollte."

„Auch dieser Versuch scheiterte, und die Gefahr kam immer näher."

„Am 22. und 25. September erschienen die beiden königlichen Manifeste, und bewiesen Kossuth und seinen Anhängern, daß es dem Monarchen und Seiner Regierung Ernst sei, ihrem *Unwesen* mit Kraft zu steuern."

„Feldmarschallieutenant Graf Lamberg, der königliche Commissär, traf in Ofen ein, und der vor den Thoren stehende Banus drohte der immer offener auftretenden Empörung durch Waffengewalt ein schnelles Ende zu machen."

„Um die Gegner durch Schrecken zu lähmen, und Entsetzen in ihre Reihen zu schleudern, griff man zu rettenden Thaten, und der Wahlspruch des Meisters: „„auch die Hülfe der Hölle anzurufen!"" sollte zur vollen Wahrheit werden."

„Am 28. September fiel Graf Lamberg unter den Dolchen angerufener Mörder, ohne daß dadurch die Lage jener Partei geändert worden wäre; denn durch Allerhöchstes Manifest vom 3. October kam der Banus an seine Stelle, und die Bedrängniß wurde nur noch stärker."

„Da wendete man sich an die ebenbürtigen Brüder und Bundesgenossen zu Wien, von denen allein noch Rettung zu hoffen war, und eben so schnell als gesinnungswürdig rechtfertigten diese das in sie gesetzte Vertrauen."

So verbrecherisch und verderblich für ganz Europa die Zwecke der revolutionären Partei in Ungarn waren, so schmutzig waren die Hebel, welche sie zu deren Verwirklichung in Wien in Bewegung setzte. Die „Ergebnisse" öffnen uns einen Blick in einen Abgrund von Niedertracht und Gemeinheit der, bei der Ausführung verwendeten Mittelwerkzeuge, von welchem das Auge sich mit Ekel und Schauder wegwendet. Zur Ehre der menschlichen Natur möchte der unpartheiische Beobachter gerne, so lange wie möglich, wenigstens den Glauben an eine, wenn gleich verbrecherische Schwärmerei für Ideale, wenn sie auch noch so abgeschmackt gewesen, er möchte den Glauben an irgend welche, wenn auch noch so verkehrte, aber aufrichtige Ueberzeugung der Leiter der verführten Jugend festhalten. Es ist leider unmöglich. Wir können es uns nicht verhehlen: es waren die allerverächtlichsten Motive der untergeordnetsten Art thätig, sowohl bei denen, welche größtentheils aus sicherm Versteck die verthierte Masse in Bewegung setzten, als bei denen, welche bei dem Aufruhr und Morde selbst Hand

anlegten. Das Ganze trägt einen so unauslöschlichen Charakter von thierischer Stupidität, feiger Schurkerei und gemeiner Schlechtigkeit, daß wir, zur tiefsten Beschämung unsers deutsch-patriotischen Gefühls gestehen müssen, das Paris der Schreckenszeit von 1793 stand mit all seinen wahnsinnigen Gräueln immer noch hoch über dem Wien vom October 1848.

Das revolutionäre Getriebe zur Verwirklichung der ungarischen Mordpläne war in der verkommenen Hauptstadt Oesterreichs nicht ohne großes Geschick und satanische Ueberlegung organisirt. Inmitten der allgemeinen anarchischen Auflösung und bodenlosen Verwirrung bestand ein enger, geheimer Kreis von Wissenden, die Geld und Befehle aus Ungarn empfingen, um mit Hülfe des erstern die letztern in Wien durch die bethörte und entsittlichte Masse vollstrecken zu lassen. Kossuth hatte zu diesem Geschäfte größtentheils aufgeklärte und modernisirte Juden gemiethet, deren Rachedurst, welcher seines Gleichen bekanntlich nur an ihrer brennenden Gier nach der Habe der Christen findet, sie ohnedieß aller Orten an die Spitze der Revolution geführt und in die Rolle der Demagogen gedrängt hatte, zu welcher Frechheit der Zunge, industriöse Gewandtheit, rastlose Thätigkeit in der Verfolgung eigensüchtiger Zwecke und persönliche Feigheit, die wirklich gefährliche Unternehmungen immer gern den Opfern der Verführung überläßt, diese Menschenklasse im vorzüglich hohen Grade geeignet machte. Leider ist es auch dieses Mal den am Meisten betheiligten Juden gelungen in Zeiten das Weite zu suchen, während Andere so glücklich waren bei der spätern Criminaluntersuchung mit einer Lossprechung von der Instanz durchzuschlüpfen. Die Rolle aber, welche die oben bezeichnete, in Literatur und Revolution Geschäfte machende Fraction dieses Volkes in den Wiener Octobertagen spielte, wird durch zahllose Aussagen von Mitschuldigen und Zeugen außer allem Zweifel gesetzt. Als nach dem Morde des Grafen Latour einem der Theilnehmer Vorwürfe gemacht wurden, entschuldigte er sich damit: „daß sie, die *Arbeiter*, im October von Juden bezahlt und dort verwendet

worden seien, wo man sie brauchte." Ein Anderer, der die Mordscene selbst schilderte, erzählt:

„Im Hofraume habe er auf das Geschrei der Proletarier und studentenartig gekleideter Juden, daß der Graf sterben und gehenkt werden müsse, anfangs für ihn ein Kriegsgericht verlangt, weil man ihn aber dafür einen schwarzgelben Hund gescholten, und weil die Studenten — wie er sich ausdrückt — das Heft schon ganz an sich gerissen hatten, so habe auch er, von der allgemeinen Erbitterung befangen, in den Ruf der Uebrigen, daß man Latour hängen müsse, eingestimmt, ohne gegen den Kriegsminister irgend einen persönlichen Groll zu hegen."

Selbst der abtrünnige Priester Füster erklärte am 12. October: „die Juden haben uns Alles verdorben", wahrscheinlich durch ihre nach Blut lechzende Hast, mit der sie den Kriegsminister voreilig allein schlachten ließen, während nach dem ursprünglichen Plane neben ihm noch andere Opfer fallen sollten. Daß dieß der Sinn der Aeußerung Füster's war, geht daraus hervor, daß der dazu kommende Jude Goldmarck sich mit dem, bei diesem Gespräche ebenfalls anwesenden Kublich in der Ansicht einigte: „Alle drei, oder keiner, hätten dem Volke preisgegeben werden sollen", nämlich, wie die „Ergebnisse" (S. 161) hinzusetzen: „auch der Herr Minister Bach und die in der ersten Abtheilung erwähnte hohe Frau." Die Seele des ganzen Komplotts war der nach Blut und Mord lechzende Tausenau, von dem ein Zeuge einen sehr charakteristischen Zug erzählt.

„In einer seiner letzten Reden, kurz vor dem 6. October, habe nämlich dieser Volksaufwiegler der horchenden Versammlung leise, gedehnt, nach des Zeugen Ausdrucke: „„hyänenartig"" die Worte zugezischt: „„Und eines schönen Morgens wird nicht nur Latour, es werden auch noch andere hohe Herrschaften todt, mausetodt, ja mausetodt seyn!""

Was in so vielen andern Fällen nur vermuthet, aber nicht mit voller juristischer Gewißheit dargethan werden kann,

steht in Beziehung auf den Wiener Octoberaufruhr glücklicherweise actenmäßig fest: der Einfluß des Geldes auf die Helden der Revolution, die allerschmutzigste Bestechlichkeit der für Freiheit und Nationalität schwärmenden Volkstribunen.

„Durch ein vorliegendes Schreiben des damaligen Finanzministers Kossuth an den Unterstaats-Secretär des Auswärtigen zu Wien, vom 2. August 1848, wird der Letztere ermächtigt, jene Individuen, die in der Wiener periodischen Presse die ungarischen Interessen vertreten würden, vierteljährig mit vierhundert Gulden Conv. Münze zu besolden, und mit Schreiben vom 17. September eröffnet Ministerpräsident Graf Bathiany demselben Pulsky, daß, wenn er zur Gewinnung der Sympathien für Ungarn in Wien noch einige Tausend Gulden benöthige, er sich diese mittlerweile und bis die Zusendung im gehörigen Wege erfolge, bei dem Wechsler N.... anweisen lassen könne. In der That behob nicht nur Pulsky, wie ein ämtliches Kassejournal ausweiset, schon am 19. September, unter ausdrücklicher Beziehung auf jenes Schreiben Bathiany's, in zwei Posten 2825 fl. Conv. Münze; sondern es zeigen sich noch, sowohl vor als nach dem 6. October, viele andere derlei Ausgaben an verschiedene, namentlich aufgeführte ungarische Emissäre in Wien zu 500, 1000 und 2000 fl. im nämlichen Journale, so wie auch mehrere Zahlungsposten an namentlich bezeichnete Schriftsteller und Zeitungsredacteure, alle mit Angabe des Datums, zum Theile mit dem ausdrücklichen Beisatze: „„Für Vertretung ungarischer Interessen in der Presse."" Ueberdieß erscheinen daselbst Courierauslagen für Studenten, Honorare an die Redacteure für Besprechungen, Reisegelder für die von Wien entwichenen ungarischen Leibgarden u. s. f. — Erwägt man, daß die Gesammtauslagen der ungarischen Ministerialkanzlei unter Pulsky zu Wien, im September 1848, laut jenes ämtlichen Ausweises 92,810 fl., für October 41,477 fl. betragen, worunter im ersteren Monate an regelmäßigen und unverdächtigen Zahlungen bei 12,000 fl., im letzteren 5756 fl. wegfallen, während der ganze übrige Rest für Waffenanschaffung und Ausgaben der schon erwähnten revolutionären Art verwendet worden ist; wird ferner in Betracht gezogen, daß Kossuth den Pulsky, mit einem vorliegenden Schreiben

vom 11. October, ermächtigt, die ganze Barschaft seines Zahlamtes, nöthigenfalls unter Aufnahme eines Anlehens bei dem schon erwähnten Banquier in Wien, für das ungarische Interesse zu verwenden, und daß noch am 10. December 1848 einer magyarischen Agentie in Wien 10,000 fl. Conv. Münze angewiesen werden; so ergibt sich die dokumentirte Ueberzeugung, daß der ungarische Landesvertheidigungs-Ausschuß das wirksamste Mittel zu wählen verstand, die, nach dem eigenen Zugeständnisse der radikalen Blätter, seit März etwas erkaltenden Sympathien für Ungarn in Wien wieder zu erwärmen. Der Ausspruch einer Autorität der Linken: „„Man könne natürlich nicht behaupten, daß gar Niemand etwas genommen““ — gewinnt durch die Ergebnisse dieser Untersuchung, was die ungarischen Geldspenden betrifft, eine bedeutende Ausdehnung. Daß aber die ungarische Partei, Hand in Hand mit den Wiener Verbündeten, auch bei Ausführung der Einzelnheiten nachgeholfen, beweisen verschiedene, bei einem hiesigen Secretär des Pulsky vorgefundene schriftliche Notate, deren eines die Auszahlung an fünfzehn am Tabor übergegangene Grenadiere, von einer namentlich bezeichneten Division des Grenadier-Bataillons Richter zu 8 fl. C. M. für den Mann, zusammen mit 120 fl. C. M., ersehen läßt, woraus sich, im Zusammenhange mit dem vorgekommenen vierteljährigen Solde der Wiener radikalen Presse, dem auf der Aula ausbezahlten Lohne für eine am Tabor abgenommene Kanone, dann von 30 fl. C. M. für den Mörder Jurkovich, über die glorreichen Thaten des 6ten Octobers eine actenmäßige Preistabelle herausstellt, in welcher der bis zur Gegenwart quantitativ nicht bekannt gewordene Lohn „„für einen Brandleger bei dem Zeughause““ einstweilen in der Ziffer offen gelassen ward. Der eben erwähnte Beamte des Pulsky hebt in seinem eigenhändigen, in Pesth aufgefundenen Briefe an Paul Nyary vom 9. October 1848 rühmend hervor, daß es seinen gefahrvollen Bemühungen gelungen sei, einen Theil des nach Preßburg von Wien bestimmten Militärs am 6. October zur Auflehnung zu bringen, in deren Folge das Volk eine merkwürdige Unternehmung der Reaction verhindert, und die Nemesis den Latour, obgleich hinkend, dennoch ereilt habe. Im eigenen Verhöre bezeichnet der Verfasser dieses Briefes seinen Chef

Pulsky als einen Leiter der Wiener Bewegung, von dem auch er mit darauf sich beziehenden Aufträgen, z. B. Auszahlungen an Studenten u. dgl. betraut worden sei; wobei derselbe, nach eigenem Geständnisse, mit Fenneberg, der ebenfalls Geld erhalten, dann mit mehreren Gliedern des Studentencomités und verschiedenen Redacteuren radikaler Blätter, die er benennet, in Verbindung und im Verkehre stand."

Der als Wiener Lyriker und Journalist bekannte Jude Fränkel, der in der Angst der militärgerichtlichen Untersuchung, welche gegen ihn verhängt wurde, eine sehr ausführliche Beichte über die revolutionäre Wirksamkeit seiner Volks- und Religionsgenossen abgelegt zu haben scheint, erzählt, „daß er Zeuge gewesen, wie am 5. October im Gasthause „„zum Sperl"" in der Leopoldstadt dem Tausenau öffentlich der Vorwurf gemacht ward, daß er im ungarischen Solde stehe; wobei ein gewisser Tillenberg ihm in das Gesicht gesagt habe, er wisse, daß Tausenau so eben 2000 Gulden aus Pesth durch die Post erhalten habe, worüber dieser, zur Rechtfertigung aufgefordert, erklärte, es sei hier nicht der Ort dazu."

Man würde sehr irren, wollte man dem Glauben Raum geben, daß dergleichen Enthüllungen doch nothwendig auf das große Wiener Publikum irgend einen, der Revolution entgegenwirkenden Eindruck hätten machen müssen. Dazu war leider der seit langer Zeit methodisch abgeschwächte, sittliche Instinct der großen Masse der Bevölkerung der unglücklichen Hauptstadt, zumal in jener Zeit der wüsten Verwirrung, die auch sonst ehrenhaften aber unklaren Menschen die Besinnung geraubt hatte, nicht stark genug. Einer der Mithelfer beim Morde des Grafen Latour sagt im Verhör: „die Studenten seien die Treiber, sie aber (das Volk) die Ochsen gewesen." Fast möchte man sich versucht fühlen, im Interesse der eben genannten höchst nützlichen, und in ihrer Art achtbaren Klasse von Hornthieren gegen diesen Vergleich, als gegen einen immer noch zu anmaßlichen, feierlich zu protestiren. Der Ochse erkennt instinctartig den Metzger, und sein richtiges Gefühl lehrt ihn, sich gegen

die Schlachtbank zu sträuben. Die freiheitstrunkene Wiener Bevölkerung aber ließ sich von jüdischen (!!) Wühlern, ihren ingrimmigsten Feinden, jubelnden Muthes zu Unternehmungen führen, die, wenn sie gelungen wären, den sichern Untergang der Kaiserstadt selbst zur nächsten Folge hätten haben müssen. „Auch der beschränktesten Einsicht des schlichten Bürgers und Arbeiters", sagen die „Ergebnisse", „konnte es nicht entgehen, welche Folgen die Losreißung und feindliche Haltung eines so bedeutenden Theiles des Staatskörpers (Ungarns), mit dem großmüthigen Vermächtnisse seines Schuldenantheiles an die übrigen Provinzen, für die eigene Wohlfahrt nach sich ziehen mußte, wenn man selbst die Rechtsfrage ganz unberücksichtigt ließ. Gewiß stand" (für Jeden, der Wien nicht kannte!) „weit eher zu erwarten, daß besonders die Bevölkerung der hiebei zunächst und am fühlbarsten betroffenen Residenzstadt das offene und entschiedene Auftreten ihrer Regierung gegen die nachbarlichen Uebergriffe, mit Beifall und Befriedigung begrüßen würde, statt unter treulosen Führern mit offenen Augen dem sichern Verfalle entgegen zu eilen; dem Wahnsinnigen zu vergleichen, der auf den Rath des seinen Zustand mißbrauchenden Betrügers, um sich freier zu bewegen, die Kleider stückweise selbst vom eigenen Körper reißt, und sie jenem zur willkommenen Beute zuwirft!"

Die „Ergebnisse" charakterisiren diese Vormünder des freigewordenen Wiener Volkes in folgender Weise:

„Der nächste Zweck der Leiter der radikalen Partei war wohl die Gründung der Republik auf den Trümmern der zerstückelten Monarchie, und es beweisen dieß sowohl die Untersuchungen der Gerichte, als selbst ihr eigenes Geständniß und ihre Organe in der Presse; ein Irrthum wäre es aber, zu glauben, die Einführung einer republikanischen Regierungsform hätte sie befriedigt, und ihrem zerstörenden Treiben oder der Revolution ein Ziel gesteckt."

„Der bei weitem kleinere Theil der Führer gehört zu den Betrogenen und zur Klasse jener Schwärmer, die in der gepriesenen

Republik eine Verbesserung der öffentlichen Zustände und des Volkswohles zu finden, wirklich träumten. Die meisten der übrigen, an der Spitze der Bewegung gestandenen Männer aber wurden durch derlei Sorgen gewiß am wenigsten geleitet, und die Beweggründe ihres Eifers lagen ihnen viel näher."

„Sie strebten die Republik an, weil sie ihnen den ergiebigsten Tummelplatz für ihre selbstsüchtigsten Leidenschaften versprach, und verehrten sie in dem Maße, als sie darin ihren persönlichen Vortheil, ihre Herrschaft, Habgierde oder Eitelkeit zur Geltung zu bringen hoffen durften."

„In ihren Erwartungen getäuscht, wäre ihnen die neue Staatsform nicht heiliger als die gestürzte gewesen, denn Umwälzung war das eigentliche Element, das ihnen eine vorübergehende Bedeutung geben konnte."

„Mittelmäßige Schriftsteller, die sich auf politische Agitation als die lohnendste Laufbahn werfen; Ehrgeizige, die ohne weiteres Verdienst, als das einer dreisten, marktschreierischen Redefertigkeit, aus untergeordneten Stellungen plötzlich sich zu Ministern aufschwingen zu können wähnen; Habsüchtige, die gegen jedes menschliche Gefühl abgestumpft, in ihrer Geldgier Aufruhr und allgemeines Unglück als Gewerbgeschäft ausbeuten; Wüstlinge, die, nachdem sie das väterliche Erbe vergeudet, die Mittel zur ferneren Schlemmerei aus den Staatskassen schöpfen möchten; Glücksritter und Leute so befleckten Rufes, daß ihre Berührung in gewöhnlichen Verhältnissen von jedem Ehrliebenden ängstlich gemieden worden wäre, das sind die Männer, die sich anmaßten, das Staatsgebäude zu stürzen, um auf dessen Trümmern dem bethörten Haufen das Blendwerk der Volkssouverainetät und der republikanischen Glückseligkeit vorzuspiegeln."

„Mehrere von ihnen sind, wie die Untersuchungen zeigen, in richtiger Schätzung des eigenen Verdienstes, wenigstens so aufrichtig, zu gestehen, daß sie die Sachen deßhalb auf das Aeußerste zu treiben entschlossen waren, weil sie ja sonst gehangen zu werden besorgen mußten. Bemerkenswerth ist, daß selbst der Aufwärter des Centralausschusses aller demokratischen Vereine, aus eigenem Antriebe erwähnt: er habe jene Herren, ihren eigenen Reden zu Folge, für lauter egoistische Personen halten müssen,

die die Regierung bloß deßhalb stürzen wollten, um sie selbst an sich reißen zu können."

„Vom gleichen Schalte, wie ihre Meister, sind auch die untergeordneten Helfershelfer, deren nicht Wenige die Aufwiegelung im wahren Sinne als Nahrungszweig betreiben."

„Sie erinnern, um unter vielen vorgekommenen Fällen nur eines zu erwähnen, an zwei hier, nach der Besetzung der Stadt eingebrachte Hauptleute der Mobilgarde, mosaischen Glaubens, die auf Befragen nach ihrem Stande, sich „„Börsianer"" nannten, und auf weiteres Forschen des, durch diese neue Standesbezeichnung überraschten Richters, beide treuherzig erklärten, man dürfe es ihnen als Geschäftsleuten nicht verdenken, bei der damaligen Stockung ihres Mäklergeschäftes an der Börse, die angebotenen Hauptmannsstellen, mit täglicher Gage von 6 fl. C. M., angenommen zu haben, daher sich denn einer von ihnen, bei Entlassung der Compagniemannschaft, seinen Leuten zu ferneren Diensten, falls man ihn wieder benöthigen sollte, mit den Worten empfahl, man wisse ihn ja immer zu finden."

Die Herbeiführung und Vorbereitung des Aufstandes vom 6ten October geschah von Seite der, im Einverständnisse mit Kossuth stehenden Leiter nach einem wohlüberlegten Plane. Zuerst fanatisirte die revolutionäre Presse die stupide Masse durch direkte Aufforderungen zum Morde des Kriegsministers; dasselbe geschah in den Schlag auf Schlag sich folgenden Volksversammlungen, in denen Tausenau sich wie ein Verrückter geberdete. Daß diese Saat in Wien einen bereiten und wohlgedüngten Boden finden mußte, war zu erwarten.

„Die verderblichen Wirkungen der damaligen völligen Ungebundenheit der Tagespresse lassen sich nur mit der Freigebung des Banditengewerbes vergleichen; ein Urtheil, daß nur Jene anfechten dürften, die nicht, wie die Richter, in der Lage waren, das Eingreifen dieses Unfuges in das Volksleben aus eigener Anschauung kennen zu lernen."

„Die bei mehreren der Verhafteten vorgefundenen Tagebücher und schriftlichen Aufsätze beweisen am deutlichsten, die

zu welchem, an Wahnwitz gränzenden Grade die Verwirrung der Begriffe unter der arbeitenden Klasse gestiegen sei."

„Junge, kaum dem Knabenalter entwachsene Leute zeigten eine so früh gereifte, durch das Lesen der Gassenblätter bewirkte Bosheit, daß man sich unwillkürlich versucht fühlt, ihre Eltern zu beklagen."

„Ein hier verhafteter Gewerbsmann der Vorstadt Wieden stürzte bei Vorhaltung seines blutdürstigen Aufsatzes auf die Kniee, und versicherte im Verhöre, schluchzend, er sei durch das Lesen der vielen Zeitungen auf der Gasse wie verrückt geworden, so daß er nicht gewußt, was er von all den Sachen halten solle, ja am Ende an seiner eigenen Existenz gezweifelt habe."

Mehrere der, wegen Theilnahme am Morde Verurtheilten versichern ausdrücklich, daß sie ohne die fortwährenden Aufhetzungen gegen Latour, nie an ihn gedacht, viel weniger ihm etwas Böses zugefügt hätten.

Der Abmarsch des Grenadierbataillons Richter nach Ungarn war eine mit Begierde ergriffene Gelegenheit, die längst gefüllte Mine springen zu lassen. Der Beschluß dazu scheint auf einer am 5. October im Gasthause zum Sperl abgehaltenen Demokratenversammlung gefaßt zu seyn, aus welcher sofort mehrere der dort versammelten Wühler entsendet wurden, „die sich sogleich zur Gumpendorfer Kaserne begeben mußten, um dort durch Lärm die Grenadiere an das Fenster zu locken, und sie des Beistandes der Garden zu versichern."

„Hiezu ward, um auch das Volk aufzuhetzen, ein Weib gedungen und mitgenommen, welches mit schrecklichem Wehgeschrei erzählen mußte, ihr Bruder, ein Grenadier, werde in der Kaserne fürchterlich geprügelt, weil er und seine Kameraden nicht gegen die Ungarn ziehen wollten."

Die unglücklichen und grauenvollen Begebenheiten des 6. October bitten wir unsere Leser in den „Ergebnissen" selbst nachzulesen. Der Hergang ist im Allgemeinen der, daß die sich klüglich im Hintergrunde haltenden Leiter die, zum höchsten

Gipfel blinder Wuth aufgestachelten Massen gegen das Kriegsgebäude führten, wo freilich der unglückliche Minister durch den unbegreiflichen Entschluß: das Thor des Gebäudes dem andrängenden Pöbel öffnen zu lassen, die Katastrophe beschleunigte. — Der Jude Goldmark, der Einzige unter den revolutionären Häuptlingen, der bei diesem letzten Acte des Drama's besonders thätig in den Vordergrund tritt, scheint wie eine Art Commissarius der leitenden Behörde gegenwärtig gewesen zu seyn, und den doppelten Auftrag gehabt zu haben: am Orte der Ausführung der That darüber zu wachen, daß das Schlachtopfer des politischen Fortschritts seinen Henkern nicht entrinne, und die Wuth des blinden Haufens wieder anzufachen, so oft sie nachzulassen schien.

„Auf das Kommando der Hetzer", sagen die Ergebnisse „und unter Anführung von akademischen Legionären stürzte die Schaar der Meuchelmörder, einem losgelassenen Haufen blutlechzender Raubthiere ähnlich, dem Kriegsgebäude zu, und nach Verrichtung ihres gräßlichen Auftrages sah man sie, die blutigen Waffen schwingend, zur Aula zurückeilen, um kanibalische Aufzüge zu halten und den baaren Lohn ihrer Arbeit zu empfangen; ja einer derselben drang mit seinem bluttriefenden Spieße selbst in den Sitzungssaal des Studentencomités, erzählte die Einzelnheiten der That, wie er dem Latour die Gurgel durchstochen, und stellte mit beispielloser Verwegenheit an die Versammlung die Frage: ob er so recht gethan habe?"

„Bei der Aula ward ein abgerissenes, blutiges Hemdstück des Ermordeten um zwei Kreuzer zum Kaufe ausgeboten, und dort, in den benachbarten Kaffeehäusern, und von der Spitze der Barrikaden aus, verkündigten die Universitätsschüler unter Jubel und Jauchzen die verübte Schandthat, die sie als eine neue Errungenschaft priesen."

„Auf Befehl zweier Studenten wurden mehrere Personen, weil sie die Entblößung der Leiche am Candelaber tadelten, mißhandelt, theilweise in das bürgerliche Zeughaus als Gefangene abgeführt, und ein junger Mann zog ein Zeitungs-

blatt mit der großgedruckten Aufschrift: „„der deutsche Adler““ aus der Tasche, und ließ es der hängenden Leiche durch einen Schusterjungen anheften; ja die entarteten Glieder der ersten wissenschaftlichen Lehranstalt des Reiches, durch den qualvollen Tod des Märtyrers nicht befriedigt, verhinderten sogar, daß man die Reste der zerfleischten Leiche vom Pfahle herabnehme: sie wollten sie den Mißhandlungen und dem Hohne des rohesten Straßenvolkes noch länger Preis geben.“

Man sah, sagen die Acten, selbst Weiber auf dem Leichnam kreischend umherspringen, ihn mit den Füßen stampfen und frohlockend ausrufen: „Hund, jetzt bist Du hin!“ Die Experten befunden, daß die Mörder sich nicht damit begnügten, ihr unglückliches Opfer mit unmenschlicher Grausamkeit zu tödten, sondern daß auch, um den Gräuel der tiefsten sittlichen Verworfenheit zu vollenden, dem zu Tode Gemarterten einzelne Gliedmaßen in Stücke zerhauen, und daraus ganze Theile herausgeschnitten wurden.

Zum Schluße noch eine Frage. Welchem Schicksale wäre Wien entgegen gegangen, wenn das Erscheinen des Banus mit seinen treuen Kroaten vor den Linien der Hauptstadt nicht schon nach wenigen Tagen die regierende, jüdisch-demokratische Meute eingeschüchtert, und insbesondere den Freiheitshelden Tausenau bewogen hätte, bald darauf das Gewisse dem Ungewissen, oder richtiger: den ungewissen Ausgang der Flucht dem gewissen Galgen vorzuziehen, und sich nach Pesth zu seinem Vollmachtgeber Kossuth zurückzuziehen?

Hierauf möge Tausenau selbst antworten, der die größte Neigung gehegt zu haben scheint, sich seinem dankbaren Publikum in der Rolle Marats zu zeigen.

Die gerichtliche Aussage eines seiner Vertrauten gibt hierüber, wie die „Ergebnisse“ berichten, einige Aufschlüsse.

„Zeuge schildert eine im Gasthofe „„zur Ente““ im dritten Stockwerke, Thüre Nr. 24, in Chaisés Wohnung vom 8. October abgehaltene, geheime Sitzung der Demokraten, bei der sich selbst Tausenau und Chaisés, Schütte, Be-

cher, Jellinek, Eckart, Habrowsky, Fenneberg, Unterschill und ein ungarischer Emissär, den Zeuge für Esernatony hielt, eingefunden hatten."

„Tausenau stellte der Versammlung energisch die Nothwendigkeit vor, die Offensive zu ergreifen und eine weitere Volksjustiz vorzubereiten, und nachdem er über den Gemeinderath, wo sich nur fünf Freunde, auf die man rechnen könne, befänden, losgezogen, fuhr er fort: „„da wir mit Latour kurzen Handels fertig geworden, so geht es mit den Uebrigen viel leichter."

„„Ich fordere nur zwölf Köpfe, und den Rest der hier Verzeichneten als Geißeln.""

„„Ich habe da wieder meinen eigenen Plan, den ich separirt mittheilen will, aber meine Herren! nur keine Halbheit mehr: hängen wir Sie nicht, so hängen Sie uns; ich bemerkte schon am sechsten einige Lauheit, Ungehorsam und Feigheit!""

„Am folgenden Tage nahmen Tausenau und Chaisés den Zeugen am nämlichen Orte bei Seite, und nachdem ihm Ersterer neuerdings die Nothwendigkeit, der Reaction zuvorzukommen, so wie seinen Plan eröffnet, zum Schutze der Stadt und ihrer Personen vier starke Compagnien der Arbeiter unter der Benennung eines demokratischen Corps zusammenzustellen, über die Zeuge das Commando übernehmen sollte, während Chaisés die Kassa führen würde, gab er ihm eine Liste mit dem Bedeuten, daß die darauf mit einem Kreuze bezeichneten Personen hängen müßten, wozu er acht verläßige Männer zu stellen versprach."

„Zeuge, der mehrere von den auf der Liste zum Tode bestimmten benennet, hörte bei dieser Gelegenheit aus Tausenau's eignem Munde das unumwundene Geständniß, er habe den Kriegsminister zum Beispiele für die Reaction und das Militär hängen lassen, die Sache sei ihm übrigens nicht so, wie er wollte, abgelaufen, nämlich Alle auf einmal zu expediren."

Den 6. November 1850.

Die in Berlin erscheinende deutsche Wehrzeitung, ein die Revolution ehrlich und aufrichtig bekämpfendes Blatt enthält nachstehenden Artikel:

„Folgende wahrhaft rührende Geschichte erzählt die österreichische Zeitschrift, „„Der Spiegel““, und mit eben so rührender Eile druckten fast sämmtliche deutsche Zeitungen die Rührung nach. „„Kossuth soll bedeutend gealtert seyn und sehr leidend aussehen. In seinem Vorzimmer befanden sich gewöhnlich zwei Emigranten und vier türkische Offiziere. Er empfing auch viele Briefe und ward dieser Lectüre oft überdrüssig. So kam es, daß er den Brief seiner Schwester Ruttkay aus Konstantinopel, darin sie ihm ihre wie seiner Kinder Ankunft meldete — er wußte keine Sylbe von der Erlaubniß zur Reise seiner Sprößlinge — so kam es, daß er dieses Schreiben, da es ziemlich tief unten im Briefpaquet lag, bei Seite schieben und das Durchlesen desselben auf den andern Tag verschieben wollte. Ein Blick auf die Adresse, und die wohlbekannte Handschrift bewog ihn jedoch, das Schreiben eilig zu erbrechen, noch ein Blick, und der bis in den Kern seines Herzens erschütterte Mann stürzte ohnmächtig zu Boden.““ Ob der bis in den Kern des Herzens erschütterte Hochverräther und verdorbene Advokat wohl auch ohnmächtig zu Boden stürzt, wenn er von dem Elende hört, das er über Hunderttausend gebracht, von der Lage, in die er durch revolutionäre Tollheit sein armes Vaterland gestürzt? — Schwerlich! C'est la guerre! würde er sagen, und die tausend vaterlosen Waisen, kinderlosen Wittwen höchstens mit Achselzucken ansehen. Da er aber Revolutionär und Demokrat ist, so gewinnt dieser erschütterte Herzenskern begreiflich ein ganz besonderes Interesse, und das zeitunglesende Publikum steht mit außerordentlichem Mitgefühl

um den ohnmächtig zu Boden gestürzten „„Mann““ her. Glücklicher Weise meldet der verhängnißvoll verkannte Brief nicht den Tod, sondern die Ankunft seiner Kinder. Wo blieb dieses leicht zu erschütternde Herz, als er ihrem Kaiser treu gebliebene Männer schaarenweise hinrichten ließ? Wo blieb es, als er Feuer und Schwert über sein Vaterland walten ließ, und frech die endliche Züchtigung heraufbeschwor? Und dergleichen wird mit Eifer nacherzählt, damit der moralisch und physisch Vernichtete nur ja nicht ganz — in Vergessenheit komme! — Die Zeit ist aber eine andere geworden, und ephemere Berühmtheiten nutzt sie schneller ab, als je früher. Auch die Sentimentalität dürfte auf die Länge kaum anschlagen, das Urtheil der Geschichte zu bestechen."

Es gehört zu den merkwürdigen und jedenfalls erfreulichen Zeichen der Zeit, daß in einem Augenblicke, wo der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen vor der Thüre steht, ein Berliner Blatt im Interesse Oesterreichs die schleichende Revolution bekämpft, und, für die Solidarität der konservativen Interessen in ganz Europa Zeugniß ablegend, Etwas thut, woran bei dem fast gänzlichen Mangel einer consequent antirevolutionären Zeitung im Kaiserstaate selbst Niemand denkt. Hätte das preußische Kabinet, statt phantastischen und unpraktischen Vergrößerungsplänen Gehör zu geben, das Eine, was in unsern Tagen Noth thut, eben so richtig erkannt, hätte es der auswärtigen Politik Oesterreichs aufrichtig und ohne Hinterhalt die Hand geboten, zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen den gemeinschaftlichen innern Feind, — wie glorreich stünde heute Deutschland da, wie ruhmvoll Preußen! Wehe denen, welche die natürlichen und nächsten Interessen dieser Monarchie so gröblich verkennend, die preußische Politik in Bahnen gelenkt haben, die eine Umkehr, unbeschadet der Ehre dieses Staates, fast unmöglich, einen verderblichen Ausgang nur allzu wahrscheinlich machen!

Je rühmlicher der Wehrzeitung gedacht werden muß, desto schmerzlicher berührt uns das Verhalten der „neuen preußi-

schen Zeitung", die plötzlich, ohne einleitende oder vermittelnde Uebergänge, mitten aus der Vertheidigung der Wahrheit und des Rechts gegen die Lüge der Revolution heraus, in eine preußenthümliche Raserei verfällt, deren Anfälle zu übertrieben sind, als daß sie uns nicht den Verdacht einflößen sollten: es laufe bei diesem Wahnsinn etwas Verstellung mitunter. Nur der Zweck der Tragikomödie will uns nicht recht einleuchten.

Den 7. November 1850.

Die Zeitungen berichten, daß der nunmehr glücklich beseitigte badische Minister Klüber in der letzten Rede, die er in der ersten Kammer zu Karlsruhe gehalten, die Behauptung aufgestellt habe: Baden sei mit seinen 900,000 Katholiken und 400,000 Protestanten auf Preußen insbesondere der protestantischen Religion wegen hingewiesen, weil die großherzogliche Familie protestantisch sei, und die Geschichte des Baden-Durlachischen Zweiges im Protestantismus wurzle. (Siehe Deutsches Volksblatt vom 30. October 1850, Artikel: Karlsruhe vom 27. October.) Je schnöder von gewissen Seiten her jedwede Berufung auf katholische Interessen mit der Bemerkung abgewiesen wird: im deutschen Staatsleben sei schon die Erinnerung an die confessionellen Unterschiede ein Attentat wider die deutsche Einheit, und vollends die alteingewurzelte Sympathie der deutschen Katholiken mit dem katholischen Oesterreich ein Verbrechen, desto kostbarer ist das ebenbesagte ministerielle Geständniß, und desto nothwendiger: daß wir von demselben Act nehmen. Dieß Wort soll auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen seyn.

XLVII.

Preußens Politik.

I.

Die preußische Politik und die Revolution im Zeitalter des Fürstenbundes.

Wenn man von der Politik irgend eines Staates sagen kann, sie sei eine traditionelle, so gilt dieß von der preußischen, die seit den Tagen Albrechts von Brandenburg bis zu denen des gleichnamigen Ministeriums herab, das Eine Ziel der Machtvergrößerung mit zäher Beharrlichkeit verfolgt. Was aber den Bestrebungen dieser Vergrößerungspolitik einen ganz spezifischen Charakter gibt, ist die traurige Thatsache, daß sie nicht etwa nach außen gegen fremde Völker geübt wird, sondern mit Vorliebe auf Kosten der deutschen Nachbarn und Mitstände sich geltend macht, oder mit andern Worten, daß sie gewöhnlich nicht bloß eine Verletzung des allgemeinen Völkerrechts, sondern des jeweilig bestehenden deutschen Staatsrechtes in sich zu schließen pflegt. In materieller Beziehung trifft sie daher der Vorwurf, daß sie mehr als billig nach ihres Nächsten Haus und Hof sich gelüsten lasse, in formeller Hinsicht erscheint sie als eine revolutionäre, in sofern

diesen Gelüsten nicht ohne mehr oder weniger offene Auflehnung gegen die herrschende Verfassung, des Reiches in früheren Zeiten, des Bundes in jüngster Gegenwart, Genüge geschehen konnte. Die preußischen Geschichtschreiber und Publizisten der modernen Schule täuschen sich auch durchaus nicht über die Tendenz dieser Politik, noch suchen sie andere über sie zu täuschen, vielmehr erkennen sie mit Adolf Schmidt das lebendige Recht Preußens kraft seines historischen Berufs überall gerade in dem, was nach dem sogenannten todten Buchstaben als schreiendes Unrecht gelten würde, und wenn Max Dunker sich für einen Augenblick in die Anschauungsweise des optischen Scheins versetzt, der für andere ehrliche Alltagsmenschen die Geschichte Preußens als eine ununterbrochene Kette von „Freveln gegen das Reich" erscheinen läßt, so stellt sich doch alsbald seinem eigenen freieren Blick die „Sühne" in der providentiellen Bestimmung Preußens dar, sich eben selbst an die Stelle des Reichs, respektive Bundes zu setzen. Schwerer wird es den Historikern von älterem Schrot und Korn, wie z. B. einem Carl Adolf Menzel, die Enthüllungen der Geschichte mit den ewigen Grundsätzen des Rechts und der Sittlichkeit in Uebereinstimmung zu bringen, und so begegnen wir bei ihm nicht selten Aeußerungen und Bemerkungen, die in dem Munde eines preußischen Staatsdieners, dessen loyale Gesinnung keine erheuchelte ist, einen herben Tadel aussprechen. Wir theilen aus dem letzten Bande seiner deutschen Geschichte eine Episode in kurzem Auszuge mit, die in mancher Beziehung gerade durch die neuesten Vorgänge in Kurhessen ein besonderes Interesse gewinnen dürfte.

Bald nach dem verhängnißvollen Tage, an welchem sich in Frankreich die Abgeordneten des dritten Standes mit der Minderzahl des Adels und der Geistlichkeit zur Nationalversammlung erklärt hatten, sollte in einem geistlichen Fürstenthum, dem damals zum westphälischen Kreise gerechneten Hochstifte Lüttich, die große Volksbewegung in Paris im Kleinen

ihr Nachspiel finden. Der Fürstbischof von Lüttich, Konstantin Freiherr von Honsbroech, war mit den Bürgern dieser Stadt über die Gültigkeit fürstlicher Freibriefe in einen Streit gerathen, der sich allmählig auf mehrere Regierungsrechte ausdehnte. Nach der alten Landesverfassung, deren Grundlage vom Jahre 1316 datirte, sollte der Fürstbischof die Rechte der Souverainetät nur in Gemeinschaft mit den drei Ständen ausüben. Diese Verfassung war aber im Jahre 1684 von einem Bischofe aus dem Hause Bayern durch ein Reglement abgeändert worden, welches den Bürgern der Städte unter anderem auch das Recht, ihre Magistrate selbst zu wählen, entzog. Zu dieser Zeit nun, wo die Bewegung in Frankreich und eine große im Lande herrschende Theurung das Volk in Gährung gebracht hatte, wurde in Reden und Flugschriften daran erinnert, daß der Landesherr die alte Landesfreiheit unterdrückt, und eine ganz widerrechtliche Gewalt sich angemaßt habe. Dagegen forderte der Bischof, um die öffentliche Stimmung für sich zu gewinnen, das Domkapitel auf, seiner zeitherigen Steuerfreiheit zu entsagen, und berief für den 31. Aug. 1789 eine Versammlung der Landstände, die Mittel zu berathen, wie dem dürftigen Theile der Einwohner zu helfen seyn möchte. Als aber inzwischen der Sturm gleichzeitig in Frankreich und in Belgien losbrach, erhoben sich auch in dem sprach- und geistesverwandten Lüttich Wortführer der Opposition, welche Einführung der Volksrepräsentation mit Aufhebung des Reglements vom Jahre 1684 und der darin dem Landesfürsten zugetheilten Mitwirkung bei den Magistratswahlen forderten. Einer der hitzigsten Sprecher, Namens Bassenge, erließ einen Aufruf an die Lüttlicher Bürger, nach dem Beispiele der Franzosen, sofort Hand an die Gründung der Freiheit und die Wiedergeburt des Vaterlandes zu legen. Nun wiederholten sich die Pariser Auftritte. Man legte Kokarden an, tobende Volkshaufen sammelten sich vor dem Rathhause und schrieen Drohungen wider den Magistrat hinauf, andere schleiften eine Strohpuppe, welcher der Name des fürstlichen Ministers ange-

heftet war, durch die Straßen, die Reichen und Vornehmen zitterten, und mitten in der Nacht fuhr der Kanzler mit einem Domherrn zum Fürsten auf das nahegelegene Lustschloß Seraing, um ihm die Gefährlichkeit der Volksbewegung vor Augen zu stellen. Hierdurch wurde er bewogen, eine Erklärung niederzuschreiben, daß er nichts als das mit seinem eigenen Wohle innig verbundene Glück des Volkes von Lüttich begehre und gern in Alles willige, was den Wünschen desselben Erfüllung bringen könne. Sobald diese Erklärung der Menge bekannt wurde, drang dieselbe in das Rathhaus, aus welchem inzwischen die zeitherigen Magistratspersonen entflohen waren, erklärte die Letzteren ihrer Aemter entsetzt, zerschlug die Wappen der beiden Bürgermeister und ernannte einen neuen Rath, den das Volk durch Zuruf bestätigte. Darauf wurden die Citadelle und die Thore von einer neu errichteten Nationalgarde besetzt, die Truppen des Fürsten entlassen und dieser selbst durch Abgeordnete des neuen Raths, an welche große Volkshaufen sich anschloßen, eingeladen, in die Stadt zu kommen, und dem, was geschehen, seine Zustimmung zu ertheilen. Der Fürstbischof that nun, was Ludwig XVI. und später noch andere Regenten unter solchen Umständen gethan haben. Er fuhr noch an demselben Abende, von den Abgeordneten und großen Volkshaufen umgeben, nach der Stadt, wurde mit Glockengeläute und Kanonenschüßen empfangen, nach Ausspannung seiner Pferde vom Volke unter Freudenrufen, in welche sich jedoch auch Drohworte mischten, nach dem Rathhause gezogen, wo er das ihm vorgelegte Verzeichniß der neuen Magistratspersonen und die Abschaffung des Reglements von 1684 unterschrieb und dem Volke vom Altane herab seinen Segen ertheilte. Alle ihm vorgelegten Beschlüsse des neuen Rathes genehmigte er, lud die neuen Bürgermeister Fabri und Chevret an einem Tage zur Tafel, wo die Erzherzogin Christine aus Brüssel bei ihm hatte speisen sollen, entließ Personen aus seinen Diensten, gegen welche die herrschende Partei Mißtrauen äußerte, und zeigte dem Reichskammergerichte an, daß seine Prozesse mit den Ständen nicht

durch richterlichen Ausspruch, sondern durch einen Vergleich ihre Beendigung erwarteten.

Wenige Tage darauf, am 20. August 1789, wurde die Stadt mit der Nachricht überrascht, daß der Fürstbischof heimlich seine Sommerresidenz verlassen und sich in's Ausland begeben habe. Beinahe gleichzeitig ergingen Patente des Reichskammergerichts zu Wetzlar an die Unterthanen des Bisthums, vom 27. August datirt, in welchem der Aufstand vom 17. und 18. August für ein verabscheuungswürdiges Unterfangen erklärt, und ihnen bei Strafen an Leib und Ehre auferlegt wurde, den hiegegen aufgerufenen Directoren des Westphälischen Kreises sofort den schuldigen Gehorsam zu leisten, sich aller Empörung und Neuerung der Landesverfassung zu enthalten, die Waffen unverzüglich niederzulegen, von allem Gebrauch der Zeichen des Aufruhrs an Kleidern und Werkzeugen, namentlich Kokarden abzustehen, aller aufrührerischen Lieder und Gespräche sich zu enthalten, alle Zusammenrottungen zu meiden, aus den Wirthshäusern zu rechter Zeit nach Hause zu gehen, und *ihre Ansprüche nur im gerichtlichen Wege zu verfolgen.* An demselben Tage erließ das Kammergericht ein Mandat an die kreisausschreibenden Fürsten, den Kurfürsten von Köln als Bischof von Münster, den Kurfürsten von der Pfalz als Herzog von Jülich und den König von Preußen als Herzog von Cleve, ohne allen Vorzug mit erforderlicher Mannschaft auf Kosten der Rebellen in das Bisthum Lüttich zu rücken, Alles daselbst wieder in den vorigen Stand zu setzen, die Urheber der Empörung zur Haft zu bringen, und wider die Flüchtigen mit Güterbeschlagnahmen und Arrestbriefen zu verfahren. Dieses Einschreiten des Reichsgerichts, welches der Geschäftsträger des Fürstbischofs in Wetzlar bewirkt hatte, war in solchen Landfriedensbruchsachen durch die Kammergerichtsexecutionsordnung geboten, und erhielt in diesem Falle durch die von Frankreich und Belgien herüberdrohende Revolution eine gesteigerte Bedeutsamkeit.

Die Stände, gegen welche jetzt auch der Fürstbischof von der Abtei St. Maximin bei Trier, seinem dermaligen Aufenthaltsorte aus, eine entschiedenere Sprache führte, hatten sich inzwischen durch Abgeordnete in Berlin um Unterstützung beworben. „Oeffentlicher Zutritt wurde denselben dort freilich nicht gewährt, wie aber früher (in Schweden und Polen) thronfeindliche Parteien von den absoluten Monarchen Preußens begünstigt worden waren, so trug auch damals Hertzberg kein Bedenken, in den Lütticher Patrioten sich Gehülfen für seine wider Oesterreich gerichteten Entwürfe, bei welchen auch die Unruhen in den Niederlanden in Betracht kamen, zu bereiten, zumal er nach seiner persönlichen Denkungsart die Handlungsweise des Bischofs nicht billigte, und in der Schule Friedrichs kein besonderes Gefallen an Vollstreckung der Mandate des Reichskammergerichts sich angeeignet hatte. Dem zu Folge wurde in der Mitte des Septembers der preußische Kreisdirectorialrath von Dohm nach Lüttich geschickt, um den Stand der Dinge an Ort und Stelle zu erkunden. Das Ergebniß, welches er nachher in einer besondern Staatsschrift niedergelegt hat, war den Patrioten durchaus günstig, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß seine Anwesenheit und Aeußerungen zu ihrer Ermuthigung beitrugen. Dennoch wurde die von Dohm gewünschte ausschließliche Vermittlung Preußens, wodurch diese Macht die Sache allein in die Hände genommen haben würde, weder von den Ständen noch von dem Bischof nachgesucht. Das preußische Kabinet aber, anstatt zu erklären, daß es eine Vermittlung für den allein richtigen Weg halte und nur auf diesem zum Ziele schreiten könne, faßte die Ansicht, in dieser Sache die Politik mit der Justiz zu vereinbaren, und an der vom Reichsgericht verhängten Execution sich zu betheiligen, um ihre Wirkung zu hemmen."

Sonach versammelten sich die Executionstruppen, 4000 Mann Preußen, 1000 Mann Pfälzer und 1000 Mann Münsterländer in der Nähe von Mastricht unter dem Oberbefehl des Generals von Schlieffen. Die Kommissarien der drei Kreisdirectoren ließen eine Erklärung ausgehen, daß das bevorstehende Einrücken dieser Truppen nur die Herstellung und Erhaltung der öffentlichen Ruhe zum Zweck habe, weßhalb die Einwohner des Bisthums sich auf keine Weise widersetzen, sondern alle verbotenen Waffen und Kokarden, die Garden und Bürgermilizen auch ihre Uniformen ablegen sollten. Darauf erschienen am 25. November 1789 in Altengoos, wo die Commissarien ihre Conferenz eröffnet hatten, Abgeordnete der Stände von Lüttich, und übergaben eine bereits dem Kammergericht eingereichte Erklärung, sich bedingungsweise den Verfügungen dieser Behörde unterwerfen zu wollen, wenn allen Mitgliedern der neuen Magistrate Freiheit an Leib und Gut zugesichert, das Reglement von 1684 aufgehoben und in's Künftige Niemand von den Magistratswahlen ausgeschlossen werde. Zugleich ging die Nachricht ein, die Bürger von Lüttich seien entschlossen, den vorrückenden Truppen einen verzweifelten Widerstand zu leisten; sie hätten Gewehre, Kanonen und Kugeln in großer Zahl herbeigeschaft, das Pflaster aufgerissen und die Citadelle in Vertheidigungszustand gesetzt.

Unterdessen hatte der Aufstand in den Niederlanden und das Unglück der kaiserlichen Waffen daselbst den äußersten Höhepunkt erreicht. „Diese Kunde machte den preußischen Commissarius bei dem gegen Lüttich ziehenden Executionsheere noch geneigter, den Anträgen der Lütticher Gehör zu geben, um sich nicht in einen schwierigen Kampf mit solchen zu verstricken, welche unter Umständen als Bundesgenossen nützliche Dienste leisten könnten. Auch hatte ihm Hertzberg ausdrücklich geschrieben: die Lütticher sollten nicht ganz unterdrückt und

die Brabanter nicht entmuthigt werden." Demnach erbot sich Dohm gegen die Lütticher, wenn die erwählten Magistratspersonen freiwillig abdankten, und die Stände vorläufig den Antritt einer einstweilen zu ernennenden Regierung sich gefallen ließen, daß ihnen die Abstellung der von dem Fürstbischof unternommenen Eingriffe in die Rechte des Volks und die Abschaffung des Reglements von 1684 gewährleistet werden solle. Den anderen Commissarien rieth er, unnöthiges Blutvergießen zu sparen und die Lütticher durch Gewährleistung der von ihnen gewünschten Verfassung und Einsetzung einer interimistischen Regierung im Namen der Kreisdirectoren zu freiwilliger Unterwerfung zu bringen. Die beiden Kreisgesandten von Jülich und Münster waren zwar anderer Meinung und verlangten Vollziehung des Mandats; Dohm glaubte aber hieran sich nicht kehren zu dürfen, und machte den Lüttichern seine Vorschläge in einer Erklärung bekannt, welche sie ihren Wünschen so entsprechend fanden, daß sie unter Annahme derselben am 30. November Stadt und Citadelle in friedlicher Weise den Kreistruppen übergaben. Die Preußen wurden als Freunde und Beschützer der vom Volke erstrittenen Freiheit empfangen, die Münsterländer aber sonderten sich sogleich ab und zogen sich in das Limburgische, und eben so wurde von pfälzischer Seite das preußische Verfahren als eigenmächtig und dem übernommenen Auftrage widersprechend getadelt. Noch heftiger äußerte sich das Kammergericht und der Fürstbischof. Das erstere verwarf in einem erneuerten und geschärften Mandate vom 4ten December die preußischen Vermittlungsvorschläge gänzlich, und der Bischof bestürmte den König, freilich vergebens, mit Bitten und Vorstellungen, die von den preußischen Truppen besetzte Stadt ihm zu übergeben.

Bevor wir die endliche Erledigung dieser Angelegenheit berichten können, müssen wir einen Blick auf die damalige

Lage des östlichen Europas werfen, der uns zugleich die Politik Preußens von einer andern Seite lehrreich beleuchten mag. Im Jahre 1787 hatte die Pforte an Rußland den Krieg erklärt. Kaiser Joseph als Bundesgenosse Rußlands zur Antheilnahme genöthigt, hätte sich auf Stellung der vertragsmäßigen Hülfe von 30,000 Mann beschränken können, allein in der Hoffnung, die im Belgrader Frieden verlornen Länder wieder zu gewinnen, zog er vor, sich mit ganzer Macht an dem Türkenkriege zu betheiligen. Die Vermittlung des Königs von Preußen, der mit Hinweisung auf die dem Gleichgewichte Europas drohende Gefahr, von diesem Kriege abmahnte, wurde zurückgewiesen. In dem Schreiben des Kaisers, dessen Conzept uns erhalten ist, heißt es unter anderm: „Ist aber die Unternehmung gegen die Osmanen etwas anderes, als ein wiedergesuchtes Recht auf Provinzen, welche meiner Krone entrissen worden sind?" Den Klagen über die Verluste Oesterreichs, die zum großen Theile zugleich Anklagen gegen Preußen sind, folgen dann schließlich die bittern Worte: „Ew. Majestät können sich von mir für versichert halten, daß ich bei ähnlichen Gelegenheiten die nämlichen Grundsätze in Ansehung der Erwerbungswege früher verlorner Besitzungen von Ihnen auch gegen mich anwenden lasse, und daß jetzt alle Vermittlungsgeschäfte einige Jahre Ruhe haben."

Als nun der Krieg 1789 für Oesterreich und Rußland eine günstige Wendung zu nehmen anfing, schätzte der preußische Minister ihre unter Koburg und Suwarow erfochtenen Vortheile als eben so viel Verluste für Preußen, und als im Spätherbste die Kunde von der Uebergabe Belgrads an Laudon einging, verschaffte er bei seinem Monarchen dem Gedanken Raum, daß die Existenz des eigenen Staates auf dem Spiel stehe, und daß zur Abwendung dieser Gefahr im Nothfalle für die Türken das Schwert gegen Oesterreich gezogen werden müsse. Hierbei kam ihm die persönliche Gereiztheit des Königs wider den Kaiser in Folge

des Schreibens, mit welchem Joseph die preußische Vermittlung abgelehnt hatte, zu Statten. Nach einer in diesem Sinne ertheilten Instruction schloß der preußische Gesandte Diez in Konstantinopel am 30. Januar 1790 ein Bündniß mit der Pforte, durch welches Preußen, nach Hertzbergs eigenem Ausdruck als der entschlossene Feind Oesterreichs sich zeigte. Preußen verpflichtete sich, im nahen Frühjahre 1790 den Krieg an Oesterreich und Rußland zu erklären, und denselben mit ganzer Macht zu führen, und nicht eher davon abzulassen, als bis die Pforte, welche vor Wiedereroberung aller ihrer verlornen Festungen und Provinzen keinen Frieden machen zu wollen erklärte, Friede mit den genannten Feinden geschlossen haben werde. Dafür machte sich die Pforte unter andern hier zu übergehenden Punkten anheischig: in dem abzuschließenden Frieden der Republik Polen das Land Galizien und überhaupt alles wieder zu verschaffen, was bei der Theilung Polens an Oesterreich gefallen war. Preußens Staatskunst war jedoch nicht so uneigennützig, als sie nach dieser Sorge für Polens Vortheil zu seyn schien. Hertzberg hoffte für die Zerstückelung Galiziens die beiden Handelsstädte Danzig und Thorn, und den zwischen der Obra und Oder liegenden Strich von Großpolen zu erlangen.

Trotz aller Rüstungen war es Preußen mit dem Kriege keineswegs ernst, den Hertzberg selbst, wenn er hätte geführt werden sollen, als einen ungerechten bezeichnete. Ueberhaupt wurde die Sachlage durch den am 20. Februar 1790 erfolgten Tod Josephs und durch die Nachfolge Leopolds wesentlich verändert. Diesem lag zunächst am Herzen, die Belgischen Provinzen zum Gehorsam zurückzuführen, mit der Pforte einen ehrenvollen Frieden zu schließen, und mit Preußen in ein gutes Vernehmen zu treten, um demnächst die Kaiserwürde, als das alte Besitzthum seines Hauses,

wieder auf sein Haupt zu bringen. Das Gelingen dieser friedlichen Bestrebungen war natürlich auf die Beendigung der Lütticher Angelegenheit von entscheidendem Einfluß, da bei der gekräftigten Stellung des neuen Kaisers eine Widersetzlichkeit Preußens gegen die Mandate des Kammergerichts nicht länger räthlich erschien. Der Endverlauf der Sache war folgender.

In Frankfurt hatten sich Deputirte der Stände eingefunden und gegen das Versprechen der Kurhöfe sich bei dem Fürstbischof um Abhülfe der Beschwerden des Landes verwenden zu wollen, eine Unterwerfungsacte unterschrieben. Dohm betrieb eifrig die Gewährung dieser Bedingung, aber die Stimmung der andern Kurhöfe war ihm so ungünstig, daß sie sogar seine Entfernung von dieser Verhandlung verlangten. Zwar schützte ihn Hertzberg gegen diese Kränkung durch die Erklärung, daß der König sich in der Wahl seiner Diener zu dem Lütticher Geschäft nichts vorschreiben lassen werde, und er begab sich nun noch einmal nach Lüttich, um die Stände zur Genehmigung der Unterwerfungsacte durch gütliche Vorstellungen zu bewegen. Gegenüber einem erbitterten Volke, welches in seinen auf Preußen gesetzten Hoffnungen getäuscht, nun laut von preußischer Verrätherei sprach, war dieses Geschäft ein äußerst mißliches, und Dohm mußte die Stadt unverrichteter Sache verlassen. Die Kurhöfe von Mainz und Köln ließen hierauf ungefähr 3000 Mann Executionstruppen in's Land rücken, und als diese von den Lütticher Patrioten mit Verlust zurückgeschlagen wurden, suchte das Reichskammergericht bei dem österreichischen Gouvernement in Brüßel burgundische Kreishülfe zur Vollstreckung seiner Sentenzen nach. Da in den Niederlanden Ueberfluß an kaiserlichen Truppen war, so wurden alsbald sechstausend Mann unter dem General Kheul den Reichstruppen zur Hülfe gesandt. Auf die Kunde von dem Anmarsche derselben verloren die Anführer der Patrioten den

Muth und entwichen nach Frankreich, die Stände aber beschlossen, eine Deputation nach Wien zu schicken und ihre Unterwerfung unmittelbar dem Kaiser anzutragen, indem die preußischen Directorialgesandten, Dohm und Senft, sie auf das zwischen den beiden Höfen bestehende gute Verständniß vertrösteten. Aber bereits am 12. Januar 1791 zogen die kaiserlichen Truppen in Lüttich ohne Widerstand ein, und einige Wochen später kehrte der Fürstbischof zurück. Hertzberg verlangte von Dohm, er solle nun als preußischer Commissär nach Lüttich gehen, und gleichsam unter österreichischem Schutze und nach dem Willen des Wiener Kabinets zur Beendigung der Streitigkeiten mitwirken. Er werde nicht mehr leiden, als was er (Hertzberg) gelitten habe. Dieß sei ein unwiderstehliches Schicksal, wofür ihm dereinst die Geschichtschreibung Ersatz geben werde. Aber Dohm empfand keine Neigung, dieses Märtyrerthum auf sich zu nehmen. Er hätte dann vielleicht seine vorigen Schützlinge mit verurtheilen helfen können, denn inzwischen war eine Untersuchungscommission niedergesetzt worden, welche über die Urheber und Theilnehmer der Unruhen harte Strafen, bis zu lebenswieriger Einsperrung, verhing und die Güter derjenigen Ausgewanderten, welche auf die ergangene Vorladung sich nicht gestellt hatten, einzog.

„Mit dieser kläglichen Geschichte wurde der Fürstenbund zu Grabe getragen."

XLVIII.

Quellen und Denkwürdigkeiten des Reformationszeitalters.

Herr Dr. Höfler kündigt unter diesem Titel eine Sammlung von höchst wichtigen Documenten für eine nie genug aufzuhellende, wenn auch unglücksvolle Periode unserer deutschen Geschichte an. Es wird dieser Abschnitt derselben nur dann in seinem wahren Lichte erscheinen, wenn theils die politische Seite der reformatorischen Bewegungen jener Zeit, theils die Geschichte des voraufgehenden fünfzehnten Jahrhunderts vollständig zur Kenntniß gebracht ist. In beider Hinsicht macht sich Hr. Dr. Höfler um die Sache der Wahrheit verdient. Für eine Rede, welche er zur Feier des Stiftungstages der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften gehalten hat, bot ihm „die politische Reformbewegung in Deutschland im fünfzehnten Jahhundert und der Antheil Bayerns an derselben" einen sehr reichhaltigen Stoff. Diese Rede konnte nicht verfehlen, einen großen Eindruck zu machen, und zwar nicht bloß deßhalb, weil das fünfzehnte Jahrhundert eine derjenigen Zeitperioden ist, welche im Allgemeinen sehr wenig gekannt ist, und schon darin ein Vergnügen liegt, vieles Neue zu vernehmen, sondern vornehmlich deßhalb, weil der Redner

selbst, indem er auf die innere Geschichte jener Zeit eingeht, mit großem Geschick seinen Stoff zu arrangiren und hiebei gerade die Gegenwart so zu berücksichtigen weiß, daß das Frappante der Uebereinstimmung und dann wiederum der Gegensatz früherer und heutiger Zustände äußerst lebendig hervortritt. Insbesondere ist es dem Verfasser gelungen, die Verhältnisse jener Zeit auf dem doppelten Wege klar vor Augen zu stellen, daß er einerseits genetisch ihre Entwicklung zeigt, dann aber sie der Auffassungsweise unserer Zeit dadurch adaptirt, daß er solche Principien, welche als leitende durch jene Reformbewegungen bis auf die Gegenwart hin sich verfolgen lassen, auch schon für die Vergangenheit mit den jetzt für sie üblichen Schlagwörtern bezeichnet. Was insbesondere den Antheil Bayerns an diesen Reformbewegungen anbetrifft, so gehört in diese Zeit ein Reformvorschlag Herzog Ludwigs des Reichen, welchen sein Kanzler, Dr. Martin Meier, bei den Prager Fürstenverhandlungen (1466) vorlegte. Der Verfasser bezeichnet den Zweck dieser bayerischen Propositionen in folgender Weise:

„Es handelt sich für's Erste in dem bayerischen Projecte darum, dem Kaiser eine unabhängigere, seinem hohen Amte und seiner hohen Würde angemessene Stellung zu geben, ohne welche die Aufgabe des Kaiserthums, Recht an die Stelle der Gewalt zu setzen und zwischen den feindlichen Parteien zu vermitteln, nicht zu erfüllen war. — Es geht aber daneben auch unverholen eine andere Spitze durch das Ganze hindurch. Indem es nämlich wiederholt hieß, der Kaiser solle sich mit den angesehensten weltlichen Fürsten verbinden und diese „„zu Handhabern über die Ding““ (die Reformation des Reiches) setzen, wurde geradezu ausgesprochen:

„„und so nun die mechtigsten Fürsten im Reiche ir wissen und von den sachen auch nutz hetten und deshalb darinnen willigen wurden, so understunden sich die clein Fursten und Stett wider die sach nit zu setzen und musten das auch thun.““

„Damit liegt denn auch das Bestreben, der Kleinstaaterei, so lange es noch Zeit war, wenigstens in so ferne ein Ziel zu setzen, daß sie mit ihren engherzigen Interessen nicht die nothwendigen Reformen des Reiches durchkreuzen konnte, klar genug ausgedrückt vor, und bedarf die oben erwähnte Stelle keines weiteren Commentares. Eben so heißt es aber auch drittens, zwar daß die Reichsstädte zu dem vorbestimmten Reichstage berufen werden, „„wenn sie aber die Sach nit annemen““, die Fürsten ihnen „„kein geleyt geben““ sollten.“

„„So weren die Stette uff dem Lande nyndert sicher, mochten iren Handel, Kaufmannschaft und gewerb nit brauchen und wurden dadurch gedrungen solches alles aufzunemen (anzunehmen) oder sich darumb mit dem dem Kaiser nach seinem willen zu vertragen.““

„Es sollten also zu gleicher Zeit auch die Vertreter des republikanischen Elementes im Reiche, die freien Städte, deren Speculationsgeist die Schranken desselben so oft überflog, durch Theilnahme an den Reformberathungen, wie an den Lasten des Reiches an dasselbe fester gekettet, offenbar auch durch Einräumung wohlverdienter Berechtigung ihnen die Gefährlichkeit für Fürsten und Reich entzogen werden.“

Am Schluße seiner interessanten Rede nimmt Dr. Höfler nochmals die Veranlassung, auf die noch vielfach unbenützten, für jene Zeit noch vorhandenen archivalischen Schätze aufmerksam zu machen; in der oben erwähnten Ankündigung selbst wird die wirkliche Herausgabe derselben verheißen. Indem wir die Rede, welche mehrere interessante Beilagen enthält, der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen, lassen wir jene Ankündigung selbst hier nachfolgen:

Keine Periode der deutschen Geschichte hat auf unsere Zustände einen nachhaltigeren Einfluß ausgeübt, keine verdient, um Anfang, Mitte und Endziel der gegenwärtigen Bewegung

klar zu erfassen, sorgfältiger studirt zu werden, als die des Reformationszeitalters, das gleichzeitig mit den Concilien von Constanz und Basel das Bestreben herauführte, durch eine Reform der deutschen Reichsverfassung das Reich selbst zu verjüngen, hierin jedoch scheiterte, weil, was zu spät unternommen, eben deßhalb nur halb durchgeführt werden konnte, in eine allgemeine Umwälzung der Dinge umschlug. Sie begann mit den vielfachen Bauernaufständen des sechszehnten Jahrhunderts, mit den großen Veränderungen im Grundbesitze durch die Säcularisation und eine zunehmende Verarmung der Massen, brachte im siebenzehnten Jahrhunderte den dreißigjährigen Krieg und die fast beispiellose Verödung Deutschlands, endlich dessen erste Theilung durch Schweden und Franzosen herbei, im achtzehnten den vollständigsten fürstlichen Absolutismus mit dem Untergange alles Volkslebens, endlich im natürlichem Rückschlage den Untergang eines Reiches, welches seit geraumer Zeit mit einem Mantel verglichen worden war, der alt und zerrissen um so mehr reiße, je mehr man sich ihn zu flicken bemühe."

„Wenn aber der traurige Ausgang eines früher so mächtigen und edlen Reiches weder seinen Anfängen, noch selbst den Hoffnungen entsprach, welche man im Reformationszeitalter hegte, so ist es für unsere Zeit im höchsten Grade lehrreich, sich zu erinnern, daß alle die großen Fragen, welche heutigen Tages die Nation beschäftigen und nach Lösung ringen, in jener ernsten und entscheidenden Krise der deutschen Geschichte aufgeworfen, erörtert, zu lösen versucht worden sind. Wären sie aber richtig gefaßt und gelöst worden, unmöglich könnte sich der Untergang des deutschen Reiches an die Bewegung des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts anknüpfen, sondern hätte eine kräftige Blüthe nach Innen und Außen, eine Palingenesie, Deutschlands Loos werden müssen. Eben so ist denn auch gewiß, daß eine Wiedererhebung sich nur darauf gründen kann, daß die Fehler, welche früher gemacht wurden,

vermieden, ihre unheilvollen Consequenzen aufgehoben werden. Um sie aber zu vermeiden, muß man, was Wahres und was Falsches an jener, alle edleren Gemüther ergreifenden Bewegung war, kennen. Darin wird sich alsdann der Werth der Geschichte zeigen, von welcher zwar behauptet wird, sie lehre nichts, von welcher aber mit mindestens gleicher Wahrheit gesagt werden muß, sie stürze wie die thebanische Sphynx Diejenigen in den Abgrund, welche ihre Räthsel nicht zu lösen wußten."

„Unter den Gründen, welche einer inneren Befriedigung Deutschlands sich am beharrlichsten widersetzen, steht aber der im Reformationszeitalter geborene confessionelle Streit oben an. Nachdem er sich schnell so tief eingegraben, daß die deutschen Fürsten selbst erklärten, „„sie könnten wegen Verschiedenheit der Religion nie eine vertraute Freundschaft unter einander haben"", somit also nicht mehr das Interesse der Nation, sondern lediglich das der Religionspartei den Ausschlag gab, so war der Bürgerkrieg an der Tagesordnung und nur seine Gestalt verschieden, der bald heimlich, bald öffentlich, bald an Reichs- und Kreistagen, bald an auswärtigen Höfen, bald durch Union, Ligen und Waffengewalt geführt wurde, bis, was Deutschland an tiefen und heftigen Gegensätzen in sich schloß, zuletzt sich in einem großen politischen Dualismus concentrirte. Was aber auf diesem Gebiete des deutschen Lebens, oder vielmehr diesem fortwährenden politisch-religiösen Kampfe statt fand, spiegelte sich dann wieder auf dem der Literatur treu ab, so daß der innere Streit auch hier die Lebensfragen der Nation verwirrte, und namentlich in der Geschichte eine Auffassung erzeugte, die der treue Abdruck des Spiegels der Parteien ist, und eine Ausgleichung der großen Gegensätze um so weiter hinausschiebt, je weniger man sich ihr Vorhandenseyn gestehen will."

„Doch die Wunden, welche eine falsche Wissenschaft schlug, vermag die Wissenschaft auch wieder zu heilen, und ist

der Irrthum dadurch entstanden, daß man tiefeingreifende Erscheinungen aus dem inneren Zusammenhange herausriß und als vereinzelte darstellte, so wird die genetische Darstellung mit dem richtigen Zusammenhange auch das Mittel der Heilung geben. Je mehr aber darauf hingedrungen wird, desto natürlicher wird sich auch als Basis der confessionellen Zerrüttung die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit darstellen, auf dem eingeschlagenen Wege die politischen Zerwürfnisse befriedigend lösen zu können; diese selbst, die politische Reform, wird als Vorbedingung des Gelingens jeder religiösen erscheinen, wie beide eine moralische Erhebung unabweisbar voraussetzen. Dadurch wird es denn auch um so leichter seyn, was in dem ganzen Vorgange nur Färbung war, von dem Wesen zu unterscheiden. Wie in den Tagen großer Epidemien alle Krankheiten den Charakter der herrschenden annehmen, wird sich auch bald ergeben, wie die vorausgegangenen demokratischen, aristokratischen, absolutistischen oder socialistischen Bestrebungen sich zeitweise und so lange es dienlich schien, der religiösen Bewegung anschließen, in ihr aufzugehen scheinen, dadurch ihre Ueberstürzung theils fördern, theils sich ihrer bedienen, um wieder Fahrwasser zu erlangen und mit verändertem Namen das alte Spiel wieder zu beginnen. Das Schwert, welches Deutschland bis zum Sitze seiner Seele spaltete, erhält, je quellenmäßiger die reformatorische Bewegung des fünfzehnten Jahrhunderts aufgefaßt, je mehr ihr Zusammenhang mit vorausgegangenen oder gleichzeitigen politischen Bewegungen erfaßt wird, nicht bloß den festen Griff; auch die Hände, die es schwangen, werden sichtbar. Das Göttliche schwindet und das gemein Menschliche tritt hervor."

„Aus diesem möchte denn auch bereits hervorgehen, daß es sich hier besonders um derartige Quellen handelt, welche über die nachhaltigsten Vorgänge des deutschen Lebens Aufschluß zu geben vermögen; über Fragen, welche schon früher einen großen Einfluß gewannen und denselben auf's Neue aus-

zuüben begonnen haben; über Bewegungen, die man irrig genug als von heute oder gestern herstammend erachtete, während sie mit ihrem geschichtlichen Grunde zu tief im deutschen Leben ruhen. Nicht die confessionelle Seite allein soll bedacht werden, sondern gleichmäßig auch die politische, die Umbildung und Zersetzung der alten Verfassung so gut als die der Kirche, dadurch aber die historische Begründung der jetzigen Parteien ermittelt und so erklärt werden, was heutigen Tages in dem einen oder anderen Gebiete rechtliche Anerkennung verlangt. Die Sammlung wird aber mit dem von ihr selbst niedergeschriebenen Denkwürdigkeiten der berühmten Charitas Pirckheimer, Willibald's Schwester, gest. 1532, eröffnet, nicht bloß weil sie für die gelehrteste Frau und die Perle Deutschlands galt, sondern weil aus ihren bisher unbekannten Denkwürdigkeiten Mittel und Wege der Ausbreitung, so wie der Charakter der reformatorischen Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts überraschend hervortreten, insbesondere aber weil in der gränzenlosen Aufregung und Verwirrung jener Tage, wo so viele und kluge Männer Steuerruder und Compaß zugleich verloren, der ruhige, klare, besonnene Geist dieser hervorragenden Frau, ihr Eingehen in das Bessere der neuen Richtung, ihr taktvolles Fernhalten von jedem Extrem eine so seltene und wohlthuende Erscheinung ist, daß es Unrecht wäre, Deutschland länger eine Quelle vorzuenthalten, welche für die Beurtheilung des Reformationszeitalters selbst ein so anerkennenswerthes Maß verleiht."

„An diese für die eigentliche Reformationsgeschichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes bedeutende Quelle, soll was von der politischen Correspondenz Bertholds von Mainz, des politischen Reformators Deutschlands aufgefunden werden kann, und sich auf die Umbildung der deutschen Verfassung, die Begründung einer Centralgewalt, eines deutschen Zollvereins und ähnliche Fragen bezieht, sich anschließen und dadurch ebenso gezeigt werden, in welcher Art die großen politischen Fragen

der Gegenwart auftauchten, als wie man sie früher zu lösen gedacht."

„In dieser Art und Weise soll vorangeschritten, und was die Zeit an religiösen gravaminibus brachte, durch politische ergänzt werden. Wer sich erinnert, wie wenig noch verhältnißmäßig für einzelne Partien der deutschen Geschichte geschah, wie die politische Reform unter Max I. noch keinen Geschichtsschreiber fand, nicht der schwäbische Bund, nicht die Reichsritterschaft in ihrem Kampf mit den Fürsten, nicht die Union des Jahres 1608, wird sich sagen müssen, daß der Stoff, den unsere Archive zu geben vermögen, noch lange nicht erschöpft ist. Enthält derselbe für den Deutschen des Beschämenden genug, da er die Gründe und die Folgen ihrer Zwietracht am eigenen Schaden aufdeckt, so enthält er auch des Belehrenden genug, indem er die Vorarbeiten liefert zu einer Geschichte des Verfalles und Unterganges des römischen Reiches deutscher Nation, zugleich, wenn man will, Bausteine zur Begründung Neudeutschlands, wenn anders der seit dreihundert Jahren gelockerte Boden noch die Fundamente eines Baues tragen kann, der nicht eine Satire für seine Meister werden soll."

„Jedem Quellentexte soll eine entsprechende Einleitung beigegeben werden, um das Ganze nicht bloß den Gelehrten, sondern allen Freunden der Geschichte zugänglich und genehm zu machen."

XLIX.

Literatur.

Der Bürgerkrieg der Schweiz in seiner Veranlassung, Wirklichkeit und Folgen, historisch-politisch dargestellt von J. B. Ulrich. Einsiedeln. Verlag von Sales Benziger, 1850.

Kampf des Kantons Luzern und seiner Bundesgenossen gegen den Radikalismus in den Jahren 1845 bis 1847 von Oberst Franz von Elgger. Schaffhausen, Hurter'sche Buchhandlung, 1850.

Der Bürgerkrieg in der Schweiz im Jahre 1847 wird ein dauerndes historisches Interesse haben; er war der Anfang einer Welttragödie, die sich in den meisten Staaten Europas fortspielte und auch jetzt noch nicht zu Ende ist; der erste Kampf, in welchem es in der neueren Zeit der Revolutionspartei gelang, die Gewalt in einem europäischen Staate an sich zu reißen und sie bis zur Stunde zu bewahren. — Gleich nach der gelungenen Unterjochung der für das Recht und die Ordnung einstehenden, allein an Macht ihren Gegnern weit zurückstehenden und von der ganzen übrigen Welt — mit ganz wenigen Ausnahmen — verlassenen sieben katholischen Kantone, machte es sich die Revolutionspartei zur Aufgabe, nachdem sie die Gegenwart zu täuschen vermocht hatte, durch einen Schwarm von lügnerischen offiziellen und offiziösen Berichten, Zeitungsnachrichten, Bro-

schüren auch das Urtheil der Nachwelt zu bestechen, und der Geschichte ihr richtendes Amt zu verunmöglichen. — Obwohl Jahrtausende der Weltgeschichte die Thatsache beurkunden, daß Wahrheit am Ende sich doch die Bahn bricht, glaubten die Revolutionstribunen der Schweiz dennoch an das Gelingen einer Entstellung der Weltgeschichte; sie hielten sich dessen gleichsam sicher, als zwei Jahre lang konservativer Seits beinahe vollständiges Schweigen beobachtet wurde.

Die beiden angeführten Werke sind nun Briefe aus konservativen Federn über jene Ereignisse. Beide gehen von einem ganz verschiedenen Standpunkte aus. Oberst von Elgger scheint die Feder mehr zur persönlichen Rechtfertigung ergriffen zu haben; derselbe war nämlich Chef des Generalstabs unter Herrn General v. Salissoglio, und machte es sich nun zur Aufgabe, den Antheil zu schildern, welchen er an den kriegerischen Ereignissen gehabt hatte. Seine Darstellung bezieht sich daher großentheils auf die beiderseits getroffenen militärischen Dispositionen und deren Ausführung. — Diese Darstellung ist mit vieler Sachkenntniß abgefaßt, und gibt rühmliches Zeugniß für das schriftstellerische Talent, so wie die militärischen Kenntnisse und den Scharfblick des Verfassers. Das Einzige, was an ihr auszusetzen ist, möchte wohl darin bestehen, daß der Verfasser zu sehr auf seine persönliche Rechtfertigung bedacht, seine Person allzusehr in Vordergrund vorschob, und daß er es an verschiedenen Höflichkeiten gegen einzelne radikale, aber konservative Gesinnung heuchelnde Militärchefs der Gegner, welche solcher in der That unwürdig sind, nicht mangeln ließ. — Die Schrift von Oberst von Elgger ist und bleibt aber dessenungeachtet die beste militärisch-literarische Arbeit, welche über den Bürgerkrieg in der Schweiz der Jahre 1845 und 1847 erschien, und hat deßwegen bleibenden historischen Werth.

Die Arbeit von Ulrich verdient, wenn auch nicht nach ihrem schriftstellerischen Werthe; so doch als eine Art von Urkunden- und Thatsachensammlung über den ganzen Verlauf dieser Revolutionsperiode für den unbefangenen Geschichtsfreund vielleicht sogar den Vorzug vor der Elgger'schen Schrift. Der lügnerischen Gemeinheit des Schweizer Radikalismus, seiner Roheit, Brutalität und Grausamkeit während des Sieges und nach demselben, so wie seiner Heuchelei und Treulosigkeit ist durch dieses Werk, die in selbem treu gesammelten Urkunden über die sogenannte Sonderbunds- und Jesuitenangelegenheit die getreue Aufzählung aller in diesem Kriege verübten Gräuel und Kanibalenthaten, eine dauernde Schandsäule errichtet.

LX.

Der Religionsunterricht an den österreichischen Gymnasien nach dem neuen Schulplane.

Die neue Einrichtung der Gymnasien im Kaiserthume Oesterreich gilt vor der Hand nur als Entwurf ihrer Organisation. Es ist dieses schon ein sehr anerkennenswerther, Vertrauen erweckender Beweis des klugen und umsichtigen Verfahrens des österreichischen Ministeriums des Cultus und Unterrichts, daß nämlich einer längeren Erfahrung Zeit gegeben wird, die etwaigen Schlacken vom reinen Silber zu sondern, und aus der vorübergehenden Gährung den klaren goldenen Trank ächter Bildung hervorgehen zu lassen. So verhält es sich auch mit der Verbesserung des Religionsunterrichtes nach dem neuen Schulplane. Die hochwürdigen österreichischen Bischöfe erklären gleich anfangs im Programme, welches sie dem Ministerium darüber einreichten, daß man die Bestätigung oder theilweise Berichtigung erst von der Erfahrung erwarten müße; solche Erfahrungen seien bis zum Zeitpunkte der endgültigen Feststellung auch über die Verbesserungen zu machen, deren der Religionsunterricht bedürfe.

Dieß vom Ministerium gutgeheißene Programm über die neue Einrichtung des Religionsunterrichts an den

Gymnasien des Kaiserstaats enthält einzelne so interessante Stellen, daß sie in weitern Kreisen bekannt zu werden verdienen, und für den ernsten christlichen Sinn des dasselbe billigenden Ministeriums ein schönes Zeugniß geben. Vor allem ist darin die weise Rücksicht auf die Verhältnisse und Bedürfnisse der Zeit zu rühmen. Die ehrwürdigen Bischöfe haben mit richtigem Takte erkannt, gegen welche Feinde die Jugend des Obergymnasiums besonders in unsern Tagen gewaffnet werden müsse, wenn der Religionsunterricht für sie zeitgemäß und zweckmäßig seyn soll. Darum sagen sie mit Recht:

„Unstreitig muß der Religionsunterricht des Obergymnasiums auf die Bedürfnisse Rücksicht nehmen, welche sowohl aus den Fortschritten, als auch aus dem Mißbrauche der wissenschaftlichen Forschung hervorgehen. Man muß sich zur Aufgabe stellen, den Schülern die Gründe der christlichen Ueberzeugung zum Bewußtseyn zu bringen. Man soll den Trugschlüssen, welche mit mehr oder weniger Offenheit den Glauben anfeinden, ihre verführerische Kraft benehmen, man soll die falsche Weltauffassung berichtigen, auf deren Boden kein christliches Gefühl gedeihen kann. Es ist aber (wird richtig und weislich bemerkt) durchaus nicht rathsam, auf einzelne Einwürfe einzugehen. Dieß kann, wenn der Religionslehrer nicht ausgebreitete Kenntnisse mit feinem Tacte vereint, mehr auf Erschütterung als auf Befestigung des Glaubens hinwirken. Die große Angelegenheit der Menschheit muß von ihrem Mittelpunkte aus erfaßt werden. Man muß die jungen Christen auf die geistigen Bedürfnisse zurückweisen, welchen das Christenthum Befriedigung gewährt; man muß ihnen die Widersprüche klar machen, in welche sich jede dem Christenthume feindliche Richtung verwickelt, und zwar genau so weit verwickelt, als sie von dieser Feindseligkeit beherrscht ist. In Mitte der mannigfachen Vorurtheile, welche die moderne Bildung durchdringen, ist dieß keine leichte Aufgabe, und sie wird durch das Alter und die Bildungsstufe der Schüler erschwert."

Sehr beachtenswerth sowohl ihrer offenen Sprache wegen als auch rücksichtlich der Geschichte besonders ist folgende Stelle:

„Der ursprüngliche Protestantismus stützte sich auf die Behauptung, daß die Kirche gänzlich verderbt sei. Um dieß zu beweisen, verfälschte er die Geschichte. Als der Haß wider das Christenthum in Frankreich eine Macht zu werden begann, versäumte man nicht, die Stimme der Vergangenheit für sich in Beschlag zu nehmen. Voltaire's allgemeine Geschichte bis Carl den Großen, welche von den unglaublichsten, lächerlichsten Verstößen strotzte, gab das Vorbild, wie man die Geschichte im Sinne der Aufklärung zu behandeln habe. Die deutsche Aufklärung ward in dieser, wie in jeder andern Richtung eine Schülerin der französischen, und die Geschichtsverfälschung, welche von protestantischen Interessen ausgegangen war, hatte den Stoff vielfach vorbereitet. So wurde allen Vorurtheilen, welche man den Gemüthern wider die katholische Kirche und das Christenthum einpflanzte, durch Mißhandlung der Thatsachen der Schein einer geschichtlichen Grundlage geliehen, und dieser Schein muß gestört werden, wenn die christliche Gesinnung unter den Ständen, welche an der Bildung und Verbildung der Zeit Theil nehmen, wieder Wurzel schlagen soll. Hierauf soll die (für die achte Klasse provisorisch vorgeschriebene) Geschichte der christlichen Kirche berechnet seyn, und ist sie es, so wird sie den besten Schlußstein des Gymnasialunterrichtes bilden. Allein diese Bemühungen werden vergeblich seyn, wenn der Professor der Geschichte den Auffassungen beipflichtet, welche bei den Halbgelehrten noch immer als unfehlbare und unerläßliche Leitsterne einer wissenschaftlichen Auffassung der Vergangenheit angesehen werden. Ohne Zweifel würde ein solches Verfahren der Absicht des hohen Ministeriums geradezu widerstreiten; denn der Entwurf verlangt ein Zusammenstreben aller Lehrgegenstände zu den Ideen der Religion und Sittlichkeit als ihrem gemeinsamen Mittelpunkte!"

Wir haben diese letzten Zeilen hervorheben zu müssen geglaubt, um einigen Tadlern des neuen österreichischen Schulplanes aus den eigenen Worten des Entwurfs der Organisation zu zeigen, daß er doch nicht so geistlos und materialistisch sei. Das Ministerium hat ferner durch Billigung dieser gegen den Protestantismus und die von ihm ausgehende Geschichtsverfälschung gerichteten Stelle sich auf entschiedene und ruhmwürdige Weise als Ministerium des Cultus und Unterrichtes eines, der bei weitem größeren Mehrzahl nach katholischen Kaiserthums gezeigt.

Als Gegenstand des Religionsunterrichtes werden übrigens einstweilen folgende vorgeschrieben: für's erste Jahr des Untergymnasiums eine kurze Uebersicht der Glaubenslehre, in einfacher, klarer und für das Gedächtniß berechneter Darstellung. Sie soll auswendig gelernt werden. Damit aber das Gemüth nicht leer ausgehe und die dem Gedächtnisse eingeprägte Lehre auch tief im Herzen Wurzel fasse, wird ausdrücklich bemerkt: „Doch seien am gehörigen Orte Nutzanwendungen und fromme Betrachtungen eingemischt, deren weitere Ausführung dem Eifer und der Einsicht des Religionslehrers überlassen ist." Im zweiten Jahrgange folgt eine Erklärung aller gottesdienstlichen Handlungen der katholischen Kirche. „Dabei", heißt es, „bietet sich reiche Gelegenheit dar, den ganzen Inhalt der Glaubens- und Sittenlehre dem Schüler zu vergegenwärtigen und zugleich seinem Herzen nahe zu legen." Man kann es nur billigen, daß dieser Gegenstand vorgeschrieben ist, damit die studirenden Jünglinge den hohen edlen Geist kennen lernen, der in den gottesdienstlichen Handlungen der katholischen Kirche liegt, und vor dem gleichgültigen, gedankenlosen oder wohl gar ärgerlichen Betragen in den Kirchen bewahrt werden. Im dritten und vierten Jahrgange hat der Religionsunterricht die Geschichte der Offenbarungen Gottes zum Grunde, so daß der dritte für die Geschichte des alten, und der vierte für die Geschichte des

neuen Bundes bestimmt ist. „Die Darstellung der Offenbarungen Gottes", sagt das bischöfliche Programm, „ist zugleich eine Darstellung der Glaubenslehre, und zwar in einer der Jugend vorzugsweise zusagenden Fassung. Im Verlaufe der heiligen Geschichte drängt sich von allen Seiten her die Gelegenheit auf, das Gesetz des christlichen Lebens dem Herzen der Schüler einzuprägen."

Für das Obergymnasium wird besonders hervorgehoben, daß es „unerläßlich ist, den heranreifenden Jünglingen die christlichen Wahrheiten in angemessener Ausführlichkeit und Begründung vorzutragen. Der erste, zweite und dritte Jahrgang desselben soll also einer zusammenhängenden Darstellung der Glaubens- und Sittenlehre gewidmet werden." Bedenkt man, von wie vielen und mächtigen Feinden Glaube und Sittlichkeit der studirenden Jünglinge angefochten wird, wie die Bekämpfung der katholischen, ja der christlichen Lehre in einer Masse schlechter Bücher systematisch betrieben wird, wie die Zeitgrundsätze der Emancipation des Fleisches, der pantheistischen Selbstvergötterung, der falschen Freiheit ringsum laut gepredigt werden: so ergibt sich die unabweisliche Nothwendigkeit der Bewahrung des jugendlichen Alters vor Irreligiosität und Unsittlichkeit durch eine ausführliche, wohlbegründete Darstellung der Glaubens- und Sittenlehre. Als weiland das Gymnasium aus sechs Klassen bestand, war es ein bedeutender Fehler in Bezug auf den Religionsunterricht, daß die Schüler der zwei obersten Klassen nur Weniges von Glaubens- und Sittenlehre hörten, weil eine trockene Geschichte des alten Bundes und ein Leitfaden als Vorbereitung auf Religionsphilosophie Vorlesebücher waren. Was hätte solchen Schülern bei der erwachenden Neigung zu unterhaltender Lectüre, die so oft für Glaube, Anstand und gute Sitte gefährlich ist, bei den erwachenden jugendlichen Leidenschaften mehr Noth gethan, als in der Glaubens- und Sittenlehre tief begründet zu werden? Woher die traurige Erscheinung, daß so

viele Gebildete und Halbgebildete Schiffbruch am Glauben gelitten haben? Sie lesen in Geschichtswerken, die im kirchenfeindlichen Geiste geschrieben sind, in belletristischen Schriften, in Conversationslexiken u. s. w. keck hingeworfene, unerwiesene, oft wiederlegte Behauptungen, diese oder jene katholische Lehre sei erst später als Ausgeburt mittelalterlichen Aberglaubens entstanden, und sie nehmen das Gelesene als baare Münze an, weil sie keine begründeten Kenntnisse der katholischen Lehre haben und die Lügen dagegen nicht widerlegen können. So werden sie denn irre, Zweifler, Indifferentisten, jedem hohlen Ausspruche eines Halbgelehrten oder Novellisten glaubend, nur der unfehlbaren Kirche nicht. Lebt es sich so ja ungleich bequemer, ungezwungener in Befriedigung jedes ehrgeizigen und fleischlichen Gelüstes. Dieser Haltlosigkeit wird durch den neuen Plan des Religionsunterrichtes viel kräftiger entgegengearbeitet.

Daß der k. k. Minister des Cultus und Unterrichtes es „zu den wichtigsten seiner Aufgaben" zählte, eine besondere Vorsorge dem Religionsunterrichte zuzuwenden, und das in Wien versammelt gewesene Episcopat um die Mittheilung eines Lehrplanes dafür anging, diesen aber vom Comité der Versammlung ihm übergebenen, den 1849 bei der Synode in Wien beiwohnenden Bischöfen mittheilte, damit sie bestimmen möchten, in welcher Ausdehnung sie demselben beitreten, und welche Bücher sie dem Religionsunterrichte zu Grunde legen wollen: dieß alles muß mit freudigem Danke als ruhmvolles Zeichen seiner religiösen und kirchlichen Gesinnung begrüßt werden.

Möge der Religionsunterricht an den österreichischen Gymnasien nach dem neuen Plane desselben bessere Früchte tragen, als sich an den Jungpolitikern der Aula gezeigt haben! Wenn in Folge einer gründlichen, religiös-sittlichen Bildung die studierende Jugend die Demuth und den Gehorsam glaubenstreuer Söhne der katholischen Kirche mit lebendigem Eifer für Sittenreinheit und Studium verbindet, wenn sie vor Allem

sich selbst regieren, und den Hang zu zügelloser Freiheit beherrschen gelernt hat, dann wird keine Gefahr mehr drohen, daß sie als unbesonnenes Werkzeug einer revolutionären Propaganda Politik treibt und mit Demokraten und Proletariern die Hauptstadt des Kaiserstaates terrorisirt. Doch das sind tempi passati, von denen nur zu wünschen, daß sie nie mehr wiederkehren.

LXII.

Die Nationalität.

(Schluß.)

Die Frage von den Ursachen des erneuerten Nationalegoismus und der wie Begeisterung aussehenden Nationalleidenschaft erledigt sich mithin sehr kurz und ganz von selbst. Sie heißt: geschwächtes Christenthum und neu aufgelebtes Heidenthum. Das Wort, welches die wilden, irdischen oder dämonischen, wider einander begehrenden Kräfte beschwichtigt oder im Zaume gehalten, ist hinweg genommen; die Völker finden sich wieder dort, wo sie vor ihrer Taufe gestanden; aber ihr Zustand ist ärger geworden. Denn sie können nicht mehr Heiden werden. Die relative Unschuld der jungen Welt ist unwiderbringlich dahin. Unschuldig war auch das Heidenthum nicht, denn es hatte die ersten Offenbarungen Gottes an das menschliche Geschlecht zurückgestoßen. Aber wie bemitleidungswürdig in seinem doch noch rührenden Unglück erscheint es gegen die ungeheuren Verschuldungen entsprungener Christen, die alle Wahrheiten, Gnaden, Schätze und Liebkosungen ihres Vaters erkannt, besessen und erfahren ha-

ben, und Alles verwarfen, und hinausliefen, wo sie bei noch viel Aergerem, als bei den Trebern der Schweine sitzen; aber in diesem Elend sich gefallen, und einander wechselseitig mit lästernden Worten vor der Rückkehr warnen und abhalten. Sie sind unendlich ärmer, als die Heiden gewesen sind. Auch das frische, jugendliche, wahre, noch theilweise gesunde Nationalgefühl besitzen sie nicht mehr; sie rennen darnach, sie treiben sich dazu, sie spornen sich dazu, sie peitschen sich dazu, aber sie erreichen es nicht. Denn es gehört nicht dieser Weltperiode. So ist denn auch hier wiederum Alles, was sie davon prunkend verkündigen, Lüge, Lüge, vielfache Lüge. Und zwar ist diese Lüge von der giftigsten, von der weltverderblichsten Art; sie ist eine große, ökumenische Calamität des Jahrhunderts. Versuchen wir, diese Lügenhaftigkeit der heutigen Nationalbestrebungen, so genau wir es vermögen, zu erkennen.

Die Nationen sind nie weniger Nationen gewesen, als eben heut zu Tage; nicht nur in den Tagen des Alterthums, sondern selbst in den Jahrhunderten der mittleren und noch späterer Zeit. Wir meinen hier für's erste die natürliche Grundlage der nationellen Besonderheit und Eigenthümlichkeit. Das Christenthum hatte die Verschiedenheit der Völker zur Einigkeit des Glaubens versammelt, aber es hatte eben diese Verschiedenheit, wie wir erwähnt haben, nicht vernichtet oder gebrochen. Das Christenthum vernichtet nichts und zerbricht nichts, als die Sünde; jede Natur ist als solche zur Existenz berechtigt, die Wahrheit kann die Berechtigung nicht verkennen. Der Geist des Christenthums hat drei große Eigenschaften, weil er aus Gott ist: Er erkennt Alles in der Wahrheit; er lenkt Alles kräftig und lieblich; er hat Langmuth und Geduld. Seine Weisheit erkannte, daß nicht die Natur der Völker, sondern nur die Unbändigkeit dieser Natur mit der Wahrheit unverträglich sei; seine liebliche Leitung legte den Völkern kein schwereres Joch auf, als zu ihrer christlichen Erziehung unerläßlich war; seine Geduld ertrug sogar die Un-

vollkommenheit der Nationen. Denn das Christenthum wirkt nie hart oder stürmisch; es zerstört sogar das mit seinem Geiste wirklich Unverträgliche in den Institutionen der Völker zwar sicher, aber ohne durch stürmischen Ungestüm andere Unverträglichkeiten zu erzeugen; Beweis das Ende der antiken Sklaverei. Es wird wirklich Allen Alles, und ist darum allein zur Weltreligion geeignet, weil es keine Natur ausschließt, und keine Stufe des redlichen Willens von sich stößt; weil es nicht nur mit den Fliegenden fliegt, sondern auch mit den Laufenden läuft, und mit den Wandelnden wandelt. Unter dem Schirme dieses milden, nährenden, erziehenden, geduldigen Christenthums erwuchsen und gediehen dann, als die Zeiten der christlichen Gesellschaft herangekommen waren, die alten, wie die neuen Nationen. Diesen neuen, die mit dem Christenthume jung gewesen waren, frische Völkergebilde aus römischen oder sonst antik-südländischen und germanisch-nordischen Bestandtheilen, die dort nach beruhigten Wanderungsstürmen ihre Verfassung, ihre Gewohnheiten, selbst ihre Sprache wieder werden sahen, — waren bei weitem zahlreichere und wichtigere, als der alten; sie sind die Träger der zeitherigen Welt und Geschichte. Welche unendliche Mannigfaltigkeit an Bildungen trieb damals wieder die gesunde, kräftige, unter den günstigsten Verhältnissen geistiger Miteinwirkung arbeitende Natur! Wer hätte hinter dem Gallo-Romanen und seiner fränkischen Ueberfluthung den nachmaligen Franzosen, hinter dem Ibero-Romanen mit seinen vandalisch-suevisch-westgothischen Zusätzen den späteren Spanier; hinter den heimgebliebenen sächsisch-alemannisch-bojoarischen Stämmen den Deutschen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation erkannt? — Einig im Glauben und in der Sitte des christlichen Lebens, aber ungemein vielfältig in den Sitten des Marktes und des Hauses, in Lebensweise und Gewohnheit, in Sprache und Cultur, in Geist und Thätigkeit, in Nahrung und Kleidung, vollbrachten die vielgestaltigen Völker der neuen Weltgeschichte ihre Jugend, und bis weit in's Mannesalter nach der ihnen all-

seitig angewiesenen besonderen Bestimmung, jedes eine vollkommene Nationalität, von höchst bestimmtem Gepräge und nur sich selber gleich, lange um die andern Völker unbekümmert, und bis auf die Nachbarn wenig von ihnen bestimmt und berührt. Mit Ausschluß einer kleinen Zahl von Handelsleuten und ähnlichen auf die Reise hingewiesenen Beschäftigungen gedachte keines der Sprache des Andern; in dieser Sprachenunkunde lag ein besonderes Moment der Abgeschlossenheit; für den geistlichen und, wo er nöthig wurde, geistigen Verkehr blieb ja doch das allgemeine, weltgültige Latein. Dem Instinkt der Wanderung war ein anderer des festen Einlebens in den neu gewonnenen Boden gefolgt, so geboten es jetzt die Zwecke der Vorsehung. Wie die Angelsachsen schon zu Alfreds Zeiten die Schifffahrt vergessen hatten, so gedachte, ein paar Jahrhunderte früher oder später, die eben erwähnten Beschäftigungen (und wie wenige folgten solchen Berufen!), und den Krieger ausgenommen, nur äußerst selten Einer der Landfahrt oder Wanderung; man lebte und starb auf der Scholle, auf der man geboren war. Der dürftige und gefahrvolle Handel wies auf die Erzeugnisse der Heimath an; die dadurch nothwendig höchst verschiedene Lebensweise modelte die Volkscharaktere um so gesonderter und eigenthümlicher. Das Meiste aber zur Ausformung der bestimmtesten Nationalumrisse wirkten die Geschicke und Geschichte jedes Stammes. — Der achthundertjährige Maurenkampf, ein Kampf um seinen Glauben, sein Land, sein Glück und sein Leben bestimmte vor Allem die Physiognomie des Spaniers; diese jahrhundertlangen Mühen, unter seiner sengenden Sonne bestanden, furchten sein Gesicht, wie seinen Charakter; diesen erhob das Bewußtseyn des langsamen, aber fast ununterbrochenen Sieges. Sein Nachbar, der Portugiese, zwar Theilnehmer an demselben Kampfe, ward nicht lange darnach in ganz andere Bahnen gewiesen. Er ist der Ritter des Weltmeers; der christlich und poetische Erdumsegler und Länderentdecker, bei dem der Gewinn das zweite, die Erkenntniß und Bekehrung der unbekannten Völker und Regionen

das erste blieb; von diesem eigenthümlichen Berufe hat er Gesicht und Gestalt gewonnen. Den Franzosen formirten die celtische Basis, der Beruf der ersten Herrschaft unter den germanischen Völkern, der lange Vasallenstreit und die ausgezeichnetste Theilnahme an den Kreuzzügen, der sichere Gang seiner Könige und die seinem Volke besonders eigene Ritterlichkeit, der englische Kampf und die Universität Paris, vielfältige Momente zu vielfältiger Tüchtigkeit und Gewandtheit. Neben ihm der Engelländer, von französischem Einfluß in Vielem bestimmt und gewendet, aber in der Originalität seines Zwillingstamms und seiner Insel, ernster und hartnäckiger, tiefsinniger und einseitiger, eine individuelle Volksgestalt, wenn irgend eine andere in der Geschichte. Der Italiener hat die nächste römische Abkunft und das Bewußtseyn davon. Der Mittelpunkt der Kirche in seiner Mitte, seine Ghibellinen und Guelphen, sein Städtewesen und seine antiken Parteikämpfe in deren Innern, seine Wissenschaft zu Salerno und Bologna und seine Handelsherrschaft von Venedig und Genua aus über das ganze Mittelmeer, das heißt über den ganzen damaligen Bereich des Welthandels hin; seine politische Mannigfaltigkeit und seine schlauen Fürstengeschlechter, sein reger Kunstsinn und seine frühe literarische Thätigkeit nicht minder scharf gekennzeichnet. Der Deutsche vergaß nicht seiner alten Treue und Trägheit, seiner Stärke und seiner häuslichen Zwistigkeiten. Ihn erzogen oder gestalteten das Kaiserthum in seiner Mitte, das Wahlreich, die Sondermacht seiner großen Fürsten, die Römerzüge, das Faustrecht, die Eigenthümlichkeit seiner Reichsstädte, der Fleiß seiner Bürger und Gelehrten, die streng umschlossene Häuslichkeit seiner Einwohner, welche, Italien ausgenommen, mit fremden Landen und Gebräuchen noch weniger als die meisten Andern in Beziehung kamen. — Von deutschem Wesen berührt aber nicht verwandelt, hatten der Pole und Ungar, beide im Türkenkampfe gestählt, höchst eigenthümliche und unter sich wieder äußerst verschiedene Stammesart und Sitte des slavischen und finnischen Völkerzweiges bewahrt.

slavisch-klugen, gehorsamen, hartg
men; — jeder von ihnen in seinem
Stück Weltgeschichte ausarbeitend
allereigenthümlichste und bestimmte
das Daseyn der entschiedensten un
täten auch nicht einen Augenblick in
schreitenden Zeiten verwischten dar
litische, merkantilische, industrielle,
rührungen näherten und assimilirten
schen Völker, aber lang noch über
bis vor ein Paar hundert Jahren
scharfe Völkerscheide schon auf den
kannt und unmöglich übersehen wer
an, mehrere Sprachen zu reden,
Volke, waren in der Nothwendigkeit
blieb noch lange die lateinische; di
Vulgärsprachen waren im Ausland
schätzt, bis hier zuerst von Frankre
chen wurde, und in der französisch
sowohl gesprochene als gelesene

Volke hingezogen fühlte. Die politischen Antipathien wirkten im siebenzehnten und bis in's achtzehnte Jahrhundert schärfer und abstoßender; aber auch die politischen Interessen knüpften auf der andern Seite wieder aneinander; die Schicksale der Völker wurden von dort an mehr gemeinsam. Von einem allgemeinen christlichen Reiche war längst keine Frage mehr; der Papst war wieder ausschließend in seinen geistlichen Bereich zurückgetreten, der Kaiser zur Redefigur geworden; projectenlustige und eigensüchtige Könige improvisirten neue Bindemittel der europäischen Gesellschaft; aber die Interessen strebten unaufhaltsam auseinander; kaum daß man noch, Anstandshalber, in dem Türken einen gemeinsamen Feind anerkannte, der doch sehr oft nicht als solcher behandelt und als Alliirter gesucht wurde. Was am Gemeinsamen in Religion und Gesittung verloren ging, verstärkte die Besonderheiten; die Ausgleichungen der äußeren Sitte waren zur Aufhebung dieser Unterschiede noch nicht weit genug gediehen. Mit einem Worte, die Völker waren wohl in anderer Weise, aber immer noch genug geschieden.

Wie aber stehen die Völkerindividuen im gegenwärtigen Zeitlauf zu einander? — Zum bezeichnenden Symbole gehen wir alle, von Schotten und Portugiesen bis zu dem Griechen und Moskowiter im französischen Frack; in derselben ermüdenden Gleichförmigkeit wandeln und reisen die Geister durch Europa. Die gesonderte Abstammung ist in den viel durcheinander gerüttelten Völkern bis in's Unkenntliche verwischt. Ohne vier bis fünf lebende Sprachen zu reden, oder mindestens zu verstehen, kommt kein Mann von sogenannter Bildung mehr durch die Welt. Wenn es wahr ist, was Einer gesagt hat, daß man so vielmal Mensch ist, als man Sprachen inne hat, so scheint es nicht minder wahr, daß man um so viel weniger Individuum und Landsmann ist. Es waren Leute anzutreffen, die unter mehreren, ihre Muttersprache am unvollkommensten redeten. Dagegen strengt man sich zwar heut

. ... Die Gerichte werden
cken, denn es kocht bereits jeder mit de
Gärten aller Nachbarn. In fast alle
städten erscheinen Journale in mehrfach
zeichnend, daß schon seit Langem in P
eine englische Zeitung herausgibt. —
nicht, fremden Geist und fremdes We
aufzufangen und aus Büchern herauszu
Fremden in seinem Hause sich besehen,
den, sich wenn auch zeitweilig in seine
unbedeutende Bestandtheile der Bevölkeru
decken die Straßen von Europa; eine A
Völkerwanderungen vergleichbar, hat sich
bemächtigt, das Reisen ist Bedürfniß g
tauschen fortwährend zahlreiche Schaaren
ben die Ihrigen den Fremden in Verpfleg
und übernehmen ihrerseits den Fremden
unterrichten. — Schon in dem bisher G
chen genug zur Angleichung aller Völker,
allgemeinen völkerschaftlichen Grundbreies,
ticularitäten aller Nationen verschwinden,
oder im ...

anderer Wirkung und Natur. Die traurige Wahrheit muß einbekannt werden; Europa hat, als Ganzes, in seinem öffentlichen Leben, in der überwiegenden Mehrzahl wenigstens seiner mittleren und höheren Stände, seinen Stern und seine Leuchte verloren. Sophisten haben ihm Scheingründe wider das Christenthum vorgebracht, leere, hohle, erbärmliche Gründe, von jeder gründlichen Erkenntniß leicht zu widerlegen, vom guten Willen leicht abzulehnen; es hat sie nicht einmal verstanden, aber es hat sie zu sich eingehen lassen, denn es hat die Finsterniß mehr, als das Licht geliebt. Seine Kinder haben sich unter einander verdorben, sie haben sich die Scheinweisheit tausendmal vorgesagt, sie haben endlich auf alle Gründe Verzicht geleistet; sie wollten das Resultat des Unglaubens, und sie haben es behalten. Für eigentliche Ketzereien war nicht Zeit und Boden mehr; philosophische Constructionen blieben das Eigenthum Weniger; die Massen versanken in blaßen, schwachen, einförmigen, trostlosen Indifferentismus. — Die Frage des Pilatus: Was ist Wahrheit! wurde die Weise des Jahrhunderts. Sie ward natürlich negativ verstanden, als Unmöglichkeit der Erkenntniß jeder höhern Wahrheit, als Verzweiflung an derselben. Der so geartete Seelenzustand ist der kraftloseste von Allen; er kann keine Tugend behalten, kaum eine natürliche, denn die Tugend ist Kraft. Wie sollte die wahre Vaterlandsliebe dabei bestehen, die als Uebung eine Tugend ist, und als Idee sich an höhere Ideen anzulehnen nöthig hat? — Der Weth des Lebens war verloren gegangen; es blieb nur die Benutzung desselben zum Genuß. Unmöglich oder beschwerlich wurden der Mehrzahl selbst die edleren, geistigen Genüße der Wissenschaft oder Kunst; sie hängen mit Ideen zusammen, und verlieren ohne diese ihren Reiz. Es erübrigten die Genüsse der Sinnlichkeit; Aufgabe des Restes von Geist in den Geschlechtern blieb, diese zu raffiniren. Die materiellen Interessen wurden das Idol des Jahrhunderts; von den Wissenschaften wurden diejenigen am höchsten oder fast allein geehrt, die jenen Interessen dienen konnten. Der Name

der Industrie verklärte sich; er wurde fast mit Ehrfurcht ausgesprochen; denn Industrie schuf Geld und Genuß. Der Nebel dieser Gesinnung zog sich wie ein Heerrauch über alle Lande und Bewohner von Europa. Einige waren Anführer der Richtung gewesen, andere Nachtreter, doch fanden Alle sich zuletzt auf gleichen Wegen. In dieser grauen Uniformität der Gleichgültigkeit gegen jedes Höhere, und der Begierde nach dem Niedrigen verloren sich die Charaktere und Unterscheidungen der Völker; denn im Nichts ist kein Unterschied, und die thierische Begier ist immer gleich. *Das Leben ward halb verschwelgt, halb vergähnt. Die bevorzugten Stände Europas zeigten, durch alle Völker hin, dieselbe Ermüdung, Langeweile, Blasirtheit, Nervenlosigkeit, Trostlosigkeit.* Und aus diesem gemeinsamen Mulm vergohrener Kräfte und abgeschliffener Volksindividualitäten will man den Stoff hernehmen zu nationeller Energie und vaterländischem Eigenbewußtseyn, zur Begeisterung für eine Wesenheit, die man verloren hat, für Ideen, die man erst suchen, statuiren, fingiren soll? — Man täusche sich nicht. Leidenschaften zu erregen, ist überall möglich, denn sie bedürfen keines Grundes, um in den Nerven zu zittern, und die seichtesten Wasser schlagen am leichtesten Wellen. Haß wider den Nachbar mögt ihr entzünden, denn er ist ein Mitbewerber um denselben, nicht unendlich vorhandenen Sinnengenuß; aber wenn das eure Nationalität seyn soll, so ist sie ganz negativer Art, und bedarf noch des gehaßten Nachbars, um zu leben. Die Liebe geht euch ab, einmal weil ihr derselben unfähig seyd, und dann weil euch in eurem Volk keine Eigenheit mehr, sie zu lieben, übrig bleibt. Am wenigsten dessen Verfassung und Geschichte. Die letzte habt ihr verläugnet und für ungültig erklärt, denn sie zeugt wider euch, und weist, daß eure Väter einen ganz andern Gang gegangen; die erste verachtet ihr, wenn sie alt ist; und ist sie neu, so gehört sie mit in den allgemeinen Wust und Schlamm der Zeit. Nichts bleibt von Allem, auch einem

Völkern zum Kennzeichen dienen, sie unterscheiden, spezialisiren soll; die materielle Basis eurer Nationalbegeisterung ist Lüge, denn es gibt keine Nationalitäten mehr.

Aber ist diese Begeisterung als Gefühl darum wahrer? Schwärmt ihr für etwas, das so, wie ihr euch vorstellt, nicht existirt, aber schwärmt ihr doch redlich und aufrichtig? Sind diese Völker, die wirklich existiren, wenn gleich anders, als der neue Fiebertraum sie auffaßt, in der That der Gegenstand aller eurer Wünsche, Bestrebungen und Aufopferungen? — Ich sage nein, und zuversichtlich nein. Ihr schwärmt überhaupt nicht, ihr rast; ihr wollt nicht die Vaterlandsliebe, ihr wollt etwas mit der Vaterlandsliebe. Hättet ihr Liebe, so hättet ihr Frucht. Wohl hat die Gegenwart Früchte dieser Nationalbegeisterung mit angesehen, aber solche, die den Baum als keinen guten erkennen lassen. Seit Jahrhunderten wohnten die Völker in den Behausungen ihrer alten Staaten und Verfassungen, unter dem Dache altherkömmlicher Gesetze. Daran mochte Manches veraltet und abgenützt seyn; es galt nachzubessern oder theilweise umzubauen. Man hat ihnen das Haus über dem Kopfe angezündet, und sie auf die Brandstätte in's Freie gesetzt. Das thut kein Redlicher und kein Liebender. Man hat gewüthet gegen den Bau und gegen die Wächter des Baues, die, was sie auch in ihrer Pflicht versäumt haben mochten, durch die Brandstifter, die ihre Stelle einnahmen, noch schlimmer ersetzt waren. Man hat damit angefangen, diese Völker, die man glücklich machen zu wollen vorgab, vorerst in namenloses Unglück zu stürzen; dieses ist vorhanden und ist gewiß; das Glück, was aus den Ruinen erblühen soll, ist nicht nur ungewiß, es ist unmöglich. Ihr aber, die ihr wirklich noch daran glaubt, könnt ihr läugnen, daß es wenigstens für Hunderttausende verloren ist, die in der Nacht des Elends untergingen, und die auch ihr Recht und ihren Anspruch auf Glück und Leben hatten? Uebt ihr nicht auf das Allerfurchtbarste den Grundsatz, den ihr Andern

geblasen. Ihr habt euch in Gold gew
der Völker erpreßt war. Habt ihr eu
pörungen, Gefahren Preis gegeben, s
mus, der Folge begehrt, nicht weniger
Nachfolger opfern, diejenigen, die nicht
schieht mit Aufheben, mit Geschrei, i
man das Vaterland nicht. Man sagt
genblicke, daß man es liebt, wenn man
hin auf dasjenige Volk, was noch am
hat, weil es ihm die Kinder der Revo
stört haben, die Engländer. Sie mögen
tisch lieben, aber sie lieben es wirklich
Theil ihres Lebensbewußtseyns, sie ist n
sie am wenigsten davon. Warum soll
betheuern, was sich von selbst versteht,
zweifelt? Ich fürchte sehr, daß die feur
gießungen so vieler andern Völker das
beweisen, was sie versichern. Es ist in
viel Privategoismus, um es selbst zu ein
tigen Vaterlandsegoismus kommen zu las
uns der Zeit, wo in den Bedrängniss

Forderung geduldig, man gab noch mehr, als gefordert wurde. Das war Vaterlandsliebe, das jetzige Treiben nennt sich so. Ihr lobpreist eure Sprachen, und jocht sie denjenigen auf, denen sie nicht Mutterwort gewesen sind, aber ihr redet darin Wahnsinn und Lästerung, und das Verderben eures eigenen Volkes. Ihr pocht auf die Größe eurer Nationen, und weist dazu mitunter selbst auf ein abgerissenes Stück Geschichte hin, von der ihr sonst nicht gerne reden hört, aber ihr thut nach allen euren Kräften, diese schon verfallene Größe vollends zu vernichten, und euer Volk klein und erbärmlich zu machen nach dem Maße dieser Zeit. Von Allem, was ihr gesagt, ist eure That das Gegentheil, wie soll das Wort heißen! — Euer Gefühl ist Lüge, wie sein Gegenstand; es gibt keine Nationen mehr, und es gibt keine solchen, die mit wahrer, wirklicher Begeisterung für sie entbrennen.

Wir haben gesagt, ihr wollt etwas mit der Vaterlandsliebe, und so ist es auch. Ihr bedürft eines Cults; ihr habt den Völkern Alles genommen, was sie bewahrt haben, ihr mußtet ihnen einen Gegenstand hinhalten, bei dem sie glauben konnten, sie begeisterten sich, während sie sich fanatisirten. Euer Nationalenthusiasmus ist feindselig gerichtet gegen das allgemeine Christenthum und seine rücksichtslose Bruderliebe; ihr habt die alten Nationalgottheiten wieder heraufbeschworen; ihr treibt mit euren Nationen selber Götzendienst, wie dort, wo die Göttin Roma Gegenstand der Anbetung war, und das alte Heidenthum seine absolute Staatsidee auf seinen eigenen Altären selbst verehrte. So ist dieser Nationalfanatismus wesentlich gottlos, und diese Gottlosigkeit ist einer der Gründe, warum man ihn will. Er ist aber auch feindselig gerichtet wider das alte Recht und wider die alte Treue. Die Vaterlandsliebe war ehedem innig verschmolzen mit der Liebe und Treue gegen ein angestammtes Fürstenhaus, mit der bewußtvollen Anhänglichkeit an Verfassung, Recht und Gesetz. Diesen positiven Momenten der Begeisterung mußte ein allgemei-

nes, vages unterschoben, sie mußten ersetzt werden durch etwas, was noch den Namen des alten Gefühles tragen konnte, denn sie sollten ersetzt werden, weil die Revolution ihren Fortbestand nicht wollte. Die Liebe und Verehrung, die sich an die geistige Form des Ganzen, an die lebendige, nach dem Glauben der Völker von Gott selbst gesetzte und mit Macht gerüstete Spitze desselben gehalten hatte, sollte im Allgemeinen, Formlosen und Hauptlosen sich verlieren, weil sie eben diesem formirenden Recht und regierenden Haupt entzogen werden sollte. So ist dieser Nationalismus fernerhin wesentlich rechtlos und treulos. — Indem er zugleich einerseits den Ausländer als fortwährenden Feind oder wenigstens nicht zu berücksichtigenden Gegensatz seines Volkes ansieht und darnach behandelt, andererseits selbst die Persönlichkeit des Bürgers, sein Recht und sein Glück, diesem allgemeinen Nationalbegriff und einem in Durchführung gewisser eiserner Grundsätze erträumten Wohle des Ganzen mit Härte nachsetzt oder für Nichts achtet, so ist dieser selbe Nationalfanatismus zugleich wesentlich lieblos, und diese vier Merkmale der Gottlosigkeit, Rechtlosigkeit, Treulosigkeit und Lieblosigkeit charakterisiren sein ganzes schauerliches Wesen. Er ist darum eine der gräßlichsten und furchtbarsten Lügen der Revolution, und vielleicht die furchtbarste von Allen, da der Rest der Nationalitäts-Vorstellungen anklebenden Bestimmtheit und der bei diesem Worte denkbaren Wahrheit ihr einen gewissen Schein von Positivität verleihen, welcher in negativer Richtung von geschickten Händen gebraucht und angewendet, der ganz leeren und marklosen Unwahrheit an Kraft der Zerstörung bei weiten vorausgeht. Die Thatsachen rechtfertigen diese Ansicht, und wenn auf der einen Seite Vieles des Verwerflichsten, was in neuesten Zeiten geschehen ist, ausschließend im Namen und unter dem Vorwande der Nationalität verübt wurde, so diente andererseits diese selbe Vorstellung allen andern Schemen von Ideen, von welchen früher die Rede war, zur Empfehlung oder Einbegleitung, und hat ihren Theil an

dem Frevel, den diese hervorriefen. Wir halten darum diesen Nationalitätsgötzen für denjenigen, der vor allen zerbrochen werden wird, wenn anders wieder Altäre der wahren Gotteserkenntniß sich unter uns erheben sollen. So viel ist gewiß, daß Niemand klar sieht in der Zeit, und fähig ist, mit That oder Wort hülfreich oder nützlich öffentliche Dinge anzufassen, der sich nicht völlig von aller Art nationeller Blendung frei erhalten, und jedes Vorurtheil in dieser Rücksicht abgestreift; der nicht mit Sicherheit erkannt hat, daß die Geschicke aller Völker heut zu Tage solidarisch verbunden sind, und von Wiederherstellung der guten, und Zerstörung der schlechten Ideen und Grundsätze allseitig abhangen; daß es darum lächerlich und unausführbar wäre, in diesem allgemeinen Ruine der Welt ein besonderes Volk vereinzelt beglücken und erheben zu wollen; daß es sogar zweckmäßig erscheinen dürfte, selbst dem echten Nationalgefühle gerade in unseren Umständen weniger Rechnung zu tragen, als zu jeder andern Zeit, nachdem auch der weise Arzt den allerdings nothwendigen und berechtigten, aber superfötirenden Lebenskräften Nahrung lieber entzieht, als zutheilt, nicht um sie zu vernichten oder selbst zu schwächen, sondern um sie gesunder und blühender bestehen und gedeihen zu machen. Kein redlicher Leser wird uns dahin mißverstehen, als ob wir irgend Jemand von der Pflicht entbinden wollten, Alles, was ihm zur Hand liegt, besonders in der ihm berufsmäßig angewiesenen Sphäre, mit aufrichtigem Eifer zum Wohle seines Landes oder Volkes zu thun; aber wir protestiren besonders gegen alles Reden und Druckenlassen von Nationalherrlichkeit und Volksgröße, und meinen, man sollte sich einmal entbrechen, den Völkern zu sagen, daß sie groß sind, weil es nicht wahr ist, oder groß gewesen sind, weil ihnen diese Vorhaltung, selbst wenn sie wahr ist, heute durchaus nichts nützt.

Nach so vielen theilweise tieferen und verborgeneren Zügen der revolutionären Nationalbegeisterung wollen wir eine andere, auf offener Hand liegende, doch nicht mit Stillschwei-

gen übergehen. Wenn das Abstammungs- und Verwandtschaftsverhältniß, was wohl nicht geläugnet wird, endlich als Grund und Ausgang jeder Nationalität erscheint, so muß das Gefühl davon, der Natur der Sache nach, die engere und nächste Verwandtschaft mit vorwiegender Innigkeit und Stärke umfassen. Bei großen, reichverzweigten Völkern wird es begreiflich seyn, daß unbeschadet der allen Zweigen einwohnenden allgemeinen Stammesempfindung, diese insbesondere sich selbst als in sich beschlossene kleine Völker mit dem engsten und innigsten Vaterlandsbewußtseyn erkennen, und darnach für ihre Sache eifern. Gewiß war diese erkannte gemeinsame Stammesidentität keinem Volke lebendiger und feuriger bewußt, als den Griechen, die sich selbst dem gesammten übrigen Völkercomplex, den sie Barbaren schmähten, als das einzige staatswissenschaft- und kunstverständige Culturvolk gegenüberstellten, und dieses Gemeinbewußtseyn, trotz ihrer sonstigen politischen Zersplitterung auf den olympischen, pythischen und übrigen feierlichen Zusammenkünften so vielfältig und freudig erneuerten. Nichts destoweniger hatte der Athener und Lacedämonier, und jeder sonstige Grieche, Gut, Blut und alle Art der Aufopferung zuerst für sein nächstes und unmittelbares Vaterland bereit, und er hätte die lächerliche Zumuthung, mit Hintansetzung dieses höchst reellen, um ihn verdienten, in alle seine Lebensgedanken hineingewachsenen Vaterlandes einem idealen Griechenland und seiner zukünftigen Gestaltung und Einheit, in seiner klugen und einfachen Weltanschauung gewiß nur mit jenen Worten beantwortet: Du faselst, o Fremdling! (ληρεῖς, ὦ ξένε) Und das mußte so seyn. Daß Griechenland nicht politisch Eine Macht bildete, konnte man beklagens- oder beglückwünschenswerth finden, je nach der Anschauung oder dem Geschmack (wir unsererseits erinnern uns nicht, jemals in einem griechischen Schriftsteller eine Klageführung darüber gelesen zu haben); für alle Fälle mußte man damit mit der Geschichte rechten, und das ist ein überaus unfruchtbares und

lächerliches Thun, die verständigen und praktischen Alten ließen sich in dergleichen nicht ein. Der moderne Nationalismus aber schlägt gerade hierin die Natur und Geschichte, die Vernunft und seine eigenen, sonstigen Aufstellungen in's Gesicht, und sucht den heiligsten Nationalverband im Großen und Weitschichtigen, und zwar mit bestimmtestem Vorzuge vor dem Heimisch-nächsten und Vertrautesten, so daß er die große Verwandtschaft vor dem engen Familienkreise, und den entferntesten Vetter vor dem eigenen Bruder oder Vater berücksichtigen lehrt. Deutschlands Loos liegt nahe zu wie Griechenlands; wir sind Eins an Abkunft, Sprache und geschichtlichem Zusammenhang; aber wir sind politisch geschieden, und zwar nicht erst von heut und gestern her. Das Gefühl unserer gemeinsamen Deutschheit haben wir redlich und warm erhalten und keinerlei Art von Trennung — und unter kein Volk sind schmerzlichere und schneidendere hineingefahren — hat es bei uns völlig zu verlöschen und auszutilgen vermocht. Wir haben an Deutschland ein natürliches, genetisches, historisches, literarisches Vaterland, und haben es geliebt, bis auf die neuesten Tage vielleicht mit weniger Geschrei, aber mit mehr Innigkeit, als irgend ein anderes Volk das Seinige: — aber ein politisches Vaterland haben wir daran nicht, und wer es uns in dieser Eigenschaft aufzwingen will, thut der Natur, der Thatsache, dem gesammten Volke und den Einzelstaaten in ihm gleichmäßig Gewalt und Unrecht an. Politisch sind wir — die Wahrheit frei und ohne Scheu zu sagen — politisch sind wir Oesterreicher, Preußen, Bayern und so fort nach unsern Stämmen und Verhältnissen, nämlich nicht bloß in Form und Bestand unserer Regierungen, sondern kraft einer uralt-angewohnten Gemeinschaft unserer bürgerlichen Existenzen, unserer Sitten und Eigenthümlichkeiten, unserer Schicksale und Ehren, unserer Leiden und Freuden; eine Gemeinschaft, die nur dem Oesterreicher als solchem, dem Preußen als solchem, dem Bayer als solchem und so weiter zukommt. Meint

ihr denn, es sei nichts, oder über Nacht, beim Wehen eines neuen Windes vergessen, daß man seit Jahrhunderten unter sich zusammen, von andern Stämmen abgeschlossen, wohl gar in politischer Eifersucht oder Zwietracht mit ihnen gelebt, dasselbe Fürstenhaus in Treuen geliebt (und Liebe glimmt lange nach in Völkerherzen, wenn sie auch für einen Augenblick unter der Asche erstickt scheint), der Weltgeschichte Last und Hitze mit einander getragen, an denselben Wunden geblutet, die gleichen Ruhmestage mit einander erlebt hat? — Glaubt ihr, die österreichischen Heere gedächten nicht mehr an Aspern und Leipzig, die Preußen hätten Kulm und Waterloo vergessen? Oder die Unglücksjahre Oesterreichs und Preußens mit ihren Jammerfolgen hätten aufgehört zu wirken und zu binden, da doch gemeinsame Schmerzen noch fester und inniger zu vereinigen pflegen, als selbst gemeinsames Glück und gemeinsamer Ruhm? — Wenn bei dem Orkane, der jetzt durch die Welt saust, diese stilleren, stammespatriotischen Stimmen verhallen, kann man wirklich sich einbilden, daß sie nicht vorhanden sind, daß sie zur Zeit nicht im mächtigen Chore sich vernehmen lassen werden? Nicht im Fieber oder Rausche muß man Gesinnungen prüfen, oder über deren Vorhanden- oder Nichtvorhandenseyn Meinungen abgeben; was dort auch völlig schweigt, ist nicht verloren; beide Zustände müssen vorübergehen; die Gesundheit oder Nüchternheit wird die wahre Denkungsart offenbaren.

Jetzt aber sollen, so meint ihr es, der Oesterreicher, der Preuße, der Bayer ihr Gefühl, ihre Liebe, ihr Eigen vergessen, und mit völligem Absehen vor dem Bestand ihres eigenen Hauses, das wirklich ist, an dem Luftschloße eines deutschen, politischen Gesammtreiches bauen helfen, das unhaltbar wurde, als es noch bestand, und heute am wenigsten erschaffen werden kann; sie sollen die Bausteine den Mauern ihrer eigenen Häuser entreißen, und diese in die Ruine werfen, damit dort ein unreifer, unklarer, schwärmerischer oder betrüge-

rischer Gedanke zum Versuche erfähigt werde, ob er Gestalt gewinnen könne. Wenn ihnen ein zürnender Himmel nicht Sinn und Gedanken verwirrt, so werden sie dieses nicht thun, sondern ohne zu vergessen, daß und wie ferne sie Deutsche sind, jeder der eigenen, nächsten Familie mit voller Kraft sich anschließend, indem sie ihre Häuser bestellen, das Uebel von ihren Thüren abwehren, und das Gute daheim zu pflanzen und zu erkräftigen suchen, als ganze, volle Oesterreicher, Preußen, Bayern u. s. w. dem allgemeinen Gesammtvaterlande im wahren und möglichen Zusammenschluße nützlicher werden, als in unglücklichen Traumjagden nach einer unmöglichen und unvorstellbaren deutsch-politischen Einheit. Ich weiß, man nennt das Sondergelüsten, Sonderbestrebungen, Sonderinteressen, und bemüht sich, solche Gesinnung als Verrath am ganzen Vaterlande darzustellen. Man will, daß das Entfernteste Jedem das Nächste sei, und daß etwa der Tiroler mit Hintansetzung der dringendsten und entscheidensten Fragen und Bedürfnisse seiner Heimath sich die Angelegenheit von Schleswig-Holstein vor Allem zu Herzen nehme. Zu widerlegen sind solche Unterstellungen und Zumuthungen nicht; denn sie sind von Denen, die sie vorbringen, gedankenlose, schwärmerische Nachbeter abgerechnet, selbst nicht ernsthaft gemeint. Diese deutsche politische Einheit ist auch nur ein Köder, einer von denjenigen, nach welchen der deutsche Michel lustig und begierig schnappt, der aber eine Angel verbirgt, welche dem armen Michel bitter genug in's Fleisch fahren würde, wenn er einmal ganz und kräftig zugebissen. Das Bauproject einer neuen, deutsch-politischen Einheit ist nicht ersonnen, um ausgeführt zu werden; es werden auch die Risse davon so undeutlich und verschwommen ausgegeben, daß Niemand erkennen mag, wo Thüre oder Thor werden soll; es ward überhaupt nicht erfunden, daß Etwas entstehe, sondern daß Etwas vergehe; Oesterreich und Preußen nämlich, und die Andern Alle; die Ordnung und das Recht in deutschen Einzelnstaaten; und jede

Macht, die noch nicht völlig und unbedingt der Revolution zur Verfügung steht. Man sagt, daß man bauen will einen großen herrlichen Bau in den hohen Himmel hinauf, und breit wie das ganze deutsche Land, damit der deutsche Michel früher aufräume, unliebsame alte Häuser, die im Wege stehen, bei Seite schaffe, den Boden glatt und eben bereite, und Material zu gewinnen sich umsehe aus den Trümmern der Verwüstung. Das ist das einfache Wort des Räthsels, der vielen Reden kurzer und prägnanter Sinn. Natürlich waren auch zu diesem Zwecke die Nationalitätsvorstellungen das beste Mittel, freilich nur in Begleitung eines naiven und, wie gesagt, auf der Hand liegenden Widerspruches, daß nämlich jetzt auf einmal das Nächste als das Fernste, und das Fernste als das Nächste proclamirt wurde. Das mußte nun gelten, denn die Revolution wollte es so, und Michel applaudirte. Ich weiß nicht, warum man denn im guten Zuge doch auf halbem Wege stehen blieb, und in noch weiterer Ausdehnung der Verwandtschaft und der Liebe des Entfernten nicht lieber gleich statt der deutschen eine germanische Einheit aufstellte? Da hätten wir, nebst dem Schweden auch Norweger und Isländer, den Dänen mit hineinbekommen, und die intrikate schleswig-holsteinische Frage wäre mit einmal gelöst; denn möge dann die Herzogthümer haben, wer sie wolle, sind's ja doch immer germanische Brüder, je fernere, desto liebenswürdigere. Auch manche Handelsirrung mit dem Engländer wäre dann ein Familienstreit, und wer möchte mit dem germanischen Bruder Holländer über das jusqu'à la mer oder dans la mer längere, unfreundliche Weiterungen pflegen? So sehr vermag eine geschickte Theorie alle Berge zu ebnen, und in einem Begriff zu versöhnen, was sich im Leben feindlich gegenüber stand. Ja, warum wollten wir nicht noch einen Schritt weiter gehen, und nicht selbst statt der gemanischen die japhetidische Einheit, oder wenn der biblische Ausdruck nicht gerne gehört wird, die Einheit des indo-germanischen Völkerstammes aufstellen? Die

Verwandtschaft ist vorhanden, das läugnet heut zu Tage Niemand; ihre Entfernung dient ihr ja bei den jetzt bestehenden Grundsätzen zur besonderen Empfehlung. Da bekommen wir nicht nur die ganze südliche Romanenwelt, den Franzosen an der Spitze, mit herein, sondern die Entzweiung mit den unbequemen Slaven wäre auch mit Einem Male gehoben, und wir können nur gleich den Russen als Bruder umarmen. Unsere Familie rückt dann noch weit nach Asien, über Osseten und Armenier, bis zu den Persern und Indiern vor, und bei unserer Neigung, den fernsten Brüdern uns mit zärtlichster Wärme und Betriebsamkeit anzunehmen, können wir nun gleich, statt Schleswig-Holsteins, uns die Schlichtung der Händel in Pendschab oder in Afghanistan zum Ziele setzen. — Es ist auch kein Grund vorhanden, warum wir nicht endlich, immer nach dem neuesten Nationalitätsprincipe, daß die fernere Verwandtschaft der näheren vorgeht, diese Verwandtschaftseinheit endlich auf das ganze Menschengeschlecht ausdehnen, und uns darnach benehmen sollten. Da schlägt denn freilich die Nationalitätsidee in ihr reines Gegentheil, den puren, nackten Kosmopolitismus über; aber — tu l'as voulu, Georges Dandin — und es geschieht dir kein Unrecht mit dieser Folgerung. Denn wer in sein Princip den Widerspruch setzt, muß sich gefallen lassen, daß andere die Folgerung für ihn übernehmen, die dann freilich anders, als nach seinem Wunsche ausfällt.

LXIII.

Preußens Politik.

II.

Subjective Logik der preußischen Politik.

In der ersten Nummer unserer Beiträge zur Kennzeichnung der preußischen Politik haben wir aus der reichen Fülle des Materials einen Stoff herausgegriffen, der in mancher Beziehung überraschende Analogieen mit der Haltung Preußens in der obschwebenden kurhessischen Frage darbot, und die unwillkürliche Aufforderung, die in den geschilderten Thatsachen zu liegen schien, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu vergleichen und für die Zukunft Schlüße daraus zu ziehen, die beachtenswerthe Wahrnehmung zumal, daß das gemeinschaftliche Handeln mit Preußen unter Umständen fast mehr zu scheuen war, als seine offene Opposition, diese Erwägungen sind es, die uns in der Auswahl des Gegenstandes bestimmt hatten.

Wenn wir nun auch für die Zukunft keineswegs gesonnen sind, eine strenge systematische oder chronologische Folge in unsern Mittheilungen einzuhalten, so haben wir doch im Allgemeinen die Absicht, keine bedeutsame Epoche in der Geschichte

Preußens, respektive der neuern Geschichte Deutschlands zu übergehen, ohne aus ihr ein prägnantes Charakterbild dem Leser vorzuzeichnen, und damit wir nicht etwa den Vorwurf einer gehässigen Parteinahme auf uns laden, werden wir uns freiwillig die Beschränkung setzen, in der Hauptsache nur preußischen Geschichtschreibern, wie Manso, Carl Adolf Menzel, Leo u. A. zu folgen, womit denn auch zugleich gesagt sei, daß wir durchaus keine Ansprüche auf Originalität der Darstellung, höchstens hie und da auf Neuheit der Anwendung machen wollen.

Als vorläufiges Programm der zu erwartenden „Rundschau“ fassen wir zunächst unter dem obigen Titel eine Reihe von Aeußerungen preußischer Fürsten, Staatsmänner und Publizisten, und Stellen aus preußischen Denkschriften und Staatsacten, aus verschiedenen Perioden übersichtlich zusammen, die den leitenden Gedanken der preußischen Politik so zu sagen als authentische Interpretation erläutern, und begleiten sie da, wo es uns zur bessern Hebung ihrer Wirkung nothwendig oder nützlich erscheint, mit kurzen Anmerkungen und Seitenblicken. In der That ist der Gedankengang in allen diesen Auslassungen von so eigenthümlicher Consequenz, und wiederholt sich so übereinstimmend bei Personen, die im Uebrigen durch den Unterschied der Lebensstellung und der Zeit von einander getrennt sind, daß es für die Rechtfertigung der Phrenologie als Wissenschaft von entscheidendem Interesse wäre, zu untersuchen, ob nicht ein körperliches Organ der Schädelbildung den Hegern und Trägern dieser Politik gemeinschaftlich, und mit welchem der bis jetzt angenommenen dasselbe wohl am Meisten verwandt seyn möchte. Dieser subjectiven Logik werden sich dann unsere ferneren Darstellungen gleichsam als objectiver Theil, der den dialectischen Prozeß verfolgt, kraft dessen Preußen von seinem obskuren An-Sich-Seyn durch ein zweideutiges Für-Anderes-Seyn zu seinem gegenwärtigen kleindeutschen Für-Sich-Seyn fortgeschritten ist, in naturgemäßem Zusammenhang anreihen.

gein den kayserlichen anwelden erzeigen
schaft sagen. Item sie sollen dissin
nen wie sie konnen, ob sich der
antwort der Jrzn vergleichen, d
lich gescheße oder sich die din
selbst sägen und zw trennen wo
antwort nit not were. Item, w
Antwort kommen muß, so solen
taylen und unser eynung ablenen
sen." Davon ist aber, fügt unser Gewä
eigentliche Kern, nach ächter deutscher W
rathungen anzustellen und „eynen gemein
(freie Conferenzen nach dem Sprachgebr
von dem man sicher seyn konnte, er wer
tate führen.

In einem Schreiben desselben an sein
grafen Friedrich, begegnen wir zuerst dem
da ab als Schlüssel zum Verständnisse
Politik dienen kann und also lautet: „
Reich ein Ding wer, herren und st
weltlich, so were ...

von Eyb, der mit seinem Herrn Markgrafen Albrecht zu zeiten wol bey einander gesessen ist, „und von der Narung geredt und gehandelt hat, wie er sich in seinem Fürstenthumb erweitern mocht."

Da lesen wir unter anderm nach verschiedenen Vorschlägen zu Erbverbrüderungen und lukrativen Handels- und Pfandgeschäften, in denen „das Haus" Zollern von jeher glücklich spekulirte, des Weiteren:

„Item bey meiner gnedigen Frauen meines gnedigen Herrn Markgraf Friedrichs gemahel Iren Brudern dem konig von Ungern und Behaim nachzudenken, an sie zu suchen. Nachdem mein fraw mit vill Kindern versehen ist, das der konig von Hungern ein iren Son mit ein Bistum zu Hungern versehe, das hat er wol zu thon mit eim Anhang einer Coadjuterey."

„Item deßgleichen bey dem konig zu Polen."

„Item meim Herrn von sachsen, Mein Herrn der pfalzgraff und Marggraf zu Baden, die haben vill Kinder, die schieben die von In uffs gluck und anhang der Coadjutereyen gein den Stifften damit sie zu bistumben komen mogen, deß gleichen thu mein Herr Marggraf Fridrich auch bei dem romischen konig gein den bistumben im hertzogthumb Osterreich. Meine Herr ist vorgestanden die Thumbrobstei zu Salzburg, die des Jahrs bei zwelff tausent guldin tragen soll, als man sagt, — — — — das durch den konig angehenngt wurd, der jungen Herrn ainem ain wart uff der thumbrobstey oder mit einer Coadjuterey uff dem Stifft zu Salzburg zu erlangen, deßgleichen bey dem konig anzuhangen gain den bistumbe Brichsen und Trient mit Coadjutereien auch anhengig zu machen."

„Item so ist meim Hern vorgestanden das Bistumb zu Bresla seiner son einem anhengig zu machen mit einer Coadjuterey."

„Item pfrundt und Thumbrobstey wern auch gut, damit macht man ain zank und krieg abstellen gein einem hohern."

Kein Wunder, daß bei so kirchlicher Gesinnung des „frumen Fürsten", wie sich der alte Markgraf zu nennen pflegte, selbst seine Sprechweise eine geistliche Färbung annahm, wie z. B. in Beziehung auf seine barbarische Art der Kriegsführung die Aeußerung von ihm verbürgt wird, „daß der Prant dem Kriege zyre als das Magnifikat die Vesper."

Daß auch die Töchter einer besonnenen Hauspolitik als nutzbares Kapital gelten, erhärtet aus nachfolgendem ingeniösen Item des wackern Ritter Ludwig:

„Item zu gedenken, ob mein Herr seiner Tochter aine mocht verheirathen gein der Pfaltz oder gain Herzog Albrechten zu München, wie man das mocht gefugen das mein Herr der ain an sich hing, dann es mag in kurzer zeit darzukommen, so Herzog Jorg stürb, das sich zwischen pfalz und München und herzog jorgen verlassen Land und Leuten eine große zwitracht begeben mag, welcher dann Eurn Gnaden am besten gemeint sein, den wolt ich an mich hengken mit ainer Tochter und umb mein hilff der Tochter damit das heyratgut bezahlen, des bedarff bedenkens wie es zu handeln sei."

Markgraf Friedrich, dem diese Rathschläge gelten, ist einer von den nachgebornen Söhnen Albrechts, der nach den Bestimmungen des väterlichen Hausgesetzes mit seinem jüngeren Bruder Sigismund sich in die Herrschaft der fränkischen Länder theilte, während die Churwürde und die Marken auf Albrechts ältesten Sohn Johann vererbten. Allein gemäß der zwischen beiden Linien bestehenden Solidarität, als deren Ausdruck eben jenes Hausgesetz mit seinen glänzenden Folgen für die Machtentwicklung der Dynastie zu betrachten ist, scheinen die Winke des treuen und klugen Familienrathes bei beiden Zweigen Eingang gefunden zu haben, denn Friedrichs

jüngsten Sohn Albrecht kennen wir als Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, und ein anderer Albrecht, der zweite Sohn Johanns, wurde Erzbischof von Magdeburg und Mainz. Anfangs betrachtete man diese geistlichen Würden als eine glückliche Versorgung nachgeborner Söhne; die Kirchenspaltung des sechszehnten Jahrhunderts aber, wie sie politisch durch dieses Jagen der Fürstenhäuser nach der für sie so einträglichen Verwaltung des Kirchengutes vorbereitet war, trug ihrerseits wieder die politische Frucht für dieselben, daß sie nun mit Hintansetzung einer allzuskrupulosen Gewissenhaftigkeit nur einen Schritt weiter zu thun brauchten, um auch den Besitz der anvertrauten Habe sich zuzueignen. Nach dieser Bemerkung sind wir vollkommen im Stande, die Aeußerung Friedrichs II. zu verstehen und zu würdigen.

„Der Churfürst Joachim II., Enkel des obenerwähnten Johann, erwarb durch die Communion unter zwei Gestalten die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus, welche er der Mark incorporirte.“

Eben dahin gehört der Bericht desselben königl. Geschichtschreibers über die „Erwerbung“ Preußens durch den bereits genannten Hochmeister Albrecht im Jahre 1525, also sehr bald nach dem Beginne der „Kirchenverbesserung und Herstellung des reinen Christenthums.“

„Der neue Hochmeister unternahm, um die Ehre des Ordens zu rächen, einen Krieg gegen Polen, der für ihn einen sehr glücklichen Ausgang hatte“ — man sollte meinen dadurch, daß der Ehre des Ordens, die der Hochmeister von seiner eigenen Ehre nicht trennen durfte, eine glänzende Genugthuung wurde; allein die Logik der preußischen Politik folgt eben ihrer „spezifischen“ Schlußweise — „denn er wurde vom König Sigmund von Polen zum Herzog von Preußen creirt, und diese Würde ihm und seinen Nachkommen erblich übertragen. Albrecht machte sich nur verbindlich, Polen den gewöhnlichen Huldigungseid zu leisten.

beßte vor unsern Herzog", heißt es b
Chronisten, „war, daß der Kaiser ohn
voll zu thun hatte, weswegen er dan
erklärung ungeachtet, in guter Ruhe le
ligionsänderung ungehindert fortfuhr. E
1530 die Augsburgische Confessio
die Stifter und Klöster ab, nachdem
gelübde selbst entbindend, ein Weib genom
Land dazu."

Wir übergehen das folgende Jahrhun
durch die Reformation entfesselten Dämone
Verrathes gegen Kaiser und Reich, des sch
kaufs an fremde Mächte, beim blutigen
fackel ihren dreißigjährigen Herensabbath fe
halten uns, unter Voraussetzung gewisser
diese furchtbarste und schmachvollste Zeit
nach den Resultaten neuerer, gewissenhaft
führlicher zu besprechen, um wo möglich
schmerzlich resignirte Ueberzeugung mitzuthei
der die Kehrseite von jenem wäre, für unser

und seinen Minister Schwarzenberg an ihre Nachfolger in Herrschaft und Amt die Frage gestellt, ob sie fortan ihre Größe in der mannhaften und loyalen Förderung der Reichszwecke und in der Unterstützung des Kaisers, wo er als deren Schirmherr sich bewährte, wie in jener Zeit fast allein unter den deutschen Fürsten, in verfassungsmäßiger und eben durch ihre Gesetzlichkeit um so wirksamern Opposition dagegen, wo er etwa Uebergriffe sich erlauben würde, — ob sie darin ihren Beruf erfassen wollten, oder in dem Verfolg eines selbstsüchtigen Strebens, das nur Ein Gesetz kennt, den eignen Vortheil, und nur Einen Feind, denjenigen, der die Erreichung desselben hindern könnte? Faktisch erfolgte die Antwort durch die Neutralitätserklärung Friedrich Wilhelms im Jahre 1641, die ein preußischer Geschichtschreiber *) nicht umhin kann, als Verrath zu brandmarken; in Worte formulirt, und zwar bezeichnender Weise in fremdländische, hat sie der Heros des Hauses, wo er die Fragesteller nennt: „Un souverain incapable de gouverner; un ministre traitre à la patrie.“

Immer unverholener treten nun die Pläne der Hauspolitik zu Tage und beginnen zugleich, sich aus den höchsten Regionen auch in die unteren Schichten der Gesellschaft Eingang zu verschaffen. So redet schon im Jahre 1708 der Rittmeister Delven in dem Märzhefte seiner deutschen Monatschrift den Kronprinzen Friedrich Ludwig mit den Worten an: „Eris Caesar“, „und zwar“, setzt er hinzu, „ein Teutscher Kayser.“ „Wer weiß, wie lang es noch dauert, so kommt dieser Zankapfel auf's Tapet; denn aus dem Hause Oestreich wird die Welt schwerlich einen mehr bekommen. Warum? Joseph der Schaltkönig in Aegypten, starb ohne einen Prinzen zu hinterlassen. Und wenn es auch geschähe, so dürfte doch bei einer Wahl wenig darauf reflektirt werden.“ Dem Ungläubigen ruft er zu: „Halt das Maul zu, Spötter, und erwarte die Zeit, wenn

*) Barthold Geschichte des deutschen Kriegs.

dir Gott so lange das Leben gönnt", mit einer ähnlichen Zuversicht, wie Simson, der jetzige Vizepräsident der zweiten Kammer, dereinstens die jüngste Wiedergeburt dieses preußischen Kaiserthums mit den Worten „der Dichtung" begrüßte: „das ist unser!"

Die bedächtige Staatskunst freilich blieb damals, wie jetzt, hinter dem kühneren Fluge der Phantasie zurück, und wie sie in unsern Tagen bereit war, sich mit der Würde einer erblichen Vorstandschaft einstweilen zu begnügen, so war auch damals ihr vorläufiges Augenmerk nur darauf gerichtet, die Erbschaft des Königthums für die Folgegeschlechter zu gewinnen, als „Lockspeise" freilich, nach der Auffassung Friedrichs II., wodurch sein erster königlicher Vorgänger zu sagen schien: „Ich habe Euch einen Titel erworben, macht euch desselben würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, an euch ist es, das Werk zu vollenden."

Der Hergang dieser neuen, fruchtbaren „Erwerbung" wird von Friedrich II., ihrem sinnigsten Würdiger und Ausbeuter, also berichtet: „Es scheint, daß die damalige Zeit dem Ehrgeize der Fürsten günstig war; fast um dieselbe Zeit, wo der Prinz von Oranien die Krone Englands bekam, der Herzog Ernst von Hannover Churfürst wurde, und Churfürst August von Sachsen sich den Weg zum Throne von Polen bahnte, trug sich Friedrich III. mit dem Plane, sich zum Könige zu machen. Friedrichs Ehrgeiz fand sich sowohl durch seinen Stand, als durch seine Besitzungen beschränkt; seine Schwäche erlaubte ihm nicht, sich auf Kosten seiner Nachbarn, die eben so mächtig waren, als er, zu vergrößern; es blieb ihm nichts übrig, als den Mangel an Macht durch einen höheren Titel zu ersetzen, und darum gingen alle seine Wünsche auf eine Königskrone hinaus. . . . Er wendete alle Hülfsmittel der Intrigue an, und ließ alle Federn der Politik spielen, um seinen Plan durchzusetzen. Das Erste war, sich der Geneigtheit des

Kaisers zu versichern. Um diesen Fürsten für sich zu gewinnen, gab er ihm den Schwibuser Kreis zurück, und begnügte sich mit der Aussicht auf Friesland. Aus demselben Grunde dienten die Brandenburgischen Truppen unter den Kaiserlichen in Flandern, am Rhein und in Ungarn."

Der spanische Erbfolgekrieg verschaffte dem Churfürsten endlich Gelegenheit, seinen Plan in's Werk zu setzen, da Oesterreich damals Geld und Truppen mehr als nöthig hatte. „Damals wurde der Kronvertrag", fährt der genannte Autor fort, „zu Wien unterhandelt, wodurch der Kaiser sich verbindlich machte, Friedrich III. als König in Preußen anzuerkennen, unter der Bedingung, daß dieser für die ganze Kriegsdauer 10,000 Mann Truppen liefere, daß er in allen Reichssachen immer mit dem Kaiser stimme, daß die königliche Würde den Verbindlichkeiten seiner deutschen Staaten keinen Eintrag thue, daß er auf die Summen, welche das Haus Oesterreich ihm schuldete, verzichte, und daß er versprach, seine Stimme den Söhnen des Kaisers Joseph zu geben, sofern nicht wichtige und unabweisbare Gründe vorhanden wären, welche den Churfürsten es zur Pflicht machten, einen Kaiser aus einem andern Hause zu wählen. . . . . So endigte diese große Angelegenheit, welche im Rathe des Churfürsten selbst, bei den fremden Höfen, bei Freund und Feind Widerspruch gefunden hatte; es war eine solche außerordentliche Verwicklung von Umständen nöthig, damit sie gelingen konnte. . . . Prinz Eugen äußerte, als er von dem Vertrage vernahm: die Minister, welche dem Kaiser einen so perfiden Rath gegeben, hätten verdient, daß der Monarch sie aufknüpfen ließe."

Die Schwäche, welche dem Großvater nicht erlaubt hatte, sich auf Kosten seiner Nachbarn zu vergrößern, hatte sich Dank der Sparsamkeit und der Soldatenliebe des Sohnes in Stärke umgewandelt, und die Grundsätze des Enkels erlaubten ihm nicht nur, sondern ließen ihn die Executionspflicht des groß-

väterlichen Testamentes darin erkennen, das Werk, zu dem jener den Grund gelegt, seinerseits der Vollendung näher zu führen, indem er zunächst dieses Recht des Stärkern gegen ein rings von Feinden umdrohtes Weib zu üben unternahm. Zwar hatte sein unmittelbarer Vorgänger durch Anerkennung der pragmatischen Sanction die Integrität ihres Erbes mitverbürgt, und Friedrich selbst zögerte nicht, Maria Theresia als die rechtmäßige Erbin der Monarchieen ihres Vaters anzuerkennen; zugleich fand er aber für gut, mit 30,000 Mann Schlesien zu überziehen, „blos um bei den gefährlichen Weiterungen, welche auszubrechen im Begriffe standen, das Herzogthum, welches den Reichslanden des Königs zur Vormauer diene, gegen diejenigen sicher zu stellen, die an die Erblande des Hauses Oesterreich einige Prätensionen zu haben vermeinen könnten", wie sein Patent sich ausdrückte. „Die preußische Monarchie", sagt er in der Geschichte seiner Zeit, „war eine Art Zwitterstaat, mehr Churfürstenthum als Königreich. Es schien ruhmvoll, das Wesen desselben zur Entscheidung zu bringen. Der König entschloß sich also, die schlesischen Fürstenthümer, auf welche sein Haus unbestreitbare Rechte hatte, einzufordern, und er traf zugleich Anstalten, diese Ansprüche durch die Waffen geltend zu machen." Was die Rechtsgültigkeit dieser Ansprüche betrifft, so berufen wir uns einstweilen auf das Zeugniß C. A. Menzels: Daß dieselben unzweifelhaft ohne den kriegerischen Erfolg des glücklichen Eroberers eine solche niemals erlangt haben würden; die Art und Weise aber, wie sie geltend gemacht wurden, spricht sehr für die Echtheit der von Voltaire angeführten Stelle aus dem ursprünglichen Manuskripte: *que l'on joigne à ces considérations des troupes toujours prêtes d'agir, mon epargne bien remplie et la vivacité de mon caractère, c'étaient les raisons que j'avais de faire la guerre à Marie Thérèse.*

Wie der Regierungsantritt Friedrichs durch Feindseligkeiten gegen Oesterreich eröffnet worden, die sich als rother Faden

durch seine ganze auswärtige und deutsche Politik hindurchziehen, so zeigte auch seine letzte politische Schöpfung von seinem Hasse gegen ein Fürstenhaus, dem sein eigenes einen nicht geringen Theil seiner Größe zu danken hatte. Es ist dieß der deutsche Fürstenbund, dessen nächste Veranlassung ein Tauschplan war, nach welchem der Churfürst von Pfalzbaiern das Herzogthum Baiern an Oesterreich abtreten, und dafür die österreichischen Niederlande als Königreich Burgund erhalten sollte. Aeußerlich trägt diese Stiftung Friedrichs eine warme Theilnahme für die Reichsverfassung zur Schau, wobei freilich die Frage zu beantworten bleibt, „ob auf Grund der Reichsverfassung eine Verbindung zuläßig sei, die thatsächlich gegen das Reichsoberhaupt gerichtet war; die Friedrich selbst mit dem Schmalkaldischen Bunde verglich; die einen Bund im Bunde begründete, und indem sie die Reichsverfassung aufrecht erhalten wollte, in der That nur danach angethan war, den alten Reichsverband durch den neuen zu lockern und zu zerreiben." Die preußische Politik kennt ein solches Bedenken nicht; wir müssen festhalten, daß dieselbe in dem Reichsinteresse ihr eigenes Interesse gleichsam antizipirt sieht, und daß letzteres darauf hinauszielt, daß „Preußen und Deutschland in einander aufgehen" und „ein Ding" werden, dann heben sich selbst scheinbare Widersprüche in einer höheren „nationalen" Logik auf. Dieser gemäß kalkulirt sie nun folgendergestalt. Zunächst gilt es, den Einfluß Oesterreichs auf das übrige Deutschland für immer zu brechen, ersteres in äußeren Kriegen und inneren Empörungen sich verbluten zu lassen, „das Schicksal Deutschlands dagegen unter dem Panier der Freiheit von Oesterreichs Joch, an den Thron Preußens zu fesseln", durch Militärconventionen und Erbverbrüderungen das annoch ideale Band allmählig in ein materielles umzuwandeln, und endlich einen deutschen Einheitsstaat mit Ausschluß Oesterreichs unter erblichem preußischen Kaiserthum zu errichten. Sollte dieses Maximum sich nicht auf einen Wurf erreichen lassen, so hätte man sich wohl auch dazu verstanden, mit Oesterreich einen Thei-

... nach führen sollen.

In dem von Friedrich selbst ve
24. October 1784 wird als Zwe
„die Rechte und Freiheiten und
schen Staaten ohne Unterschied der
nicht der Kaiser die Verfassung Sti
so über den Haufen werfe.“ Deßl
Fürsten fest zusammenhalten; „denn
Haare eines Rosses eins nach dem
man vermöge das nicht, wenn man
sammen fassen müsse. Beuge man
werde der Kaiser alle seine Neffen mi
Erzstiften und Abteien versorgen, diese
die Stimme seiner Verwandten sich da
Reichscollegien verschaffen.“ Den U
Widerstand zu leisten und „das Besitz
recht zu erhalten, liege gleicherweise im
und der weltlichen, der katholischen
Fürsten.“ Der Bund werde „ein Schl
Eroberungsgelüste des Kaiser
ausgehe, in ganz Deutschland
mus aufzur...

Gewalt vereinigter Waffen", „*sans compter*, fügt Friedrich unnachahmlich deutsch hinzu, *les alliés que le Corps Germanique pourra persuader à embrasser ses interrêts.*"

Die „Lockspeiße" verfing und der deutsche Fürstenbund, zunächst zwischen Preußen, Sachsen und Hannover, trat in's Leben. In dem IX. Artikel desselben heißt es:

„Die kontrahirenden Theile verpflichten sich zu gemeinschaftlichem Handeln bei vorkommenden Anlässen, um jede der Reichsverfassung und den reichsständischen Gerechtsamen entgegentretende Unternehmung oder Intention in reichsconstitutionsmäßiger Weise . . . . auf das standhafteste und kräftigste zu hintertreiben."

Daß aber das gemeinschaftliche Handeln nicht bloß auf die gesetzliche oder auch nach dem geheimsten Artikel auf die bewaffnete Abwehr etwaiger wirklicher oder als solcher gedeuteter Angriffe auf die Reichsverfassung sich beschränken, sondern bei „vorkommenden Anlässen" selbst zur Umänderung dieser Verfassung dienen sollte, erhellt aus dem ersten geheimen Separatartikel:

„Da bei den in Folge der Zeit über kurz oder lang dem deutschen Reiche bevorstehenden Begebenheiten eine künftige römische Königswahl von vorzüglich großem Bedenken und hoher Wichtigkeit ist: so verpflichten sich die drei verbündeten Churfürsten, eintretenden Falls, es sei bei Lebzeiten des regierenden Kaisers oder bei erledigtem kaiserlichen Thron, dieserhalb sowohl wegen der Frage an? als wegen der Frage quomodo? ein gemeinschaftliches Einverständniß zu pflegen, und nicht einer ohne den andern darauf einzugehen, noch sich von einander zu trennen, sondern ein festes, genaues, freundschaftliches Concert zu beobachten, und hierbei durchaus unverbrüchlich zu Werke zu gehen."

„Mit dem Beitritte von Churmainz hatte der Bund über die Hälfte der churfürstlichen Stimmen mit Einschluß der ent-

gung des Bundes, und da diese
der Verbündeten abhing, nichts
geschehen. Der dritte Separatart

„„Auf die Einrichtung ein
sie von einem fürstlichen
von dem kaiserlichen Hofe
werden sich die Verbündete
meinsamen Einverständniß e

hatte dafür gesorgt, daß eine Ve
nur noch im Interesse Preußens u
aber war die künftige Entscheidung
Hand des Bundes gelegt, und zwa
den Gedanken einer Aufhebung des
wahrscheinlich, daß Oesterreich nicht
hinausgedrängt werden könnte, die
diesen letzteren Plan durch Ausschl
Kaiserwürde und wo möglich erblich
an Preußen. Denn wenn das Au
natürliche Folge solcher Eventualitäte
ten diejenigen wahrlich am wenigsten
der ...

tende Denkschrift Dohms, deren einzelne Bogen der Kabinetsminister Hertzberg „mit großer Aufmerksamkeit“ revidirt hatte, die unheimliche Helle eines Blitzes auf die Nacht der späteren Geschicke Deutschlands. „Es sei“, heißt es dort, „für das Gleichgewicht Europas von der äußersten Wichtigkeit, daß Frankreichs Macht gegen Oesterreich nicht allzusehr geschwächt werde. Allen Mächten müsse daher daran gelegen seyn, daß Oesterreich seine schwache Seite durch den Besitz der Niederlande nicht verliere, und durch den Erwerb von Bayern nicht Frankreich auf immer außer Stand setze, im deutschen Reiche Bundesgenossen zu haben, und wenn unter diesen, wie natürlich der Regent Bayerns sich befinde, durch den Besitz der Donau gesichert bis in's Herz der österreichischen Staaten einzubringen — ein schon mehr als einmal entworfener und in der That sehr einfacher Plan, der bisher nicht durch die Stärke der Vertheidigung, sondern bloß durch die Fehler der Angreifer mißglückt sei.“ Halten wir die Erinnerung an jene Aeußerung Hertzbergs, die aufrührerischen Brabanter dürften nicht entmuthigt werden, an sein ganzes Benehmen in der Lütticher Angelegenheit überhaupt, und endlich an das gleichzeitige Bündniß mit der Pforte gegen Oesterreich zusammen mit dem bisher Ausgeführten, so dürfen wir wohl dieß als die Doppeltendenz der Politik des Fürstenbundes bezeichnen: verfassungswidrige Ausdehnung des eigenen Einflusses über die Reichsangelegenheiten zur Untergrabung des kaiserlichen Ansehens, weil dessen Träger dem Hause Oesterreich angehört; Untergrabung des Ansehens, wo möglich der Existenz des Hauses Oesterreich, weil dieses allein den Willen und die Macht hat, Preußen an der Besitzergreifung Deutschlands zu verhindern.

Allein gerade dasjenige Mittel, welches bestimmt war, die endliche Verschmelzung der deutschen und preußischen Interessen anzubahnen, scheint den ersten Keim des Mißtrauens

in den unirten Fürsten geweckt zu haben. „Es ist eine sehr merkwürdige, heute ziemlich verschollene Thatsache, daß Friedrich der Große sich sehr eifrig bemühte, unmittelbar nach dem Abschlusse des Dreifürstenbündnisses Militärconventionen in's Leben zu rufen, vermöge deren die Truppen der einzelnen Staaten „„unter gewissen Bedingungen dem Könige überlassen““, d. h. gegen „„preußischen Sold dem preußischen Heere einverleibt““ werden sollten. Wir kennen nur die deßhalb mit Hessen Kassel und mit Braunschweig gepflogenen Unterhandlungen. Beide lehnten die Anträge ab. Der Landgraf: „„weil es ihm widersprechend scheine, im Augenblick seines Beitritts zum Bunde seine Kräfte dadurch zu schwächen, daß er sein Heer fremder Willkür überliefere, die dasselbe auch ohne Rücksicht auf den Bund gebrauchen könnte.““ Der Herzog: weil er wünsche: „„daß Alles vermieden würde, was dem Bunde das Ansehen geben könnte, nur ein Werkzeug Preußens zu seyn.““

Die Rolle, welche Preußen bei der Lütticher Revolution spielte, öffnete seinen Verbündeten vollends die Augen. Damals schrieb der Churfürst von Mainz an Friedrich Wilhelm II.: „Es könne der Einsicht Seiner Majestät nicht entgehen, daß die übelsten Folgen entstehen würden, wenn von dem Mächtigsten der unirten deutschen Fürsten das gehässige Beispiel einer solchen Veränderung in der deutschen Verfassung gegeben werden wollte, welche durch den gefährlichen Empörungsgeist unternommen, durch den belohungswürdigen Justizeifer des Reichsgerichts verworfen, am Ende aber durch eine alle Wirkung und alles Ansehen der Gesetze sowohl als der Reichsgerichte gänzlich zerstörende, zweckwidrige Vermittlung durchgesetzt worden wäre.“

Ein wahres Füllhorn objectiver Ironie wurde endlich über

den Fürstenbund ausgegossen, als Leopold, Josephs Nachfolger, auf dem österreichischen Throne sich bereit erklärte: „demselben beizutreten, wofern die Verpflichtungen aller Theilnehmer gemeinsam und gegenseitig seien", mithin also „derjenige Hof die Mitgliedschaft beanspruchte, gegen den allein und ausschließlich der Bund mit seinen gesammten Zwecken gerichtet war."

Theils die Unmöglichkeit der vereinzelten Kriegsführung (die Seemächte hatten Preußen die gehoffte Hülfe versagt) gegen Rußland und Oesterreich, welches letztere den ernstesten Willen zeigte, mit der Pforte Friede zu schließen und die Niederlande zu pazifiziren, theils der Eindruck, den die immer drohendere Wendung der französischen Revolution auf das Gemüth des Königs gemacht hatte, führten den Friedenstractat von Reichenbach und die Allianz des inzwischen zum Kaiser gekrönten Leopold mit Friedrich Wilhelm zur Aufrechthaltung „der Rechte und der Verfassung des deutschen Reiches" gegen Frankreich herbei. Am 23sten Juni 1792 erließ Friedrich Wilhelm ein Manifest des Inhalts: daß er „als Bundesgenosse des Königs von Ungarn und Böhmen, wie als mächtiger Reichsstand die Waffen ergreife, um sowohl den jenem Monarchen angedrohten Angriff abwehren zu helfen, als den im Elsaß und Lothringen angesessenen, von Frankreich unterdrückten und beraubten Reichsfürsten Recht zu verschaffen, vornämlich aber, um den unberechenbaren Uebeln zuvorzukommen, die aus dem verderblichen Geiste allgemeiner Ungebundenheit und dem Umsturz aller Gewalten für Frankreich, für Europa und für die ganze Menschheit entstehen müßten." Mochte die Intention des Königs eine redliche seyn, der Geist, welcher die Nothwendigkeit statuirt hatte, daß Frankreich jederzeit Verbündete in Deutschland finde, war stärker, als der ohnedieß nicht nachhaltige gute Wille der Einzelnen.

Wir übergehen vorläufig, als der objectiven Logik der

preußischen Politik angehörig, die Führung des Kriegs, der seit dem 23. November 1792, auf Antrag des Kaisers und zufolge eifriger Empfehlung von Seite Preußens ein Reichskrieg geworden war. Sie geschah in dem Sinn der Aeußerung, die der Prinz von Preußen im Anfange des Jahres 1795 gegen den Obersten von Massenbach that: „Dieser Krieg ist gegen unser Interesse; wir haben andere Feinde, als die Franzosen." Am 7. April 1795 wurde zu Basel ein Friede zwischen Preußen und Frankreich unterzeichnet, vermöge dessen „der König auch als Kurfürst von Brandenburg sein reichsständiges Contingent zurückzog, und seine überrheinischen Länder bis zum Reichsfrieden in französischen Händen ließ." In geheimen Artikeln verpflichtete sich der König, „weder gegen Holland, noch irgend ein anderes von den französischen Waffen besetztes Land etwas Feindliches zu unternehmen; Frankreich aber versprach, im Falle es seine Gränzen bis an den Rhein ausdehnen sollte, Preußen für dessen jenseitige Besitzungen zu entschädigen, ferner bei Fortdauer des Krieges seine Waffen nie über eine noch zu bestimmende Demarcationslinie zu tragen, und wenn der Herzog von Zweibrücken sein auf dem rechten Rheinufer liegendes Fürstenthum verlieren sollte, dem Könige für eine Summe von anderthalb Millionen Thaler, die er dem Herzog vorgestreckt hatte, Gewähr zu verschaffen." Sechs Wochen später wurde durch einen weiteren Vertrag eine Demarcationslinie festgesetzt, hinter welcher der größte Theil des westphälischen Kreises, die beiden sächsischen Kreise und ein Theil des oberrheinischen Kreises „unter dem Schutze Preußens neutral bleiben sollten, in sofern die darin gelegenen Stände binnen drei Monaten an dasselbe sich anschließen und ihre Contingente von der kaiserlichen Armee zurückziehen würden."

Der kaiserliche Adler blutete aus heißen Wunden, ohne noch von dem Kampf der Treue abzulassen; sein preußischer

Nebenbuhler, der zehn Jahre zuvor über die bedrohten Mitstände den Flügel zum Schutze gegen österreichische Eroberungs- und Säcularisationsgelüste ausgebreitet hatte, und vor Kurzem erst den unterdrückten und beraubten Reichsfürsten im Elsaß und Lothringen gegen Frankreich Recht verschaffen wollte, benutzte die Neutralität seiner Waffen, um in dem Herzen Deutschlands durch einen Reunionskrieg gegen Nürnberg, und durch Aufhebung der Reichsunmittelbarkeit der deutschen Ritterschaft in seinem Gebiete neue „Erwerbungen" zu machen, und vollendete gleichzeitig das Werk des Basler Friedens durch einen Vertrag vom 5. August 1796, kraft dessen „Friedrich Wilhelm für die Aussicht auf reichen Ländererwerb in Westphalen nicht nur seine eignen (geringen) Besitzungen jenseits des Rheines an Frankreich zu überlassen, sondern auch die Abtretung des gesammten linken Rheinufers zu unterstützen verhieß. Seinem Schwager, dem Prinzen von Oranien, bedingte er, nebst der Churwürde, die Bisthümer Würzburg und Bamberg, und beide sich selbst, wenn die Oranische Mannslinie erlösche"; ein Vertrag, durch welchen bekanntlich die Säcularisationen der Reichsdeputation eingeleitet wurden.

„Der Gedanke, einem Zweige unseres Hauses die Hochstifte Bamberg und Würzburg zu verschaffen, zeigt unser Streben, auch im südlichen Deutschland zu herrschen", sagte Massenbach damals in einer Denkschrift. „Wenn man Baireuth und Ansbach für sich selbst conserviren und einen Nebenzweig seines Hauses am Main etabliren will, so sagt man deutlich, daß man im südlichen Deutschland eben die Suprematie ausüben möchte, die man seit der Errichtung des Fürstenbundes und seit dem Basler Frieden im nördlichen Deutschland ausübt."

Welcher Todfeind der preußischen Politik könnte ein gehässigeres Verdammungsurtheil über den Fürstenbund fällen, den Massenbach als „Vorbereitung" späterer, dem-

cken; umsonst ihm Absichten anzu
ihm sähe. Wer jedem fremden Angr
pflichtet; entsagt kräftig dem eigene
und Gewalt entgegentritt, bindet sich
licher Unthat. Die Vergangenhe
nicht zu dem Verdacht ungerechter
Brandenburg. Man muß vielmehr
gerechtes und billiges Verhalten um
ten, da gerade dieses seine wahre Pol
es möglich, daß je ein Umsturz der R
terjochung der deutschen Reichsstände
proponirt, und seine Einwilligung d
erkauft werden sollte, so müßte schon
zwingen, einen so ungerechten Antrag z
sen Ausführung mit allen Kräften zu v

(Fortsetzung folgt.)

LXIV.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 23. November 1850.

Jeder unparteiische, aber recht- und ehrliebende Beobachter der Krise, in welche die heutige preußische Politik Deutschland gestürzt hat, wird sich, wenn er auch von Hause aus von dem aufrichtigsten Wohlwollen für Preußen beseelt gewesen wäre, beim Anblicke solcher staatskünstlerischer Productionen, welche das dermalige Kabinet von Sanssouci der erstaunten Welt zum Besten gibt, eines peinlichen, aus Mitleid, Entrüstung und sympathetischer Scham gemischten Gefühles nicht erwehren können. Wir sehen vor uns eine sich selbst aufhebende und paralysirende Politik der Simulationen und der Dissimulationen, der Reticenzen und der öffentlichen Geheimnisse, der Thaten, welche die Worte Lügen strafen, und der Worte, welche einen Meuchlerkrieg gegen die Handlungen führen; eine Politik, deren vernünftigen Sinn und Zweck wir nicht begreifen. Und neben dem Allen sind die Fäden dieses schlauen Gewebes so grob gesponnen, daß auch der Blinde darüber stolpern und die jedesmalige Feinheit und Ueberfeinheit in den ersten Minuten mit Händen greifen müßte! Mit allem ersinnlichen Nachdenken können wir, wenn wir uns

in den Mittelpunkt der preußischen Interessen hineindenken, und diese nüchtern und ohne Phantasterei auffassen, den Nutzen, den ein so wundersames, künstliches Wirsal von abgelegten und zurückgenommenen Geständnissen, von Zügen und Gegenzügen für Preußen haben könnte, nicht ausfindig machen. Es scheint uns, auch, daß dieß Kabinet durch einfache, plane, ordinäre Ehrlichkeit und gemeinen Menschenverstand bei weitem mehr und Besseres erreicht und durch redliche Erfüllung seiner Bundespflicht, wie Oesterreich sie von ihm verlangt, sogar die Folgen der Todeskrankheit von 1848 überwunden und die Scharte ausgewetzt hätte, welche ihm der damalige Versuch: „sich an die Spitze der Revolution zu stellen", geschlagen hat. Statt dessen sehen wir zu unserer sattsamen Verwunderung, daß die entgegengesetztesten Parteien in Preußen daran arbeiten: die ganze Bevölkerung in einen Rausch zu versetzen, der eine unglückliche Familienähnlichkeit mit jenem dämonomagischen Zustande zu haben scheint, in den die weltbekannte lustige Gesellschaft in Auerbachs Keller verfallen war. Nehmen Sie sich in Acht, meine Herren! Sie wähnen in Ihrer Extase, was Sie im Begriff zu brechen sind, seien Lorbeerreiser zu Ihrer künftigen Siegerkrone, aber Sie haben das Messer an die eigene Nase gesetzt! Der böse Schwarzkünstler, der Sie von Kindesbeinen an gefangen mit sich führt, ist ein Dünkel der Hoffart, wie er „unerhört ist in der Weltgeschichte." Er hat Ihnen schon so viele arge Streiche gespielt, und noch immer will Ihnen nicht der gute Gedanke kommen, sich von ihm loszumachen.

Oder sollte es außer dieser noch eine andere, eben so richtige Lösung des Räthsels der preußischen Kabinetsweisheit geben? sollten die Leiter dieser geheimnißvollen Politik hauptsächlich deßhalb zwischen lüsternem Begehren und frommer Resignation, zwischen Kriegesruhm und Sehnsucht nach constitutionellem Friedensglück, zwischen barschem Aufbegehren und weiser Nachgiebigkeit unentschieden auf und nieder schwanken,

weil sie zur Stunde noch nicht mit Genauigkeit wissen, was sie wollen und nicht wollen?

Bekanntlich wurde Herr von Radowitz entlassen, theils weil man durch diesen Schritt Rußlands gereizte Stimmung zu beschwören, theils Oesterreich für die Beseitigung der unirenden Vergrößerungspolitik eine Bürgschaft zu geben, theils dem Lande selbst die kostspielige und gefährliche Demonstration einer Bewaffnung zu ersparen hoffte. Jetzt bringen die Zeitungen ein Document, welches die geheime Bedeutung dieses Schrittes der Welt darlegt, oder vielmehr die, der Thatsache widersprechende Protestation nachträglich folgen läßt *). Diese in der Politik der Kabinette bisher nicht erhörte Offenherzigkeit hat für uns etwas Rührendes und beinahe Imposantes. Das Gemüth des Königs verschmäht es, die Welt durch einen Act der Staatsklugheit zu täuschen, der mit dem innern Kerne seiner Absichten nicht übereinstimmt. Der König ent-

*) Sanssouci den 5. November 1850 nach 6 Uhr Abends. So eben gehen Sie zur Thüre hinaus, mein treuer und theuerster Freund, und schon nehme ich die Feder, um Ihnen ein Wort der Trauer, der Treue und der Hoffnung nachzurufen. Ich habe Ihre Entlassung aus dem auswärtigen Amt gezeichnet, Gott weiß ob mit schwerem Herzen! aber ich habe ja in Freundestreue noch mehr thun müssen, ich habe Sie vor meinen versammelten Räthen um Ihres Entlassungsbegehrens willen belobt. Dieß sagt Alles und bezeichnet meine Lage schärfer als Bücher es vermögen. Ich danke Ihnen aus meinem tiefsten Herzen für Ihre Amtsführung. Sie war die meisterhafte und geistreiche Ausführung meiner Gedanken und meines Willens. Und beide kräftigen sich an Ihrem Willen und Ihrem Gedanken, denn wir hatten dieselben. Es war aller Tribulationen ungeachtet eine schöne Zeit, ein schöner Moment meines Lebens, und ich werde dem Herrn, den wir beide bekennen, und den wir beide hoffen, so lange ich athme, dankbar dafür seyn. Gott der Herr geleite Sie, und führe in Gnaden unsere Wege wieder zusammen; sein Friede bewahre, umlagere und beseelige Sie bis auf Wiedersehen. Dieß zum Abschied von Ihrem ewig treuen Freunde. (gez.) Friedrich Wilhelm."

läßt seinen Minister des Aeußern, gibt ihm aber das schriftliche Zeugniß, daß sein politisches System der getreue Ausdruck des Gedankens des Königs sei, und daß er, so wie sich die günstige Gelegenheit biete, in das für den Augenblick verlassene Geleis wieder umlenken werde. Aber wenn dem also ist, wozu eine Demonstration, die wenige Stunden darauf bereits in der Form eines freundschaftlichen Herzensergusses zurückgenommen, entkräftet und widerrufen wird; es ist ein Herzenserguß, der einen Unterschied zwischen der königlichen Gesinnung, dem in der Ministerconferenz gesprochenen Worte, und der in dem Ministerwechsel liegenden That schwarz auf weiß constatirt, eine Demonstration, die der Vorwurf hinterlistiger Heimlichkeit nur deßhalb nicht treffen kann, weil das Geheimniß der königlichen Pläne sofort in die Zeitungen wandert! Wir gestehen, daß die Wege dieser charakterfesten Politik wunderbar, wir aber auf den Ausgang begierig sind.

Den 25. November 1850.

Neben den großen Weltgeschicken, die wie schwarze Wetterwolken der Entscheidung von Minute zu Minute näher rücken, verschwindet eine scheinbar geringfügige Thatsache, die uns jedoch, weil wir ihr eine weit tiefere, gleichsam symbolische Bedeutung beilegen, mit aufrichtiger Trauer erfüllt. Wir meinen den politisch-moralischen Bankerott der „neuen preußischen Zeitung.“ Wenn solche Zeichen sich am grünen Holze begeben, was soll am dürren geschehen! Wir haben unser Publikum auf dieses Blatt aufmerksam gemacht, und ihm im katholischen Deutschland einen gewissen Leserkreis verschafft. Wahrlich es verdiente ihn. Denn uns ist wenigstens keine andere, täglich erscheinende deutsche Zeitung bekannt geworden, die mit solcher Einsicht und Sachkenntniß, mit solcher Consequenz und Uner-

schrockenheit den Krieg gegen die gewöhnlichen Formen der Revolution geführt, die ordinären Schlagwörter des Tages verhöhnt, das Recht gegen die Staatsomnipotenz vertheidigt, und selbst den schweren Verirrungen der preußischen Kabinetspolitik gegenüber lange Zeit Mäßigung und Gerechtigkeit gepredigt hätte. Daß die „Neue preußische Zeitung" sich auf solche Weise mit der preußischen Geschichte und den bekannten politischen Traditionen des Preußenthums in einen schwer zu lösenden Widerspruch setzte, konnte keinem Sach- und Geschichtskundigen entgehen, und daß an solchem Baume solche Früchte wuchsen, war und blieb ein seltsames Naturspiel. Einstweilen aber freuten wir uns, wenn gleich etwas gespannt auf den weitern Verlauf und Ausgang, des merkwürdigen und unläugbar nützlichen Factums. Wer hätte auch an das erfreuliche Meerwunder, so lange es Gott und der Wahrheit zur Ehre gereichte, den Maßstab einer pedantischen Logik legen, und darthun wollen: daß solche Lehre entweder nicht stichhaltig seyn, die Probe der Ereignisse nicht aushalten werde, oder mit Preußens Ursprung, Herkommen und Wachsthum in den schreiendsten Widerspruch gerathen müsse. Aber o weh! was ist geschehen? Der Versucher hat die geheime Schwäche der frommen und loyalen Kreuzzeitung wohl gekannt und lange höhnisch lächelnd zugesehen. Er wußte, um welchen Preis diese Tugend feil sei. Da plötzlich hat er ihr gethan, wie jener Schalk, der der weltberühmten Madame Batavia in der Hundekomödie ein duftendes Würstlein auf's Theater warf. Sie hatte so lange einen hohen Adel und verehrungswürdiges Publikum in allen großen Hauptstädten Europa's höchlich ergötzt, — aber fordert, was menschlich ist! Der Bratenduft war stärker als sie, und als sie ihn in unmittelbarster Nähe roch, vergaß sie des wohlerworbenen Ruhmes und der trefflichen Dressur, fiel auf ihre angebornen und naturwüchsigen vier Füße und verschlang die Wurst. — Lassen Sie uns kurz seyn über den betrübenden Fall. — Ach! der Verführer von Anbeginn hat den schwachen Fleck der Kreuzzeitung nur zu gut gekannt. Das

Kreuz, welches sie an der Stirne trägt, ist nicht das in dem Felsenboden der Kirche wurzelnde; es ist von jenem weißen Mantel abgetrennt, den der fromme und getreue Hochmeister mit seinem Wort und Eidschwur von sich warf, als er die Kirche verließ, und das ihm anvertraute Ordensgut mit sich nahm. Der Widersacher hat es von Altersher gekannt, und eben nicht sich davor zu fürchten Ursache gehabt. Darum hat es auch in der Stunde der Versuchung die Zeitung nicht geschirmt, die von ihm den Namen führt. Er hat sie beim Preußenthume gefaßt, und diesem alle Reiche der Welt geboten. Da ist auch sie niedergefallen und hat ihn angebetet, dann aber ist sie, als ob sie Oberon's Horn gehört, im rasenden Taumel aufgesprungen, und hat ihren bisherigen Charakter, das Banner des Rechts, den Kampf für die Ordnung, ihre Jahrelang fortgesetzten Missionspredigten gegen die Revolution, ihre Leitartikel, die sich noch vor wenigen Wochen gegen die schlechte, eigensüchtige, preußische Unionspolitik hielt, sie hat mit einem Worte ihre Feinde und ihre Freunde, Gott und die Welt und sich selbst, in einem Augenblicke rein vergessen gehabt. Entweder war es ein Symptom dieses Preußenwahnsinns, oder sie hat sich gestellt, als ob sie dem weltkundigen Hergange zum Trotz, wirklich und ernstlich glaubte: Bayern und Würtemberg seien ursprüngliche und muthwillige Anstifter des Krieges, die das willenlose und gleichsam unmündige Oesterreich gebunden hinter sich auf die Schlachtbank schleppten; sie seien nicht etwa sich gegen Preußens eingestandene Vergrößerungspläne und Mediatisirungsgelüste zu schützen bedacht, sondern mit böslichem Eigennutze darauf aus: Preußen, das unschuldige Preußen, welches ja noch nie ein Wässerlein getrübt, in seiner Existenz zu bedrohen! Und von diesen Vordersätzen ausgehend hat die Kreuzzeitung einen Ton gegen die süddeutschen Staaten, zumal gegen Bayern angestimmt, neben welchem jene Gensdarmenoffiziere *), die wenige Wochen vor

*) Bekanntlich wurden diese Helden der Wachtparade nach ihrer Ge-

der Schlacht bei Jena unter den Fenstern des französischen Gesandten in Berlin ihre welthistorischen Säbel wetzten, noch als stille, bescheidene Jünglinge wieder zu Ehren kommen. Noch mehr, die „reaktionäre" Kreuzzeitung hat sich nicht geschämt, die cynische Frechheit der schmutzigsten Organe der rothen Revolution zu überbieten und das österreichische Heer („das Oesterreich, das in dem Lager des Radetzky wohnt") mit dürren Worten zum meuterischen Verrath und Abfall von seinem Fahneneide aufzufordern *). Dafür aber hat sie auch wieder ihrerseits den preußischen Rheinländern gelegentlich das Versprechen ertheilt, daß sie, falls nur der bevorstehende Krieg für Preußen gut ausliefe, fortan als Heloten behandelt werden sollten. Ein ander Mal berichtet sie alles Ernstes: Hamburg sei in Verzweiflung über den Abzug der Preußen, deren Liebenswürdigkeit bekanntlich so unwiderstehlich sei, daß man einen Aufstand beabsichtige, bloß um die einquartirten Pickelhauben mit Gewalt festzuhalten. Gegenüber dem, beinahe das gerechte Maaß überschreitenden tiefen Widerwillen gegen Preußen, der von dem deutschen Meere bis zum Bodensee gleichmäßig alle Stände, alle Lebensalter, alle Parteien durchdringt, wären diese Tröstungen als Selbstironie nicht übel angebracht. Aber es ist bitterer Ernst. Der Rausch des Dünkels und der kindischen Eitelkeit hat die Unglücklichen, wie damals vor der schimpflichen Züchtigung von 1806, übermannt; sie haben wirklich kaum eine Ahnung von der wahren, in Betreff ihrer herrschenden Stimmung. Man sieht deutlich: es ist jene Verblendung, welche

---

fangennehmung von Napoleon dadurch gestraft, daß sie vor dem königlichen Schlosse in Berlin so lange ausgestellt blieben, bis die endlosen Kolonnen der preußischen Gefangenen, darunter ihr eigenes Regiment, an ihnen vorüber gezogen waren. Dieß gab ihnen die unwillkommene Gelegenheit, einmal die öffentliche Meinung der Ihrigen mit eigenen Ohren zu vernehmen.

*) Neue preußische Zeitung vom 12. November 1850 Artikel: „Kaum können wir noch glauben."

die Vorsehung über Alle kommen läßt, die „endgültig" ihrem Gerichte verfallen sind.

„Die Orakel stimmen und treffen ein,
Der Ausgang wird die wahrhaftigen loben!"

Hätte übrigens die Kreuzzeitung auch nur eine Ahnung davon, welchen Nutzen sie derselben Sache der Revolution gebracht, die sie bisher bekriegte, und welche unheilbare Wunden sie dem preußischen Interesse geschlagen hat, welches sie zu vertreten meint, wahrlich! sie würde es bitter bereuen, daß sie, wie es scheint in hastiger Uebereilung und nicht ohne plumpes Ungeschick, jene berühmte strategische Bewegung ausgeführt hat, welche der französische Sprachgebrauch: tourne-casaque nennt. — Sie hat, indem sie urplötzlich die Sache der heutigen preußischen Cabinetspolitik zu der ihrigen machte, der Revolution, mehr als sie heute selbst noch weiß und begreift, genützt. Sie wird es erfahren, wenn sie je den abgerissenen Faden der Polemik gegen die revolutionären Principien wieder anzuknüpfen, je wieder im Namen des Rechts das Wort gegen die brutale Gewalt zu nehmen versuchen wollte. Dann wird ihr das Donnerwort der Demokraten entgegen schallen: Ihr Heuchler! ziehet zuvor den Balken aus euerm Auge! Sie hat aber auch für immer das Vertrauen der ehrlichen Gegner der Revolution verwirkt; dieser gegenüber sich selbst für ewige Zeiten mundtodt gemacht. Sie wird, wenn sie es noch nicht wissen sollte, merken und empfinden: daß man nicht willkürlich gestern royalistisch-legitime Politik machen, heute den Steuerverweigerern die Hände drücken und Offiziere, die in der Stunde der Entscheidung sich auf die Seite der Revolution gestellt, für die ehrenwerthesten Leute in Deutschland erklären, und morgen etwa wieder, quasi re bene gesta, die Demokraten abkanzeln kann.

Preußen selbst hat die Kreuzzeitung durch ihren Wankelmuth, und durch die Maaßlosigkeit ihrer Ueberhebung, die sie in der neuen Rolle an den Tag legt, einen noch üblern Dienst

geleistet. Frägt man nach dem Grunde der so allgemeinen Entrüstung gegen Preußens traditionelle Politik, so liegt dieser zunächst zwar allerdings in dem, diese Staatskunst von jeher characterisirenden Mangel an Wahrheit, Gerechtigkeit und Consequenz, für die es keine Surrogate gibt. Aber außerdem klebt fast ohne Ausnahme allen Dienern, Gehülfen und Anwälten derselben ein gewisses Etwas an, welches auch die Galle des Gelassensten erregen, die schon vorhandene Abneigung der Gegner aber zur wahren Erbitterung steigen muß. Dieß Etwas schließt jede, auch die entfernteste Gefahr aus, daß Preußen jemals die Hegemonie in Deutschland erwerben, die etwa durch List oder einen glücklichen Handstreich an sich gerissene, länger als vierzehn Tage behaupten könnte. Man kann es ihnen ruhig selbst überlassen sich mit dieser, ihnen beiwohnenden Naturgabe unmöglich zu machen. Jenes Etwas liegt in der schnöden, höhnischen, patzigen, sich im kindischen Selbstlob überhebenden, den Gegner bis in den Mittelpunkt der Erde hinein verachtenden, ihn nicht mehr als Gottes Geschöpf anerkennenden, mit einem Worte: in der spezifisch preußischen Form. Wer sich etwa bisher noch mit der Täuschung hingehalten hätte, daß dieser character indelebilis bloß dem revolutionären, nicht auch dem royalistischen Preußenthume aufgeprägt sei, der studiere die Kreuzzeitung, an Erkenntniß des Bösen und Guten wie an Geist unstreitig die ausgezeichnetste politische Erscheinung, die je auf märkischem Boden gewachsen ist. — Der Fehler muß also doch wohl in der Wurzel liegen.

Den 26. November 1850.

Die Stärke der preußischen Politik hat seit länger als hundert Jahren darin bestanden, daß sie, unbekümmert um Recht und Consequenz, die Conjuncturen zu benutzen und die jedesmaligen Schlagwörter des Tages ihrem unveränderlichen Ge-

danken der „deutschen Hegemonie" dienstbar zu machen suchte. Vor der Julirevolution sollte der „Schutz der materiellen Interessen" vorläufig den Weg zum Zollkaiserthum bahnen. Dann wurde der Krieg des preußenthümlichen Protestantismus gegen Kirche und Papstthum eine Zeitlang als Angel nach der zeitgeistigen Popularität ausgeworfen, und als Trophäen der in diesem Gewässer erfochtenen Siege zwei Erzbischöfe auf die Festung geschleppt. Nach den glorreichen Märztagen erfolgte, unter dem Panier der Burschenschaft, der berühmte Königsritt durch die Straßen Berlins. Jetzt war die „deutsche Einheit" eine Weile lang das Feldgeschrei, natürlich unter der sich von selbst verstehenden Voraussetzung, daß jede Einheit einen Mittelpunkt haben müsse, und daß Preußen durch den allgemeinen Schrei der deutschen Nation werde gezwungen werden, sich gutwillig dieser Bürde und Würde zu unterziehen. Unglücklicherweise wollte Oesterreich dieser sehr loyalen Politik den Gefallen nicht thun sich in seine Elemente aufzulösen; das preußisch-deutsche Reich schrumpfte grollend und keifend zu einer Union zusammen, und als auch diese Seifenblase zerplatzte, als man die Union aufgab, aber an dem „Vereine" zu Schutz und Trutz festhielt, wurde plötzlich die „preußische Ehre" das Schiboleth. Im Namen dieser Gottheit soll jetzt Krieg geführt werden.

Hören wir, wie die Kreuzzeitung diesen Uebergang mit unübertrefflicher Meisterschaft motivirt:

„Hat unsere gegenwärtige Regierung von ihrem Vorgänger ein Danaer-Geschenk und eine leidige Erbschaft überkommen, liegen die Schwierigkeiten der Situation heute wie vor zwei Jahren weniger in den Verhältnissen an sich, als in den Verwirrungen und Verwickelungen, welche man muthwillig hervorgeschworen, hat die bisherige Politik, ängstlicher besorgt, wie es scheint, um den Glanz des Rücktritts als um den Ruhm und die Ehre Preußens, mit dem Kriege gespielt und den Ausbruch eines in seinem Verlaufe und seinen Fol-

gen unberechenbaren europäischen Kampfes mehr dem Zufall, als den Erwägungen einer besonnenen Staatsklugheit anheimgegeben: wir mögen die Vergangenheit tadeln, aber wir vermögen sie nicht mehr zu ändern, und unsere Nachgiebigkeit ist erfüllt, nachdem wir Alles gethan, was das Recht gebot und die Ehre gestattete. Wer mehr von uns begehrt, der mag es uns auf andere Weise abgewinnen; wir stehen jetzt bereit, Alles, was wir gefehlt, mit unserm Schwerte einzulösen und mit unserem besten Blut zu sühnen, wir haben uns nach jenem guten Rath lange vorgesehen, in Händel zu gerathen: doch sind wir einmal darin, und ist es unsern Gegnern so wenig aufrichtig um Verständigung zu thun, wir werden sie dann führen, daß sich der Feind vor uns mag hüten, und der Erfolg auf seinen Kopf."

Möge uns die Kreuzzeitung gestatten, ihre Rede auf einfache und evidente Grundsätze zurückzuführen, und die interessante völkerrechtliche Frage durch ein Beispiel aus dem täglichen Leben zu illustriren. Ich wandere auf der Landstraße und finde aus „geographischen", klimatischen, ökonomischen und andern Gründen der Nützlichkeit, daß es mir unter den obwaltenden Umständen trefflich zu Gute kommen würde, wenn ich einen Nebenmenschen, der zufällig desselben Weges geht, seiner Kleidungsstücke bis auf die Haut entledigen könnte. Voraussetzend, daß ich der Stärkere bin, beschließe und unternehme ich eine Invasion in die Bekleidung meines Gefährten. Dieß ist offenbares Unrecht, und ich beschwöre durch mein Verfahren den Ausbruch eines in seinem Verlaufe und in seinen Folgen unberechenbaren Kampfes herauf. Aber auch mein Reisegefährte setzt sich in's Unrecht. Er schreit um Hilfe, er will die Gensdarmen herbeirufen. Großmüthig wie ich zu allen Zeiten gewesen, fordere ich von ihm als Bedingung des Friedens nichts, als den Besitz des Mantels und des Rockes, und erbiete mich: ihm Beinkleider, Hemde und Cravatte zurückzustellen; er aber schlägt den billigen Vergleich aus, er will mir die Mittel nicht gewähren, „mit Ehren" zurückzutreten.

ändert sich die Sache. Ich habe gethan, was das Recht gebot und die Ehre gestattete. Jetzt bin ich bereit, Alles was ich gefehlt, mit meinem Schwerte einzulösen und „der Erfolg auf seinen Kopf." Ist das eine Räuber- und Schelmenmoral? Nicht doch! es ist der Ehrencodex der neuen preußischen Zeitung, wohlverstanden ein Codex, den sie, wie man die Hand umkehrt, in den ersten Tagen des laufenden Monats angenommen. Denn noch am 2. November begreift sie die preußische Ehre anders.

„Was fordert die Ehre Preußens, was fordert sie von uns, was von Allen, die ihr Vaterland, die ihren König nicht lassen wollen? Fordert sie von uns, daß wir immer noch daran glauben, die Revolution sei unbesiegbar, und die Nationalität stärker, als die kräftigsten Irrthümer der Zeit? fordert sie, daß wir den Thatsachen zum Trotz festhalten an der „„permanenten Idee"" der Union und Tausende unserer Brüder auf die Schlachtbank führen, um sie mit in das Grab eines jüngst dahingeschwundenen politischen Systems zu versenken, und den politischen Bankerott weniger Einzelnen in dem Getümmel und unter den Ruinen eines europäischen Krieges vergessen zu lassen? Fordert die Ehre Preußens, daß wir das theure Vermächtniß unseres nach der Unruhe der Zeit in Gott ruhenden Königs in den Wind schlagen, und die fast halbhundertjährige heilige Allianz dem leichtsinnigen Ehrgeiz politischer Eintagsfliegen opfern? Fordert sie, daß wir die Kräfte des Landes in nutzlosen Demonstrationen erschöpfen, und zu der Entschlossenheit auch noch die Schwäche gewinnen? Wir sagen: „„niemals, niemals, niemals!"" wir sagen: hinweg mit einer Politik, die uns keine Bundesgenossen läßt, als die Sympathien der Revolution; hinweg mit einer Politik, die Einheit und Nationalität im Munde führt, während ihre Thaten die Gauen Deutschlands mit Kriegslärm erfüllen und die einzelnen deutschen Stämme in leichtbegreiflicher Erbitterung zur Vertheidigung ihrer Volksthümlichkeit in die Waffen rufen; hinweg mit einer Politik, die Preußen ohne

Jemandes Zuthun, und selbst wider den Willen seiner Freunde, aus der Reihe der europäischen Großmächte hinweg thun, und aus dem Vertraueu der legitimen Fürsten, ja aller Derer streichen würde, welche die Revolution und deren Werke von Herzen hassen, hinweg mit einer Politik, welche stets rüstet und niemals schlägt, so daß uns die Freunde nicht lieben und die Feinde nicht fürchten. Was Preußens Ehre fordert, das ist vor Allem ein unzweideutiger, unverhüllter Bruch mit der Revolution in jeglicher Gestalt, das ist endlich der Entschluß, alle Diejenigen fallen zu lassen, welche Preußen dem Falle nahe gebracht."

Man sieht es ist mit dieser „preußischen Ehre", wie mit jenen Taschen der indischen Gaukler, aus denen der geschickte Magier nach Belieben, was man verlangt und ihm eben ansteht, hervorlangen kann. Es ist schlechterdings unberechenbar, was im Laufe der Zeit noch Alles aus diesem nach Willkür dehnbaren Begriffe entwickelt werden wird. Nur Eins ist gewiß: Recht und Vertrag auf der einen, und „preußische Ehre" auf der andern Seite, sind die Ausgangspunkte zweier entgegengesetzten politischen Systeme. Wer dieß etwa noch bezweifeln sollte, beliebe einen Blick auf die Convention zwischen Preußen und Kurhessen vom 12. Mai 1834 in Betreff der gegenseitigen Militärdurchmärsche zu werfen, welche durch die gegenwärtige preußische Invasion in allen Punkten gebrochen ist. Zwar wird hier Preußen eine Militärstraße, die über Kassel führt, vorbehalten, „jedoch zugleich erklärt, daß dieselbe nicht anders benützt werden soll, als wenn dem kurfürstlich-hessischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zwei Monate zuvor davon Nachricht ertheilt worden ist." Ausserdem dürfen die preußischen Truppen, nur die in den Artikeln dieser Convention ausdrücklich genannten Etappenorte berühren, und endlich bestimmt Art. 9, daß preußischer Seits „zur Unterhaltung der Communication keine stehenden Truppencommandos aufgestellt werden, noch irgend eine Einrichtung zu solchem Zwecke auf dem Kur-

hessischen Gebiete stattfinden" soll. Aber was sind Conventionen und Staatsverträge, wenn „Bedingungen der geographischen und militärischen Lage" und die „preußische Ehre" es nützlich und räthlich erscheinen lassen, daß man sich über das Recht hinaussetze!

Einer unserer Freunde erzählte uns folgenden, diese eigenthümliche Moral characterisirenden, aus dem Leben gegriffenen Zug. „Ich reiste", so lautet sein Bericht, „nicht gar lange nach der Julirevolution eine Nacht hindurch mit einem, nicht mehr jungen, preußischen Offizier in dem nämlichen Eilwagen. Bald drehte sich unser Gespräch um die Politik des Tages. Mein Begleiter war höchlich unzufrieden mit dem damaligen politischen Systeme seines Königs. Friedrich Wilhelm III. hätte in jenen turbulenten Zeiten nach mehr als einer Seite ausgreifen, ich weiß nicht mehr welche Länder mit Preußen vereinigen, halb Deutschland erobern sollen. Aber jetzt sei die gute Gelegenheit verpaßt u. s. w. Ich wandte ein: daß ich mit der äußersten Anstrengung meiner Sehwerkzeuge das Recht zu dieser Expansivpolitik nicht zu entdecken vermöge. Aber ich werde den, erst verwundert gen Himmel gehobenen, dann mit mitleidiger Geringschätzung auf mich gesenkten Blick nicht vergessen, mit dem der preußische Patriot mich maaß, und dann erstaunt ausrief: „„das Recht? großer Gott, das Recht! hat Friedrich der Grosse nach dem Rechte gefragt, als er Oesterreich Schlesien nahm?"" Natürlich war ich widerlegt und entschuldigte mich bestens, daß ich daran nicht gleich gedacht hätte." So weit unser Freund: Wir wollen nicht behaupten, daß die Ansicht seines militärischen Begleiters exclusiv preußisch sei; sie hat in ganz Europa und Amerika ihre Gläubigen. Aber die Erfahrung lehrt, daß Frankreich und Preußen die Länder sind, wo der Cultus der Gewalt das ihm widerstrebende, angeborne Rechtsgefühl am nachhaltigsten erstickt, und am meisten durch alle Klassen und Schichten der Gesellschaft gegriffen hat. Dort lehnt er sich an die Autorität Napoleons, hier an den Vorgang Friedrichs „des Großen." Und die

ses Geschlecht spricht von Freiheit! — Man muß sich darüber nicht ereifern; wird ihnen doch geschehen, wie sie geglaubt haben. Nur wo, wie in der Kreuzzeitung, diese tief unsittliche Welt- und Lebensansicht nicht mit der landüblichen Unwissenheit und Verwirrung, sondern mit unläugbar großer Kenntniß der rechtlichen und factischen Verhältnisse gepaart ist, wo, wie dort, eine Partei die Sache des Rechts mit Feuer und Beredsamkeit führt, und dann wieder, wenn es ihr anders taugt, in einem Athem, nach Kossuths Wahlspruche, die Götter der Unterwelt zu ihrem Dienste aufruft, — da ist es schwer mit kaltem Blute und ohne den tiefsten Schmerz der Entrüstung die traurige Thatsache einzuräumen: man habe den Gegner für ehrenhafter und redlicher gehalten als er in Wahrheit ist, und auf der Grundlage sein kann, auf die er sich in seinem Ausgangspunkte gestellt hat. Sehr richtig sagt der norddeutsche Correspondent:

„Kommen muß für jeden Menschen, dem die innere Rechtsgesinnung fehlt, der Tag, an dem es offenbar wird, daß er den Kampf gegen die Revolution nicht um des Rechtes, nicht um des Grundsatzes, nicht um Gottes willen führte. Dieser Tag war für die Männer längst gekommen, welche im November 1848 Preußen vor dem Untergange retteten, er ist jetzt auch für die neue Partei der Neuen Preußischen Zeitung gekommen. — Die Revolution bekämpfen, so lange sie unsere Neigungen antastet, das kann Jeder; für das Recht, welches nur dann Recht bleibt, wenn es über allem menschlichen Belieben steht, auch da eintreten, wo es mit unsern Herzenswünschen nicht mehr übereinstimmt, das ist die schwierigere Aufgabe, das war die Aufgabe der Neuen Preußischen Zeitung, wenn sie ein Organ des Rechtes gegen die Revolution seyn und bleiben wollte. Die Neue Preußische Zeitung hat diese Probe nicht bestanden. Sie hat zu dem intendirten revolutionären Kampfe gegen das deutsche Bundesrecht nicht einmal bloß stillgeschwiegen, sie hat ihn gutgeheißen, ja sie hat durch die Aufreizung eines falschen nationalen Ehrgefühls nach ihren besten Kräften seinen Ausbruch zu be-

fördern gesucht, den Ausbruch eines Kampfes gegen die höchste Bundes-Obrigkeit, auch eine Obrigkeit von Gottes Gnaden. Damit ist sie im entscheidenden Momente aus den Reihen der Kämpfer für das Recht übergegangen in das Lager der Revolution."

Daß die Kreuzzeitung diese ihre moralische Abdication heute selbst schon merkt; daß ihr, nachdem ihr Schlachtgesang einige Tage gedauert, eine unheimliche Ahnung aufsteigt, wohin sie sich gebettet und in welche Gesellschaft sie gerathen; daß sie heute schon ein Vorgefühl anweht, wie maaßlos thöricht es sei: das deutsche Bundesrecht mit gewaffneter Hand bekämpfen, sich selbst aber des Bündnisses mit der Revolution erwehren zu wollen, — das Alles hat freilich seine Richtigkeit. Aber diese zu späte, und nichts weniger als übernatürliche Reue kann nicht einmal unser Mitleid in Anspruch nehmen. Hinter handgreiflichen Widersprüchen versteckt, mit Reticenzen und halben Geständnissen beschönigt, ermangelt sie der Wahrheit und der würdigen Früchte.

Schon hat die Kreuzzeitung es wieder vergessen, daß sie selbst das Kriegsgeheul vor wenigen Tagen noch am lautesten anstimmte. Sie will jetzt nichts als „Buße und Frieden" gepredigt haben. Oder sollte dieß bloß das System des Rundschauers seyn? sollte dieser allein wirklich an der ganzen Kriegspolitik der Leitartikel der „neuen preußischen Zeitung" völlig unschuldig sein? wie vermag er es dann mit seinen Begriffen von „Recht und Ehre" zu vereinigen, daß er sich stillschweigend zum fortwährenden Mitschuldigen eines Blattes macht, dessen „Zuschauer" Preußens eigene Ehre schändet, indem es vor wie nach, tagtäglich die Ehre seiner süddeutschen Landsleute mit Füßen tritt, und mit vollen Händen eine Saat ausstreut, die blutige Früchte tragen wird. Wahrlich bei dieser innern Spaltung wäre die Kreuzzeitung ein lebendiges Bild des Reiches, welches in sich wüste und leer werden muß. Doch wie dem auch sei, einstweilen nehmen wir, indem wir den für Oesterreich in [illegible]

sicht gestellten „slavischen (!) Militärdespotismus“, immer noch ruhiger erwarten, als die preußische Freiheit, vorläufig Act von folgenden merkwürdigem Geständnisse eingekleideten halben Drohungen des Rundschauers:

„Die wahrscheinlichen Folgen eines Krieges zwischen Preußen und Oesterreich sind für Preußen: erstlich eine Allianz, eine erbetene oder aufgedrungene Allianz mit Frankreich — nicht mit Frankreich, sondern mit dem Revolutionskrater Paris, denn es gibt jetzt kein Frankreich — eine Allianz, als deren Preis die Abfall drohende Rheinprovinz in Frage kommen dürfte, und in Folge dieser Allianz wohl außerdem noch die Allianz mit dem kirchenbrüchigen Revolutionswinkel Italiens, mit Sardinien. Ja, selbst ohne Allianz, selbst wenn Preußen solcher Allianzen sich noch schämte und erwehrte, selbst dann würde, wenn erst in Deutschland das Kriegsfeuer brennte, nicht bloß Sardinien nach der Lombardei, sondern auch Frankreich — jeder Popularität suchende Parteichef, vielleicht selbst die Legitimisten nicht ausgenommen, — nach der Rheinprovinz die jetzt schon juckende Hand ausstrecken. Zweitens die fast unabweisbare Allianz mit allen revolutionären Elementen im Innern Preußens, die gewiß dagegen neue „„Verheißungen““ und Concessionen fordern würden, mindestens das Terrain zurück, was sie seit zwei Jahren eingebüßt haben. Die Neuzeit, die Intelligenz, die liberalen Ideen, der nationale Fortschritt muß Preußens Loosung in diesem Kriege seyn, — so schallt es aus den Centren uns entgegen. Aber die Nationalzeitung kann die Zeit nicht erwarten, daß diese langweiligen Freunde ihr die Stätte bereiten. „„Preußen““, platzt sie voreilig heraus, „„hat keine Hoffnungen in diesem Kriege ohne ein Compromiß mit der Demokratie in ganz Deutschland.““ Compromiß also mit Oesterreich gegen die Demokratie, oder Compromiß mit der Demokratie gegen Oesterreich — das ist die Alternative. Drittens endlich Bruch mit unserem treuesten, bewährtesten Freunde, mit Ruß-

land, dessen großartig-feste, besonnene und uneigennützige Politik eben jetzt Freunden und Feinden imponirt, Bruch vielleicht auch, wie der Schleswig-Holsteinsche Präcedenzfall vermuthen läßt, gewiß wenigstens keine Allianz, mit England."

LXV.

Gelegentliche Gedanken

über die Natur der Wahrheit und den Werth der Aphorismen.

Es ist der gemeinsame Charakter aller natürlichen Offenbarungen, daß sie, kaum ausgesprochen, dem Menschen als etwas sich von selbst Verstehendes erscheinen, und dieß zwar desto mehr, je tiefer, umfassender, überraschender sie sind.

* * *

Wer seine Gedanken der Oeffentlichkeit übergibt, geht zwischen zwei Klippen einher: von Niemanden verstanden zu werden, und von Allen verstanden zu werden. (Bonald.)

* * *

Bei der schnellen Bewegung, die die Welt dahin reißt, hört man nur im Gehen zu. (La Mennais.)

* * *

Dem Menschen gehört die Methode, Gott die Sache.

* * *

Die großen Wahrheiten lernt man nicht durch Schlußfolgerungen; sie wohnen im Herzen, von wo die Leidenschaften sie immer vertreiben möchten. Kurze Denksprüche sind also Stützen des Herzens gegen die Angriffe der Leidenschaften.

Die Wahrheit klebt wie Vogelleim; selbst derjenige, der sie mit dem größten Widerwillen aufnimmt, kann sie nicht mehr los werden, wenn er sie einmal vernommen hat. Nicht so der Irrthum; er ist glatt von Natur, und man vergißt ihn wieder, nur der, der ihn sucht, hält ihn fest und verschluckt ihn. Deßhalb muß man die Wahrheit Jedermann an den Kopf werfen.

* * *

Ein einziges gutes Samenkorn kann, in die Erde gepflanzt, in wenig Jahren ein ganzes Land mit guter Frucht bedecken. So kann auch eine einzige Wahrheit, die in die Welt geworfen wird, in kurzer Zeit allgemein werden. Lüge und Irrthum haben nicht dieselbe Fähigkeit, sich zu vervielfältigen.

* * *

Der Erfolg der physischen Wirksamkeit des Menschen ist immer auf Zeit und Raum beschränkt, während der Erfolg der moralischen und geistigen Wirksamkeit weder in der Zeit noch im Raume Schranken hat. Das schönste und großartigste Unternehmen fordert Zeit um Früchte zu tragen, und kann sie nur auf einem beschränkten Raume hervorbringen. Dagegen bringt eine entdeckte und verkündigte Wahrheit, eine Regung des Gemüths augenblicklich ihre Wirkung hervor, und erstreckt diese durch die heutigen, allseitigen Verbindungswege mit Blitzesschnelle bis an das Ende der Welt.

* * *

Vollständige Entwickelung eines Irrthums setzt immer die, ihm entgegengesetzte Wahrheit in ihr helles Licht, denn sie ist eine handgreifliche Darlegung derselben. Dann wird die Wahrheit freilich ein Gemeingut, aber ein unfruchtbares, denn der Irrthum hat schon seine ganze Wirkung hervorgebracht. Er hat so zu sagen den Grund und Boden in Besitz genommen, auf dem die entgegengesetzte Wahrheit hätte Früchte tragen sollen. Die kleine Zahl Derjenigen, welche voraussehen, wie sich der Irrthum entwickeln wird, und die die entgegengesetzte Wahrheit zu einer Zeit einsehen, wo der Irrthum noch nicht seine ganze Frucht getragen, sich den Boden noch nicht ganz zugeeignet hat, und noch erstickt

werden könnte, diese Wenigen werden nicht gehört, wenn sie ihre Stimme in Zeiten erheben, aber Jedermann ist mit ihnen einverstanden, wenn es zu spät ist. So kennt man auch die Gesundheit erst, wenn die Krankheit unheilbar geworden, und die Jugend, wenn wir unwiderruflich dem Alter verfallen sind.

* * *

Jeder Mensch in der Welt hat einen Beruf, den er allein erfüllen kann; die Pflicht jedes Menschen ist, diese Aufgabe zu erkennen und gut zu lösen.

* * *

St. Peter sagt in seinem ersten Briefe: „Ein Jeder diene dem Andern mit der Gnade, die er empfangen hat, als guter Ausspender der mannigfaltigen Gaben Gottes.“ Also Jeder soll seine Fähigkeiten zum Wohle Aller anwenden.

* * *

Heutzutage fürchtet man (unbeschadet und vielleicht sogar wegen des bannalen Geschreies nach Fortschritt und Freiheit!) den Geist, wo er auch immer erscheint. Man liebt, ohne es sich zu gestehen, mehr als je das Bequeme, die Gewohnheit, den Geistesschlummer. Ein Geisteswecker, welch ein Unhold! Ein mit einlullendem Optimismus Alles lobhudelnder Beschwichtiger — welch ein Heiland!

* * *

Unfehlbar sind nur Jene, die nichts thun. (Paixhans.)

* * *

Geist und Talent sind ein Gemeingut, welches dem Individuum in Verwahrung gegeben ist. Die Gesinnung allein ist das Eigenthum des Einzelnen, über sie allein ist das Individuum Herr.

* * *

Gott wird von Dir Rechenschaft verlangen, wenn Du das Talent zu schreiben vergräbst, das er Dir gegeben hat.

(Franz v. Sales.)

Jedermann, der in der Gesellschaft lebt, bekleidet in Beziehung auf die Wahrheit eine Art von verantwortlichem Amte. Unter welcher Regierung man auch leben mag — man ist sich selbst die Wahrheit schuldig, so daß man sie sagen muß, soviel man immer kann und wie man immer kann.

* * *

Halte nicht zurück mit dem Worte zur Zeit des Heils. Verstecke nicht deine Weisheit und ihren Glanz. (Eccles. IV. 28.)

* * *

Man liest heutzutage nur noch Zeitungen; lange Werke jagen Furcht ein. Auch sind die Geister schon geübt genug, um selbst nachzuholen, was der Schriftsteller in dem engen Rahmen nicht entwickeln konnte, in den er es einschließen mußte.

* * *

Eine klare und gedrängte Form der Darstellung verräth, daß man über die vorgebrachten Wahrheiten tief nachgedacht hat; die Ueberzeugung drückt sich immer rein und bestimmt aus. Derjenige, der wirklich Etwas weiß, schweift nicht ab, und Weitschweifigkeit verräth wenig Bestimmtheit und Festigkeit des Geistes.

* * *

Jedes System ist eine Reise in das Land der Wahrheit. Alle Reisenden verirren sich. Aber Alle entdecken irgend einen neuen Gesichtspunkt, und lassen ihre Fußtapfen auf dem Wege zurück.

* * *

Der Unterricht des Menschen hat mit Sprichwörtern angefangen und muß mit Denksprüchen enden. (Bonald.)

LXVI.

Zwei radikale Zeugen in eigener Sache.

Ueber das Bestreben des Schweizerradikalismus sollten nun auch Diejenigen im Klaren seyn, welche sonst die Lobpreisungen der Presse über die schweizerischen Zustände für baare Wahrheit zu nehmen gewohnt sind, und sich es beinahe angewöhnt haben, die Schweiz als eine Gewähr der politischen Unschuld der Demokratie anzusehen. Es liegen nun zwei Zeugnisse vor, deren überzeugende Kraft selbst solche, welche durch Thatsachen nicht belehrbar sind, nicht bestreiten können, da beide von den zwei hochgestelltesten sogenannten Staatsmännern der Schweiz, das eine von dem Präsidenten des Nationalrathes, dem Bürgermeister Escher von Zürich, das andere von dem Präsidenten des Bundesrathes Druey aus der Waadt, ausgehen.

Als am 5. August d. Js. der Schweizer Nationalrath eröffnet wurde, schilderte der erwähnte Escher das Verhältniß der Schweiz als das eines europäischen Freiheitsaltars, um welchen bei fernerem Fortbestehen bald auch ein europäischer Freiheitstempel sich bilden werde. Sollte Jemand im Unklaren seyn, was derselbe unter Freiheit und Freiheitsaltar verstanden haben möge, so verweisen wir ihn auf jene Stelle seiner Rede, wo er von den Freiheitsbestrebungen der Völker

in den letzten zwei Jahren und davon spricht, wie das Herz bei den Erfolgen blutete, welche die Reaction im unaufhaltsamen Siegeslaufe über jene Bestrebungen davon getragen habe. — Es liegt somit auch am Tage, was der Gleiche unter einem europäischen Freiheitstempel verstund, für welchen die Schweiz den Beruf habe, ein Freiheitsaltar zu seyn, und zu welchem Zwecke derselbe eine allgemeine Völkersolidarität gestiftet wissen wollte. — Wir müssen gestehen, diese Revolutionssprache ist höflich, und sticht gewaltig von derjenigen deutscher Märzlärmer ab; allein sie sagt im Grunde das Gleiche, aus den Blumen der Freiheit, mit welchen sie sich schmückt, bringt der Modergeruch der Zerstörung und Verwesung aller Throne und aller bestehenden Staats- und socialen Zustände in Europa hervor.

Sollte man hieran, trotz der augenscheinlichen Klarheit der Sache, noch zweifeln, so bitten wir die neueste Expectoration des anderen Staatsmannes, des Präsidenten des Bundesrathes, des Hauptes der Zentralregierung der Schweiz zu lesen. Bei einem Trinkgelage der Berner Radikalen, wo er wahrscheinlich dem Weine außergewöhnlich zusprach, wie dieses bei ihm schon öfters der Fall war, so daß er bekanntermaßen einmal vor zwei Jahren in der Stadt Lausanne auf offener Straße einen Hund küßte und umarmte, und ihm über die Treulosigkeit der Menschen klagte, äußerte nun derselbe über seine politischen und religiösen Gesinnungen sich folgendermaßen: „Ich erkläre, daß ich weder radikal bin, noch liberal, sondern ich bin Sozialdemokrat; für mich ist der ewige Vater Freiheit, sein Sohn die Brüderlichkeit, der heilige Geist die Gleichheit; das ist die Dreifaltigkeit der Demokratie.“

Man könnte in der Empörung seines Herzens einen solchen Menschen, der in einem Athemzuge einen derartigen politischen Wahn und eine solche abscheuliche Gotteslästerung verkündiget, einen Tollhäusler nennen; allein die Sache hat eine ernstere Seite. Dieser Mann ist einer der einflußreichsten

Chefs der herrschenden radikalen Partei eines im Herzen von Europa liegenden Landes, der wegen seiner Grundsätze, seiner Schlauheit und erprobten Despotie mit der ersten Magistratur von seinen Freunden gegenwärtig betraut ist; seine Aeußerung ist nicht eine rein individuelle, sie wurde mit Applaus von seinen Zuhörern begrüßt, und gehört eigentlich einem großen Theile der Radikalen des Landes an. Druey hat vor vielen anderen radikalen Matadoren der Schweiz noch den Vorzug, daß er bisweilen eine gewisse Offenheit an den Tag legt, während ein guter Theil seiner Gesinnungsgenossen entweder der alten Phrasensprache des Radikalismus, wie der vorerwähnte Escher, sich bedient, oder sogar heuchlerisch seine Worte und Handlungen in den Mantel der Legalität einhüllt, obwohl sein Streben eben so verderblich, revolutionär und antireligiös, wie das Jener ist, welche Revolution und Unglauben auf den Dächern predigen.

Es sind übrigens diese Aeußerungen der beiden schweizerischen Magistrate ein neuer Beweis für die doppelte, freilich schon längst bekannte, allein so oft mißkannte Thatsache: 1) daß der Schweizerradikalismus seine Stelle in der europäischen Revolutionswelt kennt, daß er sich für die Zentralwerkstätte der Revolution hält, für den sogenannten Freiheitsaltar im Freiheitstempel, und mit Gelegenheit seiner Aufgabe nachzukommen trachtet; 2) daß die Spitze der Demokratie in Socialismus und in Gotteslästerung ausläuft.

LVI.

Die socialen Zustände des hebräischen Volkes im Alterthume.

VIII.

Die mosaische Gesetzgebung umfaßt, wie oben bereits erwähnt, das ganze Leben. Wir haben im Vorhergehenden den kirchlichen Theil derselben betrachtet; im Nachfolgenden soll von ihrer ökonomischen Seite die Rede seyn. Darunter verstehen wir alle jene gesetzlichen Bestimmungen, welche die Sicherung der materiellen Existenz, die Nahrung, den Lebensbedarf, das Gewerbswesen, die Vermögenspolizei, mit einem Worte die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse des Volkes betreffen. Interessant ist es hierbei zuvörderst zu betrachten: in wieweit Moses diese Gegenstände in den Bereich seiner gesetzgebenden Macht und Aufsicht zog, und in wieweit er die Sorge dafür der Privatthätigkeit der Familien und der Einzelnen überließ. Es zeigt sich, daß die Privatfreiheit keineswegs in modern absolutistischer Weise durch lästige und naturwidrige Vielregiererei aufgehoben oder gehemmt war. Andererseits aber war dennoch das materielle und ökonomische Leben des Volkes sich durchaus nicht selbst überlassen, sondern nach dem Willen und der höhern Erleuchtung des Gesetzgebers durch

die Institutionen, die er schuf, in eine Bahn gelenkt, welche zu einem bestimmten, von ihm vorgesehenen Ziele führen sollte. Was mit menschlichen Mitteln bei jedem weiter entwickelten, auf einer spätern Stufe der Cultur stehenden Volke schlechthin unmöglich gewesen wäre: das materielle Leben desselben zu ändern und die physische Existenz der Nation zu größerer Einfachheit zurückzuführen, — dieß konnte unter den besondern Umständen, welche den Auszug Israels aus Aegypten begleiteten, an den Hebräern noch versucht werden. Als Nomadenvolk waren sie in das Land der Pharaonen eingewandert. Hier scheinen sie sich freilich, wie die lange anhaltende Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Aegyptens beweist, während eines vierhundertjährigen Aufenthaltes nicht wenig an den Genüssen einer vorgeschrittenen Cultur betheiligt zu haben. Ohne Zweifel wären sie in diese eingeschmolzen worden, hätte nicht ein unerträglicher, despotischer Druck *) sie zum Auszuge gezwungen. So war Israel durch die Macht der Ereignisse auf den Anfangspunkt aller Cultur, auf die Stufe des Nomadenlebens zurückgedrängt. Eine vierzigjährige Wanderschaft in der Wüste vollendete den Rückschritt; es mußte erst ein neues Volk geschaffen werden ehe sich Kanaan öffnete, und nur zwei Menschen, die aus Aegypten ausgezogen waren, Kaleb und Josua, betraten das Land der Verheißung. Grundbesitz, den Kern alles Eigenthums, empfing Israel erst durch die Eroberung; so war die Möglichkeit gegeben, daß die Gesetzgebung dessen Verhältnisse, noch vor der Gründung des neuen Staates in

*) Ob die Hebräer sich diesen nicht durch ähnliche Neigungen und Bestrebungen des Hochmuths und der Habsucht zugezogen, als worüber später und noch heutzutage jedes Volk bittere Klage führt, in dessen Mitte sie wohnen, dieß ist eine Frage, die aus der Genesis nicht beantwortet werden kann. Die Laster und Fehler eines Volkes schließen dessen Beruf in der Weltgeschichte nicht aus. Gott erwählt Einzelne und ganze Völker zu Werkzeugen, [illegible] nicht [illegible]wendig ihrer Verdienste oder ihrer natürlichen [illegible] wegen, sondern hauptsächlich weil es ihm so gefällt.

der eigenthümlichen Weise regeln konnte, der wir im Pentateuch begegnen. Von einem Eingriffe in das Recht und die Privatfreiheit der Einzelnen, ähnlich wie er in den neuern Staatsgesetzgebungen an der Tagesordnung ist, und in immer größerem Umfange verlangt wird, von einem solchen Eingriffe in bestehende Rechte konnte hiebei aus dem einfachen Grunde nicht die Rede seyn, weil Jehova, in dessen Namen Moses sprach, den Söhnen Israels nicht nur nicht das Ihrige nahm, sondern ihnen umgekehrt jenes Eigenthum erst schenkte und verlieh, worauf sich seine Anordnungen bezogen.

Dieß war der geschichtlich gegebene Standpunkt des Gesetzgebers der Hebräer. Ehe wir zu den Einzelnheiten der von ihm getroffenen Anordnungen übergehen, ist es nothwendig, einige allgemeinere, Besitz und Eigenthum betreffende Betrachtungen vorauszuschicken.

Die Geschichte der Gegenwart, der wir als Zuschauer oder mithandelnde Personen beizuwohnen berufen sind, zeigt uns zwei feindliche Strömungen, die in der heutigen europäischen Gesellschaft ohne Hoffnung der Vermittelung und Aussöhnung gegen einander zu Felde liegen, und nahe daran sind eine Krise herbeizuführen, wie die Weltgeschichte sie noch nicht erlebt hat. Diese sind: das absolute, sich zu immer größerer Isolirtheit abschließende Privateigenthum, und die Tendenz zur Gemeinsamkeit alles Eigenthums, welche mit dem Satze anfängt: daß jedes Privatrecht dem gemeinen Wohle weichen müsse, und mit dem vollen Communismus ihren Entwicklungsgang abschließt.

Die Theorie vom absoluten Eigenthum setzt den Begriff des Mein und Dein, einschließlich des Rechtes: es nach Gefallen zu gebrauchen und zu mißbrauchen, als höchstes und oberstes Gesetz voraus, und nimmt keine Rücksicht auf das Wohl des Nächsten und der Gesellschaft. Die Begründung dieser Anschauungsweise liegt ohne Zweifel in der angebornen Natur des Menschen, wie sie bereits im zartesten Kindesalter

hervortritt. Sie liegt nicht minder in der Natur der Gesellschaft, die ohne gesondertes Eigenthum nicht bestehen könnte. Sie liegt endlich selbst im Gesetze Gottes, welches zu stehlen oder sonst in das Recht des Nächsten zu greifen verbietet. — Das Eigenthum hat daher auch seinen ganz guten Grund in der Natur der Dinge, nur ist es nicht absolut. Es muß selbst durch ein höheres Gesetz geschützt und durch ausgleichende Liebe, durch Gegenseitigkeit, durch Rücksichten der Billigkeit auf Andere und auf die Gesellschaft, gemildert werden, sonst wird es in seiner höchsten Spannung und Starrheit selbst zum Unrechte. Der auf richtige Beobachtung des praktischen Lebens gegründete, alte Spruch der Römer: summum jus, summa injuria hat einen weit tieferen Sinn, als es beim ersten Anblicke scheint.

Die das Privateigenthum bekämpfende Lehre geht von dem in seiner Wurzel ebenfalls unbezweifelt richtigen Gesichtspunkte aus: daß die ganze Menschheit, im eigentlichen und buchstäblichen Sinne, eine Familie sei; daß die Natur die Bestimmung habe, durch ihre Gottesgaben die ganze Menschheit zu tragen, ihr zu dienen, sie zu ernähren; daß kein Mensch berechtigt sei zu sagen: wer hat mich zu meines Bruders Hüter gesetzt? *) Gegen diese Auffassung ist um so weniger etwas einzuwenden, als auch die christliche Lehre dem Reichen gebietet: zu haben als ob er nicht hätte, und dem Hungrigen sein Brod zu brechen. Verkaufe deine Habe und gib das Geld den Armen, sagt Christus dem Jünglinge, der nach den Wegen zur Vollkommenheit fragt. Aber zwischen den richtigen Vordersätzen und der Folgerung einer Gemeinsamkeit alles Eigenthums als

*) Der Kriegsruf der Beduinen, welche seit Jahrhunderten das Grundprincip des Communismus zu verwirklichen trachten, soll, wenn sie die Caravane plündern, folgender seyn: „dein Bruder hungert, und deine Schwester ist nackt." Darum aber ist auch, seit Abrahams Zeiten, ihre Hand gegen Jedermann und Jedermanns Hand gegen die Söhne Ismaels.

politischer Institution, als einer durch gesetzlichen Zwang gegründeten Anordnung, steht nicht mehr und nicht weniger als eine Thatsache. Es ist gerade die, welche die communistische Irrlehre unserer Tage mit der meisten Erbitterung läugnet: die erste Sünde und ihre Folgen. Der Mensch ist seiner ursprünglichen Herrschaft über die Natur entsetzt; der Acker, der nicht mit harter Arbeit bestellt wird, trägt ihm Dornen und Disteln; die Elemente sind ihm feindlich. Er muß sich gegen Hunger und Kälte, gegen Hitze und Regen, gegen Tod und Krankheit, gegen Sünde und Irrthum Anderer schützen. Darum bedarf er der irdischen Habe, des Besitzes, des Vorraths aller Art. Weil dieser der Natur mühsam abgerungen werden muß, liegt das Bedürfniß nahe: Dritte davon auszuschließen, ihn gegen jeden unberechtigten Eingriff Anderer zu vertheidigen. Damit ist aber die Entstehung und die Nothwendigkeit des Privatrechts und des Eigenthums gegeben, welche nicht bloß ein Positives sind, das „möglicherweise auch anders seyn könnte", sondern in der gefallenen Natur des Menschen, in der Ordnung der Welt, wie sie nach der ersten Sünde geworden ist, ihre nothwendige Begründung finden.

Sind also beiderlei Principe: das des Sondereigenthums und das der Gemeinsamkeit aller irdischen Güter in ihrer tiefsten Wurzel wahr, und jedes nur in seiner einseitigen, abstrakten Durchführung falsch, so ist das die Frage: wie sie vermittelt werden können? Die Religion hat dieß zu allen Zeiten versucht; nicht nur der Glaube des alten Bundes und die wahre Kirche Christi, sondern überall, wo noch ein Funke der Uroffenbarung unter dem Schutte des Heidenthums in der Nacht menschlicher Verirrung glimmt, sehen wir die, den Egoismus des Privatrechts ausgleichende Wohlthätigkeit als eine der heiligsten Menschenpflichten empfohlen. Aber auch abgesehen von der religiösen Moral war es zu allen Zeiten eine der wichtigsten Aufgaben aller Gesetzgebungen, jene Vermittlung zwischen Privateigenthum und Gemeinsamkeit in der

einen oder andern Weise herbeizuführen. Das römische und griechische Alterthum hat den Knoten dadurch zerhauen, daß die große Mehrheit der Gesellschaft zur häuslichen Sklaverei verurtheilt war. Am besten hat die Verfassung der Feudalzeit durch das Institut des, zwischen Grundherren und Vasallen oder sonstigen Grundholden getheilten Eigenthums, durch die Familiengüter und durch das Corporationsvermögen die Aufgabe gelöst. In welcher Weise das, zwischen beiden in der Mitte stehende mosaische Recht die Lösung desselben Problems versuchte, soll im Nachfolgenden erörtert werden.

In der Theokratie des israelitischen Volkes gibt es kein absolutes Eigenthum. Gott ist der Obereigenthümer und höchste Lehensherr alles Grundes und Bodens, was im mosaischen Rechte keineswegs bloß eine fromme Redensart, sondern das praktisch-politische Fundament der ganzen Verfassung ist. Das Land, sagt Jehova (5. Buch Mosis, C. 25. V. 23), soll nicht auf ewig verkauft werden, denn mein ist es, und ihr seyd Einkömmlinge und Pächter bei mir. Dieses Volk hat Gott erwählt, das Gefäß seiner Offenbarungen und die Wiege des künftigen Heils zu seyn. Israels Beruf ist nicht, reich zu werden oder irdischem Reichthum nachzujagen. Das Eigenthum an Grund und Boden, das Jehova ihm anweist, hat lediglich die Bedeutung einer Ausstattung zur Sicherung des leiblichen Unterhaltes der großen Familie Abrahams, und ihrer von Israel stammenden Unterabtheilungen. Zu diesem Ende geschieht diese Vertheilung des Landes unter die Stämme, Geschlechter und Familien, so daß keiner der Söhne Israels leer ausgeht, Jedem ein Erbgut angewiesen ist für sich und seine Nachkommen, von welchem er leben kann. „Damit nun“, sagt Bähr, „die Stämmezahl bliebe, d. h. das ganze Volk in seiner Integrität erhalten werde, bekam von dem ganzen Lande Kanaan jeder Stamm, und in diesem wieder jedes Geschlecht seinen bestimmten Antheil. Das Bestehen jedes Stammes und seiner Geschlechter war so durch

den ihm zugewiesenen Antheil am Grund und Boden Kanaans bedingt, und die Integrität des Volkes hing demnach mit der Integrität des Grundbesitzes auf's genaueste zusammen." Hatte jede Familie die Hoffnung, daß aus ihr dereinst der Heiland und Retter geboren werden könne, so sollte durch diese ökonomische Einrichtung die leibliche Erhaltung jeder Familie auf alle Zeiten hinaus gesichert werden. Sie schließt demnach die beiden mit der Theokratie schlechthin unverträglichen socialen Extreme aus: nach der einen Seite hin die Anhäufung des Grundbesitzes in den Händen Weniger (die römischen latifundia), nach der andern ein besitz- und bodenloses Proletariat. Jedem Israeliten war als solchem ein Familienbesitz angeboren. Dieser war nicht schlechthin unveräußerlich, aber er mußte kraft einer Bestimmung, welche dem mosaischen Rechte eigenthümlich ist, nach Verlauf einer gewissen Zeit, wenn er aus Noth verkauft war, aus den Händen jedes Dritten unentgeltlich an den ursprünglichen Inhaber oder dessen Nachkommen zurückkehren. Hiemit stand eine andere Satzung in Verbindung, nach welcher aller Grund und Boden periodisch auf eine gewisse Zeit Gesammteigenthum wurde. Eine dritte Einrichtung hatte den Zweck, zu verhüten, daß Israel in der weltlichen Sorge der Arbeit und über dem Streben nach leiblichen Gütern sich selbst verliere und seines Gottes vergesse. So wie der Mensch aus Leib und Seele besteht, war auch die Zeit des hebräischen Volkes getheilt. Ein Theil derselben war dem Herrn geheiligt und durch strenges Gebot von jeder Knechtesarbeit befreit. Dieß sind die drei religiösen Institute des Sabbaths, des Sabbathjahres und des Jubeljahres, der Grundsäulen der socialen Verfassung der Hebräer.

IX.

Der Sabbath der Hebräer ist seinem Wesen und Ursprunge nach ein religiöses Institut, dessen hohe sociale und

politische Wichtigkeit hier wie überall in der theokratischen Verfassung nur als sekundäres Motiv des Gesetzes, und gleichsam als natürliche Folge und Wirkung der religiösen Grundidee erscheint, um welche sich das gesammte Staatsleben dreht. Der Sabbath soll durch Ruhe geheiligt werden, zum Andenken an die Ruhe Gottes nach Erschaffung der Welt, an den Bund Jehova's mit Israel, an die Ausführung des Volkes aus Aegypten. In sofern also war die Sabbatsfeier ein thatsächliches Bekenntniß des einen, wahren Gottes, der Himmel und Erde erschaffen; Bruch dieser Feier war mithin eine Art von Abfall und Abgötterei. Wir haben es hier nur mit der socialen Seite desselben zu thun. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, war nach dem eben Gesagten das Gesetz der Sabbathsruhe zunächst und hauptsächlich gleichbedeutend mit der praktischen Anerkennung der Religion im Staate, denn in der Idee des Sabbaths concentriren sich, wie Bähr richtig sagt, diejenigen Wahrheiten, auf welchen die religiöse und politische Existenz Israels beruht. Seiner Idee nach war also der Sabbath eine Einsetzung, die nicht bloß dieser oder jener Volksklasse, sondern allen Kindern Israels ohne Ausnahme, ja allen, sich auch nur vorübergehend im Lande aufhaltenden Fremden zu Gute kommen sollte. Als körperlicher Ruhetag war er außerdem noch insbesondere eine Wohlthat, die das Gesetz der arbeitenden Klasse, den Unfreien, ja den Last- und Ackerthieren gewährte. „Sechs Tage sollst du arbeiten; am siebenten Tage sollst du inne halten, daß dein Ochse und Esel ruhe, und der Sohn deiner Magd sich erhole, und der Ankömmling.“ (2. B. Mos. C. 23. V. 12.) „Am selben Tage sollst du kein Geschäft thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Ankömmling, der innerhalb deiner Thore ist.“ (2. B. Mos. C. 20. V. 12.) Die Verläugnung Gottes, welche in dem Bruch des Sabbaths liegt, rechtfertigt die harte darauf gesetzte Strafe. „Wer ein Werk an demselben Tage thut, den soll man tödten.“ (2. B. Mos.

C. 35. V. 2.) „Wer ihn entheiliget, dessen Seele soll ausgetilgt werden aus ihrem Volke." (Ebendas. C. 31. V. 14.)

Mit der Sabbathsidee steht, wie der gesammte hebräische Festcyclus *), so auch das Sabbathjahr in genauester Verbindung. Alle sieben Jahre soll „das Land eine Ruhe ruhen dem Jehova." (3. B. Mos. C. 25. V. 2.) Alle Felder und Aecker, alle Gärten, Wein- und Oelberge sollen unbebaut bleiben. Niemand soll weder säen noch ärndten. Dagegen soll in sofern eine Art Gesammteigenthum eintreten, daß (gleichsam zur Erinnerung an das verlorne Paradies!) Alles, was die Natur ohne Arbeit des Menschen hervorbringt, Allen gehören soll. Die Armen, die Unfreien, die Taglöhner, die Fremdlinge, das auf die Weide getriebene Vieh sollen zum Genuß der Naturgaben gleich berechtigt zu seyn. Selbst das Wild darf nicht von den Aeckern weggescheucht werden. (3. B. Mos. 25. V. 1 — 8.) Ganz Palästina war in diesem Jahre ein großes Gemeingut. Aber auch die ärmere, arbeitende und dienende Klasse nahm während des Sabbathjahres an der Ruhe des Bodens Theil. Hörte die Bestellung des Bodens, die Feld- und Gartenarbeit auf, so trat für die Genannten von selbst eine Zeit der Erholung, eine Art Gleichheit mit den Reichern und Herren ein. Endlich durfte kein Israelit von seinem Volksgenossen in diesem Jahre Schulden eintreiben (5. B. Mos. 15. V. 2 u. 3.), was nach der richtigen Ansicht wohl nur vom Aufschube, nicht vom völligen Erlasse der Schuld zu verstehen ist. Allen endlich wurde im Sabbathjahre am Laubhüttenfeste das Gesetz vorgelesen, was theils als Erinnerung, theils als erneuerte Promulgation zu verstehen ist.

Daß das Sabbathjahr hauptsächlich und zunächst einen religiösen und nicht etwa bloß einen landwirthschaftlichen Sinn und Zweck habe, dieß liegt außer allem Zweifel. Auf der

*) Von diesem spricht ausführlich Bähr a. a. O. Bd. II. S. 613 ff.

andern Seite scheint es uns aber auch wenigstens nicht nöthig in Abrede zu stellen, daß die nothwendigen oder wahrscheinlichen Folgen, welche solche Institute auch in den niedern Sphären des praktischen Lebens haben müssen, in der Oekonomie des jüdischen Gottesstaates zugleich mit vorgesehen gewesen seyen. Michaelis *) entwickelt weitläufig, wie das Brachlegen aller Felder im je siebenten Jahre eine höchst weise und nützliche, staatsökonomische Maßregel gewesen, um dadurch indirekt das Volk zur Aufschüttung des, während der sechs Culturjahre erübrigten Getreides, als zur besten, wohlfeilsten und einfachsten Vorkehrung gegen Hungersnoth zu nöthigen. Wir können die Frage: ob das Sabbathjahr wirklich diesen Erfolg gehabt? auf sich beruhen lassen. Gewiß aber ist, daß dadurch das Hinarbeiten auf den höchstmöglichsten Reinertrag, das Lungern nach Steigerung des Gewinns in's Unendliche, das Behandeln des Bodens als eines Gegenstandes egoistischer Industrie ausgeschlossen, daß die entgegengesetzte Anschauungsweise in die Gesinnung des Volkes gepflanzt wurde und werden sollte, kraft welcher die Erde den Beruf hat: den Menschen zu nähren, nicht aber ihn reich und üppig zu machen. — Der Ackerbau war hiernach eine Ehe des Menschen mit dem Boden, ein im göttlichen Auftrage, zum Dienste der Gesellschaft verrichtetes Amt; keine Lotterie, die zur Befriedigung individueller Habsucht ausgebeutet werden durfte.

Den Schlußstein des Systems, welchem Sabbath und Sabbathjahr angehören, bildet das Jubeljahr, welches immer nach sieben Sabbathjahren eintrat. Auch in diesem sollte das ganze Land unbebaut bleiben, und Alles, was frei wuchs, Jedem, der es begehrte, gehören. Außerdem aber waren an das Jubeljahr zwei andere, sociale Wirkungen geknüpft. — „In diesem Jahre soll Jeder wieder zu seinem Eigenthume kommen und Jeder wieder zu seinem Geschlechte zu-

---

*) Mosaisches Recht Th. II. §. 74.

rückkehren.“ (3. B. Mos. 25. V. 10.) Die bei der ursprünglichen Theilung des Landes auf alle Israeliten gefallenen Lose konnten freilich ganz oder stückweise veräußert werden. Dem Verkäufer aber war es freigestellt, seinen veräußerten Antheil einzulösen, so bald er zu bessern Vermögensumständen kam. Geschah dieß nicht eher, so fiel im Jubeljahr das veräußerte Grundstück ohne Zurückerstattung eines Kaufschillings an den ursprünglichen Eigenthümer zurück. Genau genommen war also jeder Verkauf eines fruchttragenden Grundstückes nichts als ein Verkauf gewisser Aerndten, nach deren Zahl sich also der Preis richten mußte. Der Grund und Boden selbst war unveräußerlich an die einzelnen Familien gebunden. (3. B. Mos. 25. V. 13 — 16.) Auch die Häuser in nicht ummauerten Städten kehren mit dem Jubeljahre zu ihrem alten Herrn zurück. Wer dagegen ein Haus innerhalb der Stadtmauern verkauft, kann es in Jahresfrist wieder einlösen. Nach Verlauf dieser Frist bleibt es, ohne Rücksicht auf das Jubeljahr, dem Käufer und seinen Nachkommen für ewige Zeiten. Doch sind wieder die Häuser in den Levitenstädten und die dazu gehörigen Weideplätze von dieser Regel ausgenommen, und kehren im Jubeljahr an ihre ursprünglichen Herren zurück. (A. a. O. V. 23 — 34.)

Aehnlich wie mit dem Acker verhielt es sich mit Denen, die sich, allein oder mit den Ihrigen, in die Leibeigenschaft eines „Einkömmlings oder Fremdlings, der mächtig geworden“ (eines reichen, in Canaan wohnenden Nichthebräers) verkauft hatten. Sie selbst haben das Recht (und ihre Angehörigen die Pflicht!) des Loskaufs, wobei der Preis sich wieder nach der Zahl der bis zum Jubeljahre noch übrigen Jahre und der empfangenen Summe richtet. Aber mit dem Jubeljahre erhält der Unfreie, zugleich mit seinem ursprünglichen Besitzthum seine Freiheit zurück (a. a. O. V. 47 — 55). Dagegen wird der hebräische Knecht, der einem Hebräer leibeigen ist, schon nach sechs Dienstjahren frei. (2. B. Mos. 21, 2. 5. B. Mos. 15, 12.)

Wie oft diese Gesetze übertreten seyn mögen, ist in diesem Zusammenhange gleichgültig. Daß sie, namentlich in Beziehung auf die periodisch wiederkehrende Nothwendigkeit der Freilassung hebräischer Sklaven, nicht immer beobachtet wurden, beweist die Geschichte. (S. Jeremias Cap. 34. V. 8 u. ff.) Aber gerade die Nichtbeachtung der Grundgesetze des Gottesstaates war die innere Ursache der großen Katastrophe, welche von Babylon her über das Volk Israel hereinbrach.

X.

Bewegliches und unbewegliches Eigenthum sind feindliche Gewalten, und in einem, nur durch Waffenstillstände unterbrochenen Vernichtungskriege begriffen. Immer trachtet eines von beiden das herrschende, vorwaltende, das Andere ausschließende zu werden. Das unbewegliche Eigenthum sucht die Macht des beweglichen zu beschränken, es in unbewegliches zu verwandeln. Dieß geschieht durch Majorate, durch Fideicommisse, durch unveräußerlich festes Familiengut, durch die todte Hand, durch untheilbares Gesammteigenthum, überhaupt dadurch daß ein immer größerer Theil des Nationalvermögens dem Verkehr des Marktes entzogen wird. Jede Anordnung, jedes Institut, welches diesen Zweck verfolgt, setzt den Fluctuationen des beweglichen Eigenthums eine Schranke, und wird ein Fels, an dem sich die Herrschaft des Geldes bricht. Umgekehrt: wo einmal das bewegliche Eigenthum die Oberhand gewonnen hat, da wird nach und nach die ganze Habe des Volkes mobilisirt, zu Gelde veranschlagt, successiv in Geld verwandelt, durch den Markt getrieben. Damit das Grundeigenthum für Geld zu haben sey, muß es unbedingt veräußerlich und theilbar, es muß eine Waare werden, und dadurch etwas von der Natur des Geldes annehmen. Ist aber für Geld Alles zu haben, und kömmt in der That aller irdische Besitz successiv auf den Markt, ist Jedem Alles feil, so ist die Herrschaft des Geldes

oder der Klassen, die das meiste Geld haben, die unabweisliche Folge davon. Gelderwerb wird dadurch der unfehlbare, aber auch der einzige Weg zur Herrschaft. Handel und Industrie, die ursprünglich nur den Beruf haben, dem Leben zu dienen, werden nun vorzugsweise Geldquellen. Dadurch kommen sie, in verkehrter Ordnung der Natur, zur Herrschaft; sie werden Zweck des Lebens. Dann gilt es für Staatsweisheit, die Industrie in die Höhe zu treiben, um Geld zu gewinnen, und mehr Geld zu gewinnen, um die Industrie noch mehr in die Höhe treiben zu können. — Die sittlichen Folgen der Geldherrschaft liegen aber freilich in dem berühmten Worte, welches Jugurtha über Rom ausrief: O urbem venalem, cito perituram, si emtorem invenerit! Dann sucht das Geld sich Waffen zu seinem Schutze zu miethen. Aber zuletzt behauptet die Natur ihr Recht: das Eisen dient auf die Dauer nicht dem Golde, sondern das Gold wird dem tributpflichtig, der das Schwert führt. Die Fäulniß, die der Geldherrschaft folgt, führt durch die Anarchie zurück zum kriegerischen Despotismus.

Ist der Krieg zwischen Geld und Grundeigenthum durch die Natur der Dinge gegeben, und führt die Herrschaft des Geldes auf dem eben bezeichneten Wege in den Abgrund, so kömmt begreiflicherweise Alles darauf an, welche Stellung zwischen diesen kämpfenden Mächten die Gesetzgebung eines Volkes nimmt. Zwei Wege stehen ihr offen, und die Geschichte zeigt uns, wohin jeder derselben führt. Entweder die Gesetzgebung stellt sich im Interesse des Glaubens, der alten Sitte und Zucht, der Einfachheit und Sparsamkeit, der moralischen Kraft und Ehrenhaftigkeit des Volkes auf die Seite des festen, unbeweglichen Besitzes, des Grundes und Bodens; oder sie befördert das Uebergewicht des Handels und Gewerbfleißes, mobilisirt diesen zu Liebe das Grundeigenthum, und arbeitet selbst der Herrschaft des Geldes und ihren Folgen in die Hand.

Es bedarf der Erwähnung nicht, für welchen von beiden

Wegen sich eine theokratische Gesetzgebung, wie die mosaische, entscheiden mußte. Moses hat den Handel, die Gewerbe, den Luxus, die verfeinernden, das Wohlleben befördernden Künste nicht verboten, sondern einfach eine Maßregel ergriffen, welche, so lange sie dauerte, ohne peinlichen und lästigen Zwang im Einzelnen, die **Herrschaft des Geldes nicht aufkommen ließ**. Dieß war das **Verbot der Zinsen**. Das Geld sollte bloßes Tauschmittel seyn; es sollte, **als Geld**, schlechterdings keine Früchte tragen. „Du sollst deinem Bruder weder Geld, noch Früchte, noch irgend ein Ding auf Wucher leihen; sondern einem Fremden *); deinem Bruder sollst du ohne Zinsen leihen, was er bedarf, auf daß der Herr, dein Gott, dich segne in jeglichem deiner Werke im Lande, dahin du ziehest, es zu besitzen.“ (5. B. Mos. C. 23. V. 19. 20. Vergl. 2. B. M. C. 22. V. 25. 3. B. M. C. 25. V. 35.) Die Folgen dieses Gesetzes sind unübersehbar; sie erstrecken sich über das gesammte Gebiet der Volksökonomie. Zunächst war der Reiz zum Ansammeln großer Kapitalien erstickt; ja, das Anschwellen derselben durch den bloßen Lauf der Zeit war, eben durch das Verbot des Zinswuchers, von vornherein unmöglich gemacht. Von Kredit im heutigen Sinn konnte, weil ihm die Prämie entzogen war, nicht die Rede seyn. Hiermit war aber auch, ohne daß es weiterer Prohibitivgesetze bedurft hätte, die Strömung abgeschnitten, die allein das Mühlrad des Handels und der Industrie in Umschwung setzen kann. Beide blieben durch diese einfache Vorkehrung auf das bloße, nächste Bedürfniß beschränkt, und konnten, weil sie zur fortwährenden Kindheit verdammt waren, trotz dessen, daß unter allen Völkern der Erde das hebräische die höchste merkantile Anlage besitzt, vor dessen Erniedrigung und Zerstörung, niemals die Quelle des Reichthums werden. Darum gibt Je-

---

*) Gegen die Einwohner des Landes Kanaan galt Kriegsrecht. Mithin konnte also von einem regen Geschäftsverkehr mit ihnen nicht die Rede seyn.

hova ihnen weder die Häfen am mittelländischen Meere, noch die am arabischen Meerbusen, deren Besitz den Welthandel unabweislich in die Hände Israels geliefert hätte. „Und kömmst du“, spricht der Herr, „nahe zu den Söhnen Ammons“ (in deren Lande die beiden Häfen Aela und Ezionge-ber lagen), „so hüte dich, wider sie zu streiten, und sie zu bekriegen; denn ich gebe dir nichts von dem Lande der Söhne Ammons, weil ich es Loth gegeben zur Besitzung.“ (5. B. M. C. 2. V. 19.) „Dieß kann“, sagt, von seinem rationalistischen Standpunkte aus mit einem gewissen Rechte, Michaelis, „dem fast allzuuneigennützig vorkommen, der an die überausgroßen Vortheile denket, die den Einwohnern des gelobten Landes von dem Besitz eines Hafens am rothen Meere zuwachsen konnten. Man hat schon längst die Anmerkung gemacht, daß Palästina der natürliche Sitz der großen Seehandlung sei, die auch in diesen Gegenden zuerst entstanden ist, und sich nachher gleichsam wider die Natur nach andern nicht so bequem liegenden Küsten gezogen hat. Man werfe nur sein Auge auf die Landcharte; es liegt zwischen den beiden Meeren, auf denen man nach dem äußersten Osten und Westen schiffen kann; der Landtransport der zu Aela ausgeladenen indischen oder andern orientalischen Waaren bis zum mittelländischen Meere ist leicht, und bei dem Gebrauch der Cameele wohlfeil, und die Landhandlung zwischen Asien und Afrika muß gleichfalls ihren Weg durch Palästina nehmen. Ich weiß kein Land in der Welt, welches mit dieser zur Handlung glücklichen Lage etwas ähnliches hat. . . . . Will aber ein in Palästina wohnendes Volk seine glückliche Lage gebrauchen, so muß sie sich billig eines Hafens am arabischen Meerbusen versichern. Wenn man auch Moses bloß als einen menschlichen Gesetzgeber betrachten wollte, so konnte er nicht aus Unwissenheit unterlassen, den Vortheil einzusehen, den ein solcher Besitz bringen würde. . . . . . Unbedachtsamkeit und Kurzsichtigkeit war also wohl diese Unterlassung Mosis nicht, sondern es zeigt sich schon hier der große Grundsatz des von

ihm errichteten Staates, nach welchem er die Israeliten nicht zu einem handelnden Volke machen wollte, daher er denn um Besitzungen, die zur Seehandlung unendlich wichtig waren, unbekümmert ist. Als Salomon entweder seine Unterthanen, oder sich selbst durch die Handlung bereichern wollte, erkannte er den Werth dieser Häfen; sein Vater hatte sie, so wie ganz Idumäa, erobert, und der Sohn machte sie zum Sitz der orientalischen Handlung, ja es scheint, daß er von da aus Afrika umschifft habe." Freilich bricht aber auch unmittelbar nach dieser Lossagung von dem ursprünglichen Geiste der Theokratie jene Theilung des hebräischen Reiches herein, die der erste Vorbote der großen Katastrophe des Exils war.

Aus dem eben Gesagten leuchtet von selbst ein, warum das mosaische Recht nur so spärliche Vorschriften enthält über Handel und Verkehr, über Pfandrecht und persönliche Schuldverpflichtungen. Auch in diesen Bestimmungen wird meistentheils noch das strenge Recht durch Rücksichten der Religion und der Billigkeit gemildert. „Wenn du etwas einforderst von deinem Nächsten, was er dir schuldet, so sollst du nicht in sein Haus gehen, ihm ein Pfand zu nehmen, sondern draußen sollst du stehen bleiben, und er soll dir bringen, was er hat, und ist er arm, so soll das Pfand nicht über Nacht bei dir bleiben, sondern gib es ihm zurück vor Sonnenuntergang, auf daß er schlafe in seinem Kleide, und dich segne, und dir solches zur Gerechtigkeit gerechnet werde vor dem Herrn, deinem Gott." (5. B. M. C. 24. V. 10—13.) Auch eine Handmühle und ein Mühlstein durften nicht zum Pfande genommen werden, denn der Schuldner wäre dadurch verhindert gewesen, sich seine Nahrung zu bereiten. (V. 6 a. a. O.) So lag in diesen wenigen Bestimmungen das ganze Pfandrecht der Hebräer. Fast das gesammte Sachen- und Obligationsrecht, welches sich bei den Römern und im neuern Europa auf einer durchweg andern ökonomischen Grundlage zu einem so

reichhaltigen Detail entwickelt hat, scheidet aus der mosaischen Gesetzgebung aus. Je mehr das Privatrecht hier auf der untersten Stufe seiner Entwickelung zurückgeblieben ist, desto weniger haben sich noch Rechts- und Liebespflichten schroff von einander gesondert. Sie fließen in vielen Punkten zusammen, gleichsam zur Erinnerung an das Familienband, welches ursprünglich alle Abkömmlinge Israels umschließt. Zwar ist das Princip des Privateigenthums in seiner ganzen Strenge anerkannt; und Gottes Gesetz verbietet selbst zu begehren das Haus des Nächsten, noch sein Weib, noch seinen Knecht, noch seine Magd, noch seinen Ochsen, noch seinen Esel, noch Alles was sein ist. (2. B. M. C. 20. V. 17.) Und dennoch mag, wer in den Weinberg seines Nächsten kommt, Trauben essen so viel ihm gefällt, und aus dem fremden Saatfelde Aehren abreißen und mit der Hand zerreiben; nur soll er keine Trauben hinaustragen und nichts mit der Sichel abschneiden. (5. B. M. C. 23. V. 24, 25.) Wer verlorne Sachen findet, soll nicht an ihnen vorübergehen wie an fremdem Gute, sondern sie in Verwahrung behalten bis der Eigenthümer kömmt und danach suchet. Ja, diese Liebe und freundliche Hülfe dehnt sich auch bis auf das Vieh des Nächsten aus. „Wenn du den Esel deines Bruders, oder seinen Ochsen fallen siehst auf dem Wege, so sollst du's nicht verschmähen, ihnen aufzuhelfen." (5. B. M. C. 22. V. 1 — 4.) Es wird bei andern Gelegenheiten dargethan werden, wie sich dieß Princip durch das ganze mosaische Recht zieht.

X.

So wie alle Völker des Alterthums kannte auch das hebräische die Unfreiheit, Knechtschaft, oder wie der heute gewöhnliche, aber ungenaue Ausdruck lautet: die Sklaverei. Je einseitigere und beschränktere Vorstellungen über diese Institution, — im Alterthume das Aequivalent und der Ableiter des Pauperismus und seiner Folgen! — seit dem Beginne des

großen europäischen Umwälzung im Umlaufe sind, desto lehrreicher ist es zu hören, was ein in dem Ideenkreise des ältern, protestantischen Rationalismus lebender Gelehrter des vorigen Jahrhunderts noch zu Gunsten der „Leibeigenschaft“ geltend macht. Dieß ist Michalis in Göttingen, der in seinem „mosaischen Rechte“ (Th. II. S. 274) Folgendes sagt: „Ob es besser sei, Leibeigenschaft zu haben oder nicht? das ist ein langer und schwerer Streit in der Philosophie über die gesetzgebende Klugheit, dessen Entscheidung Niemand von mir verlangen wird: da ich ein Deutscher und in einem Lande geboren bin, in dem ich nie Exempel der Leibeigenschaft gesehen habe. Theoretische und einseitige Untersuchungen sind bei einer so wichtigen Frage unzulänglich; und wer sie beantworten will, muß praktisch seyn und die Leibeigenschaft, mit ihren Vortheilen und Schäden aus langer nachdenkender Erfahrung kennen. Denn daß sie Vortheil und Schaden habe, ist doch wohl gewiß. Wo Leibeigenschaft ist, geschieht viel tausend Menschen hart, denn daß es ein harter Stand ist, leibeigen zu seyn, wird Niemand läugnen. Wo die Anzahl der Leibeigenen sehr wächst, da hat der Staat viel waffenlose Unterthanen, die doch täglich essen müssen, ohne ihn vertheidigen zu können, weil man Leibeigenen keine Waffen anvertrauen kann; und zuletzt noch die Gefahr, daß die Leibeigenen endlich einmal ihre Last und ihren Vortheil merken, die Waffen ergreifen, und sich zu Herren machen. Die römische und andere Geschichten erzählen uns solche, Gott Lob, keinen deutschen Namen habende, bella servilia; doch ist der Name Bauernkrieg ziemlich auf der Gränze des lateinischen Ausdrucks. Wo keine Knechtschaft ist, muß man manche Verbrechen, die sonst nützlicher und vielleicht kräftiger, aber doch gelinder, mit Leibeigenschaft bestraft werden können, mit Lebensstrafe belegen, z. E. den Diebstahl, vielleicht auch wie hier im Hannöverischen die Gesetze thun (die noch nie exequirt sind) muthwilliger Bankerot; man hat kein Mittel, dem Müssiggange der Bettler zu wehren, denn Arbeitshäuser, die doch

beinahe eine Art von Leibeigenschaft sind, kosten dem Publikum mehr, als sie einbringen, und das ganze Schuldwesen läßt sich auch nicht so kurz und sicher einrichten, als wo man den Schuldner zum Knecht verkaufen kann. Gegen die Härte der Leibeigenschaft ist auch das ein Gegengewicht, daß der Herr für seinen Leibeigenen meistens so gut sorget, als für sein Pferd, weil es sein eigener Vortheil ist, wenn der Leibeigene gesund ist, lebt und Kinder zeugt; hingegen nimmt sich des Tagelöhners und gemietheten Bedienten Niemand aus Eigennutz an, sondern bloß die Barmherzigkeit denkt in der Noth an ihn. Diese ist aber nicht so allgemein, als der Eigennutz, und selten eben so geschäftig und freigebig. Viele Leibeigene stehen also wirklich bei der Sklaverei besser, als bei der Freiheit, sonderlich wenn sie einen gütigen, zuweilen auch, wenn sie einen harten und dabei klugen Herrn haben. Hier ist es schwer, Gewinn und Verlust gegen einander abzuwägen, und doch, wenn ich unsere häufigen, der Härte beschuldigten Lebensstrafen wegen Diebstahls, unsere Unsicherheit für Diebstähle, bei so vieler Strenge, unsere Landesverweisungen, bei denen wir gemeiniglich nichts anders thun, als den Nachbar mit unsern Dieben belästigen, der uns dagegen wieder die seinigen zuschickt, oder gar das Seminarium der Räuberbanden füllen, und die Pest unserer Länder, die müßigen Bettler ansehe, so komme ich oft auf die Gedanken, daß die Leibeigenschaft unter gewissen Einschränkungen zu verstatten, besser wäre." —

Die Unfreiheit entstand bei den Hebräern aus den nämlichen Gründen, wie bei allen andern Völkern. Der Hauptentstehungsgrund derselben ist die Kriegsgefangenschaft. Dem harten Rechte des Siegers gegenüber, welches ihm gestattete den Ueberwundenen mit Weib und Kind zu vertilgen, war die Sklaverei des Gefangenen immer noch eine Milderung. Häufig stoßen wir in der hebräischen Geschichte auf Beispiele, daß nur Weiber und Kinder am Leben gelassen und Leibeigene der Sie-

ger wurden. (Vergl. 5. B. M. C. 20. V. 14. u. 16. C. 21. V. 10. 11.) In einem Rachekriege gegen die Midianiten sollten bloß Jungfrauen, die noch von keinem Manne wußten, verschont, alle übrigen, selbst Weiber und Kinder männlichen Geschlechts, ausgerottet werden. (4. B. Mos. C. 31. V. 18.)

Ein zweiter Entstehungsgrund der Unfreiheit war Selbstverkauf aus Noth. Ein solcher war selbst an einen, unter den Israeliten wohnenden Fremdling erlaubt (3. B. Mos. Cap. 25. V. 39. 47 — 52.); und es ist nicht unwahrscheinlich, daß das nämliche Recht auch Eltern über ihre Kinder zugestanden habe. Aus demselben Grunde wurde auch der Schuldner, der nicht zahlen konnte, und der Dieb, der die Strafsumme (das Doppelte oder Vier- und Fünffache des Werthes der gestohlenen Sache) nicht zu entrichten vermochte, Leibeigener des Gläubigers. Dieser konnte sich selbst an das Weib oder die Kinder der Zahlungsunfähigen halten, so wie es auch diesem frei stand, selbige statt seiner in die Knechtschaft zu geben. (2. B. M. C. 22. V. 3. Nehemias C. 5. V. 4. 5. 2 Könige C. 4. V. 1. Jes. C. 50. V. 1.)

Drittens gehörten die während der Knechtschaft gebornen Kinder des Unfreien dem Herrn, wenn dieser dem Knechte ein Weib gegeben hatte, und in dieser Ehe Söhne oder Töchter gezeugt waren. Hatte aber der Unfreie vorher ein Weib gehabt, so nahm er es nach Beendigung der Dienstzeit sammt den Kindern mit sich in die Freiheit. (2. B. Mos. C. 21. V. 3 und 4.)

Nach Beendigung der Dienstzeit war es gestattet, daß der Unfreie sich auf's Neue freiwillig für immerwährende Zeiten in die Knechtschaft ergeben konnte (wovon unten). Nicht minder kommen Gelübde vor, kraft welcher sich ein Freier in die Dienstbarkeit des Tempels verloben durfte, doch war auch hier Loskaufung gestattet. (3. B. M. C. 27. V. 1—8.) Endlich verstand es sich von selbst, daß auch nach dem mosaischen

Rechte, wie bei allen andern Völkern des Alterthums, Kauf und Verkauf (nicht der Leiber und Personen, sondern der Dienste und Leistungen) der Unfreien erlaubt war.

Entstand nach dem Bisherigen die Unfreiheit bei den Hebräern in derselben Weise, wie anderswo, so war dagegen der Zustand der hebräischen Dienstbarkeit selbst durchaus und völlig von der sonst vorkommenden antiken, und namentlich von der römischen Sklaverei entschieden.

Der römische Sklave war der ursprünglichen Rechtsstrenge gemäß im juristischen Sinne kein Mensch, oder was dasselbe ist: er war ein Mensch ohne Rechtsfähigkeit (homo sine capite); er war unfähig Eigenthum zu erwerben, oder zu besitzen; seine Ehe galt als ein bloß natürliches, thierisches Verhältniß, und der Herr gebot nicht minder über Leben und Tod des Sklaven, wie über jedes seiner Hausthiere. Anders und umgekehrt im Rechte der Hebräer. Auch die Unfreiheit gestaltet sich hier nach dem theokratischen Grundcharakter der gesammten Verfassung. „Ich bin der Herr euer Gott, der euch herausgeführt aus dem Lande Aegypten, um euch das Land Kanaan zu geben, und euer Gott zu seyn. Wenn dein Bruder aus Armuth gezwungen sich verkauft, sollst du ihm den Dienst der Knechte nicht auflegen, sondern wie ein Miethling und Mitpächter soll er bei dir arbeiten bis zum Jubeljahr, und dann frei ausgehen mit seinen Kindern, und wiederkommen zu seinem Geschlecht und zum Besitzthum seiner Väter; denn meine Knechte sind sie, und ich habe sie herausgeführt aus dem Lande Aegypten; sie sollen nicht als Knechte verkauft werden. Drücke ihn nicht durch Gewaltthat, sondern fürchte deinen Gott. Knechte und Mägde sollt ihr aus den Völkern nehmen, welche rings um euch sind, und von den Einkömmlingen, die bei euch weilen, oder die aus ihnen geboren wurden aus eurem Lande, die sollt ihr zu Knechte haben, und sie erblich euern Nachkommen hinterlassen, und sie besitzen ewiglich, aber eure Brüder, die Söhne Israels, sollt ihr nicht drücken durch Gewaltthat.“ (3. B. M. C. 25. V. 38—46.)

Diese Stelle bezeichnet den innersten Geist des hebräischen Institutes der Unfreiheit. Niemand soll vergessen, daß auch der Knecht sein Blutsverwandter ist von Abraham her. Der Unterschied zwischen dem israelitischen und dem fremden Sklaven ist in dem Wesen des theokratisch-nationalen Rechtes gegründet. — Mit dem siebenten Dienstjahre wird der hebräische Knecht unentgeltlich frei (2. B. M. C. 21. V. 2); fällt in diese Periode das große Jubeljahr (jedes fünfzigste), so hebt dieses die Dienstbarkeit noch früher auf. (3. B. M. C. 25. V. 40.) Dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, daß derjenige, der seine Freiheit wegen Schulden oder Diebstahl verloren hat, wenn die Summe seiner Schuld den Preis eines auf sechs Jahre verkauften Knechtes übersteigt, — je nach Verhältniß über diese Frist hinaus dienen muß, und so vielleicht erst im großen Jubeljahre frei wird. Die hebräische Magd, welche der Käufer sich selbst oder seinem Sohne vermählt hat, tritt von vornherein in ein anderes günstigeres Verhältniß. (2. B. M. C. 21. V. 7—11.) Doch kann der Knecht, namentlich der, welcher eine Leibeigene seines Herrn zum Weibe gehabt und Kinder mit ihr erzeugt hat, selbst die Fortdauer seiner Dienstbarkeit wünschen, um nicht von den Seinigen getrennt zu werden. In diesem Falle mußte er sich seinem Herrn zu immerwährendem Dienste ergeben. — Das mosaische Recht schreibt die Form dieser Erklärung vor. Sie muß vor der Obrigkeit geschehen, damit sie dem Unfreien nicht durch harte Behandlung abgedrungen werde. Außerdem wird diesem zum Zeichen und als Urkunde des neuen Dienstvertrages, an dem Thürpfosten seines Herrn das eine Ohr mit einem Pfriemen durchbohrt. (2. B. M. C. 21. V. 5 u. 6.)

Den ausscheidenden Knecht soll der Herr nicht leer aus seinem Hause entlassen. Das Gesetz Mosis schreibt vor, daß er ihm, etwa zur Gründung seiner neuen Haushaltung oder als Wegzehrung, von seinen Heerden, seiner Tenne und seiner Kelter ein Geschenk mitgebe, und führt als Grund an: „ge-

denke, daß auch du gedient im Lande Aegypten, und daß der Herr dein Gott dich erlöset hat, und darum gebiete ich dir nun also." (5. B. M. C. 15. V. 13—15.) Ob ein Knecht, der nicht aus der Dienstbarkeit scheiden wollte, selbst wider seinen Willen, im fünfzigsten Jahre frei geworden? wagt Michaelis nicht zu entscheiden. Die Worte des Gesetzes: „er soll dein Knecht seyn ewiglich" scheinen für die Verneinung, der Zweck des Jubeljahres und der Geist des hebräischen Rechts für die Bejahung zu sprechen.

Wie überhaupt das Recht des Herrn über den Unfreien nach hebräischem Gesetze kein absolutes war, so stand ihm statt des römischen Rechts über Leben und Tod auch nur ein beschränktes Züchtigungsrecht zu; der Slave durfte weder getödtet, noch an seinen Gliedern beschädigt werden. Jenes zog, wenn der Tod auf der Stelle erfolgte, eine, wie es scheint, in das Ermessen des Richters gestellte Strafe, dieses die Freilassung des Gemißhandelten nach sich. (2. B. M. C. 21. V. 20. 21. 26. 27.) So war auch die römische Unfähigkeit des Sklaven Eigenthum zu haben, der Sitte und dem Rechte der Israeliten fremd. Mit Recht kann dieß daraus geschlossen werden: daß der Leibeigene des Heiligthums mit einem Theile seiner Habe sein Gelübde lösen, und daß der Knecht sich mit dem, was er im Stande der Unfreiheit erworben, loskaufen kann. (3. B. M. C. 25. V. 49.)

Nach einer schon von Abraham herrührenden religiösen Sitte mußten alle Leibeigenen der Hebräer beschnitten werden. (1. B. M. C. 25. V. 12. 28.) Waren sie in solcher Weise gewissermaßen des dem Volke Israel verliehenen Segens theilhaft geworden, so durften sie sich auch der Wohlthaten erfreuen, welche demselben durch seine religiöse Gesetzgebung geworden waren. Die Sabbathsruhe kam auch dem Knechte zu Gute; diesen und andern Dürftigen waren die im Sabbathjahre wachsenden Früchte bestimmt, die sonst keinen Herrn hatten. Sie sollten auch an den religiösen Mahlzeiten Theil nehmen, welche nach

betrüben.“ (5. B. M. C. 23. V. 15 …
freien Taglöhner bestimmt das mosaisc…
die Leibeigenen an der Ruhe des S…
Früchten des Sabbathjahres Theil ne…
C. 25. V. 6), und daß das verdien…
mal vor Untergang der Sonne geg…
er ist arm, und erhält damit sein …
wider dich zum Herrn rufe, und di…
werde.“ (5. B. M. V. 14. 15.) Ja…
losen Gehülfen des Landbaus dehnt …
thümer seine milde Vorsorge aus: „d…
auf deiner Tenne deine Früchte drisch…
binden“ (5. B. M. C. 25. V. 4), u…
sollst du feiern, damit dein Ochs un…
der Sohn deiner Magd sich erhole, …
(2. B. M. C. 23. V. 12.) Um so …
hungernde Knecht oder Taglöhner ve…
den Früchten zu sättigen, die er ärnd…

Daß diese Rechte, welche die …
der theokratischen Gesetzgebung den …

des Gottesstaates die sichern Vorboten eines nahe bevorstehenden fürchterlichen Gerichtes erkannten. (Jeremias C. 34. V. 8 u. ff.)

XI.

Fragen wir nach allen, in dem Obigen bezeichneten Voraussetzungen: welche Bestimmungen die Gesetzgebung Mosis in Betreff der Armen und der Armenpflege enthält, so ist hier zuvörderst der Begriff der Armuth festzustellen. Wir verstehen darunter nicht die Lage Derer, die weniger besitzen als die Reichen und Wohlhabenden, sondern jenen Zustand der Verlassenheit, verbunden mit der physischen Unfähigkeit oder aus socialen Gründen herrührenden Unmöglichkeit: den gesicherten Lebensunterhalt zu gewinnen, in welchem heute ein großer Theil der Bevölkerung unserer modernen Staaten schmachtet. Ein solcher war aber nach der gesammten Structur der Societät, wie die mosaische Gesetzgebung sie geordnet hatte, nicht füglich möglich. Eigentliche Armuth, in ihrer eben angegebenen Bedeutung, konnte dort entweder gar nicht oder nur in seltenen Ausnahmsfällen vorkommen.

Jede Gesetzgebung wird bei der fortschreitenden Entwickelung der ökonomischen Verhältnisse des Volkes, früher oder später genöthigt seyn, sich mit der Armuth zu beschäftigen. Sie hat dieser gegenüber möglicherweise zwischen zwei verschiedenen Standpunkten die Wahl. Entweder geht sie von dem scheinbar bequemen und einfachen Axiom aus: jede Staatsgesellschaft hat die sich von selbst verstehende Rechtspflicht, ihre Armen zu ernähren und zu verpflegen. Oder sie sucht den Pauperismus in seiner Wurzel zu bekämpfen, ihm durch ihre Institutionen vorzubeugen, noch ehe er entstanden ist, und durch indirekte Mittel, wie Religion und guter Wille der Menschen sie bieten, ihn in seinen ersten Anfängen zu beseitigen. Auf den zuerst bezeichneten Weg sind, nach dem Vorgange Englands, seit der Reformation und durch deren Fort-

Thor und Thür geöffnet. — Von der e
ansicht geht die mosaische Gesetzgebung
gende und Dürftige gäbe, konnte und
dern; aber einer ihrer Hauptzwecke w
gen die Entstehung eines Standes vo
deren leibliche Existenz, ohne Aussich
menschliche Hülfe in der Luft hängt, u
der Gefahr ausgesetzt sind, rettungslos
zu verfallen.

Die großen politischen Maßregeln,
saische Gesetzgebung die Entstehung der
es menschlichen Kräften überhaupt geg
machen sucht, sind im Wesentlichen fol
wir gesehen haben, die Nation in ihre
nicht auf Handel und Industrie, sond
Viehzucht. Sie verhindert dadurch d
mäßige Anschwellen großer Städte, der
Armuth. Die mosaische Ackervertheilun
einen Stütz- und Anhaltspunkt, und d
beljahr verhindert die Entstehung a

Neid und die Erbitterung der Armen gegen die Reichen, und den Haß und Widerwillen der Reichen gegen die Armen nähren würde. Es läßt der Unterstützung den Charakter und selbst die Form eines aus Liebe gegebenen, zum Dank verpflichtenden Almosens. „Arme werden nicht fehlen im Lande deiner Wohnung; darum gebiete ich dir, daß du deine Hand deinem dürftigen Bruder aufthuest, und dem Armen, der mit Dir im Lande ist.“ (5. B. M. 15, 7 — 11.) „Wenn du die Saat ärndtest auf deinem Acker, und eine Garbe vergissest und zurückläßest, sollst du nicht umkehren, sie zu holen, sondern sollst sie von dem Fremdling und der Waise und der Wittwe wegtragen lassen, auf daß der Herr dein Gott Dich segne in jeglichem Werk deiner Hände.“ Ausdrücklich wird dasselbe Gebot in Beziehung auf die Früchte des Weinstocks und des Oelbaums wiederholt. Denn“, heißt es, „gedenke, daß auch du Knecht warst in Aegypten, und darum gebiete ich Dir, solches zu thun.“ (5. B. M. 24, 19—22.) „Wenn du die Früchte deines Landes ärndtest, sollst du sie nicht abschneiden bis zu dem Boden der Erde und sollst die überbleibenden Aehren nicht auflesen, und in deinem Weinberge sollst du die Trauben nicht nachlesen, und die gefallenen Beeren nicht auflesen, sondern den Armen und Fremdlingen zur Lese überlassen. Ich bin der Herr euer Gott.“ (3. B. M. 19, 9. 10. Ruth 2, 2 — 19.) So soll auch, was die Erde im Brachjahre von sich selber bringt, zur Speise seyn dem Knecht und der Magd und dem Miethlinge und den Fremden. (3. B. M. 25, 5. 6.) Zuweilen soll das Almosen auch in der Form von Festmahlen dargebracht werden.“ Im dritten Jahre sollst du einen andern Zehent absondern von Allem, was dir wächst zu jener Zeit, und es in deinen Thoren lassen. Und es soll kommen der Levit, der keinen andern Theil noch Erbe bei dir hat, und der Fremdling, und die Waise und die Wittwe, die in deinen Thoren sind, und sollen essen, und satt werden; daß der Herr, dein Gott, dich segne in allen Werken deiner Hände.

Einmal einen kleinen Ueberfluß zu
der vorige Mangel schmackhafter ma
bringt, als, alle Tage auf einerlei
haben, und nie zu hungern: sie ist
guten Einerlei geschaffen, sondern lie
sogar der Medicus sagt dieß in der
zu hören, und bloß auf die Stimme
ten, sind zehn Tage, darin man nic
so großes Uebel, als ein einziges Fe

*) Der Ausdruck: Fremdling begriff
ten. (3. B. Mos. 25, 35.)

LVII.

London.

Ein Gemälde aus dem Mittelalter.

Eine äußerst anmuthige Beschreibung der Stadt London und des lebendigen Treibens in derselben zur Zeit des Ausganges des zwölften Jahrhunderts findet man, wo man sie kaum erwarten sollte, in einer der Biographien des heiligen Thomas Becket, welche sein vertrauter Gefährte, der Meister Wilhelm, der Sohn des Stephan, der Nachwelt hinterlassen hat. Diese Beschreibung des Stephaniden, wie der Verfasser häufig genannt wird, enthält viel des Unterhaltenden und Belehrenden; sie dürfte, als ein getreuer Ausdruck der Eigenthümlichkeit sowohl jener Zeit, wie des Autors, sich nicht unangenehm lesen lassen.

Unter den edlen Städten des Erdkreises, welche der Ruf verherrlicht — beginnt Meister Wilhelm — ist Eine: die Stadt London; sie, des englischen Reiches Sitz, welche ihren Ruhm weit verbreitet, ihre Schätze und Waaren in große Ferne sendet, ihr Haupt hoch emporhebt. Sie ist beglückt durch heilbringende Luft, durch die christliche Religion, durch die Festigkeit ihrer Mauern und ihre natürliche Lage, durch die Biederkeit ihrer Bürger und die Ehrbarkeit ihrer Frauen; an edeln

kirchen. — Gen Osten steht die groß
deren Hofraum und Mauern aus tiefge
steigen; mit Thierblut ist der Mörtel gem
Stadt zwei sehr feste Schlößer; gen
und große Mauer, mit doppelten sie
in Zwischenräumen mit Thürmen ve
hatte London eine Mauer; allein der
vorüberfließende Strom, die Themse,
und Ebbe an jene Mauern im Lau
sie unterwühlt und zerstört. Ueber di
königliche Pfalz, ein unvergleichliche
und Zinnen, zwei Meilen von der
Vorstadt mit ihr in Verbindung. Ue
ser der Bewohner der Vorstadt ihre
mit Bäumen bepflanzten Gärten. A
sich Aecker, Weiden und schöne W
durchwässert, durch welche mit frö
drehenden Mühlräder in Bewegung
davon ein großer Forst, waldige H

heilige Quelle, die Quelle der Cleriker und die Quelle des heiligen Clemens die namhaftesten. Gar oft werden sie besucht, insbesondere wenn die Schüler und die städtische Jugend an Sonntagen in die frische Luft hinauseilen. Wahrlich eine gute Stadt, wenn sie einen guten Herrn hat.

Geehrt ist diese Stadt durch ihre Männer, mit Waffen geschmückt und sehr volkreich; so daß zur Zeit des Krieges die kampffähige Mannschaft, die aus ihr auf Befehl König Stephans hervorging, sich sehen lassen konnte; auf zwanzigtausend schätzte man die Reiter, das Fußvolk auf sechszigtausend Mann. Aller Orten und vor allen andern Bürgern sind die Bürger Londons durch die Zierde ihrer Sitten, ihrer Kleider und auserwählten Tafel ausgezeichnet und bekannt; anderer Städte Bewohner werden Bürger, sie aber Barone genannt. Jeden Rechtsstreites Ende ist bei ihnen der Eid; wahre Sabinerinnen sind die Frauen der Stadt.

Drei Hauptkirchen Londons haben kraft Privilegiums und alten Herkommens berühmte Schulen. Indessen werden doch durch persönliche Begünstigung eines in der Philosophie Bewanderten auch andere Schulen zugelassen. An Festtagen feiern die Magister bei den betreffenden Kirchen ihre Versammlungen. Es disputiren die Schüler, beweisführend die Einen, dialektisch die Andern; Diese rollen Sentenzen heraus, Jene bedienen sich mit besserem Erfolg vollständiger Syllogismen. Auch kämpfen die Knaben verschiedener Schulen untereinander in Versen, oder sie streiten über die Anfangsgründe der Grammatik, oder über die Regeln von Präteritum und Supinum. In Epigrammen, Rhythmen und Metern bedienen sich Einige der alten wortreichen Methode des Triviums; mit Fescennischer Freimüthigkeit necken sie, ohne die Namen zu nennen, ihre Genossen; Spott- und Hohnreden lassen sie fallen, und berühren mit Sokratischem Salz die Schwächen, wie der Genossen so der Vorstände, oder wetzen bissiger an ihnen den Theoninischen Zahn mit kühnen Dithyramben. Die Zuhörer aber,

„gern zum Lachen bereit, stoßen mit krauser Nase gellendes Gelächter aus.“

Die einzelnen Handwerker, Verkäufer und Solche, die ihre Dienste vermiethen, nehmen täglich in der Frühe ihre bestimmten Plätze ein. Auch gibt es an dem Ufer des Flußes in London, außer den in Schiffen und Kellern verkäuflichen Weinen, eine öffentliche Küche. Da kann man täglich je nach der Zeit verschiedene Speisen finden; allerhand Gerichte, Gekochtes, Gebackenes, Gebratenes und Eingemachtes; Fische und Fischlein, gröbere Fleischspeisen für die Armen, feinere für die Reichen, Wildpret und mancherlei Geflügel. Wenn unerwartet bei einem Bürger Freunde, von der Reise ermüdet, anlangen und die Hungernden nicht so lange warten sollen, bis neue Speisen bereitet werden, so geben die Diener „Wasser den Händen und den Körben das Brod“; unterdessen wird an das Ufer gelaufen und da findet man Alles fertig, was man nur wünscht. Es mag eine noch so große Schaar von Rittern oder Fremden, zu welcher Tageszeit es wolle, in die Stadt kommen oder gehen, nie werden Jene gar zu sehr fasten, Diese ohne Mahlzeit davonziehen; dort mögen sie, wenn sie wollen, einkehren und Jeder wird sich nach seinem Bedarf erquicken. Die, welche sich etwas mehr gütlich thun wollen, werden bei den Herrlichkeiten, die ihnen dort vorgesetzt werden, nicht weiter nach Stör oder afrikanischem Geflügel oder Frankolin verlangen. So vortrefflich ist die öffentliche Küche beschaffen; sie ist der Stadt sehr nützlich, und trägt viel zur Annehmlichkeit des gesellschaftlichen Lebens bei. Daher sagt Plato im Gorgias, neben der Medizin bildeten das Amt der Köche, das Opfer und die Schmeichelei die vier Bestandtheile des gesellschaftlichen Lebens.

Auch ist daselbst außerhalb eines der Thore in der Vorstadt ein ebenes Feld, welches gerade darnach benannt wird. An jedem Freitage, wenn nicht ein eigens vorgeschriebenes Fest darauf fällt, findet daselbst das berühmte Schau-

spiel des Verkaufes edler Pferde statt. Zuschauer und Käufer, die in der Stadt sich aufhalten, kommen in Menge: Grafen, Barone, Ritter, Bürger. Da ist es merkwürdig zu sehen, die Traber, welche, mit glänzendem Huf, von jeder Seite zugleich die Füße heben; dann die Pferde, welche mehr für die Knappen sich eignen, festeren Trittes, aber doch gelenkig, welche gleichsam die entgegengesetzten Füße zugleich aufheben und niedersetzen; dann die jüngeren Pferde edlen Blutes, die noch nicht an die Zügel gewöhnt, „hoch einhergehen und die weichen Gliedmassen niederlassen." Dann die Saumrosse mit kräftigen und frischen Gliedern, die herrlichen Zelter von zierlicher Gestalt und anmuthiger Größe, spitzend die Ohren, mit hohem Nacken und zugestutzten Schweifen. Die Käufer achten auf den Gang, zuerst auf den sanften Schritt, dann auf die schnellere Bewegung, die darin besteht, daß von den vordern und hintern Füßen einer der entgegengesetzten zugleich vom Boden erhoben und niedergesetzt wird. Wenn dann der Lauf solcher Huftönender und Andrer bevorsteht, welche in ihrer Art ebenfalls zum Fahren kräftig und frisch zum Laufe sind, erhebt sich ein Geschrei und wird geboten, daß die gewöhnlichen Pferde an die Seite geführt werden. Drei des Reitens kundige Buben, bisweilen zwei, sitzen zusammen auf und bereiten sich zu je zwei zum Wettkampfe, indem sie die Ungezähmten mit den Mähnen zügeln; das wollen sie vor Allem vermeiden, daß nicht Einer dem Andern im Laufe zuvorkomme. Aber die Pferde nicht minder tragen nach ihrer Art nach dem Wettlauf Verlangen; es zittern die Glieder, ungeduldig des Verzugs, vermögen sie nicht einen Augenblick auf derselben Stelle zu bleiben. Auf ein gegebenes Zeichen legen sie die Glieder aus, beginnen den Lauf und werden mit tollkühner Schnelligkeit dahingetragen. Aus Ehrgeiz, aus Hoffnung auf den Sieg streiten die Reiter, sie stacheln die Pferde mit den Sporen, und nicht minder treiben sie sie mit der Peitsche an, als sie durch Geschrei sie hetzen. Man sollte mit Heraclit glauben, daß Alles in Bewegung, und die Meinung des Zeno völlig

falsch sei, welcher sagt, weil es keine Bewegung gebe, so könne auch kein Ziel erreicht werden. — Auf einer andern Seite sieht man das Vieh der Landleute, Ackergeräthschaften, langseitige Säue und Kühe mit vollem Euter, „die großen Körper der Ochsen und das wolltragende Vieh.“ Da stehen Stuten für Pflug, Karren und Zwiegespann geeignet; die Leiber einiger sind durch die Frucht, die sie tragen, angeschwollen, an andern hängen die jungen Füllen, ausgelassene Thiere, ein unzertrennliches Gefolge.

Nach dieser Stadt Seehandel zu treiben, freuen sich die Kaufleute aller Nationen unter dem Himmelsblau. „Gold sendet der Araber, Specerei und Weihrauch der Sabäer, der Skythe Waffen, Oel der palmenreiche fette Waldboden Babylons, kostbare Steine der Nil, der Serer purpurne Kleider, der Gallier seinen Wein, Norweger und Russen Pelzwerk, Marder und Zobel.“

Nach dem Zeugniß der Chroniken ist London viel älter als Rom; denn ebenfalls von Trojanischen Vätern ist es früher von Brutus, als dieses von Remus und Romulus erbaut; beide haben deßhalb auch dieselben alten Gesetze und gemeinsame Einrichtungen. Wie Rom ist auch London in Regionen getheilt, statt der Consuln hat es jährlich wechselnde Sheriffs, es hat die senatorische Würde und niedere Magistrate, Gossen und Wasserleitungen in den Straßen, seine Räumlichkeiten nach Maßgabe der Gegenstände zur Berathung, Beweisführung und Richterspruch, es hat seine Plätze und seine Versammlungen an bestimmten Tagen. Ich glaube nicht, daß es eine Stadt gibt, in welcher man angemessenere Gebräuche hat bei Visitationen der Kirchen, Verehrung der Gott Geweihten, Begehung der Feste, Darreichung der Almosen, Aufnahme von Gästen, Befestigung der Verlöbnisse, Eingehung der Ehen, Feier der Hochzeiten, geschmackvoller Herrichtung der Gastmäler, Ergötzung der Tischgenossen, wie auch bei der Feier der Exequien und dem Begraben der Todten. Die alleinigen Heim-

suchungen Londons sind das unmäßige Trinken mancher Thoren und häufiger Brand. — Es sind ferner fast alle Bischöfe, Aebte und Große Englands gleichsam Bürger und Gemeindegenossen Londons; sie haben daselbst ihre schönen Häuser, wo sie sich aufhalten und reichlichen Aufwand treiben, sobald sie zu Concilien oder sonst wichtigen Zusammenkünften von dem Könige oder dem Erzbischofe nach London berufen werden, oder ihre eignen Angelegenheiten sie dorthin führen.

Aber auch auf die Spiele müssen wir zu sprechen kommen, denn das hilft Nichts, wenn eine Stadt bloß tüchtig und ernst, und nicht auch erquicklich und fröhlich ist. Statt theatralischer Schauspiele, statt scenischer Aufführungen hat London heiligere Spiele, Darstellungen der Wunder, welche die heiligen Bekenner gewirkt haben, oder der Leidensgeschichten, in welcher die Beharrlichkeit der Märtyrer hervorleuchtet. Außerdem ist es der Gebrauch, daß an dem Tage, welcher Carnilevaria genannt wird, die Schulknaben (— damit wir mit den Spielen der Knaben anfangen, denn wir waren Alle Knaben —) ihrem Schulmeister streitbare Truthühner bringen; der ganze Vormittag ist dann dem Spiele gewidmet, indem die Knaben in der Schule dem Kampfe ihrer Hähne zuschauen. Nach dem Mittagessen geht die ganze Schuljugend zur Stadt hinaus auf das ebene Feld in der Vorstadt zu dem berühmten Ballspiel. Die Knaben jeder einzelnen Schule haben ihren eigenen Ball, so auch die Genossen der einzelnen Gewerke. Die älteren Leute, die Väter und die Reichen der Stadt, kommen zu Pferde hinaus, um den Kämpfen der Jugend zuzusehen, ergötzen sich in ihrer Art mit den Jünglingen; auch ihnen scheint durch die Betrachtung solcher Bewegung und durch die Theilnahme an den Freuden der ungebundeneren Jugend die Bewegung natürlicher Wärme erregt zu werden. So eilt auch an einzelnen Festsonntagen, nach Tische, die „neue Schaar der Jünglinge“ hinaus auf die Felder, auf kriegerischen Rossen, auf solchen, die im Streite die ersten sind, deren jedes „geschickt und gelehrt ist, im Kreise zu laufen.“ Schaarenweise

strömen die Bürgerssöhne, welche Layen sind, zu den Thoren hinaus, mit Lanzen gerüstet und ritterlichen Schildern; die Jüngeren mit Speeren ohne Eisen und vorne abgestumpft, stellen sie den Krieg dar, spielen Feldtreffen, und üben ritterlichen Kampf. Auch viele Hofleute kommen hinaus, wenn sich der König in der Nachbarschaft aufhält, nicht minder die Hausgenossen der Bischöfe, die Pagen der Consuln und Barone, die noch nicht mit dem ritterlichen Gürtel geschmückt sind, um mitzustreiten. Jeden entflammt die Hoffnung auf den Sieg; die wilden Pferde wiehern, es zittern die Glieder, sie beißen an den Zügeln, ungeduldig des Verzugs können sie nicht stille stehen; wenn dann endlich die Hufe der Rosse der Lauf ergreift, dann theilt sich die Schaar; diese jagen den Vorreitenden nach, ohne sie zu erreichen, Jene holen sie ein, werfen sie hinunter, fliegen vorüber. In den Osterferien spielen sie auch gleichsam Schiffstreffen. Mitten an einem Baume wird ein Schild befestigt, und auf einem Nachen, der durch viele Ruder und den strömenden Fluß in Bewegung gesetzt wird, befindet sich ein Jüngling am Vorderdeck, welcher mit der Lanze an den Schild schlagen soll. Wenn er an den Schild schlagend die Lanze zerbricht, selbst aber unbeweglich stehen bleibt, so hat er den beabsichtigten Zweck erreicht; wenn er aber beim starken Schlage die Lanze unversehrt behält, wird er in den Strom geworfen, und das Boot, von seiner Bewegung getrieben, eilt vorbei. Es befinden sich aber bei dem Schilde zwei ständige Schiffe mit Jünglingen angefüllt, welche den in den Fluß Geworfenen, sobald er zum Vorschein kommt, und wieder auf der obersten Woge plätschert, aufnehmen. Auf den Brücken und auf Söllern am Fluße stehen die Zuschauer, gern zum Lachen bereit. Den ganzen Sommer hindurch werden an Festen die Jünglinge spielend im Bogenschießen, Laufen, Springen, Ringen, Schleudern, Lanzenwerfen und Zweikampf geübt. Die Zither der Mädchen führt den Reigen, bis der Mond heraufkommt, und „mit freiem Fuße wird auf der Erde gehüpft.“ Im Winter aber werden fast an allen freien Tagen, vor Ti-

sche, schäumende Eber mit glänzenden Zähnen, fette Stiere oder wilde Bären zum Kampfe gegen einander geführt oder Hunde wider sie gehetzt.

Wenn jener große Weiher, der die nördliche Stadtmauer bespült, gefroren ist, so gehen sie zu dem Spiele auf dem Eise hinaus die dichten Schaaren der Jünglinge. Die Einen bewegen sich im schnellen Laufe und wissen sich mit geeigneter Stellung der Füße bald nach der einen, bald nach der andern Seite herumzudrehen; die Andern machen sich aus Eisblöcken, groß wie Mühlsteine, Sitze zurecht, und Einer, der sich darauf setzt, wird von mehreren Anderen, die sich die Hände reichen, im Laufe gezogen. Bei einer solchen Schnelligkeit der schlüpfrigen Bewegung fallen oft Alle übereinander. Einige verstehen sich besser auf dieß Spiel auf dem Eise, sie binden sich nämlich unter die Füße Thierknochen an, und halten lange Stöcke mit scharfem Eisen in den Händen, welche, wenn sie sie bisweilen auf das Eis werfen, mit einer solchen Gewalt davongetragen werden, wie ein Vogel im Flug oder ein kräftig geschleuderter Ball. Bisweilen kommen aus einer großen, zuvor bestimmten Entfernung Zwei gegeneinander gelaufen; sie erheben ihre Stöcke, schlagen sich gegenseitig, entweder fällt Einer oder Beide, nicht ohne Körperverletzung, ja selbst nach dem Falle werden sie oft durch die Gewalt der Bewegung weit aus einander geworfen, und wo der Kopf auf das Eis kommt, da wird er ganz und gar geschunden; nicht selten bricht der Schenkel des Fallenden oder der Arm, wenn er darauf zu liegen kommt; aber das nach Ruhm strebende und nach Sieg begierige Jugendalter, um in der wirklichen Schlacht sich tapfer zu halten, übt sich so in scheinbaren Treffen. Viele Bürger ergötzen sich mit Federspiel, Falken, Habichten und dergleichen, auch mit den Hunden, die ihren Dienst im Walde versehen. Es haben auch die Bürger ihr Jagdrecht in Middlesex, Hertfordshire und ganz Chiltrey, in Kent aber bis zu dem Wasser Cray. Die Londoner, ehedem Trinovanten genannt, haben den Cajus Julius Cäsar, der nur bluttriefende Wege zu haben liebte, zurückgeschlagen. Daher sagt Lucan:

„er zeigte den von ihm heimgesuchten Briten erschreckt den Rücken.“

Die Stadt London gebar Etliche, die sich mehrere Reiche, ja das Römische Kaiserthum unterwarfen, und viele Andere, welche die Tapferkeit als Heroen der Welt zu den Göttern emporhob, wie dem Brutus in dem Orakel Apollos verheißen war: „Brutus, gegen den Untergang der Sonne, jenseits der Gallischen Reiche, ist im Ocean eine Insel rings vom Meere umschlossen; nach dieser begieb Dich, denn sie wird Dir ein ewiger Sitz seyn, hier wird Deinen Söhnen ein zweites Troja erstehen; hier werden von Deinem Stamme Könige herrschen, und ihnen wird der ganze Erdkreis unterworfen seyn.“

Zu den christlichen Zeiten hat sie jenen edlen Kaiser Constantin, den Sohn der Helena geboren, welcher die Stadt Rom und alle kaiserlichen Insignien Gott und dem heiligen Petrus und dem Römischen Papst Sylvester geschenkt hat, dem er auch den Stegreif hielt und sich freute, nicht mehr Kaiser, sondern Schirmvogt der heiligen Römischen Kirche genannt zu werden. Und damit nicht der Friede des Papstes, auf Veranlassung seiner Gegenwart, durch den Lärm weltlichen Treibens gestört werde, begab er sich selbst von der dem Papste geschenkten Stadt hinweg und baute sich die Stadt Byzanz. London hat auch in neuern Zeiten durchlauchtige und erhabene Könige geboren, die Kaiserin Mathilde, König Heinrich den Dritten und den heiligen Thomas von Canterbury, den ehrenvollen Blutzeugen Christi; einen Glänzenderen hat die Erde nicht getragen, noch einen, der mit allen Guten des ganzen lateinischen Erdkreises inniger verbunden.

LVIII.

Preußens Politik.

II.

Subjective Logik der preußischen Politik.

(Schluß.)

Am Ende eines zehnjährigen Krieges — seinen ursprünglichen preiswürdigen Zweck: „den berechnungslosen Uebeln zuvorzukommen, die aus dem verderblichen Geiste allgemeiner Ungebundenheit und dem Umsturz aller Gewalten für Frankreich, für Europa und für die ganze Menschheit entstehen müssen", hatte uns das Manifest des Königs von Preußen vom 23. Juni 1792 enthüllt — am Ende dieses überwichtigen, verhängnißvollen, jetzt hoffnungslosen und verzweifelten Krieges stand Oesterreich isolirt und verlassen der ganzen kolossalen Macht einer durch Zeit, Erfahrung und Siege disciplinirten Revolutionsmasse und dem unerhörten Kriegsglücke eines Napoleon gegenüber. Das nördliche Deutschland zumal genoß seit Jahren eines unrühmlichen aber viel beneideten Friedens hinter jener, durch den Verrath Preußens gezogenen und durch seine Verführungskunst ausgefüllten Demarkationslinie, und die preußische Politik brütete mit träumerischer Wollust über ihren Vergrößerungsplänen, die durch den Reichs-

feind auf des Reiches Kosten ihrer Verwirklichung entgegensa-hen. Nahmen sich doch Staatsmänner ihrer Zwecke an, von denen gerühmt wurde, daß sie fremd geblieben waren, „à la folle expédition de 1792, la plus grande faute du règne du Frèderic Guillaume II.“, Staatsmänner, die den Freiherrn von Hardenberg um „die Ehre“ des Basler Friedensabschlusses beneideten und vor Begierde brannten, die Früchte dieser „rettenden That“ in möglichster Fülle einzusammeln; und es lauschten diese Staatsmänner mit Entzücken auf die Stimmen, die von Frankreich herüber und aus der eignen Mitte heraus in lockendem Wechselgesange sich vernehmen ließen. Der Gesandte der revolutionären Vollziehungsbehörde hatte keineswegs taube Ohren gefunden, als er sich gegen den preußischen Kabinetsminister in folgender Weise aussprach: „dem Directorium liegt nichts mehr am Herzen, als die Fürsorge für die künftige Sicherheit des Gebiets der Republik gegen Deutschland durch eine angemessene, von der Natur und Kunst zur militärischen Vertheidigung geeigneten Gränze (der Rheingränze nämlich). Möchte doch endlich der preußische Minister gewisse zur Unzeit geltend gemachte Rücksichten für die Erhaltung der Integrität und für die Unverletzlichkeit der alterthümlichen, mit den Zeitumständen unvereinbaren Verfassung des deutschen Reiches ganz beseitigen! Dann würde er gewahr werden, daß die Freundschaft der Republik gegen Preußen nicht bloß in Worten bestehe. Viel könnte sich der König von ihr versprechen, wenn einmal, angenommen den Grundsatz der Umwandlung aller geistlichen Gebiete Deutschlands in weltliche Fürstenthümer, beide Mächte sich über die Entschädigungen für den Verlust der überrheinischen Provinzen unter einander berathen könnten.“ „Und wie sehr werden ihm — dem Könige von Preußen — nicht die Protestanten Deutschlands die Abschaffung der Souverainetät in allen geistlichen Gebieten Dank wissen? Haben sie jemals aufgehört, sich bitter zu beklagen über die Menge jener im westphälischen Frieden unbehutsamer Weise beibehaltenen Souverainetäten? Durch sie

hatten die Katholiken die überwiegende Stimmenmehrheit, mithin die Oberhand in den beiden ersten Collegien des Reichstages zu Regensburg. Unfehlbar wird das vorgeschlagene Auskunftsmittel eine große Umwandlung in den Angelegenheiten Deutschlands zu Gunsten des evangelischen Theils herbeiführen und der König von Preußen, in dessen Willen es jetzt steht, sie zu bewirken, wird einen Vortheil daraus erzielen, den Schwedens Tapferkeit in einem dreißigjährigen Kampfe nicht zu erlangen vermochte." Der Schluß, den die Logik der preußischen Politik aus dem französischen Obersatz der zu erobernden Rheingränze mit Hülfe des undeutschen Untersatzes: daß die französischen Waffen damals im Siegen begriffen waren, zog, war der Abschluß des bereits erwähnten Berliner Tractates vom 5. August 1796, worin der König seine Zustimmung zur Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich bezeugte und (nach Luchesini Bd. I. S. 36) den Grundsatz aussprach: „daß jeder durch Abtretung am linken Rheinufer verlierende Staat am rechten durch geistliche Gebiete gleichen Werthes entschädigt werden sollte."

Zu diesen Einflüsterungen von fremder Seite gesellten sich, wie gesagt, bald auch einheimische Stimmen, die dasselbe Thema der Machtvergrößerung nach der Melodie des Fürstenbundes aus einer andern Tonart variirten. So heißt es in einer Denkschrift Massenbachs: „Wenn sich Preußen eine Dauer auf Jahrhunderte hinaus versichern will, so muß es die gegenwärtigen Verhältnisse dazu benutzen, dem nordwestlichen Deutschland eine andere Verfassung zu geben. Es muß sich zum Oberhaupte dieser föderirten Staaten ernennen lassen! .... Ohne unser Hinzuthun" — richtiger würde es heißen: durch unsere Unthätigkeit — „sind die Zeitumstände von der Art, daß sie die Ausführung dieses oder eines ähnlichen Planes begünstigen. Der Fürstenbund, den noch Friedrich II. stiftete, und der Verein des nördlichen Deutschlands im Jahre 1796, haben die Gesinnungen der Völker für Preußens Vortheil vorbereitet. ..... Was für vortheilhaftere

Ereignisse wollen wir denn abwarten? Vergebens schmeichelt man sich, Oesterreich durch diesen Krieg für immer geschwächt zu haben." Und in dem Memorandum eines preußischen Staatsmannes vom Jahre 1800 über die Frage: „Wie könnten Deutschland und Preußen gerettet werden?" lesen wir: „Aus diesen Betrachtungen geht hervor, daß es nur ein Mittel gibt, Deutschland diejenige Gewißheit seiner politischen Existenz zu verschaffen, die ihm nothwendig ist, und die es zu einem Bollwerke Preußens erheben würde (wohl in dem Sinne, wie Friedrich II. einstens Schlesien als die Vormauer seiner Reichslande gegen die Prätendenten an das Erbe Maria Theresia's gesichert, d. h. sich angeeignet hat). Dieß Mittel besteht darin, die jetzt durch die Auflösung der alten germanischen Verfassung isolirten Staaten durch einen neuen Bund, dessen Haupt Preußen ist, zu vereinigen. . . . . Die in den letzten Jahrhunderten zu weit getriebene Theilung oder Veräußerung der Souverainenetätsrechte ist die Hauptursache der Schwäche, in welche der deutsche Staatskörper gesunken ist. Die Souverainetätsrechte müssen also wieder conzentrirt werden. Die Gränzen zwischen den Rechten, welche dem Conföderationschef übertragen und den einzelnen Staaten belassen werden müssen, würden mit großer Schärfe zu ziehen seyn. Als Hauptgrundsatz ist aufzustellen: Alle Rechte, überhaupt alle Verfügungen, welche auf die Vertheidigung des Ganzen Bezug haben, werden dem Haupte des Bundes übertragen."

„Die Vereinigung des ganzen Deutschlands unter einem Oberhaupte wäre zwar zu wünschen. Aber die Wiederanknüpfung des südlichen Deutschlandes an das nördliche ist unstreitig unübersteiglichen Hindernissen unterworfen. Muß man jenes seinem Schicksale überlassen, muß man selbst zugeben, daß es sich ganz an Oesterreich anschließe, so bleiben für das nördliche Deutschland die in unserer jetzigen Demarkationslinie begriffenen Staaten übrig."

Keine Satyren des Juvenal sind bitterer, als diejenigen, welche die Geschichte in die Gedenkbücher der Völker einschreibt. Jenes norddeutsche protestantische Kaiserthum, das der Heldenseele Gustav Adolfs als die Krone seiner Siege vorgeschwebt haben mochte, es war im Begriff, den Enkeln jenes Georg Wilhelm, den wir mit dem Kaiser gegen Schweden im Bunde gesehen hatten, als die überreife Frucht eines faulen Friedens in den Schooß zu fallen; und gleichzeitig erklärte ein anderer Gustav Adolf von Schweden in der Eigenschaft eines Herzogs von Vorpommern auf dem Reichstage zu Regensburg: „Dem Kaiser gebüre Dank, daß er seit fünf Jahren (d. h. seit dem Basler Frieden) sich selbst und seinem treuen Volke überlassen, den Reichskrieg fast allein geführt habe. .... Von keiner Ehrbegierde, sondern nur von dem Verlangen geleitet, das Reich zu Einigkeit und gegenseitigem Vertrauen zurückzuführen, erkläre sich der König bereit, sein Contingent marschiren zu lassen, und wünsche, daß alle wohldenkenden Mitstände, besonders die Mächtigen, ein Gleiches thun möchten."

Allein die Zeit war für eine solche Anmuthung nicht empfänglich. „Seine persönliche Sicherheit auf das Spiel setzen, seine Schätze angreifen, seine Truppen ausrücken lassen, um einem Andern zu Hülfe zu eilen, wurde wie eine Art Wahnsinn behandelt. Man erschöpfte sich in Lobreden auf die, die sich vor jeder auch nur augenblicklichen Versuchung, der allgemeinen Wohlfahrt ein Opfer zu bringen, am Sorgfältigsten zu verwahren gewußt hatten. Die Verkehrtheit stieg wirklich so hoch, daß die am Zärtlichsten geliebt wurden, die man am Entschlossensten sah, an dem Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind den geringsten Antheil zu nehmen. Die Eroberung von Holland, der Verlust aller deutschen Länder jenseits des Rheins, die Plünderung Italiens und des südlichen Deutschlands, die Gefahr der österreichischen Monarchie,

das Alles glitt nur oberflächlich und leise an den Gemüthern der Zeitgenossen vorüber; sehr viele waren rasend genug, sich über Frankreichs Siege zu freuen. Die andern sorgten für ihr Haus und ließen den Himmel für das Uebrige sorgen." Der letztern Kategorie gehörte vor Allen Preußen an; um des Gewichtes willen, welches dieser Staat in die entgegengesetzte Wagschaale hätte legen können, lud er aber durch seine selbstsüchtige Politik die Verantwortung für alle andern, mehr oder weniger trübe Abschattungen der geschilderten Denk- und Handlungsweise auf sich.

Unter dem Einfluße solcher Sterne mußte sich Oesterreich zu dem Tractate von Lüneville verstehen. Die Verhandlungen, aus denen er entsprang, glichen, wie Gentz nur allzu richtig sagt, weniger einer Negociation, als einer ungleichen und harten Capitulation zwischen der Uebermacht, die aus ihren Vortheilen das Aeußerste ziehen, und der Ohnmacht, die zum Weichen gezwungen, nicht alle ihre Verschanzungen auf einmal hingeben wollte.

Durch den siebenten Artikel dieses Friedensschlußes war entschieden, daß, da durch die Cession eines Theils von Deutschland an Frankreich verschiedene einzelne Reichsfürsten ihre Besitzungen eingebüßt hatten, der Verlust aber das Ganze treffen müsse, das Reich den erblichen Fürsten, die sich in jenem Falle befänden, eine aus seinem Innern zu nehmende Entschädigung zutheilen sollte.

Am 2. October 1801 war ein Reichsgutachten zu Stande gekommen, welches auf Errichtung einer mit unumschränkter Vollmacht versehenen Reichsdeputation von acht Mitgliedern, nämlich Mainz, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Bayern, Hoch- und Deutschmeister, Würtemberg und Hessenkassel zur Vollendung des Reichsfriedensgeschäftes, namentlich zur Erledigung der Entschädigungsfrage, antrug.

Am 13. Mai des folgenden Jahres schloß Preußen in Paris einen besondern Vertrag mit Frankreich, welcher ihm

die Bisthümer Paderborn und Hildesheim, das Eichsfeld, die Stadt und das Gebiet von Erfurt, die Stadt Münster mit einem großen Theile des gleichnamigen Bisthums, die Reichsabteien Quedlinburg, Elten, Essen und Werden, die Reichsstädte Goslar, Nordhausen und Mühlhausen, dem Prinzen von Oranien das Bisthum Fulda nebst Corvey und Weingarten zusicherte und zugleich bestimmte, daß, um allen Hindernissen zu begegnen, die Interessenten nicht erst die Genehmigung des deutschen Reiches abzuwarten hätten. Lucchesini, der von preußischer Seite diesen Tractat unterzeichnet hatte, sagt bei dieser Gelegenheit: „Manchen schien dieser Vertrag, wodurch sich der König von Preußen aus eigner Macht den damals geltenden Gesetzen des deutschen Staatenbundes entzog, ein Vorläufer der Auflösung dieses Gemeinwesens und ein kühner, mit dem umsichtigen Verfahren des Berliner Hofes gänzlich unvereinbarer Schritt zu seyn." Die Richtigkeit des ersteren Punktes erkennt er stillschweigend dadurch an, daß er des Vorganges in dem ersten Bande seines Werkes, das von den Ursachen des Rheinbundes handelt, und, beiläufig gesagt, Preußen beinahe auf jeder Seite nennt, überhaupt nur Erwähnung thut; gegen den zweiten Vorwurf unbesonnener Uebereilung vertheidigt er aber das Cabinet durch folgende Argumentation: „Die beiden Monarchen, Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm, hatten eine freundschaftliche Zusammenkunft in Memel verabredet, wo sich demzufolge letzterer und seine erhabene Gemahlin aus Königsberg, und Alexander aus Curland kommend, am 10. Junius 1802 einfanden. Diejenigen, deren Geschicklichkeit in der Erforschung der politischen Geheimnisse dieser berühmten Zusammenkunft durch Neugier oder Mißtrauen erhöht ward, zweifelten nicht, daß sich dem König von Preußen die Gelegenheit dargeboten habe, Alexanders Anwesenheit zu benutzen, um von der Willfährigkeit seines wohlwollenden Gastes die Genehmigung jenes Tractates zu erlangen, welchen der russische Monarch wegen der bei der geheimen

Unterhandlung und Abschließung desselben gegen seinen Minister in Paris gebrauchten Verstellung leicht hätte übel aufnehmen können. Auch ist es glaublich, daß während die beiden Souverains mitten unter Revüen und Festlichkeiten sich zu vertraulichen Unterredungen zurückzogen, der König von Preußen Gelegenheit genommen habe, die Zwecke seines Seperatvertrages mit der Beredsamkeit des Freundes und durch die Kraft der Gründe, die ihn dazu vermochten, geltend zu machen." „So viel ist wenigstens gewiß, daß Friedrich Wilhelm vollkommen gerechtfertigt in den Augen seines Gastes von demselben schied. Als daher hiernächst in Paris die wechselseitigen Ratificationen der Gewohnheit gemäß ausgewechselt waren (am 3. Juli 1802), hatten der König von Preußen und der Prinz von Oranien vermöge der ausdrücklichen Clausel des vierzehnten Artikels dieses Tractates, die unbestreitbare Befugniß, ohne Weiteres von den, ihnen als Entschädigungsgegenstände zugefallenen Staaten und Gebieten Besitz zu nehmen. Und schon hielten sich in den preußischen Festungen Magdeburg und Wesel die zur unverzüglichen Besetzung jener Länder nöthigen Truppen marschfertig. Allein der König von Preußen, nicht zufrieden mit der in der freundschaftlichen Zusammenkunft zu Memel erlangten Zustimmung, glaubte sich vorsichtiger zu benehmen, wenn er dem Kaiser Alexander Zeit ließe, diese seine wohlwollenden Absichten unwandelbar und offenkundig zu machen durch die feierliche Genehmigung der allgemeinen Vertheilung der Entschädigungsgegenstände, wodurch er den Zwistigkeiten in Deutschland ein Ende zu machen und den Reichsfrieden" — der doch ausdrücklich dem Reiche die Vertheilung der Entschädigung vorbehielt — „zu vollenden und zu befestigen gedachte. Diese allgemeine Vertheilung, die am dritten Junius in Paris von dem russischen und französischen Bevollmächtigten gemeinschaftlich festgesetzt war, befaßte unter anderm auch die nämlichen Bewilligungen, die im geheimen Tractat vom 23. Mai dem preußischen und oranischen Hause zugestanden waren. Jetzt säumten daher die preußischen Truppen

nicht lange, in das Gebiet und die Residenz der Bischöfe von Münster einzurücken: denn nachdem die Beschlüsse des russischen Kaisers mit den Absichten des ersten Consuls über den Inhalt und die Ausdrücke der beabsichtigten Erklärung an die außerordentliche Deputation des Reichstages mit Gewandtheit in Uebereinstimmung gebracht waren, trug der König von Preußen nicht länger Bedenken, dem katholischen Clerus Deutschlands kund zu thun, daß die Zeit gekommen sei, wo das Schicksal der geistlichen Fürstenthümer Deutschlands von Andern wirksamer werde entschieden werden, als durch die unschlüssigen, machtlosen Unterhandlungen zu Regensburg geschehen könne."

Mit der gleichen Brutalität, man verzeihe uns den Ausdruck in Rücksicht auf die Gehässigkeit der Sache, mit der gleichen Brutalität, welche diese ganze Darstellung des preußischen Staatsmannes athmet, berief sich der brandenburgische Gesandte in Regensburg auf die Billigung Rußlands und Frankreichs als eine ratio sufficiens, daß Preußens Entschädigung nicht nach demselben Verhältnisse zu würdigen sei, wie die der andern Fürsten. „Was übrigens die Angelegenheit Deutschlands betreffe, so müsse der König wünschen und rathen, daß man den französisch-russischen Plan unbedingt annehme."

So „erwarb" Preußen als Ersatz für etwa vierzig Quadratmeilen jenseits des Rheines eine reichgesegnete Ländermasse von ungefähr sechsfacher Ausdehnung, und durfte sich überdieß in dem stolzen Bewußtseyn wiegen, in Sachen des deutschen Vaterlandes ein entscheidendes Wort, freilich mit ausländischem Accent, gesprochen zu haben. Damals trieb das preußische Staatsschiff mit der vollen Gunst des Windes und der Wogen; der Minister des Auswärtigen in Paris berichtete in der Senatssitzung vom 3. Fruktidor des Jahres X der Re-

publik: „*La Prusse continuera à former dans le Système germanique la base esentielle d'un contrepoids necessaire.*“ Das war, das ist das Geheimniß der providentiellen Bestimmung Preußens.

Das Jahr 1805 führte eine neue Coalition zwischen Rußland, Oesterreich und England herbei, zur Theilnahme an dem Kriege dieser letzteren Macht gegen Frankreich, in Folge dessen Napoleon den deutschen Churstaat Hannover, allen Gesetzen des Völkerrechtes zum Hohne, besetzt hatte. Preußen ließ 100,000 Mann zur Aufrechthaltung seiner Neutralität, in die es Dänemark, Chursachsen und Churhessen zu ziehen gegen Frankreich sich erbot, an die Weichsel vorrücken. Allein diese Neutralität, an sich ein Unglück, war das Vorspiel und, man darf wohl sagen, die Hauptveranlassung noch größerer Uebel. Die süddeutschen Staaten, Bayern, Würtemberg und Baden, zwischen den kämpfenden Mächten Frankreich und Oesterreich in der Mitte, waren von den Lasten des langwierigen Krieges in dem furchtbarsten Maße heimgesucht. Das Verlangen nach Neutralität war bei ihnen durch unsägliche Leiden hervorgerufen und jedenfalls verzeihlicher, als bei Preußen, das nur drei Jahre lang, und nicht eben in erschöpfendem Maße an dem vorigen Kriege sich betheiligt hatte. An eigner Macht ohne Vergleich schwächer, aller Kriegsnoth weit unmittelbarer und in höherem Grade ausgesetzt, konnten sie aber, nach den Gesetzen natürlicher Nothwendigkeit, mit Preußen nicht auf der gleichen Linie der Entfremdung von den gemeinsamen vaterländischen Interessen sich behaupten, und so sehen wir leider durch Preußens Neutralität die ihrige in eine Allianz mit Napoleon umschlagen, die nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges für die koalirten Mächte zu jenem beklagenswerthen Rheinbunde sich organisiren mußte.

Die gröbliche Verletzung der preußischen Neutralität, die sich Napoleon damit erlaubte, daß er französische Heerestheile von Hannover durch das Anspachische in das südliche Deutsch-

land marschiren ließ, erbitterte den König in dem Maße, daß er, durch die Anwesenheit des Kaisers Alexander und des Erzherzogs Anton in Berlin zu einer Entscheidung bestimmt, über dem Grabe Friedrichs II. — verhängnißvolles Omen! — einen Vertrag abschloß (am 3. November), worin er sich zur Vermittlung eines Friedens auf Grundlage desjenigen von Lüneville und, für den Fall, daß Napoleon diesen Antrag zurückweise, zur Kriegseröffnung gegen Frankreich, vom 15. December ab, verpflichtete. Gleichzeitig besetzten preußische Truppen das Churfürstenthum Hannover, ein Act, der nach dem eben abgeschlossenen Tractate, nur die Aufgabe der Behauptung dieses Staates für England haben konnte.

Allein der Sieg Napoleons bei Austerlitz gab den Dingen eine andere Wendung. Obgleich, nach Lucchesini's Bericht, eine österreichische Armee unter Erzherzog Carl zum Entsatze Wiens bereit stand, obgleich 60,000 Mann Preußen gegen die Gränzen Böhmens hin anrückten, obgleich endlich ein nicht unbedeutendes russisches Corps an der Elbe und Oder zur Verfügung des Königs geblieben, und eine andere Truppenabtheilung schon während der Schlacht bei Austerlitz in Krakau eingetroffen war, so daß der Krieg erneuert werden konnte, „so bald der erste Donner des preußischen Geschützes gegen die Franzosen, wiederhallend in den Sälen des Preßburger Congresses, die Friedensunterhandlungen gestört hätte, die, wie man sagt, damals schon seit einigen Tagen zu erkalten begannen" — ungeachtet dieser keineswegs verzweifelten Sachlage unterzeichnete der preußische Minister in Wien am 15. December, „dem Tage, der zum Einmarsch der preußischen Truppen in Böhmen bestimmt war", einen Bundesvertrag mit Napoleon, des Inhalts:

„Preußen tritt ohne Vorbehalt an Bayern das Fürstenthum Anspach, an Frankreich den Rest von Cleve mit Wesel und Neufchatel ab. Dafür überläßt ihm die erste Macht, um Baireuth zu runden, einen Bezirk, der zwanzigtausend Einwohner enthält, und die zweite,

desselben vom 15ten Fe
Ueberlassung Hannovers
und Mündungen der Flü
Die Besitzergreifung Ha
ter der Erklärung: „Pr
eines Vertrags mit Fra
Kurhauses Braunschweig,
Eroberung erworben, vo
jedem Bezug für übergega

Mit diesem letzten
Rande voll geworden, u
Preußen sich erfüllen, an
wirst du gestraft werden.

Schon während der
preußische Kabinetsminister
dort gegen Preußen herrsch
man ihm nämlich den Be
hen werde; daß man noch
beträchtlichen, und dazu no
ben könne; daß Napoleon d
wo er mit allen seinen Stre

der Kriegsführung dienen mußte, deren Rückgängigmachung aber Napoleons unbegränzter Willkür zugleich einen Artikel in dem künftigen Frieden mit England und einen erklecklichen Posten in der bevorstehenden Abrechnung mit Preußen herzugeben geeignet war. Wirklich traf schon am 7. August von dem preußischen Gesandten am Hofe der Tuilerien die Nachricht in Berlin ein: „Napoleon unterhandle mit England auf der Basis der reinen und einfachen Rückgabe Hannovers."

Gleichzeitig stellte Napoleon der preußischen Politik auf einer anderen Seite Netze von eben so kluger, als treuloser Berechnung.

Oesterreich war in der letzten Zeit der alleinige Depositär jener bindenden Kräfte gewesen, die den deutschen Staatskörper am Auseinanderfallen nothdürftig verhindert hatten; Preußens Beruf, das für Frankreichs Interesse, wie wir gesehen, unentbehrlich erachtete Gegengewicht darzustellen, hatte sich durch den Wiener Allianztractat bis zu dem Grade erfüllt, daß nun Oesterreichs zusammenhaltender Einfluß gänzlich neutralisirt war, ein Ereigniß, das in dem Preßburger Frieden seinen völkerrechtlichen Ausdruck und in der Rheinbundsacte seine traurige Consequenz gefunden hat. Diese war am 12. Juli 1806 unter dem Schleier des Geheimnisses zu Paris unterzeichnet, am 19. zu St. Cloud ratifizirt worden, und damit die Loslösung sechszehn deutscher Reichsstände von dem alten Reichsverbande, die sich fortan unter Frankreichs Protectorat stellten, ausgesprochen. Die Mittheilung derselben hatte Talleyrand am 22. Juli mit folgenden Worten an den französischen Gesandten Laforest in Berlin begleitet:

„Es ist nun an Preußen, eine so günstige Gelegenheit zu benutzen, um sein System zu vergrößern und zu befestigen. Es wird den Kaiser Napoleon geneigt finden, seine Absichten und Pläne zu unterstützen. Es kann unter einem neuen Bundesgesetze die Staaten vereinigen, die noch zum deutschen Reiche gehören und die Kaiserkrone an das Haus Brandenburg brin-

entledigt geglaubt zu haben, als na
leons und seiner Verbündeten am Rei
„die deutsche Reichsverfassung habe
Kaiser Franz am 6. August mit „eins
auf jeden Widerstand" und um „jede
chen Discussion zuvorzukommen", die l
derlegte, in einem Momente also, w
dem reinsten, preiswürdigsten Lichte s
nen. Ueberhaupt beobachtete Preußen
mit Churhessen und Chursachsen am
Unterhandlungen über eine norddeutsch
Nichtbehinderung von Seiten Frankre
qua non der preußischen Anerkennung d
worden war, statt irgend einer Rücksi
sicht, seine Pläne sorgfältig vor
zu halten. So wurden am 21. Aug
ten von Sachsen und Hessen vorläufig
neuen Constitution für das nördliche
Namen des „nordischen Reichsbundes"

liche Bundeslande zerfallen sollten, theils die im dritten Artikel namhaft gemachten Staaten als Glieder bei, theils die Reichsritterschaft, so wie Reuß, Schwarzburg, Waldeck, Lippe Detmold und Schaumburg als zu mediatisirend unter.

Obgleich dieses Project durch Napoleon angeregt und seine Förderung von ihm zugesagt worden war, setzte doch gerade er der Ausführung desselben sowohl geheime Machinationen an den Höfen von Kassel und Dresden, als offenen Widerspruch, namentlich in Beziehung auf die Hansestädte, entgegen, und gerade die unerwartete Hemmung, die Preußen in dem mit Begeisterung ergriffenen Unternehmen fand, verbunden mit der befürchteten Zurückgabe Hannovers an England, worin man nicht ohne Grund die ersten Vorboten von Napoleons Rache erkennen mochte; diese ganze seltsame Complication von Umständen veranlaßte die gegenwärtigen Kriegsrüstungen. Der Zweck, den Napoleon bei seiner früheren Begünstigung Preußens verfolgte, war in dem Rheinbunde erreicht; Preußen galt ihm nicht mehr als Werkzeug zur Vorbereitung seiner herrschsüchtigen Entwürfe, sondern lediglich noch als Gegenstand eines Hasses, über den die Verachtung noch nicht in dem Maße gesiegt hatte, daß ihm Seyn oder Nichtseyn des Feindes gleichgültig gewesen wäre; um dessen Vernichtung herbeizuführen, war er bedacht, ihn für den bevorstehenden Kampf zu isoliren, durch das trügerische Danaergeschenk Hannovers von England, und wo möglich auch von Rußland, durch die hingeworfene Lockspeise des Kaiserthums von Oesterreich, und durch die Einflüsterungen von gefährdeter Selbstständigkeit, welche eben durch die von ihm veranlaßten Unionsvorschläge Preußens einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit gewannen, auch noch von seinen natürlichen Bundesgenossen Hessen und Sachsen, die er damit zugleich in die Schlingen des Rheinbundes zu ziehen hoffte.

Eben so falsch, wie die Stellung Preußens England gegegenüber war, dem es, um Frieden und Unterstützung zu erlangen, dasjenige hätte herausgeben müssen, um dessen willen es mit Frankreich zum Kriege schritt,

führt, selbst verwunden. War es
Frankreich der zahlreichen Opfer zu
schen und Principien gebracht, so rie
Meinung herabzusetzen; hegte es de
wieder in Europas Meinung zu hel
zugleich anerkennen, daß es Frankre
„Um Napoleons Unrecht hervorzuheb
lich zu viel Gewicht auf die Beweise
terwerfung legen, welche Preußen so
gegen konnte man aber, um Preuße
then Zeitgenossen vom glänzendsten E
gen, wieder nicht genug bemüht sei
dessen langer Willfährigkeit gegen den
ropas zu verwischen."

Und fragen wir nun, warum der
laß dieses Kriegsmanifestes noch so
England in eine klare und bestimm
warum es die Unterhandlung mit Oes
nen hatte, da doch der Hammer scho
der Entscheidungsstunde. Mag uns de

störer des Rheinbundes (daß dessen Auflösung der positive Zweck des Krieges sei, verhehlten die preußischen Staatsmänner im Hauptquartiere zu Erfurt keineswegs): es durfte sich die Berechtigung zuschreiben .... die sämmtlichen Bestandtheile desselben mit den nördlichen Staaten (Hannover einbegriffen) zu einem das ganze Deutschland, mit Ausschluß Oesterreichs, umfassenden Bunde zu vereinigen unter dem erblichen Protectorate des Königs als deutschen Kaisers."

Daß die preußische Vermessenheit, die sich rühmte, unter Friedrich II. ganz Europa gegenübergestanden zu haben, und im Jahre 1791 gegen Rußland und Oesterreich in die Schranken zu treten sich anschickte, eine solche Eventualität allerdings innerhalb der Gränzen der Möglichkeit voraussetzte, läßt sich unter Anderm aus einer Aeußerung des Ministers Haugwitz erschließen, mit welcher er damals die bisher von Preußen vorgehaltene „falsche Friedensmaske" zu beschönigen suchte: „nach allem Elend, welches unsere Freunde rings um uns erduldet, schien es uns räthlich, daß Europa im äußersten Falle an uns eine unversiegbare Hülfsquelle habe." Wer im Bewußtseyn unversiegbarer Hülfsquellen seine Freunde sich hülflos verbluten läßt, der weckt das Präjudiz für sich, daß er den „äußersten Fall" nicht ungern habe kommen sehen, um aus dem allgemeinen „Elend" seiner Freunde eben mittelst jener unversiegbaren Hülfsquellen den möglichsten Vortheil für sich selbst zu ziehen.

Uebrigens hatte die preußische Politik auch den Fall einer ungünstigen Wendung des Krieges vorgesehen. Verträge, wie die von Memel (mit England auf die Grundlage der Rückgabe Hannovers) und von Bartenstein (mit Rußland auf die Basis eines gemeinschaftlichen Protectorates von Preußen und Oesterreich über Deutschland) — beide Verträge, im Anfang des folgenden Jahres abgeschlossen, kamen freilich „zu spät" — dergleichen Verständigungen blieben ja immer in der Per-

gegeben habe, kein Neutralitätssystem
doch keineswegs gesonnen, irgend
thun"; eine Versicherung, mit der f
gen Sachsen in auffallendem Widersp

Diese Unsittlichkeit, diese innere
führten mehr noch, als der beispiellos
queroute, die furchtbare Katastrophe ü
Sturm, den die Urheber des Fürstenl
als sie im Geiste deutsche Waffen im
in das Herz der österreichischen Mona
diese Sturmessaat sollte auf den Schla
und Jena siebenfältige Aerndte tragen
Zeit der passiven Sühne für eine
sene Schuld war über Preußen gekomm
erniedrigt, Buße thun sollte in Sack u

Und die nachmalige glorreiche E
wir keineswegs zu schmälern gesonnen
von preußischer Seite den Antheil Ande
nicht verschweigt; wollte die preußisch
ven Theil dieser Sühne, als wer
sehen wissen, oder lediglich als

LIX.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 11. December 1850.

Welche Stellung das freiheitglühende, meerumschlungene Schleswig-Holstein zur katholischen Kirchenfreiheit genommen habe, darüber gewährt ein kürzlich erschienenes, höchst interessantes Buch *), welches wir unsern Lesern als [illegible] Lectüre bestens empfehlen können, merkwürdigen [illegible] niger als erfreulichen Aufschluß. Der [illegible] richtig, daß die Verhältnisse der kathol[illegible] Hamburgischen Staate nach wie vor [illegible] net" seien, daß aber dieser Zu[illegible] hältnissen", wie sie die [illegible] möchten, jedenfalls bei [illegible] er [illegible]

[illegible]

vom 10ten Januar 1757 zu e
lischen Provikar die seit 1669
hirtlichen Pflichten für die Zu
rung dieses Gesuches in gan
also selbst der Monarch nicht
weigern mögen, das, so setz
werde jetzt die humane „„prov
so Manches in allen Zweigen
Weiteres zur Ausführung brin
hätte als eine Verletzung der, t
schuldigen Achtung betrachtet
dieser schöne Traum sollte nur
wenige Wochen nachher erhi
Bürger, der, im Begriff eine
supplicando mit der Bitte an
gierung wandte, ihm diese ar
Angelöbniß der protestantischen I
rundweg abschlägiges Decret,
„„Bekanntmachung der schlesw
treffend die Ueberweisung mehr

zu übergeben, wodurch sie sich verbindlich machen, die Kinder, welche aus ihrer Ehe geboren werden, ohne Unterschied des Geschlechtes von einem lutherischen Prediger taufen und in der evangelisch-lutherischen Lehre auferziehen zu lassen.""

„Dieses Rescript, verglichen mit den Verhältnissen, unter denen es gegeben ward, bedarf keines Commentars. Die Humanität der provisorischen Regierung hat sich vermittelst desselben ein vollgültiges testimonium paupertatis ausgestellt, das zugleich aber für die Katholiken Holsteins und Schleswigs das unbestreitbare Gute hatte, daß dadurch die Ansicht, als könne irgend eine aus der Revolution hervorgegangene Regierung — und sei es auch die beste — es jemals mit der Kirche ehrlich meinen, eine handgreifliche Widerlegung fand. Sie lernten daher einsehen, in welchem Sinne die auch ihnen verheißene Freiheit gemeint war, sie begriffen, daß es eine Freiheit sei, durch deren Anwendung auf die Religion zwar alle Irrthümer emancipirt, die Kirche dagegen in schmachvolle Fesseln geschlagen werden sollte. Und so ward es ihnen klar, daß, troß aller pomphaften Verheißungen, doch im Grunde in nichts anderem Heil zu finden sei, als im treuen und immer festern Anschließen an die von Christus dem Herrn selbst gestiftete Kirche, von der wir wissen, daß sie auf einen Felsen gegründet ist, und daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden."

Uns hat dieses Beispiel, wie die „holsteinischen Professoren" und ihres Gleichen die Freiheit verstehen, zwar nicht überrascht, aber lebhaft an jenen Knecht im Evangelium erinnert, der dem Könige zehntausend Talente schuldig war. Und als sie ihm erlassen worden, ging er hinaus und fand einen seiner Mitknechte, der ihm (wir können in diesem Falle hinzusetzen: angeblich) hundert Denare schuldete. Und er packte ihn, würgte ihn und sprach: bezahle, was du mir schuldig (oder vielmehr, im vorliegenden Falle, nicht schuldig) bist. Wir

Die preußische Verwaltung ha
wenigen Tagen noch „brennenden" Kr
um einen, wie sie hoffte, vernichten
meisten verbreitete katholische Zeitung
Der Hauptredakteur der Deutschen V
mann Müller, vormals mehrere Jahre
in Würzburg, ein aus der Nähe vo
scher Unterthan, ist durch einen aus
pellabeln Polizeibefehl aus Köln ver
fügen hat man aus einem, in sold
ganz achtbaren Schaamgefühl für u
That, es war überflüßig. Stat pro
große Devise der schwarzweißen Poli
zu seyn glaubt, und dieser Grund de
rolarien des allgemeinen Prinzips in
Jeder treibt eben sein Metier, wie
sich denn auch des weitern, von Ze
Geredes von Freiheit, Recht und Ge
Muth haben: sich frei heraus und of

dieses gesetzlosen Hasses geworden, das eigenthümliche Unglück gehabt, durch eine Erklärung*), die er kurz vor dem, ihn aus

*) „Unsere Lage. Köln, 8. November. Von der größten Wichtigkeit sind die von Berlin uns gestern zugekommenen Nachrichten: die Mobilmachung des gesammten Heeres, mit Einschluß der Landwehr, ist beschlossen. Das ist aber nicht die von Herrn v. Radowitz beantragte Mobilmachung, das ist keine Demonstration mehr; es ist die ernste Vorkehr zu einem unmittelbar drohenden Kriege. Dieses Mal scheint von Oesterreich, oder von dem Bundestage die nächste Veranlassung zum Zwiste gegeben zu seyn, und zwar mit klarem Bewußtseyn; denn wenn es wahr ist, daß der General von Peucker in Frankfurt angefragt hat, „„ob nicht weitere Executionsschritte in Hessen zu sistiren seien, da Preußen in Wien Erbietungen zu Gunsten des Friedens gemacht habe““, wenn es wahr ist, daß auf eine solche Anfrage die Entschließung erfolgt ist, keine, gar keine Sistirung der Executionsschritte eintreten zu lassen, dann drängt sich unabweisbar die Vermuthung auf, daß Oesterreich und die mit ihm verbundenen Staaten entweder den Frieden mit Preußen nicht erhalten wollen, oder, auch bei eintretendem Verzuge ihn erhalten zu können, verzweifelt haben.“

„Wie aber auch immer diese plötzliche Wendung der Dinge begründet seyn mag, die Thatsache steht nun fest, daß Preußen sein Heer und seine Landwehr aufgerufen hat zur Kriegesbereitschaft gegen die seiner Politik bisher widerstrebenden deutschen Staaten, und diese Thatsache genügt, um die Stellung unseres Blattes in dem großen Meinungskampfe deutscher Reichs- oder Bundesentwickelung wesentlich zu verändern. Obgleich uns auch das fremde Recht allzeit heilig ist, und obgleich das Verhältniß zu den übrigen deutschen Staaten auch den Unterthanen Preußens in nationaler und geschichtlicher Beziehung keineswegs ein fremdes ist, so dürfen wir doch nicht einen Augenblick vergessen, daß es für den preußischen Unterthan nur eine Obrigkeit gibt, daß er nur gegen seinen König die Pflicht des bürgerlichen Gehorsams zu üben hat, welche wir als eine der wesentlichen Grundsäulen der menschlichen Gesellschaft zu jeder Zeit und in jeder Lage zu ehren und zu fördern verpflichtet sind. Es wäre aber wahrlich nicht genug gethan, wollten wir nur die Pflicht des bürgerlichen Gehorsams im Allgemeinen anerkennen und in Erinnerung rufen; wir achten uns vielmehr auch dazu verpflichtet, alles Dasjenige zu vermeiden, wodurch ein Unterthan in Erfüllung jener Pflicht leicht gehemmt, gelähmt oder beirrt werden könnte. Bisher handelte es sich in Preußen um eine freie, offene Frage; die Räthe Seiner Majestät des Königs waren selbst noch in den letzten Tagen in der Beantwortung dieser Frage zwiespaltig und wankend; bis zum heutigen Tage konnten auch wir unsere innige Ueberzeugung verfechten, daß bei dem Meinungskampfe, welcher Deutschland spaltet, das stärkere Maß des Unrechts sich jedenfalls auf dieser Seite finde, und daß eine Verständigung mit Oesterreich und dem übrigen Deutschland eifrigst zu erstreben sei. Auch jetzt noch wird Niemand von uns erwarten, daß wir unsere Ueberzeugungen verläugnen wollten; verläugnen werden wir sie nicht, aber auch fürder nicht mehr so, wie bisher verfechten; die Zeit der Warnung ist hinter uns, die Entschlüsse

tischen Schwingungen des P
greifen diese Stimmung, der
Milde und allzuschonende W
lingsneigungen des Preußenth
meisten hervortretende unter
litischen Blätter. Aber denno
über die Erklärung der Volk
glauben, daß der hin und w
herbe Tadel gegen deren Red
ruht, zu denen uns Deutsche
westlichen Nachbarn eine absond
Wenn wir nämlich obbesagte
genau und aufmerksam, aber

---

sind gefaßt, man schreitet z
stummen."

„Dennoch möchten wir hie
wir alle Hoffnung auf eine
hätten; vielleicht werden wir
Standpunkt der Berathung zu
uns die Zeit der freien Disc
weilen aber wird sich die „„T
vaterländischen Fragen mehr b
und über die Gründe dieses M

erwägen, so scheint es uns zuvörderst nothwendig: die Fassung, mit der auch wir keineswegs zufrieden sind, von der eigentlichen Absicht und dem Zwecke des Verfassers zu unterscheiden. Wir glauben insbesondere, daß die Wendung:

> „dieses Mal scheint von Oesterreich oder von dem Bundestage die nächste Veranlassung zum Zwiste gegeben zu seyn, und zwar mit klarem Bewußtseyn,"

sehr unglücklich gewählt war. Denn selbst wenn die vom Verfasser angeführten Voraussetzungen richtig gewesen, so wäre die „Veranlassung zum Zwiste" doch immer nicht von Oesterreich und dem deutschen Bunde, sondern von der unberechtigten und bundeswidrigen Invasion Preußens in Kurhessen ausgegangen, wenn gleich gegen die formelle Richtigkeit der Behauptung nichts Erhebliches einzuwenden ist: Oesterreich scheine, die Richtigkeit der in der Erklärung angeführten Voraussetzungen angenommen, nicht mehr an die Möglichkeit der Erhaltung des Friedens geglaubt zu haben. Genau und streng genommen beruht also der Vorwurf, der dem Redacteur der Volkshalle unsers Erachtens mit Recht gemacht werden kann, in dem unpassenden und unangemessenen, nur durch Uebereilung zu entschuldigenden Gebrauche des Wortes „Zwist"; ein Versehen, welches durch spätere Erklärungen in demselben Blatte mehr als genügend erläutert, entschuldigt, gesühnt ist. Mochte also der lapsus calami im Vorbeigehen gerügt werden, aber hüten wir uns um einer stilistischen Ungenauigkeit willen eine querelle allemande mit einem, um der Gerechtigkeit willen verfolgten Vertheidiger der Wahrheit weiter zu führen oder gar dem ohnedieß Bedrängten dauernd nachzutragen, und die gute Sache um einen ihrer talentvollsten und ehrlichsten Kämpfer, dadurch, daß wir dessen politischen Kredit zerstören, ärmer zu machen!

Allein die in Rede stehende Erklärung hat noch eine andere Seite. Während wir nämlich in dem eben erwähnten Nebenpunkte (der am besten ganz weggeblieben wäre), die verfehlte Form nur entschuldigen mögen, können wir die Haupt-

absicht und den eigentlichen Zweck des ganzen Artikels nicht nur nicht tadeln, sondern müssen uns in diesem Punkte mit dem Verfasser vollkommen einverstanden erklären.

Professor Müller redigirte ein conservatives, katholisches Blatt, welches in den katholischen Landestheilen Preußens nach und nach entscheidende Autorität geworden war. Dieses Blatt hatte, wie es nicht anders konnte, gegen eine Politik gestritten, deren Zweck die Unterjochung von ganz Deutschland unter Preußen, und deren Mittel der Krieg war. Da erschallt plötzlich die Nachricht: die Armee wird mobil gemacht, der Krieg ist so gut wie erklärt. Fast gleichzeitig entehrt sich die „Neue Preußische Zeitung“ durch ihre Denunciationen gegen das katholische Kölner Blatt (wovon unten), und giebt den katholischen Rheinländern das bekannte unvergeßliche Versprechen der „Helotenbehandlung.“ Daß diese Menschen es mit der Preßfreiheit (außer für sich selbst!) ehrlich meinten, daß sie einem Gegner ihrer jedesmaligen politischen Meinung eine ruhige Erörterung seiner Ansicht gönnen würden, wer wäre kindisch genug, dieß zu glauben? wer konnte es noch anders erwarten, als daß diese Politik jedes unbefangene freimüthige Wort zum Verbrechen stempeln, jede Polemik gegen die augenblicklich herrschende Strömung als willkommenen Vorwand benützen werde, die rheinischen Katholiken in Masse für Verräther zu erklären, um sie nach Thunlichkeit und besten Kräften des angedrohten Helotenstandes theilhaftig zu machen. Solchen Feinden gegenüber wäre Mangel an Vorsicht ein Verbrechen gewesen. Professor Müller aber hatte nicht nur für sich, er hatte für die katholische Sache in ganz Preußen einzustehen. Welche Wonne für eine gewisse Heuchlerzunft, wenn, was in der herrschenden Verwirrung der Ansichten und Gefühle keineswegs undenkbar war, Katholiken eine scheinbare oder wirkliche Veranlassung geboten hätten, eine kirchlich-politische Verfolgung zu organisiren, und dann, nach dem in Irland (1798) gegebenen Exempel und Vorgange Englands, eine katholische Rebellion zu unterdrücken!

Wahrscheinlich hat der Redacteur der Volkshalle diese

Gefahr erwogen und ihr gegenüber einfach thun zu müssen geglaubt, was sein Gewissen gebot. In moralisch zerrütteten, in ihrer Grundtiefe aufgeregten Zeiten, wo das Pflichtgefühl fast bei jedem Einzelnen getrübt und in den Massen durch revolutionäre Sophistik verwirrt ist, war es nicht nur nicht überflüßig, es war unbedingt nothwendig, die rheinischen Katholiken bei dieser Gelegenheit, im Namen der Kirche, an ihre nächste und sicherste Pflicht zu mahnen. Die Frage drängte: wie sollten sich die Katholiken in dem bevorstehenden Kriege verhalten, den sie für einen ungerechten und widersinnigen halten mußten? Diese Frage wurde im Privatleben verhandelt, die Presse konnte sie nicht unbeachtet zur Seite liegen lassen.

Wie der Redacteur der Volkshalle sie beantwortet hat, das beweist seine oben mitgetheilte Erklärung. Der Sache nach, und wenn man Alles, was leserlich genug zwischen den Zeilen steht, mitliest, hat er seinen rheinischen Landsleuten ungefähr Folgendes gesagt: „Ihr seid an diesem Kriege unschuldig, und habt ihn in keiner Weise zu verantworten. Ihr wißt auch längst, was ihr in eurer Privatüberzeugung davon zu halten habt. Aber er beginnt jetzt, und ich beschwöre euch bei Allem, was euch heilig ist, thut jetzt als loyale preußische Unterthanen und ächte katholische Christen auch der irrenden und gröblich fehlenden Obrigkeit gegenüber, zumal als Soldaten, eure nächste, sicherste, euch klar vorliegende Pflicht und Schuldigkeit; nicht mehr, und nicht weniger. Damit dient ihr Gott und der Wahrheit am meisten. Ich habe, weil man nicht lügen darf, euch über die Natur des vorliegenden politischen Zerwürfnisses die Wahrheit gesagt, so lange ich mit der Wahrheit noch warnen, aufklären, Lügen und Irrthümer zu berichtigen hoffen konnte. Aber das Reden hat seine Zeit, wie das Schweigen; ich will jener Species von Gegnern, wie sie jetzt in der „Neuen Preußischen Zeitung“ auftreten, selbst den entferntesten Schein und den ungerechten Vorwand entziehen, euch als Verräther zu verschreien und in oder nach dem Kriege, dessen Verlauf und Ende Gott allein

kennt, euch die vielbesprochene „Helotenbehandlung“ mit einem Scheine von Recht angedeihen zu lassen. Fortan werde ich vorläufig nicht sowohl Leitartikel schreiben, als mich auf das Referiren von Thatsachen beschränken. So glaube ich in diesem Augenblicke euch und der Wahrheit am besten dienen zu können.“

Es scheint uns nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, daß Professor Müller auf diesem Wege der Sache, die er bisher vertheidigt hatte, am meisten nützte. Umgekehrt glauben wir, daß er der Kirche, der großdeutschen Sache, daß er Oesterreich und dem deutschen Bunde den allerübelsten Dienst geleistet haben würde, hätte er auch nur durch eine Sylbe der Auslegung Raum gegeben, als riefen Preußens Gegner, (ähnlich wie die Neue Preußische Zeitung! das österreichische Heer) die preußischen Unterthanen zum Abfall und zur verrätherischen Auflehnung auf. Was die Verbündeten des revolutionären Despotismus thun dürfen ist **uns** durch die Natur der Sache, für die wir streiten, ein für alle Mal verboten. Im Geiste dieses Systems der Rechtlichkeit und Wahrheit zu handeln, scheint uns Professor Müller beabsichtigt zu haben. Aber dafür hatte man in Berlin keinen Sinn; im Gegentheil: der Verdruß darüber, daß er der künftigen „Helotenbehandlung“ einen Vorwand entzogen, äußerte sich durch überstürzte Ausweisung des pflichttreuen und gewissenhaften Redacteurs. Dieß ruft uns eine Anekdote aus dem oben erwähnten irischen Insurrectionskrieg in's Gedächtniß zurück. Man stellte einen Mann vor das Kriegsgericht, der angeklagt war großes Ansehen unter seinen katholischen Glaubensgenossen zu besitzen. Sein Vertheidiger machte geltend: der Angeklagte habe vielen englischen Gefangenen dadurch das Leben gerettet, daß er den Insurgenten in's Gewissen geredet, sie zur Menschlichkeit ermahnt habe. Gerade das beweist, war die Antwort, daß er Einfluß bei den Katholiken hatte. Hängt ihn! — Man sieht, diese Logik ist seit fünfzig Jahren im Wesentlichen dieselbe geblieben.

Und nun zum Schluße noch eine Bemerkung über die

Rolle, welche die Neue Preußische Zeitung in dieser Sache gespielt hat. Als sie selbst in die Kriegstrompete stieß, hatte sie ohne Scham und Scheu die Gewalt zum Einschreiten gegen den Professor Müller aufgefordert. Daß er einige Jahre lang auf der bayerischen Universität Würzburg Professor gewesen, galt ihrem halbverrückten Hasse gegen Bayern als Verbrechen, ließ sich jedoch als solches vor der Welt kaum geltend machen. Endlich sah sie, durch vielfache Aufforderungen gedrängt, sich genöthigt ihre Denuntiation zu spezifiziren. Dieß geschah im „Zuschauer" der Neuen Preußischen Zeitung vom 29. November: „Die deutsche Volkshalle in Köln hat die eiserne Stirn, die Berichterstatter jener Blätter, die den Eindruck der allgemeinen Bewaffnung einen begeisterten genannt haben, als „„bezahlt und stellensüchtig"" zu verläumden." In der That, solche Reden konnten die eisenfressende Begeisterung niederschlagen. Aber mittlerweile hatte sich die Politik dieses standhaften Organs der Wahrheit noch einmal um ihre Achse gedreht, und in dem Leitartikel vom 3. December sagt sie gegen die Kriegslustigen Aergeres, als der Volkshalle zu sagen jemals in den Sinn gekommen war:

„Wer sind die Leute, die Krieg um jeden Preis begehren, und was haben sie bisher gethan, um sich als Anwälte der Ehre Preußens und des Preußischen Kriegsheeres zu legitimiren? Sind es nicht in der Mehrzahl dieselben, deren „„verletzten Gefühlen"" und hochverrätherischen Sympathieen wir es zu danken haben, daß unsere siegreiche Armee besiegten Aufrührern das Feld räumen mußte; sind es nicht dieselben, denen damals der reiche Schatz der deutschen Sprache kaum genügte, die Ehre der „„verthierten Söldner"" unter die Füße zu treten; sind es nicht dieselben, die damals Herrn Stein und Consorten zujauchzten, als man die Armee volksthümlich reorganisiren und das verhaßte reactionäre Junkerthum für immer daraus verbannen wollte; sind es nicht dieselben „„ächten treuen Preußen"", welche kein anderes Tichten und Trachten kennen, als „„Aufgehen in Deutschland"", d. h.

... des Preußischen
mit der Hoffnung, daß es
durch heftiges Geschrei u
sprichwörtliche Feigheit zu
Herr zu verleiten, ihnen a
Leider ist die Sprache
solche Doppelzüngigkeit verb
zu leihen. Wir machen k
Prophezeiung; aber dennoch
genen Beobachtung des pr
Preußischen Zeitung" ein seh
hat durch Lüge der Gewalt
sche Denunciation die Gewalt
gefordert und verleitet, welche
bringen wird. So wird sie, w
vernichtet hat, auch in ihre
Gewalt, und zwar in nicht ge
wie ein schmutziges Insekt. Z
laube die Neue Preußische Zeit
aussagung erinnern ...